This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

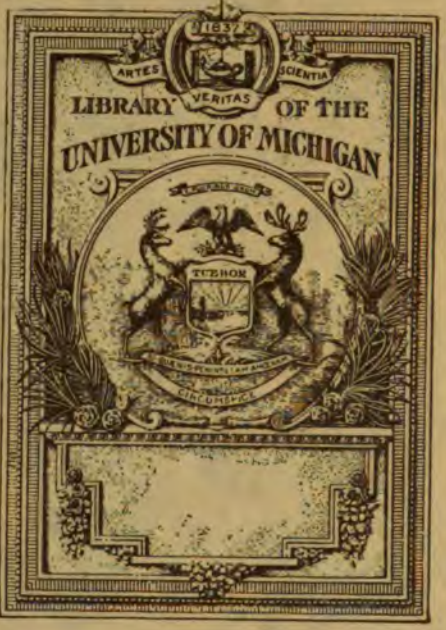
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

DD
220
.L24
v.1

Deutſche Geſchichte der jüngſten Vergangenheit und Gegenwart.

Von
Karl Lamprecht.

Erſter Band.

Geſchichte der wirtſchaftlichen und ſozialen Entwicklung in den ſiebziger bis neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Berlin.
Weidmannſche Buchhandlung.
1912.

Harr.
7563
Hist.-European.
2 vols.
11-23-1922

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1912, Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Meiner Deutschen Geschichte, die mit der letzten schon ganz geschichtlichen Periode der nationalen Entwicklung, mit der Erzählung der Ereignisse etwa des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 abschließt, ist von mir in den Jahren 1901 bis 1904 in ein paar Ergänzungsbänden eine Geschichte der Zeiten beigegeben worden, die die Nation seitdem bis etwa zum Jahre 1900 durchlebt hat. Die Bände verdankten an erster Stelle dem Bedürfnis des Autors ihre Entstehung, über die jüngste Vergangenheit eingehender orientiert zu sein, ehe er in seiner allgemeinen Deutschen Geschichte die Richtlinien für die Darstellung der Zeit von 1750 bis 1880 genauer zog.

Die Ergänzungsbände sind dann nach ihrem ersten Erscheinen wiederholt zum Abdruck gelangt. War damit ein äußerer Anlaß gegeben, sich mit ihrem Schicksal von Zeit zu Zeit zu befassen, so trat dazu für den Autor neuerdings, ähnlich wie vor dem Jahre 1900, wieder ein innerer Anlaß. Er ist inzwischen auf den Boden universalgeschichtlicher Studien übergetreten, und ihm war dabei von vornherein klar, daß sich auf diesem unendlich ausgedehnten Gebiete nur der mit einiger Sicherheit bewegen kann, der sich im Vollbesitze und in voller Übersicht auch der jüngsten Entwicklung der Gegenwartskultur mindestens der eignen Nation befindet. Daneben aber tat auch der besondere Charakter des Momentes, den die Nation jetzt durchlebt, ein übriges, diese Beschäftigung zu motivieren und intensiver zu gestalten. Wir haben in den letzten Menschenaltern unserer Geschichte bekanntlich eine Zeit vornehmlich wirtschaftlicher Entwicklung und aus dieser Entwicklung heraus zunächst vornehmlich sozialer Geschichte erlebt. Dementsprechend hat sich der

411285

Nation weithin und namentlich auch in ihren erwerbstätigen Kreisen ein wesentlich ökonomisches Denken bemächtigt. Da lag es denn für eine kulturgeschichtliche Betrachtung von vornherein klar, daß der diesem Denken entsprechende Naturalismus der Phantasietätigkeit wie des sittlichen und staatlichen Empfindens, lebensstark wie er in den siebziger und achtziger Jahren hervorgebrochen war, bald autonom und ganz von sich aus in einen Idealismus und damit in neue, die Entwicklung der Periode erst krönende ästhetische, ethische, politische Forderungen umschlagen und mit diesen sich in Gegensatz zu dem bloßen ökonomischen Denken setzen werde, um es schließlich zu überholen. Für diesen Umschlag zum Idealismus lagen schon um das Jahr 1900 genügend starke Anzeichen vor, und er ist schon in den früheren Ergänzungsbänden an mehr als einer Stelle ersehnt, vorhergesagt und in seinen Anfängen noch halb ahnend geschildert worden. Heute nun steht dieser Umschwung vor aller Augen: die Zäsur der Periode ist damit erreicht und teilweis schon durchschritten, und neue Forderungen, neue Rhythmen der Entwicklung bezeichnen ihren zweiten, in einen hoffentlich recht starken praktischen Idealismus verlaufenden Abschnitt. Da wird man denn verstehen, daß die mit diesem Umschwung verknüpften Vorgänge, wie sie vornehmlich erst nach Abschluß der Ergänzungsbände (1904) eintraten, den Verfasser ohne weiteres zur Wiederaufnahme seiner Studien über die jüngste Vergangenheit aufforderten. Und so kam zu dem äußeren und zu dem persönlichen auch noch ein sachlicher und innerer Grund, die Darstellung der Ergänzungsbände zu revidieren und in der Form einer Fortsetzung zu erweitern.

Freilich war es dabei mit einer bloßen Bearbeitung im gewöhnlichen Sinne einer neuen Auflage nicht getan. Der Text der Ergänzungsbände ist ausgesprochenermaßen ungleichmäßig gearbeitet, die Disposition ist dem Zwecke einer ersten grundlegenden Einarbeitung angepaßt: das Ganze trägt wesentlich informatorischen Charakter. Zudem aber enthalten die Bände natürlich nicht die Dar-

stellung der vielen wichtigen Veränderungen, die sich, die Bedeutung auch des früher Geschehenen für die Erkenntnis und die Anschauungsrichtungen der Gegenwart bestimmend, erst nach Abschluß ihres Druckes ereignet haben. So kam es darauf an, das Ganze umzudisponieren, fast um die Hälfte zu vermehren und in allen schon vorhandenen Teilen zu bessern. Es sind Aufgaben, deren eingehende Lösung besonders für die späteren Bände von Wichtigkeit war, während der schon bestehende Text der zunächst zu publizierenden ersten Bände sich im allgemeinen auch den neuen Anforderungen noch gewachsen erwies.

Indem aber so wesentliche Änderungen notwendig wurden und die reiche Geschichte fast eines vollen Jahrzehnts einzubuchen war, während zugleich nach Vollendung der deutschen Geschichte der Zusammenhang mit dieser und damit der unselbständige Ergänzungscharakter der bisherigen Bände beseitigt werden mußte, verschob sich auch das Wesen des Ganzen. Nur auf sich allein gestellt findet das Buch sein Schwergewicht jetzt vor allem in den Interessen der Gegenwart, will diesen dienen und kann bis auf einen gewissen Grad als eine Einleitung in ihr Verständnis und besonders in das Verständnis ihrer kulturpolitischen Bestrebungen betrachtet werden. Und so hat auch der Titel eine Veränderung erfahren: aus den Skizzen „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" soll eine „Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart" hervorgehen.

Kommt in dem so charakterisierten Buche das Wesen einer fortlaufenden Erzählung nur insofern zum Ausdruck, als der Umschwung vom Naturalismus zum Idealismus, das Hauptelement für die Periodisierung der jüngsten Vergangenheit, die Darstellung rhythmisiert, während für die Schilderung innerhalb der beiden Zeiten des Naturalismus und Idealismus eine mehr nach sachlichen Momenten in Wirtschafts-, Sozial-, politische, Verfassungs- und Geistesgeschichte gegliederte Darstellung gewählt wurde, so ist zu

bedenken, daß sich eine solche Gliederung schon wegen der Zeitnähe der erzählten Vorgänge empfiehlt: noch erscheinen diese uns, in unmittelbarster Nachbarschaft unseres geschichtlichen Blickpunktes, mehr vereinzelt. Außerdem aber sichert in einer Geschichte speziell der Gegenwart erst eine Rubrizierung in der Art der gewählten die leichte Aneignung und Benutzung des Inhalts. Daß dieser gleichwohl auf den Leser als Ganzes wirke, dafür hat der Verfasser durch Einfügung zeitlich nach rückwärts verbindender und in der jüngsten Zeitfolge die Vorgänge jeglicher Art möglichst umklammernder Darlegungen nach Kräften Sorge getragen.

Was im besonderen den ersten Band betrifft, der hiermit zunächst der Öffentlichkeit übergeben wird, so entspricht er noch am meisten einem früheren Teile (nämlich Band II Abt. 1) des Ergänzungswerkes; und so ist über ihn hier nicht viel zu sagen. Daß eine in sich abgeschlossene Darstellung des jüngsten Verlaufes der deutschen Geschichte mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte beginnen, und daß diese nur beim Zurückgehen bis auf die nationale Wirtschafts- und Gesellschaftsschichtung nicht bloß des Mittelalters, sondern selbst der Urzeit verständlich werden könne: darüber braucht wohl heute kein Wort mehr verloren zu werden. Jede kulturgeschichtliche Betrachtung ist eine solche langgezogener Linien, bei kürzer geformten Zusammenhängen kann sich nur der Pragmatismus der politischen Geschichte beruhigen. Holen deshalb die ersten hundertzweiundzwanzig Seiten dieses Bandes weit aus, indem sie zugleich eine neue psychologische Auffassung des typischen Verlaufes nationaler Wirtschaftsgeschichten zur Geltung zu bringen suchen, so ist doch jedermann, dem eine so gründliche Einleitung zuwider ist, unbenommen, die Lektüre erst mit Seite 123 zu beginnen: es ist darauf gehalten, daß der Text des darauf Folgenden auch von diesem Ausgangspunkte aus noch voll verständlich ist.

Leipzig, Pfingsten 1911.

Karl Lamprecht.

Inhalt.

Wirtschaftsleben.

Seite

I. Einleitung . . . . . 1— 9

Parallele zwischen dem Entwicklungsgang der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften in der Kultur der west- und mitteleuropäischen Völker. Allgemeines Problem der Geisteswissenschaften der Gegenwart, insbesondere der Geschichtswissenschaft. Das besondere Problem einer Geschichte der Wirtschaftsentwicklung vom psychologischen Standpunkt.

II. Die Psychisierung der Wirtschaftsstufen. Umrisse einer Entwicklungsgeschichte vornehmlich des deutschen Wirtschaftslebens . . . . . 10—72

1. Bedürfnis und Genuß als Prinzipien psychologischen Verständnisses des Wirtschaftslebens. Primitivste Wirtschaftsstufen, generell betrachtet: das Zeitalter unmittelbarer Folge von Bedürfnis und Genuß und das Zeitalter klippenhafter Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß. — 2. Die nächsthöheren Wirtschaftsstufen in der Beleuchtung durch die deutsche Entwicklung: Stamm und Grundherrschaft als Vermittler und Bewältiger höherer seelischer Spannungen zwischen Bedürfnis und Genuß: Mittelalter. — 3. Neuzeit. Bewältigung der immer größer gewordenen Spannung durch einen besonderen Berufsstand: Entstehung des kaufmännischen Standes. Besonderheiten der deutschen Entwicklung vom 13. zum 19. Jahrhundert infolge der wirtschaftlichen Depression seit 1550 und 1650. — 4. Neueste Zeit: das Zeitalter des Unternehmertums zunächst als eines Berufsstandes der Vermittlung zwischen Bedürfnis und Genuß, unter Einverleibung der Erzeugung in den Vermittlungsvorgang; dann als einer Bevölkerung von Unternehmern überhaupt. Entwicklungszeiten und

Seite

Entwicklungsformen des Unternehmertums auf deutschem Boden. — 5. Vertiefung der Frage nach den Prinzipien einer psychologischen Betrachtung des nationalen Wirtschaftsverlaufes. Wirtschaftsleben und höheres Geistesleben in Wissenschaft und Kunst nach seinen inneren Zusammenhängen.

III. Wirtschaftsleben, Naturwissenschaft und Technik in den inneren Zusammenhängen ihrer Entwicklung vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart . . . . . 73—122

1. Gleichmäßige Fortschritte der wirtschaftlichen und der intellektuellen Entwicklung; Übergang vom überwiegenden Analogieschluß und Wunderglauben zur Induktion und zum fortschreitenden Kausalitätsbewußtsein: Entwicklung des Induktionsschlusses und der Kausalität. — 2. Wirkungen des Überganges vom Analogieschluß und Wunderglauben zur Induktion und Kausalität in der Naturwissenschaft: Pandynamismus des 15. und 16. Jahrhunderts und Anfänge der modernen Mathematik und Mechanik im 16. und 17. Jahrhundert. — 3. Die Entwicklung der Naturwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert: Mechanik, Physik, Chemie, Elektrizitätslehre, Biologie. Abschluß der mechanistischen Anschauungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Neuere Strömungen: organischer Evolutionismus. — 4. Die Entwicklung der Technik: Zusammenhang der Entwicklung der Technik, der Kunst und der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft; Vorzeit und mechanische, physikalische, chemische, elektrische sowie biologische Periode der modernen Technik; Technik und Wirtschaftsleben; Einheit aller intellektuellen und im weiteren aller kulturellen Entwicklung.

IV. Der moderne Verkehr und seine Folgen . . 123—189

1. Die Umgestaltung der gröberen Verkehrsorgane. Chronologisches Verhältnis von Handel und Industrie in der Wirtschaftsentwicklung. Verkehrswege und Verkehrsmittel: alte Wasserwege, Kunststraßen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, moderne Binnenwasserwege, Telegraph, Telephon. — 2. Die Umgestaltung der feineren Verkehrsorgane. Die Nachricht: Entwicklung des Druckes und

Seite

der polygraphischen Gewerbe im 19. Jahrhundert; Versuche, eine Weltsprache zu begründen. Das Geld: Münzgeld und Kreditgeld; Bedeutung des Kreditgeldes im 19. Jahrhundert. — 3. Die Entwicklung der Verkehrsorganisationen. Die Post: ältere Perioden der Entwicklung vom 16. Jahrhundert bis ca. 1850; Änderungen seit 1850 und 1870: Weltpostverein vom Jahre 1874 und innere Fortschritte seit den letzten Jahrzehnten. Bank und Börse: ältere Zeiten, moderne Periode: das Emissions- und Gründungsgeschäft und seine Bedeutung. Einfluß der modernen Verkehrsorganisationen auf die Aufrechterhaltung des Friedens. — 4. Entwicklung des Güteraustausches. Positive Daten der Entwicklung: Geldverkehr, Güterverkehr nach außen und im Binnenlande, Charakter dieses Verkehrs im Vergleich zum Verkehre des späteren Mittelalters: Möglichkeiten, sich absolute Verkehrshöhen der Gegenwart anschaulich zu machen; Pflicht der Zeitgenossen, dies zu tun. — 5. Veränderter Zeitbegriff und veränderte Raumanschauung der Gegenwart als Ergebnisse der Verkehrsentwicklung. Alter und neuer Charakter der Zeit und ihres Begriffes; Pünktlichkeit. Umwandlung des Raumes durch Verkehrsmittel und Verkehrsorganisation; Folgen für die Erweiterung und die Begrenzung der Raumanschauung; Anfänge einer tellurischen Grundrente; Grundrentenverhältnisse in Deutschland. — 6. Die Entwicklung des modernen Handels. Verselbständigung des Transportwesens. Entwicklung des Geldhandels, des Spekulations-(Termin-)Handels, des Kommissionshandels; Verfall des alten Zwischenhandels. Unmittelbare Konsequenzen des neuen Handels für die Preisbildung der wichtigsten Waren in Europa.

V. Die Fortbildung der Gütererzeugung . . . . 190—277

1. Entfaltung der technischen Seite der modernen Gütererzeugung. Stoffveredlung (Industrie): Entwicklung der Arbeitsmaschinen vornehmlich in der Textilindustrie und in der Eisenindustrie; Geschichte der Dampfmaschine als industriellen Motors und anderer Motoren; Entfaltung der thermochemischen industriellen Prozesse vornehmlich in der Eisen- und Stahlfabrikation; Entwicklung der chemischen Industrie. Landwirtschaft: Agrikulturchemie, Tierchemie, chemische Befruchtung der landwirtschaft-

Seite

lichen Nebengewerbe (Brennerei, Zuckerfabrikation, Holzindustrie usw.). Entwicklung der elektrischen Industrie: Siemenssche Dynamomaschine und Grammescher Ring, Geschichte der elektrischen Kraftübertragung; Kraftübertragung zur Erzeugung von Licht und mechanischer Bewegung auf dem Gebiete des Verkehrswesens, der Industrie und der Landwirtschaft. — 2. Höhe der modernen Krafterzeugung. Umgestaltung des Kraftbegriffes: Unmöglichkeit, die Energieen aller großen Naturagentien auf einen Nenner zu bringen und zu berechnen. Höhe der motorischen, insbesondere der Dampfkräfte. Steigerung des Nutzungswertes der für menschliche Zwecke freigestellten Energien durch das Wachsen ihres Ausnutzungskoeffizienten in geometrischer Progression, durch die ständig wachsende Verbesserung der Arbeitsmaschinen und zunehmende Ausscheidungsmöglichkeiten menschlicher Arbeit. Abkürzung der Produktionszeit und ihre wirtschaftlichen Folgen. Quantitative und qualitative Umgestaltung des Kraftbegriffes. Unterschied der Naturkräfte und der Menschenkräfte; Heldenkult und sozialpsychologische Anschauung der Geschichte. — 3. Umwälzungen in der Produktion durch Einführung der neuen Energiemengen. Verhältnis der einzelnen Produktionsgebiete zu den neuen Energien: künstlerische Tätigkeit, Hauswirtschaft, Fertigstellungsgewerbe, Okkupation, Landwirtschaft, Industrie, Verkehr. Entwicklung dieser Energien zum Großbetrieb infolge zunehmender Kapitalbildung durch nationale Sparsamkeit (zunehmenden Nationalreichtum) und zunehmende Intensivierung der Arbeitsorganisation.

VI. Die wirtschaftliche Entwicklung der freien Unternehmung . . . . . 228—255

1. Allgemeine Grundlagen dieser Entwicklung: Unternehmung und Kapitalbildung in der deutschen Geschichte vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Kapitalbildung durch Okkupation von Naturkräften. Besondere Bedeutung der Okkupation der naturwissenschaftlichen Energien. Vereinheitlichung des modernen Wirtschaftslebens durch Vereinheitlichung der Energien zur Energie. Die freie Unternehmung als ein Ganzes (energetische Unternehmung). Ihre Entwicklung in der Richtung zunächst der Quantität. — 2. Die äußere Entwicklung der Unternehmung. Anfänge

Seite

der Manufakturen und Fabriken in Deutschland. Volle Entwicklung erst seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Übergang von der Kleinfabrik zur Großfabrik, Spezialisierung (Beispiel: Glasfabrikation). Arbeitsvereinigung der spezialisierten Großfabriken: Fabrikationsanstalt. Analoge Entwicklung auf dem Gebiete des Transport- und Geldwesens. Modernste Riesenunternehmungen. — 3. Die innere Entwicklung der Unternehmung. Vorwiegend qualitativer Charakter der früheren Produktion, vorwiegend quantitativer der modernen. Abwandlung der Produktionsvorgänge unter diesem Gegensatz in Landwirtschaft und Stoffveredlung. Abwandlung des Begriffes der Konsumtion. Wandlung der seelischen Disposition des Unternehmers.

Soziale Entwicklung.

I. Die Psychologie der freien Unternehmung. . 259–282

1. Die konstituierenden Elemente. Unterschied des modernen Unternehmers vom Großkaufmann des 18. Jahrhunderts. Intellektuell-voluntaristische Seite des Seelenlebens der Unternehmung. Gemüts- und Empfindungsseite: besondere Art der Affekte und des Indifferenzzustandes zwischen ihnen; Nervosität. Typ des Durchschnittsunternehmers. Der große Unternehmer. — 2. Die akzessorischen Elemente. Überhastung und Erregungsgenuß. Einseitigkeit und Verlust der Persönlichkeit. Der Sieg des Kapitals über den Unternehmer. Moderne Selbstbewußtheit, willenloser Optimismus. Entwicklungsgeschichtlicher Charakter dieses Zustandes. Seine Überwindung und sein fortdauerndes Element: Reizsamkeit.

II. Die freie Unternehmung und das Geistesleben der Zeit. 283–314

1. Die freien Unternehmer und die Stände der Kopfarbeit. Entwicklung der Stände der Kopfarbeiter: älteste Stände der kirchlichen und staatlichen Ämter, jüngere Stände der freien geistigen Berufe, jüngster Stand der Unternehmung. Wirtschaftlicher und sozialer Einfluß des jüngsten Standes auf Geistlichkeit und Beamtentum sowie auf die freien geistigen Berufe (Theater- und Konzert-

Seite

unternehmung, Buchhandel, Zeitungsverlag). Rekrutierung der älteren Stände aus den Kreisen der Unternehmung. Eindringen des Geistes der Unternehmung in die Weltanschauung der älteren Stände. — 2. Der Geist der freien Unternehmung in seiner allgemeinen seelischen Einwirkung I: Verbreitung dieser Einwirkung. Wirkung auf Sittlichkeit und Recht. — 3. Der Geist der freien Unternehmung in seiner allgemeinen seelischen Einwirkung II: Wirkung auf das Denken. Vergrößerter Erfolg, Umordnung der Zusammenhänge der Erfahrung, Evolutionismus. Wirkung auf die Phantasietätigkeit. Selbständige Entwicklung eines neuen Seelenlebens der Reizsamkeit, Wirkung desselben auf Wirtschaftsleben und soziale Entwicklung.

III. Einwirkungen der freien Unternehmung auf die älteren sozialen Formen der Industrie und des Handels . . . . . 315—365

1. Die freie Unternehmung und die Hausindustrie. Älteste Formen der Hausindustrie: bäuerlicher Hausfleiß, bäuerliche Hausindustrie, freie Gewerkschaft. Früheste Formen der durch Verleger begründeten Hausindustrien. Reglementierung der Hausindustrie im absolutistischen Staate; ihre Bedeutung gegen Wende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eindringen der freien Unternehmung in die Gewerkschaften, die bäuerliche Hausindustrie, die jüngeren Formen der Hausindustrie; Zerstörung der Reglementierung. Eindringen der besonderen Unternehmerform der geschlossenen Fabrik. Modernste, erst aus dem Geist der freien Unternehmung geschaffene Hausindustrien. — 2. Die freie Unternehmung und das Handwerk. Erste Krisenperiode: ca. 1840 bis 1870; innere Umwandlung der Zünfte durch den Geist der freien Unternehmung. Zweite Krisenperiode seit Ende der sechziger Jahre: Eindringen der Fabrikation in das Handwerk unter Fortdauer der bisherigen Einwirkungen der Unternehmung. Umbildung der bestehen bleibenden Handwerke ins Hausindustrielle und in neue Abhängigkeitsformen von Unternehmung und Fabrik, Schmälerung des handwerklichen Betriebes durch die Fabrikation, Entwicklung der handwerklichen Kleinunternehmung, Rettung des alten Handwerks in die Kleinstadt und auf das platte

Seite

Land. — 3. Die freie Unternehmung und der Handel. Anfängliche Benutzung, spätere Zerstörung des Hausierhandels. Eindringen in den Kramhandel: Übersetzung seit den vierziger Jahren, Spezialisierung; Konkurrenz der Großunternehmung (Geschäftsreisende, Wanderlager, Auktionsgeschäft, Versandhaus, Warenhaus, Engrossortiment); Eindringen der Unternehmung in die kleinen Formen des Kramhandels selbst. Schicksal des Zwischenhandels nach außen und im Binnenland: Entwicklung der Agentur, der Kommission, des Engrossortimentes. Entwicklung direkter Verbindungen zwischen Konsument und Produzent überhaupt.

IV. Die freie Unternehmung und die Stände der Landwirtschaft . . . . . 366—451

1. Die Landwirtschaft und der ausländische Wettbewerb. Der ausländische Wettbewerb in seiner unterschiedlichen Bedeutung für Handel, Industrie und Landwirtschaft. Geschichte des ausländischen Wettbewerbs; allgemein europäische Vorgänge der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Entwicklung der Einfuhrbedürftigkeit Deutschlands seit Mitte des 19. Jahrhunderts; Sinken der landwirtschaftlichen Preise infolge der Verbindung des auswärtigen Wettbewerbs mit billigeren Produktionsbedingungen im Ausland und steigender Billigkeit des internationalen Verkehrs. — 2. Die älteren Formen der landwirtschaftlichen Unternehmung. Entwicklung der Unternehmungs-Zwergwirtschaft seit dem Aufkommen der Städte. Entwicklung der deutschen, insbesondere kolonialdeutschen Gutsherrschaft: Grundherrschaft und Gutswirtschaft bzw. Gutsherrschaft im Mittelalter; Aufkommen des freien Siedlungspachtrechtes; Anwendung und Schicksal desselben im kolonialen Osten. Eindringen einer älteren Form der Unternehmung in die mittleren Wirtschaften: Fortdauer der alten bäuerlichen Produktions- und Konsumtionseinheit noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ihre Wandlung durch landwirtschaftliche Fortschritte und industrielle Entwicklung; höhere Lebenshaltung in starker Bevölkerungsvermehrung; Auswanderung und Übergang zu primitiven Formen agrarischer Unternehmung. — 3. Eindringen des modernen Geistes der freien Unternehmung in die ländlichen Stände.

Seite

Gegensatz des Geistes der freien Unternehmung zu den unter 2. besprochenen älteren Formen der Unternehmung. Wirkungen der Gemeinheitsteilungen und Ablösungen wie der Proklamation des freien Erwerbs von Grundeigen auf den kleinen Mann und den Bauer; Änderungen des Familienrechts und der Familiensitte; Verfall der alten Personalverfassung der Wirtschaft; Verschuldung. Einwirkungen der freien Unternehmung auf die Gutsherrschaft. Aufschwung des Großbetriebs und der landwirtschaftlichen Nebengewerbe um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Steigen der Grundrente und der Bodenpreise; starke Verwendung von Kapital und Kredit in den Boden, hypothekarische Überlastung. Fallende Preise der Produkte und des Landes infolge auswärtigen Wettbewerbs: Krisis. Andere Ursachen dieser Krisis, vornehmlich die Umbildung der Großgrundwirtschaft zum modernen Unternehmen. Einwirkungen der Unternehmung auf das Gesinde: Einwirkungen der älteren Unternehmungsformen; Einwirken der freien Unternehmung, Folgen für Herrschaft und Gesinde. Auswanderung und Abwanderung, Klagen über Mangel an Gesinde, Entwicklung eines neuen ländlichen Arbeiterstandes. Verschiebung der sozialen Stellung der Landwirtschaft im nationalen Leben überhaupt. Verminderung ihrer prozentualen Beteiligung an dem Stand der Bevölkerung und an der nationalen Produktion, verminderter Einfluß auf die Bevölkerungsvermehrung. — 4. Innerster Einfluß des Zeitalters der freien Unternehmung auf den landwirtschaftlichen Betrieb; Verhältnis der Industrie zu diesem Einfluß. Die kommerziell-spekulative und die industriell-arbeitgeberische Seite des Unternehmens: Verhältnis des kleinen, mittleren und großen landwirtschaftlichen Betriebes hierzu. Akzentuierende Einwirkungen des ausländischen Wettbewerbes und der heimischen und fremden Industrie, verschiedenartige Wirkung der Industrie im Mutterland und im Kolonialgebiete. — 5. Verschiedenheiten der Entwicklung im Mutterland und im Kolonialgebiet überhaupt. Verquickung der wirtschaftlichen und sozialen mit konfessionellen und nationalen Schwierigkeiten (Polen). Art des Vordringens der Polen, die polnische Frage vom ländlichen Standpunkte aus zum guten Teile eine Arbeiterfrage. Schicksal der deutschen Arbeiter der älteren Guts-

Seite

herrschaft in der Zeit der freien Unternehmung. Eindringen polnischer Arbeiter. Stellung der Arbeitgeber zur nationalen Seite der Arbeiterfrage. Eingreifen des Staates. Andeutungen über die allgemeine geschichtliche Bedeutung der Polenbewegung. — 6. Gegenwirkungen gegen die bisherige Entwicklung. Gegenwirkungen gegen die mechanische Störung durch den auswärtigen Wettbewerb: Schutzzoll, Bimetallismus, Eisenbahntarifpolitik, Börsenpolitik. Gegen die organischen Umwälzungen infolge Eindringens der freien Unternehmung: Verlangsamen bzw. Aufhalten der Entwicklung auf dem Gebiete des Rechts und der Sitte (bäuerliches Erbrecht, Fideikommiß, Einwirkung auf die ländlichen Arbeitssitten, Rentengutrecht), Beihilfe zur Eingewöhnung in die neue Zeit (Zuführung von Kapital, landwirtschaftliche Belehrung). Abwarten einer Zeit der gebundenen Unternehmung; Vorbereitungen dazu.

V. Soziale Neubildungen. Das Ganze der sozialen Veränderungen unter qualitativem wie quantitativem Gesichtspunkte; Bevölkerungsgeschichte überhaupt . . . . . 452—504

1. Die Bildung des vierten Standes. Charakter der negativen und positiven Wirkungen der Unternehmung auf sozialem Gebiete. Anfänge und quantitatives Steigen des vierten Standes bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Durchbildung eines Standesbewußtseins. Weitere quantitative und geistige Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — 2. Soziale Differenzierung des vierten Standes. Entwicklungsaussichten unterster Stände überhaupt. Besserung der wirtschaftlichen Lage des vierten Standes; Erhöhung seiner Lebenshaltung. Differenzierung in einen niedrigeren abhängigen Mittelstand, einen Stand der gewöhnlichen Fabrikarbeiter und eine unterste Klasse Deklassierter. — 3. Die Wandlungen der anderen Stände. Allgemeiner Verlauf der Umbildung. Wandlungen der polaren Schichten. Schicksal der zentralen Schichten. Entwicklung neuer Mittelstandsschichten: Kleinunternehmer, höhere Angestellte, umgebildete Reste des alten Mittelstandes. Umbildung der Stände der Kopfarbeiter und des Kreises der Gebildeten. Umformung des alten Adels. Der Adel der Unternehmung und seine Differenzierung. — 4. Die Nation als sozialer Gesamtkörper unter dem Ein-

Seite

fluſſe der Unternehmung. Qualitative und quantitative Elemente der Bevölkerungsbewegung. Vermehrung des deutſchen Volkes innerhalb des Reiches: Geburtenzahl, Sterblichkeit, Einwanderung, Auswanderung. Verhältnis der deutſchen Vermehrung zu der anderer Nationen. Urſachen der Vermehrung. Wirkungen der Vermehrung: räumliche Umſchichtungen der Nation, ihre Vorgeſchichte, ihre Erſcheinungen im 19. Jahrhundert: diskurſive, zentripetale und zentrifugale Wanderungen. Bedeutung der großen Städte im Leben der Gegenwart.

A. Perſonenregiſter . . . . . 505—508

B. Sachregiſter . . . . . 508—519

I.

Einleitung.

Die Wissenschaft ist der jüngste Trieb, der sich an dem alten Baume der mittel- und westeuropäischen Kultur zu breitem, schattendem Gezweig entwickelt hat; nicht eben viel über das 16. Jahrhundert zurück, in einzelnen wichtigen Erscheinungen höchstens bis ins 13. Jahrhundert, läßt sich sein Wachstum als eine selbständige Entwicklungserscheinung der heute blühenden europäischen Kultur verfolgen.

In dieser Jugend der Geschichte der Wissenschaften beruht ihre besondere entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, und gesteigert wird diese noch durch ihren straffen und in sich besonders folgerichtigen Verlauf. Man kann in diesem Falle einmal einen vollwichtigen Teil des Lebens der Gegenwart bis in seine Wurzeln verfolgen, und man sieht leicht, unter der Wirkung welcher allgemeiner psychischer Regelmäßigkeiten er erwachsen ist. Und was mehr ist: diese Entwicklung ist zugleich die Entfaltung einer der wichtigsten Äußerungsformen der geschichtlichen Psyche, der intellektuellen, nur in besonders hoher Potenz: denn was ist wissenschaftliches Denken anders als gewöhnliches Denken, nur beharrlich und systematisch angewandt auf besonders verwickelte Gegenstände? Und damit fallen denn aus der Entfaltung dieses verwickelten Denkens auch Streiflichter auf jene ferne und für uns vielfach nur noch in mittelbarem Schluß erkennbare Zeit, da menschlicher Verstand innerhalb menschlicher Gemeinschaften in ursprünglichstem Ringen die

erste Herrschaft des Denkens über den nächsten Horizont der Erscheinungswelt erwarb.

Das früheste freie wissenschaftliche Denken der abendländischen Nationen bezog sich auf das Gebiet der Naturwissenschaften; allgemeiner trat es erst ein mit dem 15. Jahrhundert, mitten in der Befreiung des mittelalterlichen Verstandes von kirchlicher Bevormundung. Und da ist es denn alsbald kühn, wie jeder erste und naive Versuch menschlichen Fortschritts, auf großen und neuen Bahnen gewandelt. Es begnügte sich nicht mit der Kenntnis unzähliger Einzelheiten aus der Naturbeschreibung, wie sie teilweise schon das Mittelalter, oft in sonderbarer Verquickung mit dem Wunderglauben der Kirche und dem Aberglauben der Völker, angehäuft hatte: es wollte alsbald tiefer sehen, wollte das Ganze verstehen lernen. So suchte es nicht in hartnäckigem Festhalten am Einzelnen, sondern in enthusiastisch-dichterischer Umfassung des Universalen nach einem Zauberwort, das dieses mit einem Rucke aufklären und erschließen sollte. Es war die Zeit, da das Wissenschaftsideal des Goetheschen Faust Wirklichkeit war. Erkennen wollte man alsbald, was die Welt im Innersten zusammenhält. Und da Sinne und Verstand in dem verzückten Gemüte des Forschers noch ineinander überflossen, so ward ihnen der Wunsch die Erfüllung. Als eine äußere Hülle nur noch stand vor dem Auge der neuen Wissenschaft die Welt der Erscheinungen da, als eine Kulisse gleichsam, die den Blick in das Allerheiligste hinderte. Hinter ihr dagegen webte erst die wahre Welt, ein unendliches Reich von Kräften: und alle diese Kräfte wurden von dem dichterisch bewegten Verstande des Forschers in einem großen Schlusse der Vergleichung zusammengefaßt zu einer einzigen großen Kraft, der Kraft eines Allbewegers, Allerhalters. So entstand ein System des Pandynamismus, und dieses System gipfelte in bald panentheistischen, bald pantheistischen Anschauungen.

Aber bereits seit der zweiten Hälfte des 16. Jahr-

hunderts begann dieſe enthuſiaſtiſche Behandlung der Naturwiſſenſchaft abgelöſt zu werden durch eine andere Anſchauung. Man lernte jetzt kritiſch das Einzelne betrachten; man ging der Natur, die ſich nicht im All-Einen offenbaren wollte, nahe mit Hebel und mit Schrauben. Man zwang ihr ein Verſtändnis ab, indem man die Wirkung ihrer anſcheinend nicht mehr weiter auflösbaren Elemente, vielfach in bewußter Anknüpfung an die Griechen, in ihren einfachſten Verhältniſſen beobachtete. Es iſt der Beginn des mechaniſtiſchen Zeitalters. Stevin ſtellte zuerſt die Lehre von der ſchiefen Ebene auf, Galilei folgte mit den Fallgeſetzen, Newton legte deren mathematiſche Grundlagen vollends klar und machte die Anwendung auf den Kosmos des Sonnenſyſtems; eine wunderbare Entwicklung der Wiſſenſchaft der Mechanik begann, die ſchließlich zu der großartigen Einfachheit der mechaniſchen Anſchauungen eines Lagrange führte: bis das 19. Jahrhundert die Auflöſung der Mechanik in eine allgemeine Mannigfaltigkeitslehre erlebt hat.

Unter dem belebenden Einfluſſe der mechaniſchen Lehren aber erblühten Phyſik und Chemie, und auf deren Ergebniſſen baute ſich eine neue, mechaniſche Lehre vom Leben auf; eine Bewegung, die im 19. Jahrhundert in dem Geſetze von der Erhaltung der Kraft (Mayer 1842, Helmholtz 1847) einerſeits, andererſeits in der Darwinſchen mechaniſch-phyſiologiſchen Erklärung der organiſchen Entwicklungsvorgänge (Deſzendenztheorie 1859) ihren Höhepunkt und Abſchluß fand.

Die Entwicklung der Geiſteswiſſenſchaften iſt andere Wege gegangen. Schon ihr Ausgangspunkt war ein anderer. Die mechaniſche Naturwiſſenſchaft hatte in den Wiegenzeiten auf ihrem eigenſten Gebiete nur wenige Hinderniſſe entgegenſtehenden Denkens aus älterer Zeit hinwegzuräumen gehabt. Was ſie vorgefunden hatte, war nur eine uralte techniſche Praxis geweſen, der Gebrauch von Hebel und Bohrer und Rolle und Schraube und dergleichen: von Dingen, die zum großen Teil ſchon aus den Jahrtauſenden

der Kultur Vorderasiens und der Mittelmeerländer auf die Völker des Mittelalters übergegangen waren und nicht selten schon aus der erweiterten Anwendung des 13. bis 15. Jahrhunderts heraus, in der sie bereits in Verbindung mit Kompaß, primitiver Uhr und primitivem Vergrößerungsglase gebraucht wurden, den ersten großen Denkern der Mechanik, wie Leonardi da Vinci, die wichtigsten und zunächst zu lösenden Probleme gestellt hatten. Anders die Geisteswissenschaften. Allerdings gab es auch in ihrem Bereich von alters her eine Technik, aber diese war von ganz anderer Natur und Wirkung. Schon in Zeiten, die dessen, was wir wissenschaftliche Methode nennen, noch gar nicht fähig gewesen waren, hatte es doch gewisse Gebiete des Denkens gegeben, die so verwickelt erschienen, daß für sie durch berufsmäßige Pflege gesorgt werden mußte. Es waren namentlich zwei gewesen: das Gebiet des Glaubens und das Gebiet des Rechtes. Und so waren die Gottes- und Rechtsgelehrtheit als praktische Wissenschaften entstanden, nicht schon aus der reinen Absicht der Erkenntnis der Vernunft- und Verstandesgesetze an sich, sondern aus dem Bedürfnis, sich in verworrenen Bezirken des jeweilig bestehenden Lebens tatsächlich leichter zurechtzufinden. Und sie hatten denn, auf dem Rechte dieses Daseins fußend, zum Verständnis der ihnen unterstellten Gebiete, wie nicht anders möglich, die Denkgewohnheiten eben ihrer Zeit, und das hieß in niedrigen Kulturen solcher verhältnismäßig geringer intellektueller Durchbildung angewandt. Und damit waren sie auch in diesem Denken fixirt worden; es war eine bestimmte Überlieferung geschaffen worden, bei den west- und mitteleuropäischen Völkern die des uns bekannten Mittelalters, über die später nur schwer hinauszukommen war.

Gewiß: als mit den ersten Befreiungsvorgängen der Persönlichkeit im 16. Jahrhundert die Reformation einzog und nach ihr die volle Anerkennung der Vernunft als des natürlichen Lichts zur Erhellung auch der geistigen Welt, da war unter Beihilfe des in der Renaissance erneuten

Denkens der Antike der erste schüchterne Versuch gemacht worden, die alte Überlieferung durch die Begriffe eines natürlichen Rechtes und auch einer natürlichen Religion zu ersetzen. Aber haben Bestrebungen in dieser Hinsicht, die die Beschäftigung ganzer Generationen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert bildeten, Erfolg gehabt? Nur langsam gab sich namentlich die Theologie als Gesamterscheinung — von einzelnen Denkern ist hier nicht die Rede — den Anforderungen ständig freier entwickelten wissenschaftlichen Denkens hin; und auch der Jurisprudenz ist es schwer geworden, alte und lieb gewordene Wege des Denkens zu verlassen.

Alles andere geisteswissenschaftliche Denken aber blieb bis mindestens zur Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß des weitumfassenden, in sich abgeschlossenen und darum imponierenden Denkens dieser alten praktischen Disziplinen. Ja selbst im 19. Jahrhundert übten und auch heute noch üben beide Einfluß: eine Geschichte der Geschichtswissenschaft vor allem würde, trotz ihrer rasch fortschreitenden Emanzipation und Umbildung in der Gegenwart, davon zu berichten haben.

Indem dies der Gang der Entwicklung war, indem es zugleich anscheinend in der Natur der Dinge lag, daß sich das wissenschaftliche Denken den schwierigen Fragen der Geisteswissenschaften erst später zuwandte als den leichter zu erobernden Feldern der Naturwissenschaft, ist es zu einem wenigstens der Absicht nach freien wissenschaftlichen Erforschen geisteswissenschaftlicher Probleme erst allmählich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gekommen.

Und nun beobachtet man, daß sich auch auf diesem Gebiete ein verwandter Entwicklungsgang einstellt, wie ihn die Naturwissenschaft im 15. bis 17. Jahrhundert genommen hatte. Während sich eine breite Tätigkeit nicht so sehr der Erkenntnis, als der Kenntnis der Einzeltatsachen zuwendet und im Rubrizieren und Beschreiben der Dinge als schlechthin singulär gedachter Erscheinungen aufgeht, setzt zugleich

ein erstes denkhaftes Verständnis im Sinne einer enthusiastischen Durchdringung des Ganzen von einem Punkte aus ein. Es sind die Zeiten der großen Systeme von Herder bis Hegel, die Jahre einer philosophischen Geschichtsschreibung und einer dichterischen Philosophie: gleich den Jahrhunderten des Pandynamismus, die in dem naturphilosophischen Jahrzehnt der Periode des geisteswissenschaftlichen Enthusiasmus (1810—1820) ein merkwürdiges Nachspiel fanden, haben sie unendliche Anregungen ausgestreut; reich an unmittelbaren positiven Ergebnissen sind sie nicht gewesen.

Gleichwohl blieb der Geisteswissenschaft, wie einst der Naturwissenschaft, aus dem Zeitalter ihrer enthusiastischen Anfänge ein allerwesentlichstes methodisches Element zurück, das Element der Vergleichung. Und die Vergleichung, die in ihrer ersten naiven Anwendung alsbald auf das Ganze versagt hatte, kam nun den Teilen zugute: eine vergleichende Sprachwissenschaft, Literatur- und Kunstgeschichte, eine vergleichende Völkerkunde und vergleichende Religionswissenschaft entstanden. Aber konnten diese jungen Wissenschaften, sie alle der Hauptsache nach Kinder erst des 19. Jahrhunderts, sicher und schnell zum Ziele führen?

Mitnichten. Wie verwickelt waren doch die Gegenstände, die hier verglichen werden sollten! Das Ergebnis welcher Unsumme verschiedener Ursachen, allgemein typischer wie persönlich, zeitlich und räumlich besonderer, ist eine Religion, eine Literatur, eine Verfassung! Wie ist es denkbar, daß zwei von ihnen, durch das Mittel eines einfachen Gesamtvergleichs nebeneinander gehalten, ein sicheres Bild des in ihnen Beständigen, des ihnen im tiefsten Grunde Gemeinsamen ergeben sollten! Nur vereinzelte Analogien können auf diesem Wege gewonnen werden, nicht Gleichheiten, und der Analogieschluß ist der gebrechlichste aller Schlüsse. In der Tat sind sehr viele der hierher gehörenden Wissenschaften im sogenannt Geistreichen steckengeblieben.

Tiefer muß man graben, will man auf geisteswissenschaftlichem Gebiete erfolgreich vergleichen — hinab bis zu den Elementen alles Geisteslebens, bis zu den einfachsten Erlebnissen der menschlichen Seele selbst. Es ist ein Schritt, der der Wandlung der Naturwissenschaften zur Mechanik entspricht. Das Geistesleben als Erscheinung und Ergebnis elementarster Regungen der menschlichen Seele, und diese einfachsten Regungen aus dem Geistesleben auf dem Wege eingehendster und exaktester Vergleichung erfaßt: das ist das Problem der Geisteswissenschaft der Gegenwart.

Und dies Problem hat zwei Seiten, die sich wiederum mit den zwei verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften, dem physikalisch-chemischen und dem biologischen, wohl vergleichen lassen. Die physikalisch-chemischen Gesetze gelten uns für die Praxis der naturwissenschaftlichen Forschung im einzelnen noch als zeitlos; wir gehen von der Annahme aus, daß sie, wie sie heute sind, immer gewesen sind. Die biologischen Tatsachen dagegen stellen den Verlauf dieser sozusagen zeitlichen Ewigkeit in den Bereich der organischen Entwicklung; sie bergen außer ihnen noch ein weiteres, unbedingt formbildendes Prinzip, das Leben, die Entwicklung selbst; und auch dies Leben verläuft nach bestimmten, nach seinen Gesetzen. Ob dabei nicht zwischen physikalisch-chemischen und biologischen Vorgängen ein innerer tiefster Zusammenhang obwaltet, und welcher Art dieser wohl sei, wird da zunächst nicht gefragt, noch weniger beantwortet. Auf geisteswissenschaftlichem Gebiete stehen in gleicher Weise nebeneinander die elementar-psychologischen Vorgänge und die Vorgänge der seelischen Entwicklung. Die ersteren bilden die in der Psychologie gewöhnlich behandelten Erscheinungen, wie z. B. die der psychischen Reaktion, der Vorgänge, unter denen Lust und Unlust ständig sowie anscheinend und für die Praxis der nächsten geisteswissenschaftlichen Forschung ausreichend unabhängig von jeder besonderen Kulturhöhe in der Brust des Menschen wechseln. Zu den letzteren gehören vornehmlich die Erscheinungen der seelisch aufeinanderfolgenden

Kulturzeitalter, die seelische Gebundenheit des Mittelalters z. B. oder das freie Denken höherer Kulturen. Und wer wollte ablehnen, daß gleichwie die Formen der natürlichen Lebewesen durch den Verlauf der geologischen Zeitalter hin bis zur Gegenwart durch die Linie einer bestimmten Entwicklung verknüpft sind, so auch durch den Verlauf der Kulturentwicklung des Menschengeschlechts schon infolge der Übertragung früherer Kulturen auf spätere Völker auf dem Wege ständiger Renaissancen und Rezeptionen eine große Linie zusammenhängender seelischer Entfaltung verlaufe?

Mit den gleichsam zeitlosen, mehr stetigen Erscheinungen des Seelenlebens beschäftigen sich bisher und immer noch hauptsächlich die Psychologie und die Soziologie, die Lehren vom Leben der Einzelseele und dem Leben der Kollektivseele menschlicher Gesellschaften, die mechanischen Wissenschaften gleichsam der Geisteswissenschaft; energisch und immer selbständiger und losgelöster von den Einwirkungen philosophischer Metaphysik haben sie ihre Forschungen mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgenommen. Die biologische Seite des Seelenlebens dagegen zu erforschen, ist Aufgabe einer erst durchzubildenden Entwicklungspsychologie und einer wahrhaft modernen Geschichtswissenschaft. Dabei wird die Entwicklungspsychologie einmal die psychogenetischen Grundsätze und ihre Verflechtung im einzelnen nachzuweisen haben, während der Geschichtswissenschaft der Zukunft als höchste künstlerische Aufgabe, mithin ihrer Vollendung in der Geschichtsschreibung, die Darstellung der Auswirkung dieser Gesetze in Raum und Zeit zufällt.

Es sind ganz moderne Aufgaben. Das Problem erst ist erkannt; noch sind Entwicklungspsychologie und Gesetze suchende Geschichtswissenschaft kaum schon geschieden; und wenig zahlreich sind noch die Schritte und klein, die sie zur Lösung ihrer Aufgaben getan haben. Dabei haben sich diese bisher vornehmlich auf die spezifisch geistige Seite des Seelenlebens erstreckt: auf den Verlauf der künstlerischen, dichterischen, wissenschaftlichen, allenfalls auch religiösen Entwicklung.

Die ſogenannte materielle Entwicklung dagegen, die Vorgänge auf den Gebieten des wirtſchaftlichen, ſozialen, politiſchen Lebens, ſind von dieſen Forſchungen noch wenig berührt worden. Um ſo mehr bedürfen ſie der Bearbeitung ſchon zu dem Zwecke, die Erſcheinungen dieſer Seite des Seelenlebens dadurch, daß ihr ſeeliſcher Kern herausgeſchält wird, auf den gleichen Nenner gleichſam mit den Erſcheinungen der ſogenannten geiſtigen Kultur und damit zur unmittelbaren Vergleichbarkeit mit dieſen zu bringen.

Im folgenden wird ein Verſuch gemacht, die Entwicklungen des Wirtſchaftslebens menſchlicher Gemeinſchaften unter Betonung des ihnen zugrunde liegenden Wandels ſeeliſcher Vorgänge darzuſtellen.

II.

Die Pſychiſierung der Wirtſchaftsſtufen. Umriſſe einer Entwicklungsgeſchichte, vornehmlich des deutſchen Wirtſchaftslebens.

❖

1. Sobald man ſich eingehender mit der Geſchichte der menſchlichen Wirtſchaft beſchäftigte[1], hat man auch erkannt, daß der Entwicklung der verſchiedenen Wirtſchaften in den verſchiedenſten menſchlichen Gemeinſchaften eine große Summe gemeinſamer Motive zugrunde liegt. Und ſo iſt man früh dazu geſchritten, das gemeinſam Erſcheinende herauszuheben und einem vorgeſtellten generellen geſchichtlichen Ablauf, einer Theorie der Wirtſchaftsſtufen zugrunde zu legen. Die erlauchteſten Namen in der Geſchichte der Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts, diejenigen Liſts

[1] Es ſei ein für allemal bemerkt, daß hier keine der feſten Terminologien irgendeiner nationalökonomiſchen Theorie verwendet wird, ſo wenig wie in des Verfaſſers „Deutſcher Geſchichte“ eine der herkömmlichen pſychologiſchen Terminologien gebraucht worden iſt. Solche feſte Syſteme von Begriffen, die zumeiſt nur dem Leben der Gegenwart abgezogen ſind, werden der geſchichtlichen Mannigfaltigkeit der Dinge nicht gerecht und präziſieren nur ſcheinbar. Soweit einige Leitmotive wirtſchaftsgeſchichtlichen Geſchehens eine Umſchreibung durch beſondere Ausdrücke unbedingt erfordern, iſt eine eigene Terminologie gebildet worden. Im übrigen wird es das Beſtreben ſein, Ausdrücke der nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft, die ihrem vollen Sinne nach nur dem Fachmann verſtändlich ſind, auch da zu vermeiden, wo ſie an ſich den Sinn decken würden.

und Hildebrands und Roſchers und Schmollers und Büchers, in gewiſſem Sinne auch der von Karl Marx und neuerdings derjenige Sombarts, ſind mit dieſen Beſtrebungen verknüpft. Dabei war der Weg der Forſchung der, daß man von ſehr äußerlichen Merkmalen der Wirtſchaft ausging und zu immer innerlicheren Merkmalen fortſchritt. Im Beginn, noch in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vorbereitet ſchon durch Anſchauungen des 18. Jahrhunderts, fand ſich die Vorſtellung einer Aufeinanderfolge von Wirtſchaften eines Jäger- und Fiſcher-, eines Hirten-, eines Ackerbauvolkes ein, bis die Krönung der Entwicklung im Induſtrievolk erreicht ward: wurde alſo von einer noch dazu ſehr äußerlichen Betrachtung der wirtſchaftlichen Erzeugung abſtrahiert: — im Ausgang dieſer Theorien dagegen während der jüngſten Zeit ſind die Entwicklungsprinzipien der Wirtſchaftsſtufen vom inneren Charakter des wirtſchaftlichen Betriebes, ja zerſtreut und unſyſtematiſch auch ſchon aus der ſeeliſchen Verfaſſung der Wirtſchaftenden hergenommen.

So ſteht ein Verſuch, die Entwicklung der Wirtſchaft unmittelbar und grundſätzlich mit der Entfaltung ſeeliſcher Vorgänge zu verbinden, nicht vorausſetzungslos da; er ſchließt ſich als ein weiterer Schritt an die bisherigen Vorſtellungen des allgemeinen Ganges der Wirtſchaftsentwicklung an und macht von deren Errungenſchaften Gebrauch; er läuft nur auf eine Pſychologiſierung teilweiſe ſchon gefundener Wirtſchaftsſtufen hinaus. Dabei kann er, wenn er wie hier zu einem gründlichen Verſtändnis der Entwicklung einer beſonders hochſtehenden, nämlich der heutigen deutſchen Wirtſchaft unternommen wird, ſobald dies möglich iſt, in die Erzählung der Vorſtufen eben dieſer Wirtſchaft einmünden; und es wird ihm erlaubt ſein, die früheren, in der deutſchen Entwicklung geſchichtlich nicht bekannten Stufen in allgemeiner, mehr zuſammenfaſſender und ſchematiſcher Behandlung, und zwar auch hier ſchon im Hinblick auf die beſonderen Überlebſel dieſer früheſten Zeiten gerade im deutſchen Wirtſchaftsleben zu erledigen. —

Begeben wir uns innerhalb der menschlichen Wirtschaft auf das psychologische Gebiet, so ist klar, daß die Grundbegriffe des heutigen Wirtschaftslebens, Gut, Bedürfnis, Wert, wirtschaftliche Arbeit und dergleichen, psychologische Begriffe sind, und daß sich mithin von ihnen aus jedes nationalökonomische System der Gegenwart ohne weiteres psychologisieren läßt. Hat doch Tarde in der Tat eine Psychologie économique geschrieben.

Aber eignet sich dies heutige System der Wirtschaftsbegriffe auch nur in seinen Grundelementen zur psychologischen Erkenntnis der Wirtschaftsvorgänge jugendlicher Kulturen? Sollte man erwarten dürfen, daß z. B. der heutige Begriff des Wertes — und damit auch des Gutes — und der Arbeit, ja daß Wirtschaftsbegriffe überhaupt in irgendwelcher mehr ausgesprochenen Art ihres Daseins einfachsten Wirtschaftsformen zugänglich seien? Schon die Mittelalter der Nationen kennen diese Begriffe im heutigen Sinne nicht; in den Urzeiten würde man sie überhaupt fast vergebens suchen, und in frühester Vorzeit bleibt von all dem reichen wirtschaftlichen Begriffsleben der Gegenwart nur noch ein Rest übrig, und auch der in anderer Bedeutung: der Begriff des Bedürfnisses. Auf das Bewußtsein des Bedürfnisses und seine Befriedigung sowie allenfalls auf einige aus dem Bedürfnisbewußtsein her entwickelte primitive Wertvorstellungen schrumpft, rückwärts betrachtet, die Entwicklung zusammen: wie denn die Begriffswelt jeder heutigen großen menschlichen Sondertätigkeit, selbst auf dem Gebiete der Phantasie, rückwärts betrachtet, sich schließlich auf einen Urbegriff reduziert sieht, aus dem erst als einem Keime sich das stets reichere Begriffsleben späterer Zeitalter entwickelt hat. Und zwar schrumpfte sie auf das einfachste und unmittelbarste Bedürfnis zusammen, das Bedürfnis, das zu dem Umfang und der Art und der Häufigkeit der heutigen wirtschaftlichen Bedürfnisse nur erst entfernte Beziehungen hat: auf das Bedürfnis der Fürsorge

für das nackte Leben in Nahrung und in Befriedigung urwüchsigster Lebensfreude[1].

Die Zeiten, in denen wirtschaftliche Zustände so primitiver Art herrschten, sind uns aus der Überlieferung der deutschen Geschichte nicht bekannt, selbst wenn wir diese Überlieferung bis in die Gräberfunde der Steinzeit zurück verfolgen: schon manches Jahrtausend vor aller geschriebenen Geschichte war den Germanen ein höheres wirtschaftliches Dasein erblüht. Und liegen sie sonst, in den Überlieferungen oder dem gegenwärtigen Leben anderer Völker, noch deutlich erkennbar vor? Die Frage kann nur mit Zagen beantwortet werden. Gewiß finden sich noch heute bei den Zwergvölkern Afrikas, bei den Weddah Ceylons, den Aina Japans, den Negritos der Philippinen Zustände, deren wirtschaftlich-seelische Voraussetzung nichts ist als das primitivste Lebensbedürfnis. Aber stehen wir damit auch wirklich an den Eingangspforten allgemein menschlicher Entwicklung — oder nicht vielmehr gar an einem Ausgang derselben? Sind nicht auch über diese elenden Völker schon Jahrtausende und vielleicht Jahrhunderttausende hingegangen? Und gleicht nicht der Verfall im Menschenschicksal des Einzelnen wie der Völker in so realen Dingen wie dem Wirtschaftsleben nur zu häufig wenigstens äußer-

[1] Wird im folgenden das Bedürfnis als der psychologische Ausgangspunkt der Wirschaftsentwicklung angesehen, so versteht es sich nach dem im Texte Gesagten von selbst, daß der Begriff formal gefaßt wird, d. h. daß er nicht im Sinne eines spezifisch und ausschließlich wirtschaftlichen Bedürfnisses verstanden wird. Wesentlich für ihn ist also, daß menschliche Motivationen, gleichviel welcher Art, z. B. etwa auch religiösen oder künstlerischen Ursprungs, die Form des wirtschaftlich zu befriedigenden Bedürfnisses annehmen, um die Wirklichkeit ihrer Erfüllung zu erleben. In diesem formalen Sinne ist das Bedürfnis ein Begriff, der eben seines Formalcharakters wegen der Entwicklung der verschiedensten wirtschaftlichen Perioden zugrunde gelegt werden kann. Denn alle Begriffe einer ausgebildeten Kulturwissenschaft, die mit einer Wissenschaft der Psychogenese zusammenfällt, müssen Formalcharakter tragen.

lich der Kindheit? Erst die noch so wenig betriebene Untersuchung der Typik menschlicher Verfallszeiten wird hier einmal — vielleicht! — eine zuverlässigere Antwort gestatten.

Indes bedarf es dieser Antwort hier im gewissen Sinne nicht. Für die hier gepflogene Betrachtung genügt — wenn auch nur notdürftig und in Ermangelung eines Besseren — die Tatsache, daß diese niedrig stehenden Völker eben wirklich nur ein einziges Wirtschaftsbedürfnis kennen, das der unmittelbarsten Fürsorge des Lebens. Es genügt, weil wir in ihrem Leben die volle Auswirkung dieses nur einen Motives befriedigend studieren können. In bloß äußerlich geeinten Horden, noch ohne organisch-natürliche Einheiten, ohne das früheste Zellengewebe namentlich aller Kulturbildung, soweit wir von der deutschen Geschichte abstrahieren können, ohne Familie und Sippenverband, leben sie dahin, von Ort zu Ort wandernd, unstet und flüchtig, bald durch Abkömmlinge verstärkt, bald Teile der eigenen Zahl an andere Rudel abgebend. Höchstens, daß ein engeres Verhältnis zwischen Mutter und Kind besteht, aber auch hier nur bis zur Beendigung der freilich überlang ausgedehnten Ernährung an der Mutterbrust.

So fehlt auch für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse so gut wie jede Organisation. Jeder sucht sich seine Nahrung einzeln, und sein Bedürfnis wird vielfach, wie beim Tier, erst durch den Gegenstand geweckt, der zur Befriedigung geeignet scheint. Soweit aber wirtschaftliche Bedürfnisse regelmäßig wiederkehren, haben sie noch etwas Unbewußtes, Triebmäßiges, sind etwas wie ein Bestandteil der automatischen Verrichtungen des Körpers zur Regelung und Erhaltung des Daseins. Dementsprechend werden alle diese Bedürfnisse rein okkupatorisch, durch Lesen von Beeren, Graben von Wurzeln, Fangen von Tieren, befriedigt; und kaum im allgemeinsten ist schon eine Abgrenzung der Okkupationsgebiete der einzelnen Haufen untereinander vorhanden, wenn auch schon bevorzugte Wurzel- und Beeren-

und Fruchtgründe beſtehen, ja die Männer um Jagdgebiete in Wettbewerb treten und primitive Kämpfe gelegentlich einen feſteren Verband der Horde und zielmäßigere Beſtrebungen eines wirtſchaftlich gedachten Raubes hervorrufen mögen.

Es verſteht ſich, daß ein ſolches Leben die Vorſtellung wahrhaft wirtſchaftlicher Arbeit kaum ſchon kennt. Die Funktionen der Nahrungsſuche ſind gleichſam rein körperliche Funktionen, wie die Funktionen der auch ſchon bei den Tieren vorhandenen Lebensfreude, des Nachahmungstriebes, des Triebes zum Experimente. Und wo ſich die körperliche Tätigkeit im Wirtſchaftsleben, einem menſchlicher Muskelarbeit eingeſchriebenen Geſetze folgend, zum Rhythmus entwickelt und in ſtändiger Wiederholung gewiſſer Rhythmen zum Uranfang phantaſievollen Tuns, da gehört ſie einem Zuſtande an, in dem Spiel und Arbeit noch nicht in den polaren Gegenſatz getreten ſind, den ſie in hohen Kulturen bedeuten.

Dementſprechend fehlt auch die klare Erkenntnis des wirtſchaftlich Nützlichen und die ſeeliſche Möglichkeit oder gar der als notwendig empfundene Drang, es durch Mühe zu erreichen; und gänzlich fern liegt dieſem Zuſtand ein Tagesleben, das irgendwie nach einer ſolchen Erkenntnis geregelt wäre. Alle Tätigkeit iſt vielmehr der Zeit nach unregelmäßig und wird faſt nur durch zwei Motive ausgelöſt, durch Hunger oder durch das Bedürfnis des Verbrauches überſchüſſiger Kräfte; und das Leben bleibt darum unſyſtematiſch und ſprunghaft.

Das alles läßt grundſätzlich noch keine Arbeitsgemeinſchaften mehrerer zu, wenn ſich auch die natürliche Verſchiedenheit von Mann und Weib ſchon bei der Lebensfürſorge zeigt und dieſen mehr auf tieriſche, jene mehr auf pflanzliche Nahrungsſuche verweiſt; und ſo fehlt denn auch wohl noch jede Gelegenheit zu gegenſeitigem Austauſch der kleinen Anfänge kärglicher Fahrhabe, und nicht minder der Gegenſatz von reich und arm und der Begriff der Güterverteilung.

Psychologisch aber ist das Wesentliche, daß zwischen Bedürfnistrieb und Bedürfnisbefriedigung noch kaum ein Zwischenraum, geschweige denn eine spontan und überlegungsmäßig gewonnene seelische Spannung besteht, die etwa mit Schlußreihen und wirtschaftlichen Wertvorstellungen zum Zweck des Gütergewinnes ausgefüllt wäre, daß also fast noch keine psychologisch-intellektuelle Distanz zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung da ist, welche jene Tätigkeit genauer charakterisierte, die für die Befriedigung angewendet wird: triebartig vielmehr wird die Nahrung gesucht und sozusagen reflexmäßig verzehrt; darum kann zufälliges Nichtfinden zum Untergang im Hunger führen, und darum veranlaßt ein reichlicher Fund die Befriedigung des Hungers in schlimmster Übersättigung.

Es ist ein Zustand, der, wenn wir die Beseelungsvorgänge auf der Erde abwärts in die Tier- und Pflanzenwelt hinein verfolgen, an jene Entwicklung primitivster Formen des Gedächtnisses und der Voraussicht erinnert, die in der Biologie eine Rolle spielen; wie eine höhere Fortsetzung erscheint er der Funktionen, die sich nach dieser Richtung in Flora und Fauna im Aufstieg von niedrigster Tätigkeit zu schon achtenswerten Leistungen offenbaren.

Und es ist ein Zustand, der weiter an den des Kindes erinnert; und kindlicher Haltung entspricht auch der Gesamtcharakter des Seelenlebens auf dieser Stufe; noch kaum eine Spur von Selbstbeherrschung; in Raum und Zeit aufs kleinste beschränkter Horizont; höchst impulsives Handeln: — und auf Grund von alledem starke Schwankungen des Glücksgefühls auf der Grundlage eines natürlichen und unverwüstlichen Optimismus. —

Der Charakter dieses primitivsten aller für uns noch denkbaren Zeitalter erscheint deutlich verschwunden und durch ein anderes Wirtschaftsleben abgelöst da, wo sich statt unorganischer Menschenhaufen ursprünglichste menschliche Gemeinschaften vorzufinden beginnen. Diese Gemeinschaften sind, soweit man auf dem Boden der deutschen Entwicklung

zurückzublicken vermag, die der Sippe, mag dieſe nun nach Mutterrecht dahinleben und dem Gemeinſchaftsgefühl ihrer Angehörigen nach auf dem Glauben an die Herkunft von einer gemeinſamen Mutter beruhen, oder mag dieſes Gemeinſchaftsgefühl bereits von der Erinnerung an den gleichen Stammvater getragen ſein. Dabei pflegen dieſe Sippen größere Verbände von gelegentlich wohl hundert Seelen und darüber zu ſein; und ſie bergen in ihrem Innern erſt im Keimſtadium und noch nicht als Grundlage irgendwelcher wirtſchaftlichen oder gar ſozialen Gliederung die Hausgemeinſchaften, Verbände von Großfamilien, die die Höherverwandten der lebenden Generationen mit umſchließen, und in dieſen wiederum die Familien im engeren Sinne, die nächſten Gemeinſchaften von Mutter und Kindern, oder Vater, Mutter und Kindern: Verbände, die erſt in viel ſpäterer Zeit, in den gewaltigen Änderungen, in denen die alte Sippe zugrunde zu gehen beginnt, ſelbſtändig werden, um als Zellen menſchlicher Kulturgemeinſchaften ſchon viel höherer Gattung zu dienen. Dieſer revolutionäre Vorgang von weitreichenden Folgen führt uns in der deutſchen Geſchichte, ſoweit die allmähliche Emanzipation der Familie in Betracht kommt, ſchon etwa in das 5. bis 8. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung.

Das eigentlich Neue des Zuſtandes des Sippenzeitalters iſt wirtſchaftlich der enge kommuniſtiſche Zuſammenhalt nächſter Verwandter. Dementſprechend werden jetzt die wirtſchaftlichen Bedürfniſſe vielfach nicht mehr nur durch iſolierte Anſtrengungen der einzelnen Individuen befriedigt, ſondern in der Arbeitsgemeinſchaft der Sippe; und auch da, wo der Einzelne für ſich ſchafft, tut er dies doch unter der Schutzgewalt der Sippe, die ihm auch bereits anfängt, das wichtigſte aller Wirtſchaftsgüter, den Frieden, zu erwirken.

Dabei geht die wirtſchaftliche Tätigkeit des Einzelnen wie der Sippe zunächſt, wie in dem früheren Zeitalter, in der Okkupation von genußbereiten oder nahezu genußfertigen Gütern der Natur auf. Indem dieſe jetzt aber gemeinſam

oder unter gemeinsamem Schutze durchgeführt wird, wird sie viel behaglicher; und es ergibt sich die Möglichkeit, die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter weit mehr als bisher für eine Differenzierung des wirtschaftlichen Tuns auszunutzen. Jetzt erst gehen daher die Männer recht eigentlich und bald ausschließlich auf Jagd und Fischfang, und jetzt erst nehmen die Frauen die ganze Breite des Aufsuchens der Pflanzennahrung auf: graben Wurzeln, besteigen die Bäume, um Früchte zu sammeln usw. Und die Abgrenzung der Tätigkeit, die sich auf diese Weise einstellt, verknüpft sich in ihrer Dauer durch lange Reihen von Geschlechtern hin aufs innigste mit tausend Sitten und Bräuchen, so daß sie als eine durchaus gefestigte und undurchbrechbare Lebensform erscheint: man hat von den Wirtschaftsbeschäftigungen eines solchen Zeitalters geradezu als von „sekundären Geschlechtsmerkmalen" gesprochen[1].

Dabei liegt in diesen Vorgängen aber noch keineswegs das vor, was man heute wirtschaftliche Arbeitsteilung in irgendeinem Sinne zu nennen pflegt. Denn für die Abgrenzung der Arbeit sind nicht, wie vielfach in späterer Zeit, irgendwelche Motive des wirtschaftlichen Bedürfnisses maßgebend, sondern nur die natürlichen Unterschiede, der abweichende Bau des Körpers und das verschiedene Wesen der Seele der beiden Geschlechter. Auch beruht das ganze Wirtschaftsleben grundsätzlich zunächst auf sippenhaftem Kommunismus: und bei größeren wirtschaftlichen Zwecken, beim Aushöhlen von Einbäumen oder bei anderem Bootsbau, beim Herstellen von Holzmörsern, beim Errichten von Häusern, tritt dieser als volle Arbeitsgemeinschaft auch unmittelbar und anschaulich zutage.

Dabei bleibt die Arbeit — wiederum ein Zug vornehmlich der sippenhaften Arbeitsgemeinschaft — noch eng mit dem Spiel verknüpft. Im ganzen kennt man noch kaum

[1] Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft[8] S. 53; s. dazu S 296.

individuelle Arbeitsenergie, ſondern nur in gemeinſamem raſchem Impuls durchgeführte kurze Mühen der Arbeit. Bei den Männern nehmen dieſe Mühen dann gern die aufregenden Formen des Kampfes oder des Wettſpiels an, ſo bei Jagd und Fiſchfang, aber auch bei Herſtellung von Werkzeugen; bei den Frauen werden ſie durch Geſang und Mimik — wie übrigens auch vielfach bei den Männern — rhythmiſch geſtaltet.

Immerhin entſteht doch ſchon eine organiſche Gütererzeugung, ſo wenig, außer etwa der Handmühle und dem Stampfmörſer, bereits zuſammengeſetztere Werkzeuge, und außer Kahn und Ruder der Regel nach bereits Transportmittel bekannt zu ſein pflegen. Und neben geregeltere Okkupationen treten, noch vor der Viehzucht — die überhaupt kein Wirtſchaftszuſtand iſt, der als alleinige Grundlage geſondert vorkäme — ſchon die Anfänge urſprünglichſter Landnutzung im Hackbau. Das hat denn auch ſchon eine gewiſſe Seßhaftigkeit oder wenigſtens zumeiſt eine dauerndere Einordnung in den Raum zur Folge. Dabei wird der Boden im Hackbau zunächſt nur vorübergehend genutzt; man wechſelt nach einiger Zeit die Anbaufläche; und ſelbſt die Anſiedlungen verbleiben noch ſelten über mehrere Menſchenalter hin am gleichen Orte. Aber im ganzen haftet man doch ſchon am Boden; jede Sippe und jeder Stamm, zu dem ſich die Sippe im Laufe der Zeit umbildet, während in ihrem Bereiche aus ihr Teilſippen und aus dieſen wieder Hausgemeinſchaften hervorgehen, hat ein ungefähr beſtimmtes Gebiet, einen räumlich begrenzten Einflußkreis, deſſen äußerſte Grenzen freilich noch wenig ſicher umſchrieben ſind und ſehr allmählich in den Einflußkreis der nächſten Sippen- und Stammesgemeinſchaften überzugehen pflegen.

Indem nun ſo zunehmende Seßhaftigkeit zu eingehenderer Bekanntſchaft mit dem Boden einlädt, ergeben ſich leicht beſondere Hilfsquellen des Landes, und an ſie knüpft ſich dann bald eine Erzeugung, die hinaus über das bloße und nächſtliegende Bedürfnis geht: beſondere Farbſtoffe, ein guter

Töpferton, glänzende Muscheln, harte Bogen- und Pfeilhölzer, rasch wirkende Gifte, irgendwie eigenartige Tiere werden gefunden oder erbeutet und in dieser oder jener Weise verarbeitet. Es sind die Anfänge einer Stoffveredlung, die an besondere Gelegenheiten und besondere nunmehr zumeist schon ausgesondert bestehende Hausgemeinschaften, Sippen und Stämme gebunden ist; nach der Abgrenzung männlicher und weiblicher Wirtschaftsbetätigung betrieben, so daß z. B. die Töpferei Sache der Frauen, die Waffenverfertigung Sache der Männer wird, erscheint sie noch halb als Spiel und trägt darum ausnahmslos einen künstlerischen Charakter. Wirtschaftlich aber bedeutet sie eine Mehrproduktion und damit die Möglichkeit, den Überschuß über das eigene Bedürfnis gegen andere wirtschaftliche Werte auszutauschen.

Welcher Art ist da nun der Austausch eines solchen Zeitalters? Es ist eine universalgeschichtlich wichtige Frage. Denn greift der Austausch über die eigene Sippe, den eigenen Stamm hinaus, so entstehen zum ersten Male internationale Beziehungen ursprünglichster Art, und zwar Beziehungen nicht des Krieges, sondern des Friedens. Es ist der Anfang zur Völkergemeinschaft, zu einem nicht mehr auf engste Horizonte begrenzten und selbst noch im Frieden gewaltsamen Verlauf menschlicher Geschicke[1].

Die primitiven Formen des Tausches werden nur aus einer Betrachtung der Güterverteilung innerhalb der Sippe verständlich. Grundsätzlich mußte da der Arbeitsgemeinschaft der Sippe eine natürliche Gütergemeinschaft entsprechen. Und in der Tat galt diese zunächst für den Grund und Boden: das Sippengebiet gehörte der Sippe als Ganzem, und seine Nutzung innerhalb dieses Rechtes stand jedermann

[1] Ich sehe dabei von dem Ausnahmefall der Symbiose zweier Stämme ab, der sich auch schon auf anscheinend niedrigster Kulturstufe findet. Übrigens kann man die Symbiose auch kaum als Anfang allgemeiner intergentiler Beziehungen ansehen. Nicht minder können hier die auf kriegerischer Grundlage sich entwickelnden intergentilen Beziehungen außer Betracht bleiben.

offen. Sie galt aber auch für die unmittelbar zur Nahrung dienende Errungenſchaft; gemeinſam okkupiert, wurde dieſe auch kommuniſtiſch verteilt. Freilich: für den dann ſofort vorzunehmenden Verbrauch galt perſönliches Eigen; ja es beſtanden auf dieſem Gebiete vielfach Eßſitten individuellſter Art, die noch aus dem früheren Zeitalter vereinzelter und perſönlicher Okkupation ſtammen mochten und ſich in Reſten vielfach in noch viel ſpätere Zeiten vererbt haben: jeder aß noch für ſich, um nicht von anderen des Eſſens beraubt zu werden, und Eſſen in Gegenwart eines anderen verſtieß daher gegen die Sitte. Und erſt recht beſtand perſönliches Eigen für die perſönlich erarbeiteten Werkzeuge, für Gerät und Waffen.

Konnte ſich nun auf Grund dieſer Güterverteilung ein regerer Austauſch zunächſt innerhalb der Sippe oder innerhalb einer Mehrheit dieſer Sippen, innerhalb des Stammes entwickeln? Es wäre an ſich möglich geweſen allenfalls für Werkzeuge und Waffen. Aber dieſe galten wiederum bis zu dem Grade als perſönlich, daß ſie mit der Perſon als gleichſam ihr zugehörig verſchmolzen gedacht wurden: der Tote erhielt ſie mit ins Grab; ſelten nur wurden ſie gegen andere Stücke ausgetauſcht. Vielmehr ſah der Einzelne, bedurfte er einmal des Gerätes eines anderen, dieſes als auch ſeinem Gebrauche vorübergehend ohne weiteres zugänglich an, wie er denn auch die Nahrungsvorräte der Sippengenoſſen und insbeſondere des Häuptlings als ihm mitgehörig betrachtete: zwiſchen Sippengenoſſen galten etwa die Eigentumsbegriffe, wie ſie heutzutage im Kindesalter unter Geſchwiſtern im Schwange ſind.

Wie wäre unter ſolchen Verhältniſſen ein regelmäßiger Austauſch innerhalb der Sippen- und Stammesgemeinſchaft denkbar geweſen? Wie gar die Ausbildung einer Skala von ſicheren wirtſchaftlichen Wertvorſtellungen, vielleicht ſogar von Preiſen? Nur etwa bei Spielverluſten und Bußen, beim Frauenkauf, bei Geſchenken an den Medizinmann, den Sänger, den Tänzer gingen Werte von einem

Genossen auf den anderen über: es war, wie wenn Knaben sich heute untereinander beschenken und strafen.

So blieb als ursprünglichste wirtschaftliche Form des Austausches nur die gegenüber Stammes- und Sippenfremden. Und diese bestand nun allerdings, sogar in doppelter Form: in der des Gastgeschenkes und in der des mehr marktmäßigen Tausches. Ein Fremder kam in das Gebiet der Sippe. An sich rechtlos, mußte er den Schutz eines hervorragenden Sippengenossen und durch diesen den Schutz der Sippe finden, sollte er nicht Gefahren des Leibes und des Lebens entgegengehen. Er lohnte dem Beschützer durch ein Gastgeschenk. Aber nicht unentgeltlich. Erwartet wurde, daß nun auch der Beschützer dem Fremden ein Geschenk gebe: und die beiden Geschenke traten ihrem Werte nach mehr oder minder in das Verhältnis des Tausches. Es war eine Art anfangs vielleicht unregelmäßigen, später aber doch gewohnheitsmäßiger gestalteten Tauschverkehrs; auf seinem Wege konnten einzelne Güter Hunderte von Meilen von Stamm zu Stamm, von Sippe zu Sippe wandern, konnten sich Erfindungen verbreiten und nicht minder geistige Schätze eines bestimmten Stammes, mythische Vorstellungen, mimische und rhythmische Formen weit von dem Orte ihres Ursprunges weg fortwachsen und neues Leben gewinnen. Und neben dem gastlichen stand ein mehr schon marktmäßiger Tauschverkehr. Benachbarte Stämme kamen an den Grenzen ihrer Gebiete, auf gleichsam neutralem Raume, an einer Stätte, die durch besonderen, gegenseitig gewährleisteten Frieden geheiligt war, zu bestimmten Zeiten zusammen und begannen auszutauschen, was sie von besonderen Erzeugnissen besaßen: Töpferwaren gegen Muscheln, Waffen gegen künstliches Flechtwerk, Bastgewebe gegen bemalte Masken usw.

Sind das nun schon die Anfänge eines ursprünglichen Handels?

Klar ist, daß von der besonderen Ausbildung eines Handelsstandes als solchen, eines kaufmännischen Berufes noch nicht

oder nur höchſt ausnahmsweiſe die Rede ſein kann. Gewiß mochten Kaufleute von höher entwickelten Kulturen her Sitte und Recht eines ſo primitiven Tauſches benutzen, um als Gaſtfreunde oder Marktgenoſſen der Stämme in ihrem Sinne zu „handeln“; für die Angehörigen der Sippe oder des Stammes ſelbſt lag keineswegs ſchon ein wirklicher, ein Aktivhandel, ein Kauf auf Wiederverkauf vor. Dieſe Sippengenoſſen tauſchten nur, um neue Werte für ihren Gebrauch zu erhalten: ſie waren nur als Kunden, nicht als Kaufleute tätig. Und häufig genug gab bei dem Tauſche für ſie der ſpeziell wirtſchaftliche Wert des eingetauſchten Gutes noch recht wenig den Ausſchlag. Wie Kinder, die glänzenden Dingen im überregen Spiel der Phantaſie raſch einen ſchließlich auch für ſie bald vorübergehenden Wert beilegen, ſo verfuhren ſie nicht ſelten beim Tauſche: gaben Sklaven für einige Reihen Glasperlen, koſtbare Pelze für wenige Flaſchen Weins, ließen ſich verführen von der Illuſion eines Bedürfniſſes, die ihnen raſch und verführeriſch nahegebracht ward und erſt bei dem Anblick des Tauſchgegenſtandes ſelber aufſtieg.

Zieht man aus alledem, aus Tauſch wie Okkupation wie Stoffveredelung dieſes wirtſchaftlichen Zeitalters, das allgemeine pſychologiſche Ergebnis, ſo zeigt ſich, daß auch jetzt noch, ſpontan und aus der Seele der Angehörigen der Sippen- und Stammeswirtſchaft her empfunden, faſt nie oder nur ganz ausnahmsweiſe längere Erwägungen zwiſchen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung traten, die von dem einen zum anderen auf neuen Wegen zu vermitteln vermocht hätten. Es fehlten auch jetzt noch bei dem Einzelnen die länger trennenden, die ſtärker diſtanzierenden intellektuellen Elemente zwiſchen Bedürfnisempfindung und Genuß, ſolange auch die Herſtellung gewiſſer Geräte oder Genußmittel die Energie des Einzelnen, doch auf Grund ſehr einfacher und geringer praktiſcher Erwägungsmomente in Anſpruch nehmen mochte. Aber dem Einzelnen unbewußt, organiſch aus der Form und dem Leben der Sippengemeinſchaft

erwachsend, waren doch schon Anläſſe gegeben, zwiſchen dem Bedürfnis und ſeiner Befriedigung eine gewiſſe Spannung hervorzurufen. Die Arbeitsgemeinſchaft erforderte ſchon eine gewiſſe Syſtematiſierung der wirtſchaftlichen Tätigkeit, ſie entfernte Bedürfnis und Genuß voneinander, wenn ſie auch zwiſchen beide zunächſt nur die Überlegungen der Geſamtheit und erſt an zweiter Stelle den Schluß des Einzelnen ſchob. Und die Arbeitsgemeinſchaft brachte größere wirtſchaftliche Ruhe und die gegenſeitige Arbeitsbegrenzung der Geſchlechter, und eben hierin einen erſten Anlaß zu einer Mehrproduktion, die zu kleinen Anfängen des Tauſches führte. Der Tauſch aber weckte wiederum neue Bedürfniſſe, und zu ihrer Befriedigung begann ſtill, wenn auch ſchwerlich aus dem Bewußtſein des allgemeinen Zuſammenhanges der Dinge heraus, eine ſtärkere Neigung einzelner zur Gütererzeugung. Es ſind wechſelſeitig wirkende Förderungen des Wirtſchaftsſinnes, geweckt vornehmlich durch primitiven Austauſch gewiſſer Güter; es iſt ein neuer Hauch, der Hauch des Friedens und des Verkehrs, der das Wirtſchaftsleben getroffen hat — eine erſte Regung, die in ſpäteren Zeitaltern der Wirtſchaftsentwicklung zur beherrſchenden, faſt allmächtigen Entwicklungstendenz anſchwellen wird. Die älteſte Zeit hatte kaum eine ſeeliſche Spannung zwiſchen Bedürfnis und Genuß gekannt; jetzt dagegen entſteht leiſe, leiſe dieſe Spannung und erfüllt ſich ſchon mit Werturteilen, mit einem ſtetigeren Willenstrieb und mit intellektuell geſättigter Tätigkeit.

Freilich: keineswegs ſo durchaus grundſätzlich, wie es unſere Erzählung erſcheinen laſſen kann, oder gar etwa durch eine Grenze ſchroffen Wechſels von dem einen zum anderen ſind die beiden Zeitalter voneinander geſchieden, von denen bisher geſprochen wurde: gradmäßig abweichende Merkmale allein trennen ſie, wie alles menſchliche Geſchehen, und die Wendung von dem einen zum anderen zeigt alle Schattierungen allmählichſten Überganges.

2. Wiederum ein neues Zeitalter der Durchbildung menschlichen Wirtschaftslebens erscheint voll herbeigekommen in dem Moment, da über den Sippen und in und über ihrer Stammesgemeinschaft ein weiteres Element des Friedens und der Ruhe erwächst: der Staat. Es ist eine Fortbildung, die sich für die deutsche Geschichte in Rückschlüssen aus frühesten Quellen schon innerhalb der nebelhaften Vergangenheit der letzten Jahrtausende vor Christus in einigen Zügen sichten läßt: so weit reicht die beglaubigte Geschichte unseres Volkes zurück — vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus weiter als die der meisten Nationen, denen es gegeben ward, weltgeschichtliche Aufgaben zu lösen. Und so wird es erlaubt sein, von nun ab die typischen Züge menschlicher Wirtschaftsentwicklung ganz anders als bisher an den Geschicken der Germanen und Deutschen zu verfolgen und des weiteren höchstens noch an der Geschichte jenes europäischen Völkerkreises, dem die germanisch-deutschen Schicksale angehören.

Da läßt sich zunächst noch sehr wohl sagen, aus welchen Motiven der germanische Staat als die Zwangsgemeinschaft der in einer Völkerschaft vereinigten Sippen entstanden ist. Die Blutrache zwischen den einzelnen Sippen sollte wenigstens in ihren grausigsten Folgen beschränkt, die Sicherheit der Sippen gegenüber Kriegsgefahren von auswärts her sollte erhöht werden. Ein Bedürfnis nach Frieden, innerem wie äußerem, hat den germanischen Staat der cäsarischen und taciteischen Zeit geschaffen, und noch der Staat der Ottonen, Salier und Staufer war bekanntlich grundsätzlich und praktisch fast ausschließlich ein Friedensstaat.

Dies früheste Friedensbedürfnis aber scheint in Wechselwirkung gestanden zu haben mit Vorgängen eindringlicherer Festsetzung im Raume. Wir können noch verfolgen, wie am Schluß dieses Zeitalters die Seßhaftigkeit zunimmt, wie zuerst nur die Stämme oder Völkerschaften, wie dann auch die Sippen innerhalb dieser Stämme und Völkerschaften mit dem Boden verwachsen; wie ein Heimatsgefühl und

das Gefühl eines festen Eigentums der Stammesgenossen am Stammesgebiet, der Sippengenossen wiederum an einem bestimmten Abschnitte dieses Gebietes, an der künftigen Hochgerichts- und Dorfmark, entstehen. Und wir können beobachten, wie in der Sippe allmählich der alte Charakter und die Wirkung der natürlich-geschlechtlichen Zusammenhänge verblaßt, während die Nebenregungen, welche an die Sippe anknüpfen, insofern diese Eigentümerin eines bestimmten Gebietes geworden ist und dieses ausbaut, immer mehr an Bedeutung und Klarheit gewinnen. Schließlich, in der deutschen Entwicklung während der ersten Zeiten diesseits der Völkerwanderung, erscheint dann die Sippe vornehmlich nur noch als Wirtschaftsverband; und die Gesippten, die Verwandten, sind zu Dorfnachbarn und Markgenossen geworden.

Aber ist die Sippe dabei ganz die alte Arbeitsgemeinschaft geblieben? Ja, war sie in den Zeiten des Cäsar und Tacitus ganz Arbeitsgemeinschaft?

Indem die Sippe zur Eigentümerin eines bestimmten Landgebietes, einiger Quadratmeilen vielleicht von Wald und Weide und Wiese und anbaufähigen Feldes ward, indem sich die ihr Angehörigen in diesem Lande niederließen, sei es in einer oder mehreren Siedlungen — indem so Dörfer entstanden mit ihren Marken und der Einzelne festen Fuß faßte in einem Hofe des Dorfes, trat aus der Sippe eine jüngere und tiefere geschlechtliche Einheit als die eigentlich zukunftsreiche Trägerin der Entwicklung hervor: die Familie und die an Haus und Hof geknüpfte Gemeinschaft dieser Familie mit ihrem Gesinde. Gewiß ging deshalb die alte wirtschaftliche Gemeinschaft der Sippe und der Dorfmarkgenossenschaft, die noch innerhalb der Sippe nach den herkömmlichen Lebensformen dieser entwickelt worden war, keineswegs schon verloren. Ja noch war diese Gemeinschaft anfangs in hohem Grade auch eine Arbeitsgemeinschaft: die Teilnehmer gleicher Siedlung genossen nicht bloß Wald und Weide und allen Zubehör der später sogenannten Allmende gemeinsam, sie scheinen auch anfangs die

geſamte Ackerfläche gemeinſam gerodet und gemeinſam beſtellt zu haben. Aber früh jedenfalls haben ſich dieſe Zuſtände gelockert und, ſoweit im beſonderen und zunächſt die Ackerflur in Betracht kam, geradezu aufgelöſt. Gemeinſame Ernte und gemeinſame Beſtellung fielen hinweg, und gemeinſam blieb nur der Gebrauch der Allmende und der generelle Wirtſchaftsplan der Nutzung der Ackerflur, wie er vornehmlich im Zwange ungefähr gleichzeitigen Säens und Erntens Aller zum Ausdruck kam.

Auch war es nicht die einfache Familie, die der Sippe als engere Wirtſchaftsgemeinſchaft alsbald folgte. Vielmehr ſtand zwiſchen beiden entwicklungsgeſchichtlich noch die Hausgemeinſchaft, und lange, noch bis gegen Schluß des Mittelalters, hat ſie ſich bei den konſervativen Schichten unſeres Volkes, Bauerntum und Adel, ja ſelbſt bei den Bürgern teilweiſe erhalten. Gleichwohl hat ſie aber doch nicht, wie bei manchen anderen Völkern, z. B. den nordweſtlichen Slawen wie den Südſlawen und den Japanern, eine beſondere Periode wirtſchaftlichen Lebens veranlaßt. Der ausgeprägte Perſönlichkeitscharakter, das Einſpännige der Einzelbetätigung im Weſen unſerer Nation, das ſo merkwürdig mit dem freien Aſſoziationsgedanken kontraſtiert oder vielmehr ihn ergänzt, hat das verhindert. In der Rechtsbildung nimmt die Hausgemeinſchaft kaum einen beſonderen Platz ein, in der Verfaſſungsbildung ſo gut wie keinen, und auch in der wirtſchaftlichen Entwicklung wird die Sippe alsbald vornehmlich von der Familie abgelöſt. Und ſo trat denn eben ſie allmählich immer mehr als untere Arbeitsgemeinſchaft ſelbſtändig hervor aus der alten ſippenſchaftlichen Bildung, die ihrerſeits zur bloßen Nutzungsgemeinſchaft der Allmende und damit zur oberſten Reglerin der hausgenoſſenſchaftlichen Arbeitspläne nur in gewiſſen weniger wichtigen Beziehungen verblaßte: eine im hohen Grade von der bisher geltenden verſchiedene Ausbildung des Wirtſchaftslebens wurde gewonnen.

Betrachtet man den neuen Zuſtand im ganzen, ſo er-

scheint jetzt, auf der Grundlage eines noch recht einfachen Ackerbaues, der für alle Stammesangehörigen in gleicher Weise gilt, ein grundsätzlich noch immer arbeitsgemeinschaftlich geregeltes Wirtschaftsleben in drei Abstufungen: die unterste Stufe bilden die Familien als die modernsten und besonders regen wirtschaftlichen Körper, die mittlere die Markgenossenschaften der alten Sippen, die höchste endlich nimmt der Staat der germanischen Zeit, der Völkerschaftsstaat ein, wirtschaftlich produktiv als Vermittler und Wahrer des noch keineswegs hoheitlich, sondern eher gleichsam privatrechtlich empfundenen Eigentumes am Gebiete des Staates. Es ist also schon eine geteilte Gestaltung der Produktion, aber die Teilung bezieht sich wesentlich nur auf die wirtschaftliche Tätigkeit am Grund und Boden, sie unterliegt noch allgemeiner, das heißt öffentlicher Regelung. Und so gibt es auch schon starke gegenseitige Beziehungen der größten wirtschaftlichen Interessen. Der Staat gewährt Schutz und Eigen an dem gemeinsamen Nutzungsgebiet, die Markgenossenschaften gewährleisten die Aufrechterhaltung der allgemeinsten Voraussetzungen einer bestimmten gemeinschaftlichen Form urwüchsigen Ackerbaus: es entwickelt sich ein gegenseitiges Garantieverhältnis wirtschaftlicher Kräfte, das für den deutschen Staat nie wieder aufgehört hat zu bestehen, ja für ihn bis zu dem Grade wesentlich ist, daß darauf noch heute sein Recht beruht, einzugreifen in den Wirtschaftswillen der Bürger. Und weiter: innerhalb des Bereiches jeder Markgenossenschaft werden der einzelnen Familie seitens der Genossenschaft in der Allmende die einfachsten Grundlagen wirtschaftlichen Bestehens gewährleistet, und die einzelne Familiengemeinschaft untersteht den Gesetzen der Markgenossenschaft derart, daß sie sich zu einer Produktion verpflichtet sieht, deren System allen anderen Hausgemeinschaften gleichmäßig zugute kommt. Endlich innerhalb der Familie und des Hauses herrscht bei aller Gemeinschaft der Arbeit doch auch schon eine gewisse über den bloßen Unterschied der Geschlechter hinausgreifende Teilung:

ſie iſt gegeben in der Tatſache, daß hier der Vater als Herr waltet und die Arbeit der Hausgenoſſen, der Frau, der Kinder, des Geſindes, arbeitsteilig regelt nach ſeinem Gebot.

War nun in einem ſolchen Wirtſchaftsleben noch ein größerer freier Austauſch zur Ergänzung der Eigenproduktion notwendig oder auch nur denkbar? Schwerlich.

Gewiß war die Gütergemeinſchaft des vorhergehenden Zeitalters da, wo ſie ſchon früher ins Kränkeln geraten war, jetzt im Abſterben; für Fahrhabe galt ſie eigentlich nur noch auf dem Gebiete der Sitte, wenn auch da noch ſtark genug: in der Freigebigkeitspflicht der Großen und dem Bittrecht der Kleinen, in den Bräuchen der nachbarlichen Pflicht und den Sitten der Gaſtfreundſchaft.

Und auch für den Grund und Boden waren ſchon Anſätze zum Sondereigen vorhanden, anfangs nur in dem Areal der Sitze der Familien, in den Höfen, dann auch in dem Rottland, das dieſe außerhalb der in Markgemeinſchaft gerodeten Flur an paſſenden Stellen der Allmende für ſich allein und mit eigener Mühe aufnehmen mochten. Aber daneben beſtand doch weitaus überwiegend noch das von allen Familien gemeinſam gerodete und beſtellte Land der Ackerflur; und dieſes Land konnte nicht im freien Austauſch übertragen werden, ja es genoß noch eines beſonderen, begrenzten und undurchbrechbaren Erbrechts: nur Krieger als die urſprünglichen Erwerber und Eroberer des Stammesgebietes und des Dorflandes und damit nur männliche Erben konnten in ihm folgen: nullum testamentum ſagt Tacitus in wenigen feſten Worten einerſeits, und in nicht minder feſten andererſeits das ſalfränkiſche Recht: de terra nulla in muliere hereditas. So kam denn Eigentumswechſel an markgenoſſiſchem Lande außer im Erbgange gewiß nur höchſt ſelten und im allgemeinen wohl nur dann vor, wenn ſchwerſte Gerichtsbußen in Form von Landabtretung zu zahlen waren; denn der des Bodens Beraubte war der Sippen- und Stammesgemeinſchaft entzogen, war bar alles rechtlich und ſittlich geordneten Daſeins.

Begrenzte sich somit aller innere Austausch von Wirtschaftsgütern im allgemeinen auf Fahrhabe, so war er doch auch auf diesem Gebiete gering genug und vor allem durchaus nur unmittelbarer Austausch zwischen Verbraucher und Erzeuger, und nicht Handel: darum war noch keine feste Preisleiter der Güter entwickelt, wie sie in vollerer Ausbildung immer erst ein Erzeugnis des Kaufes zum Verkaufe ist, und darum war der Wert des Geldes, das man von außen her, aus den höheren Kulturen der Römer und Griechen, überkam und überkommen hatte, noch ein ungefährer, und die Münzen dienten mehr der Schatzbildung als wirtschaftlicher Verwendung im Austausch.

Und so blieb denn der wirtschaftliche Verkehr im ganzen, was er in früherer Zeit schon gewesen war: bloßer Austausch; und nicht eben auf diesem Wege entfaltete sich grundsätzlich eine weitere seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß. Wohl aber war dies der Fall auf Grund der allgemeinen Anstalten, die innerhalb des Bereichs der Gütererzeugung entwickelt worden waren. Diese Anstalten gipfelten, wie wir wissen, jetzt nicht mehr allein in der unbewußt natürlichen Arbeitsgemeinschaft der Sippe, sondern sie erschienen in dreifacher Abstufung geschaffen: im obersten Lebenskreise war es der Staat, im mittleren die Markgenossenschaft, im untersten die Gemeinschaft des Hauses und der Familie, durch welche Wirtschaftsbedürfnisse befriedigt wurden. Dabei regelten die beiden oberen Kreise die Befriedigung gerade der wichtigsten Bedürfnisse ständig, nach einem starren System, durch dem öffentlichen Leben angehörige und darum ausnahmslos geltende Vorschriften: eine weitere Ausdehnung der seelischen Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß, als man sie bisher gekannt hatte, trat damit in sehr festen und bestimmten Grenzen ins Leben. Anders dagegen in dem untersten Kreise, in der Hausgemeinschaft. Hier waltete jetzt trotz aller Mitwirkung und Einschnürung durch Staat und Markgenossenschaft in der Individualität des Hausvaters doch schon ein elastisches

und perſönliches Element: je nach der Art dieſer Individualität und ihrer Auswirkung konnte in dem freilich engen Bereiche des Hauſes eine größere oder geringere ſeeliſche Spannung zwiſchen wirtſchaftlichem Bedürfnis und wirtſchaftlichem Genuſſe eintreten.

Zum erſten Male wurde damit innerhalb der ſteigenden Kultur die perſönliche Schaffenskraft etwas freier; und der wirtſchaftliche Fortſchritt erſchien auf dieſe Weiſe weſentlich an die Familie gebunden.

Die Veränderungen, die auf Grund dieſer Zuſammenhänge nunmehr, noch immer innerhalb eines reinen Wirtſchaftslebens des Ackerbaues, vor ſich gingen, traten im Verlauf der deutſchen Geſchichte etwa vom 5. bis zum 8. Jahrhundert ein und beherrſchten die Entwicklung bis ins 12. und 14. Jahrhundert; und in ihrem Verlaufe zog ein neues wirtſchaftliches Zeitalter herauf. —

Die Grundlinien der deutſchen Entwicklung ſind dabei die folgenden. Einzelne beſonders kräftige Familien brechen zunächſt aus dem Syſtem der markgenoſſiſchen Wirtſchaft auf doppelte Weiſe aus: einmal durch ſo große Rodungen auf der Allmende, daß deren Umfang ihnen ein wirtſchaftliches Übergewicht über die regelmäßige Hausgemeinſchaft innerhalb des markgenoſſenſchaftlichen Verbandes gibt; dann auch dadurch, daß ſie, nach Unterwühlung des alten Erbrechts in markgenoſſiſches Ackerflurland, von dieſem Lande zu dem eigenen Beſitze hinzuerwerben und dieſen damit auch in der Ackerflur über das gewohnheitliche und hergebrachte Maß der regulären Hausgemeinſchaft hinaus erweitern. Zum andern aber wird es immer häufiger, daß wirtſchaftlich kräftigere Hausväter außer ihrem eigenen Hof mit Hufe auch noch andere Höfe mit Hufen erwerben, ſei es im Heimatsdorf, ſei es, wie vornehmlich beim Adel, in weithin zerſtreuten Marken. In allen dieſen Fällen entſteht größerer Landbeſitz in der Hand eines einzigen Hausvaters; und die Frage wird brennend, wie ſeine Nutzung zu organiſieren ſei. Da ergab nun die zerſtreute Lage

mindestens des Ackerflurlandes, oft aber auch der Rodungen und der Höfe schon an sich die Unmöglichkeit einer einheitlichen Bewirtschaftung: wie außerdem wäre diese bei der geringen Entfaltung organisatorischer und technischer Wirtschaftsfähigkeiten schon in dieser Frühkultur denkbar gewesen? Nur eine dezentralisierte Nutzung also erwies sich als möglich. Diese aber konnte wiederum in einer Zeit geldloser Wirtschaft nicht auf der Grundlage etwa freier Pacht durchgeführt werden, an die man heute an erster Stelle denken würde; vielmehr mußte der Boden, den der Hausvater nicht selbst bewirtschaftete, gegen Naturalabgaben, die auf dem verliehenen Grunde und in den abhängigen Wirtschaften selbst erzeugt wurden, gegen Zinse, also etwa von Getreide und selbstgewebten Stoffen u. dgl., und gegen Leistungen persönlicher Dienste verliehen werden. Nicht freie Pächter daher, sondern landbauende Unfreie und Hörige entsprachen dem Bedürfnis der Zeit, und nicht frei gepflegte Großgrundbesitze, sondern Großgrundherrschaften waren das Ergebnis der wirtschaftlich fortgebildeten Hauswirtschaft: Grundherrschaften, die mit der Summe der Männerkraft, die ihnen dienstbar zur Verfügung stand, über sich selbst hinauswiesen, die bei schwacher Staatsgewalt eine Gefahr für den öffentlichen Frieden bilden konnten, die bald mehr zu sozialen und politischen, denn zu wirtschaftlichen Gebilden heranwuchsen.

In dieser Form tritt uns die Grundherrschaft vom 7. bis zum 14. Jahrhundert entgegen; in Zeiten, da eine einheitliche Staatsgewalt fast durch ganz Zentral- und Westeuropa hin, und jedenfalls auf deutschem Boden nur in Reichen geltend gemacht wurde, die räumlich viel zu ausgedehnt waren, um mit den der Zeit zur Verfügung stehenden kümmerlichen Mitteln des Verkehrs von einer Stelle aus wirklich regiert zu werden.

Der Grundherrschaft kam diese Lage zugute; sehr wenig von anderen Elementen gestört, hat sie sich während langer Jahrhunderte durch alle Stufen der Blüte und des Ver-

falles entwickelt. Für eine pſychologiſch-wirtſchaftliche Auffaſſung iſt dabei das Wichtigſte die Tatſache, daß in ihr allmählich, unter dem Abſtreifen aller Elemente, die noch an die Gemeinwirtſchaft früherer Zeit erinnern konnten, unter der Durchbrechung der markgenoſſenſchaftlich-familiengemeinſchaftlichen Wirtſchaftsformen, ein ganz neues, weit mehr individuelles Wirtſchaftsleben emporkam. Überſchüſſe, die ſich aus dem Zinſe unfreier und höriger Hinterſaſſen wie aus dem Erträgniſſe der eigenen Wirtſchaft ergaben, wurden nun zu beſonderen Macht- wie Wirtſchaftszwecken des Grundherrn verwendet: eine kriegeriſche Organiſation der Hinterſaſſen wurde durchgeführt und nicht ſelten gegen den Staat ausgenützt, wie dieſe Machtentfaltung zugleich zur Einſchüchterung jener Markgenoſſenſchaften diente, in deren Bereich die Grundherrſchaft Fuß gefaßt hatte; und neue Bedürfniſſe der Erzeugung und der Stoffveredelung wurden befriedigt, indem die bäuerlichen Wirtſchaften der Hinterſaſſen zum Teil in Spezialgüter für Weinbau, Flachsbau, Hanfbau u. dgl. umgeformt und weiterhin aus den Überſchüſſen der Geſamtwirtſchaft grundherrliche Handwerke von mancherlei Art entwickelt und genährt wurden. Indem aber ſo die Hinterſaſſen einer Grundherrſchaft gleichſam wie die Angehörigen eines kleinen, räumlich freilich zumeiſt nicht geſchloſſenen Wirtſchaftsſtaates organiſiert, ja den Weg beſonderer ſozialer Entwicklung innerhalb der gegebenen Organiſation gewieſen wurden, wandelte ſich der Grundherr aus dem Hausvater in den kleinen Herrſcher, der Hof hielt, und der es, wenn das Glück gut war, im Laufe der Zeiten der Salier und Staufer wohl zu Fürſtentitel und Landesgewalt bringen konnte.

Welche höhere Form des allgemeinen Wirtſchaftslebens aber — denn es handelte ſich bei alledem um eine allgemein verbreitete Erſcheinung — war nun hiermit gewonnen? Es iſt klar: die alte Arbeitsgemeinſchaft trat in der Grundherrſchaft ganz zurück hinter einer Arbeitsteilung, wenn dieſe auch faſt noch ausſchließlich auf agrariſcher Grundlage

gewonnen wurde: hatten die früheren Arbeitsgemeinschaften noch den Versuchen angehört, die Natur vornehmlich durch eine quantitative Anpassung der menschlichen Arbeit an die vorschwebenden Wirtschaftsaufgaben zu meistern, so war jetzt das Bestreben in erster Linie, vermöge der Arbeitsteilung, also durch qualitative Anpassung, zur Befriedigung höherer Bedürfnisse zu gelangen. Ein sehr wesentlicher wirtschaftsgeschichtlicher Fortschritt war damit erreicht.

Und dieser Fortschritt und seine Folgen kamen keineswegs bloß der Grundherrschaft zugute. Vielmehr trat hier zum ersten Male eine Erscheinung deutlich zutage, die allen höheren Wirtschaftsstufen gemeinsam ist: die von den führenden wirtschaftlichen Schichten errungenen Formen fortschreitenden Wirtschaftslebens wirkten alsbald auch auf die tieferen, nicht führenden Schichten in dem Sinne ein, daß auch diese sich den Wirtschaftsgedanken der Voraussicht anzueignen suchten, der der fortschreitenden Entwicklung zugrunde lag. Sehr natürlich: differenziert sich erst die Entwicklung so weit, daß von ihren schärfsten und raschesten Strömungen nur einzelne Kreise getragen werden, so bleiben doch, bei der praktischen Einheit jeder Zeit, auch die übrigen Teile der Gesellschaft von diesem Fortschritte einzelner Kreise nicht unberührt. Und auch der Umstand ist leicht begreiflich, daß diese übrigen Teile dann den neuen Anregungen vielfach in Formen folgen, die den spezifischen, nur etwas früher entwickelten Formen der führenden Kreise unmittelbar entlehnt sind.

Und so traten denn in der Güterverteilung schon der Merowingerzeit ganz allgemein und immer weiter jene kommunistischen Elemente zurück, die der Hauptsache nach Folgeerscheinungen der alten Arbeitsgemeinschaft waren und gewesen waren: für die Fahrhabe entwickelte sich fast ganz ein Recht reinen Privateigens, und auch für den Grund und Boden der arbeitsgemeinschaftlichen Ackerflur ergaben sich Übergänge zu einem Rechte des Sondereigens: er wurde unter Männern allgemein erblich übertragbar, und

ſelbſt die Frauen erhielten ſchließlich Erbrecht an ihm, ja eine begrenzte Teſtierungsfreiheit an Immobilien machte ſich geltend. Und ſo halten ſich zwar in der Sitte ſogar noch weit über das ganze Zeitalter hinaus große Reſte des Alten, z. B. in der ſchon oben erwähnten bäuerlichen Hausgemeinſchaft gleichberechtigter Erben und in der Ganerbſchaft des Adels: im ganzen aber wird doch ſchon freie Übertragung des Grundes und Bodens und namentlich der Nutzung an ihm etwas immer Gewöhnlicheres. Freilich iſt dabei die Übertragung noch ſelten ganz unentgeltlich und bewegt ſich vielmehr noch in den alten Anſchauungen des Geſchenkes in Gaſtfreundsweiſe, dem ein Gegengeſchenk folgen muß: der König ſchenkt an die Großen gegen die beſtimmte Erwartung ſtaatlicher Treue, der Wohlhäbige an die Kirche gegen Beding des Seelenheils, der kleine Mann an den Mächtigen in der Vorausſetzung einen wirkſamen Schutz zu erwerben: und ſo entſteht jene Unſumme von beſonders gebundenen Gegenſeitigkeitsverhältniſſen in Recht und Sitte, die recht eigentlich das Weſen dieſer Zeiten bezeichnet. Völlig freier Verkehr, wenn nicht in Fahrhabe, ſo doch wenigſtens in Grund und Boden iſt dagegen ſo ziemlich auf den Tauſch beſchränkt und auf Veräußerung oder Verpfändung im Falle der Not.

Aber auch der freie Güteraustauſch in Fahrhabe iſt noch ſehr begrenzt: und keine grundſätzliche, nur eine gradmäßige Veränderung gegenüber den Verhältniſſen früherer Zeit iſt wahrnehmbar. Auch jetzt ſind es noch weſentlich zwei Elemente, welche den Austauſch vermitteln: einmal der ſeltenere Handel einzelner Kaufleute aus einer fremden Nation oder wenigſtens aus einem den binnendeutſchen Stämmen fremden Stamme, ſeien es nun Frieſen und Juden oder Syrer und Griechen; und weiterhin Marktzuſammenkünfte benachbarter Gemeinden und Grundherrſchaften zu lokalem Austauſch. Von ihnen nimmt das erſte Element wohl zu, aber doch noch nicht in dem Maße, daß ſich ein Kreis der Fernhändler von der vollen Bedeutung eines nationalen

Berufsſtandes entwickelt hätte. Und auch das zweite Element, die lokalen Märkte, entwickelt ſich ein wenig ſtärker; aber noch immer wird auf den Märkten der überwiegende Teil des Tauſchverkehrs direkt zwiſchen Konſumenten und Produzenten erledigt.

Freilich, wo ſich Markt und Händlertum dadurch dauernd verbinden, daß die Händler an gewiſſen Marktplätzen anſäſſig werden und deren Verkehr in mancher Hinſicht an ſich ziehen: da bringt etwas gänzlich Neues ein, da entſteht der wirkliche Handel, der Kauf zum Verkauf, und Erſcheinungen ſchon eines anderen Zeitalters werden bemerkbar. Es geſchieht an einzelnen Stellen ſchon früh, wohl mindeſtens ſeit dem 10. Jahrhundert: von allgemeiner und grundſtürzender Bedeutung für das Wirtſchaftsleben aber werden dieſe Vorgänge doch erſt ſeit dem 12. und 13. Jahrhundert. Da erwachſen denn die Märkte zu Städten, neben den Händler tritt das Handwerk als ein freier Stand der Stoffveredlung, und die bürgerlichen Zeiten beginnen.

Sucht man nunmehr zum innerſten ſeeliſchen Kern des damit ablaufenden Zeitalters vorzudringen, ſo ergibt ſich: da, wo im Dorfe die Markgenoſſenſchaften in alter Weiſe beſtehen bleiben und in ihrem Schutze und Bereiche die regulären Familiengemeinſchaften, da bleibt die Spannung zwiſchen Wirtſchaftsbedürfnis und Wirtſchaftsgenuß im ganzen die alte. Der eigentliche Bauernſtand entwickelt ſich darum auch ſonſt ſeeliſch nicht ſtark weiter; er macht den grundherrlichen Aufſchwung zur ritterlichen Bildung der letzten Jahrhunderte des Zeitalters nicht mit; und im folgenden Zeitalter gar, im 14. und 15. Jahrhundert, iſt er ſchon ſeeliſch veraltet. Doch eine große Menge der früher ſelbſtändigen bäuerlichen Hausgemeinſchaften gelangt in das Getriebe der Grundherrſchaften und erlebt darum, wenigſtens zum Teil und in untergeordneter Weiſe, deren Entwicklung mit.

Im Kreiſe der Grundherrſchaft aber tritt eine Spannung

zwischen Wirtschaftsbedürfnis und wirtschaftlichem Genuß und eine Entwicklung wirtschaftlicher Voraussicht ein, die weit über das bis dahin Bekannte und Erlebte hinausgeht. Der Blick des Grundherrn umfaßt nicht mehr bloß das eine Bauerngut einer Dorfmark, sondern viele Hunderte und unter Umständen viele Tausende solcher Güter, und er beaufsichtigt innerhalb dieses Bereiches nicht bloß eine schon oft recht differenzierte agrarische Erzeugung, sondern auch bereits zahlreiche hörige, der Stoffveredlung dienende Handwerke. Es ist eine wirtschaftliche Spannung schon von solcher Größe, daß sie der Grundherr allein nicht mehr bewältigen kann. Er bedarf der Hilfskräfte. Eine Verwaltung entwickelt sich, deren Angehörige zum großen Teil der Ministerialität der Grundherrschaft selbst entnommen werden, Organisationsformen von bis dahin unerhörter Feinheit bilden sich aus, die Erscheinung eines primitiven Beamtentums tritt auf, von der dann tausend Wandlungen unmittelbar bis zur modernen Bureaukratie hinüberleiten.

Entwicklungsgeschichtlich ist der entscheidende Gesichtspunkt, daß in der Grundherrschaft zwar der Grundherr noch Konsument und Produzent zugleich ist, daß aber in seiner Herrschaft, der am meisten durchgebildeten der Wirtschaftsformen der Zeit, die psychische Spannung schon eine Höhe angenommen hat, welche ihre sichere Bewältigung nur noch unter Zuziehung von Hilfskräften gestattet. Es ist entwicklungsgeschichtlich der letzte Augenblick, in dem für die Umsetzung von Bedürfnis in Genuß innerhalb der Volkswirtschaft der Regel nach noch ein und derselbe Wirtschaftswille in Betracht kommt. Die Jahre drängen heran, in denen die Umsetzung von Bedürfnis in Genuß in immer zahlreicheren Fällen in ganz anderer, bisher nicht bekannter Weise erfolgt: und damit nahen völlig verschiedene, nahen die neueren Zeiten.

3. Das nächste Zeitalter setzt damit ein, daß sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert zweierlei Dinge immer ent-

schiedener aus dem familiengemeinschaftlich-markgenossenschaftlich-grundherrlichen Wirtschaftskreise aussondern und eigenes wirtschaftliches Leben gewinnen: der Güteraustausch und die Stoffveredlung. Es sind die Anfänge des freien Handwerks und des Handels als wirklich nationaler Berufsformen.

Wie werden sie möglich? Rein wirtschaftlich betrachtet durch einen Vorgang, der neben Bevölkerungsvermehrung und Verkehrsentwicklung vielleicht ständig und zu allen Zeiten in höhere Formen des ökonomischen Lebens mit hineinleitet: durch zunehmende Sparsamkeit, erweiterte Kapitalbildung. So sind vermutlich die Horden frühester Urzeiten zu Sippen geworden durch stärkeres Anwachsen einer gemeinsam zu schützenden Fahrhabe, so gehen die Zeiten der einfachen Familiengemeinschaft noch unter der Hülle des Sippenlebens aus der früheren Periode hervor durch intensivere, wenn auch nach unseren Begriffen noch immer sehr rohe Aneignung des wichtigsten aller Kapitalien, des Raumes und des Bodens; so hat sich die Grundherrschaft aus der einfachen Familiengemeinschaft durch Anhäufung umfassenderen Sondereigens an Grund und Boden in gewissen Händen entwickelt. Das, was in dem jetzt herbeigekommenen Augenblicke weiter führte, waren starke Erzeugungsüberschüsse zunächst der Grundherrschaften und schließlich auch der einfachen, freier gewordenen Familiengemeinschaften; sie genügten, um immer regelmäßiger Bedürfnisse zu wecken und zu befriedigen, in deren Preis außer den Kosten der Urerzeugung auch noch Kosten der Stoffveredlung und der berufsmäßigen Vermittlung durch einen Handel eingehen durften; und sie führten über die Deckung naturwirtschaftlich zu befriedigender Bedürfnisse hinaus zur Entstehung selbständiger handwerklicher Berufe der Stoffveredlung um so mehr, als auch die Handelsbevölkerung, nur dem Austausche der Güter lebend, wie der agrarischen Berufe so auch der Berufe der Stoffveredlung bedurfte.

Der Standort des freien Handels und des freien Hand-

werks aber wurde die Stadt. Dabei waren indes die Städte von vornherein nicht etwa gleichsam isolierte Wirtschaftsräume, die durch ihre Mauern von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen gewesen wären, sondern ihre Bevölkerung, auf den Austausch von fernher eingeführter und eigener Erzeugnisse gegen Landesprodukte angewiesen, war gleichsam nur ein zentral angesiedelter Teil der Bevölkerung eines größeren ländlichen Wirtschaftsgebietes, das sich um sie herum erstreckte. Daher erklärt sich die Neigung der mittelalterlichen Städte, sich dieses Gebiet auf dem Wege der Pfahlbürger- und Außenbürgerpolitik, wenn nicht gar durch unmittelbare Einverleibung auch politisch anzugliedern; und daher wird es begreiflich, daß die allgemeinsten und tiefsten Grundlagen des städtischen Wirtschaftslebens des 13. bis 16. Jahrhunderts später in den Territorien des 15. bis 19. Jahrhunderts, wenn auch unter gewissen Umgestaltungen fortdauerten: das Territorium dieser Zeit war ein der früheren Stadt mehr, als es uns zunächst scheinen will, wirtschaftlich wesensähnliches Gebilde.

Das eigentlich Neue des Zeitalters aber war der stark ansteigende Austausch von Gütern. Dem entsprach es, wenn kommunistische Forderungen und Anschauungen, als den freien Austausch hindernd, jetzt mehr als früher verblaßten: an die Stelle der alten Kollektivvoraussicht trat als schöpferisches Wirtschaftsmotiv die Individualvoraussicht des Bürgers. All die Beschränkungen für den Verkehr in Grundstücken, die auf dem platten Lande aus dem Wesen der Markgenossenschaften abgeleitet worden waren: Markloslösung, Einordnung in eine bestimmte Nutzungsart und daraus entwickelte Servitute fehlen darum in den Städten. Und auch die Übertragungsformen des Grundes und Bodens wurden freier. Ganz frei vollends gestalteten sich Verkehr und Übertragungsformen der Fahrhabe, die durch keinerlei frühere Bindung mehr gefesselt war.

Und entsprechend den Gütern wurden in der Stadt auch die Personen frei; höchstens noch berufsmäßige Bindung

vornehmlich der Sitte nach, nicht mehr rechtliche Bindung nach Geburt galt weiter; und wirtschaftliche Verpflichtungen minderten nicht mehr die Freiheit der Person; kein alter Zins ward mehr gegeben, selbst nicht an auswärtige Grundherren: „Kein Rauchhuhn flog über die Mauern."

Gleichzeitig wurde die Bindung alles Eigens durch ein obligatorisches Erbrecht lockerer. Das Familienvermögen erschien schließlich nicht mehr als ein eisernes Inventar, das durch die Folge der Geschlechter hin, als gleichsam nur in deren Nutznießung befindlich, in unzerlegbarer Einheit und Festigkeit forterbte, sondern es wurde den Bedürfnissen der jeweils lebenden Generation, ja schon der einzelnen Personen stärker angepaßt. Die Freiheit des Testierens erstreckte sich darum auf immer größere Teile des Nachlasses; und allmählich werden Ausscheidungen einzelner Teile des Familienvermögens zu bestimmten Zwecken, Witwenteilen, Alimente u. dgl. zulässig.

Diese größere Freiheit des Eigens in Verbindung mit den ständig wachsenden Bedürfnissen des Austausches und mit der Zunahme immer verschiedenartigerer Erzeugnisse des Ackerbaus und des Handwerks hatte nun einen bisher nicht bekannten Aufschwung des Verkehrs zur Folge. Eine allgemeine Austauschnorm wurde nötig; aus den eigensten Bedürfnissen der nationalen Wirtschaft heraus entstand im 13. und 14. Jahrhundert im Gulden eine größere Verkehrsmünze und mit ihr eine wirkliche Preisbildung und eine wahre Währung. Zugleich mit dem Gelde aber erwuchsen dem Kredite, der bis dahin fast nur Verbrauchskredit gewesen war, seine frühesten produktiven Formen: freilich anfangs noch immer auf dem Boden des Realkredits, da die Bedeutung der Wirtschaftspersönlichkeit des Einzelnen noch lange hinter der Bedeutung seines sichersten Eigens, des Grundes und Bodens, zurücktrat: bis auch hier etwa seit Ausgang des 15. Jahrhunderts freiere Formen aufkamen.

Mit alledem wurde dann das wirtschaftliche Leben genauer, überlegter, mehr nach den Begriffen des Sonder-

eigens und den Grundſätzen einer unbegrenzt individuellen Herrſchaft über die Güter geregelt. Die Gaſtfreundſchaft und die Freigebigkeit der Großen fielen hinweg, ſoweit ſie als Austauſchformen einen Sinn gehabt hatten, und wurden, ſoweit ſie blieben, in veränderter Auffaſſung nunmehr als edle Pflichten des Reichtums empfunden. Und unter alledem, ſowie infolge der Differenzierung der Bedürfniſſe änderte ſich zugleich auch die Gütererzeugung nach ihrem innerſten Weſen.

Vor allem wurde die Gütererzeugung berufsteilig: neben den Ackerbauer ſtellten ſich die Berufsſtände der Kaufleute und Handwerker. Und in dieſen drei großen Berufen trat ſtändig fortwachſend eine weitere Berufsſpaltung ein, beſonders im Handwerk: hier zerfielen z. B. die Metallarbeiter bald und immer mehr in die voneinander geſchiedenen Gewerbe der Schloſſer, Sporer, Schwertfeger, Harniſchmacher, Grobſchmiede, Zeugſchmiede, Hufſchmiede, Spängler uſw. Und indem ſich ſo die Arbeit berufsmäßig ſpezialiſierte, verlor ſie zugleich viel und oft alles von dem, was ſie von altersher noch Spielmäßiges an ſich gehabt hatte; ſtatt deſſen wurde ſie religiös-erzieheriſch befruchtet; das Ora et labora wurde ein gern gehörter Spruch, und neben ehrliche traten unehrliche Gewerbe.

Maßgebend aber für die innere Durchbildung des neuen Wirtſchaftslebens dieſes Zeitalters wurde vornehmlich ſchon die Entwicklung und Ordnung des Güteraustauſches. Hier beſtand nun zunächſt die Summe der alten internationalen und interregionalen Handelsbeziehungen fort; ja ſie erweiterte ſich ſogar beträchtlich. Und zugleich erhielten dieſe Beziehungen dadurch volkswirtſchaftlich einen anderen Charakter, daß die Kaufleute, die ſie vermittelten, weit mehr als bisher mit der Nation verſchmolzen, unter ihr ſeßhaft wurden, ja in ſie aufgingen. Indem ſie ſich an bevorzugten Orten des Landes, da, wo ſeit alter Zeit vorübergehend Märkte abgehalten worden waren, zahlreicher niederließen, nicht ſelten außerhalb des ſchon beſtehenden Ortes in neuer Anſiedlung

unmittelbar auf dem Areal des Marktes selbst, und indem in den Bereich ihres Berufes auch immer mehr Einheimische und Deutsche eintraten, erlangte der alte internationale Handel allmählich den Charakter eines wirklich zugleich nationalen Eigenhandels. Freilich blieb er dabei, an die Vermittlung einzelner besonders kostbarer Güter durch weite Fernen hin gewöhnt, noch immer ein zwar besonders interessanter, im ganzen aber nicht allzu wichtiger Faktor des nationalen Wirtschaftslebens.

Anders wurde das erst im Verlaufe des 14. bis 16. Jahrhunderts: nur zum Teil auf Grund rein einheimischer Entwicklung und darum auch nur zum Teil mit durchaus dauernder Wirkung. Man weiß, wie in diesen Jahrhunderten die Nation von zwei gewaltigen äußeren Anstößen zu erweiterter kommerzieller Tätigkeit getroffen wurde. Im Süden öffneten sich erst jetzt die Alpenpässe ganz einem größeren wirtschaftlichen Verkehr: in derselben Zeit etwa, da die oberitalienischen Städte die Vermittlung des uralten internationalen Handels zwischen den gemäßigten Klimaten West- und Mitteleuropas und den Tropenländern Asiens an sich gerissen hatten. Aus diesen Zusammenhängen her befruchtete ein Teil dieses wichtigsten internationalen Handels der Zeit auch Deutschland: wie blühte nicht im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts der süddeutsche Städtekranz im Norden der Alpen, ein Konstanz und Basel, ein Augsburg und Nürnberg empor! Im deutschen Norden aber fielen fast in die selbe Zeit die glänzenden Menschenalter eines mittelalterlich-internationalen Handels der baltischen Küsten und der Gestadeländer der Nordsee. Durch die agrarische Kolonisation des heutigen deutschen Ostelbiens hatte die deutsche Nation begonnen sich in die Slawenwelt und bald auch in die nordgermanische Welt des europäischen Nordostens einzuschieben: und es war eine der wichtigsten frühen Etappen dieses Siegeszuges gewesen, als, noch vor Mitte des 12. Jahrhunderts, Lübeck zu einem ersten deutschen Handels- und Auswandererhafen an der

Oſtſee wurde. Aus dieſer großen Bewegung, deren kommerzielle Ausſtrahlungen bis Bergen und Stockholm, bis Wisby und Riga, bis Kowno und Nowgorod verliefen, ging durch Kombination der öſtlichen Beziehungen mit denen des alten Handelsgebietes von Nordfrankreich, Flandern und England der hanſiſche Handel hervor; er vermittelte den Austauſch weſtlicher und öſtlicher Erzeugniſſe.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe doppelte Entwicklung, des Südens wie des Nordens, dem deutſchen Fernhandel ſeit dem 14. Jahrhundert einen gewaltigen Aufſchwung gegeben hat. Aus keinerlei ſtatiſtiſchem Material — eine Art der Überlieferung, die für dieſe Zeiten noch ſelten iſt — läßt ſich das beſſer erſehen als aus den Zahlen des Rheinverkehrs während des 13. bis 15. Jahrhunderts. Dieſer Verkehr bewegte ſich am Mittelrhein um 1267 in Jahresſchwankungen von 500, 800 und 1000 Mark Silbers, die etwa 935 bis 1870 Kilogramm reinen Silbers von heutzutage entſprachen; er war im Jahre 1368 auf etwa 110000 Goldgulden, gleich 44000 Kilogramm reinen Silbers, geſtiegen; und er erreichte um die Mitte des 15. Jahrhunderts etwa 600 bis 700 Tauſend Gulden verzollter Werte, das heißt in reinem Silber 186000 bis 217000 Kilogramm. Alſo eine Steigerung von 1267 bis 1368, bis zum Anfange der neuen kommerziellen Zeit, um etwa das Vierzigfache, und auch dann noch, von 1368 bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, eine Steigerung wiederum um das Vier- bis Fünffache. Indes darf man ſich durch ſolche Zahlen, denen noch manche andere, wenn auch wohl kaum lehrreichere, an die Seite geſtellt werden könnten, nicht täuſchen laſſen. Die abſolute Höhe des Verkehrs war gleichwohl, an neueren Vorſtellungen gemeſſen, gering; ſieht man von dem nicht ganz ſicher zu fixierenden Unterſchiede der Kaufkraft des Geldes in der Gegenwart und im ſpäteren Mittelalter ab, ſo handelt es ſich bei dem geſamten Rheinhandel des 13. bis 15. Jahrhunderts doch nur um Summen von 187 bis 374 Tauſend, 8,8 und 63,4 Millionen Mark unſeres Geldes.

Und auch der hansische Handel ist selbst in den Zeiten seiner verhältnismäßig höchsten Blüte absolut gering gewesen: schon die äußeren Veranstaltungen zu seiner Bewältigung, die ungemein geringen Areale der nordischen Handelshäfen, die wunderliche Kleinheit der Handelsschiffstypen, die noch recht primitive Ausbildung der Formen des Geld- und Kreditverkehrs beweisen es.

Dazu kam aber noch, daß dieser Aufschwung des Fernhandels vom 14. bis hinein ins 16. Jahrhundert keineswegs ein dauernder Gewinn der deutschen Entwicklung war. Es gehört mit zu den großen Errungenschaften der neueren Geschichtsforschung, daß die Tatsache des reißenden Verfalles unserer Volkswirtschaft seit etwa 1530 und 1550, soweit sie auf kommerziellen Momenten beruht, Bestandteil des weitverbreiteten Wissens geworden ist. Freilich: welches die Ursachen dieses Verfalles seien, darüber wird noch gestritten. Gewiß kennt man von ihnen die spezifisch nationalen: die Unterbindung der politischen Selbständigkeit der Städte, jener eigentlichen Träger des kaufmännischen Lebens des späteren Mittelalters, durch den Aufstieg der Territorien; die Verlegung der großen internationalen Handelswege fort von den deutschen Grenzen und hin an die atlantischen Küsten, infolge der großen Entdeckungen seit Ende des 15. Jahrhunderts; die zerstörenden Einwirkungen eines Menschenalters von Kriegen, und was von partikularen Ursachen noch sonst anzuführen wäre. Aber daneben besteht die Tatsache, daß auch andere Länder als Deutschland in diesen Zeiten einen Rückgang der kommerziellen Entwicklung mehr oder minder verspürt haben: und so scheint es sich noch um eine Gruppe allgemeinerer Einwirkungen zu handeln, für deren Abgrenzung und Aufspürung vor allem wohl auch noch das Verhältnis Europas zu den anderen schon bekannten Weltteilen in Frage kommen dürfte.

Wie dem auch sei: für Deutschland steht fest, daß der große wirtschaftliche Aufschwung vom 14. zum 16. Jahrhundert, als dessen nicht am wenigsten charakteristische Er-

scheinung die verhältnismäßig starke Entwicklung des Fernhandels in Betracht kam, doch nur Episode war: mitnichten hat die auf diese Weise angefachte Bewegung angehalten, und nach den Zeiten des hochgehenden Wirtschaftslebens des 15. und 16. Jahrhunderts traten Zustände ein, die im ganzen nur fortsetzten, was sich im 13. und 14. Jahrhundert in langsamem und organischem Fortgange zu entfalten im Begriffe gewesen war.

Für diese organische Entwicklung aber bleibt das zunächst Bezeichnende doch immer die Entstehung eines wirklichen freien Handwerks. Wie dieses sich im einzelnen gebildet hat, mag dabei immer noch fraglich erscheinen; wie schwer ist es auf jedem Gebiete geschichtlich wichtiger Entwicklungen, unmittelbar bis zu den Kammern des Lebens vorzudringen! Die Theorie von einer nur freien Entstehung des Handwerks, der, wie es zu gehen pflegt, die Menge längere Zeit nachlief, ist jedenfalls einseitig; gewiß sind neben freien Leuten, die sich in den Städten dem Handwerk widmeten, auch hörige Elemente in Betracht gekommen: hörige Handwerker jener Grundherrschaften, die wir schon kennen, die bald in dieser, bald in jener Form, bald mit Zustimmung oder gar mit Beihilfe des Herren, bald ohne und gegen diese sich zum freien Betriebe ihrer Kunst zu emanzipieren wußten. Was aber zunächst entstand, das war keine handwerkliche Erzeugung vornehmlich für den Markt: weit waren die ältesten Handwerker und noch lange auch ihre Nachfolger davon entfernt, für den freien Verkauf vornehmlich zu arbeiten. In der engen Genossenschaft der Zünfte der Hauptsache nach kapitalarm geeint, warteten sie vielmehr der Bestellung, arbeiteten sie als Beauftragte eines wohlabgegrenzten Kundenkreises, wie er in der Bevölkerung der Stadt und ihrer wirtschaftlichen Einflußsphäre gegeben war. Darum bezogen sie von den Kunden nicht selten den Rohstoff, den sie bearbeiteten, von dem Flachs- oder dem Wollgespinst, das der Weber webte, bis zu dem Stroh, dem Lehm und den Kacheln, die der Töpfer zum

Ofen zusammenfügte; und weitverbreitet war die Stör, die handwerkliche Arbeit im Hause des Kunden. So handelte es sich denn der Hauptsache nach noch um eine begrenzte Tätigkeit, um eine Erzeugung nach Neigung und Willen des Konsumenten: höchstens daß gewisse Handwerke auf dem Wege des Hausierens Absatz für einzelne auf Vorrat gearbeitete Produkte suchten.

Was konnte unter diesen Umständen der Handel sein, der nicht Fernhandel war, der nicht erwachsen war aus der Berührung des nationalen Wirtschaftslebens durch ursprünglich fremde Händler, sondern hervorgegangen war aus dem Bedürfnis des lokalen Austausches selbst? Es ist klar, daß er einstweilen an jenen Ausgangspunkten gleichsam kleben bleiben mußte, von denen her er zunächst erwachsen war, an den Märkten lokalen und regionalen Charakters, in denen Produzenten und Konsumenten der Gegend zunächst zum gegenseitigen Austausche eigener Produkte zusammengekommen waren. Und wurde dieser direkte Austausch der Konsumenten und Produzenten untereinander nicht auch jetzt noch in zahlreichen Fällen geübt? Lieferte nicht etwa der Eisenhandwerker der Stadt dem Bauern der Umgegend, den er auf dem städtischen Jahrmarkte oder Wochenmarkte traf, noch seine Radreifen gegen ein Gewisses an Korn, seine Ketten gegen ein Deputat an Gemüse oder Früchten? Und es waren im Grunde sogar nur Ergänzungen des eigenen Feldbaues, mit denen der Bauer auf diese Weise in die Wirtschaft des Handwerkers eingriff: denn auch dieser pflegte noch seinen Garten und hielt sein Klein- und Großvieh auf städtischem Anger. Allein neben diesen Tauschen alter Art entwickelte sich doch immer mehr ein wirklicher lokaler, von Kaufleuten betriebener Handel: für das Detaillieren von Spezereien, für den Ausschnitt von Tuchen und, soweit das Stadtvolk allein in Betracht kam, auch für den Vertrieb von Landeserzeugnissen; und so begann sich ein eigentlicher Stand des Kleinhandels zu bilden. Zumeist aus geringen Leuten hervorgehend — wohl

nur die Tuchhändler waren zumeist Kapitalisten —, nahm er gleich dem Handwerk genossenschaftliche Formen sozialen Lebens an; und gleich dem Wunsche der Zünfte war das Ideal der neuen kaufmännischen Innungen ein auskömmliches Dasein bei wohlverbürgtem Kundenkreis, eine „ehrbare Nahrung". Bald aber wurden die Angehörigen dieses Standes, dessen leichte Art zu verdienen zeitig eingesehen werden mochte, besonders zahlreich; schon früh im 15. Jahrhundert, erst recht dann im 16. ertönt daher die Klage von seiner Übersetzung. Dies um so mehr, als der Stand sich schließlich nicht ohne gewisse Beziehungen zu dem aufsteigenden Fernhandel entwickelt hatte: auch dieser nahm gern an dem bequemen Gewinne des Detaillierens teil.

Diese im Gegensatz zum Fernhandel sozusagen spezifisch nationale Entwicklung des Handels und Handwerks mit ihrer räumlichen Projektion auf den Kundenkreis zunächst nur einer Stadt und ihrer Umgebung ist nun durch den Aufschwung der internationalen Handelsbeziehungen in den letzten Zeiten des Mittelalters und auch noch im Verlaufe der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wohl etwas verdeckt und verdunkelt und teilweise auch verändert worden, verschwunden aber ist sie darum nicht. Vielmehr gehörte ihr der Hauptsache nach auch noch die wirtschaftliche Lebenshaltung der Nation im 17. und 18. Jahrhundert, ja teilweise sogar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Da bestanden noch immer die alten Handwerkerzünfte, wenn sie auch in sich bereits verknöchert erschienen, und wenn auch schon manche neuere Bildungen aus ihnen hervorgegangen waren; da war die ehrsame Handlung noch immer in der Hauptsache nach heutigem Begriffe lokale Detailhandlung mit einem Kundenkreis, dessen Bedürfnisse der Kaufmann kannte, und dessen Einkäufe er im allgemeinen zu bestimmter Zeit in bestimmter Höhe erwarten durfte; da blieb das kommerzielle Ferngeschäft im wesentlichen auf einen Zwischenhandel von Hafen zu Hafen und von Großstadt zu Großstadt wie von den Seestädten zum Binnenlande hin begrenzt,

und seine Praxis war weit entfernt, die anständige Ruhe der handwerklichen und kleinkommerziellen Bestrebungen tödlich zu stören. Geändert hatte sich gegenüber dem späteren Mittelalter nur, daß nicht mehr die Stadt, sondern das Territorium der Schauplatz dieses Daseins war, und daß seine Regelung auf dem Wege zahlreicher Vorschriften von den städtischen Räten an die fürstlichen Landesherren gelangt war.

Sucht man den psychologischen Kern dieser Wirtschaftsstufe zu finden, so ergibt sich leicht, was sie von der vorhergehenden Stufe scheidet. Die geschlossene Hauswirtschaft erscheint nunmehr auch in ihrer letzten und großartigsten Form, der der Grundherrschaft, veraltet; die Bedürfnisse haben sich in dem Grade vermehrt, daß es dem einzelnen Konsumenten, und sei er der mächtigste, nicht mehr möglich ist, sie auf dem Wege eigener, nur von ihm abhängiger Produktion zu befriedigen. So verliert der Konsument die alte Freiheit des Selbstgenügens; er muß sich an andere wenden. Aber das geschieht noch in bescheidenem Maße; und der Konsument trägt möglichst Sorge, daß er selbständig bleibe, daß er die Herrschaft über die Befriedigung seiner Wirtschaftsbedürfnisse dennoch in eigener Hand behalte. So läßt er sich vom Handwerker keine Vorschriften der Erzeugung machen, sondern gibt diese selbst, liefert die Rohstoffe, nimmt den Handwerker womöglich zur Kontrolle ins Haus, ist gleichsam nach unseren Begriffen noch halb Mitproduzent, Produzent in dem Sinne etwa, wie heute der Mäzen neben dem Künstler steht. Und so vermeidet er so viel als möglich den Handel und wünscht vom Kaufmann, falls er ihn braucht, die Abhängigkeit, Solidität und Unterordnung des Handwerkers. In Summa stellt sich ihm der erweiterte Wirtschaftskreis erst der Stadt, dann des Territoriums, in dem zu verkehren er jetzt gezwungen ist, immer noch ein wenig nach Analogie seiner alten geschlossenen Hauswirtschaft dar; in keinem Stücke, wo er sie irgend erhalten kann, gibt er die Traditionen dieser Hauswirtschaft

auf, und unwillkürlich überträgt er deren Geist auf die Behandlung des Handwerkers und Kaufmanns.

Nun gab es gewiß schon früh eine Zeit, in der diese seelische Haltung gefährdet erschien: es war in den Menschenaltern des Aufblühens eines großen Eigen- und Fernhandels im 15. und 16. Jahrhundert. Allein bald stellten sich doch, wie wir schon wissen, die älteren Zustände wieder ein, und so haben sie, wenn auch auf etwas höhere Potenz gehoben, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein fortgewährt.

4. Ein wesentliches Merkmal der bisher behandelten Stufe des Wirtschaftslebens war es gewesen, daß so viel als irgend möglich an dem Grundsatz festgehalten wurde, es müsse Konsument und Produzent unmittelbar verkehren, es müsse so viel als möglich „aus erster Hand gekauft" werden; erst gleichsam als Ergänzungsberuf, wenn auch in zunehmendem Umfange, war der Vermittelungsberuf des Kaufmanns zugelassen worden. Und wiederum, soweit er eingriff, war mit allen Mitteln des rechtlichen Zwanges und des Zwanges der Sitte dafür gesorgt worden, daß der Kaufmann nicht in die Produktion, der Bauer und der Handwerker nicht in den Handel übergriff; durchaus und reinlich getrennt sollten alle diese Verrichtungen bleiben. So war eine Volkswirtschaft entstanden, die zwar schon Preis und Arbeitslohn, Mietzins und Pacht, Gewerbe- und Handelskapital und auch schon ein wenig den Kapitalprofit kannte, aber das alles doch noch nicht im heutigen, für uns spezifischen Sinne dieser Begriffe.

Über diesen Zustand ging die Entwicklung wiederum, wie in früheren Stufen, durch die Wirkungen wirtschaftlicher Triebe, die zur Unterdrückung allzu starker reiner Verbrauchsbedürfnisse führten, durch vermehrte Sparsamkeit also und wachsende Kapitalbildung hinaus. Und damit nicht genug. Seit der Verwendung immer stärkerer Kapitalien in der Volkswirtschaft machte sich auch die unmittelbar akkumulierende Kraft der Kapitalsverwendung geltend und

nunmehr jedermann bemerkbar. Der alte Satz: „Pecunia ex se generare nihil potest“ galt nicht mehr; Zins und Zinseszins wurden legitim, und ein produktiver Kredit entfaltete zum ersten Male seine Wirkung. Der alte Handwechsel und die mittelalterliche Wechselbank wurden, zuerst durch die Depositen- und Giro-, dann durch die moderne Kreditbank abgelöst; neben das Geschäftskapital trat das Leihkapital, und beide ergänzten sich in ihren befruchtenden Wirkungen.

Es geschah allenthalben, auf dem platten Lande wie in der Stadt. Und die steigende Sättigung mit dem modernsten aller Marktmittel, mit Geld und Kredit, veranlaßte die Berufe der Stoffveredlung wie des Handels, in ihren aktionskräftigsten Mitgliedern die Grenzen der bisherigen wirtschaftlichen Lebenshaltung zu überschreiten, und zwar die Berufe der Stoffveredlung in den Handel, und die des Handels in die Stoffveredlung und auch in gewisse Zweige der Urerzeugung, namentlich den Bergbau, bestimmend einzudringen.

Es ist im Eigentlichsten und Innersten der Übergang zu einem neuen Wirtschaftsleben; es sind die Zusammenhänge und Ereignisse, die in die Volkswirtschaft der Gegenwart überleiten.

Man hat das neue Zeitalter, das seit den soeben geschilderten Veränderungen in leisen Anfängen schon im Verlauf der vorhergehenden Wirtschaftsstufe, voll und beherrschend dann im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hereinbrach, wohl das kapitalistische genannt; und man ist bei dieser Bezeichnung davon ausgegangen, daß erst mit dem steigenden Kapitalreichtum seit dem 14. und namentlich seit dem 19. Jahrhundert und mit der wachsenden Verwendung der Produktivkraft dieses Kapitals zur Gütererzeugung recht eigentlich das entfesselt worden sei, was wir Erwerbstrieb nennen. Wird man aber wirklich von so allgemeinen Motiven aus eine Zeit abgrenzen und eine lange Reihe geschichtlicher Veränderungen disponieren können? Kapital-

bildung hat es zu allen Zeiten menſchlichen Wirtſchaftslebens gegeben, und nicht minder war ſtets ein ausgeſprochener Erwerbstrieb vorhanden, wenn er auch anfangs nur durch die pſychologiſchen Reflexe etwa des Hungers und verwandter elementarer Reize ausgelöſt ward und ſich auch noch ſpäter in Formen äußerte, die unſerer Zeit minder gewöhnlich ſind, z. B. in der Einkleidung unmittelbaren Raubſinns. So könnte alſo das Zeitalter des modernen Wirtſchaftslebens von den früheren, geht man von Kapital und Erwerbstrieb aus, nur durch die Unterſcheidung quantitativer Elemente getrennt werden: Kapitalbildung wie Erwerbstrieb, ſo würde man ſagen müſſen, haben beträchtlich zugenommen. Indes ſo richtig dieſe Beobachtung iſt, wenigſtens wenn man den modernen Erwerbstrieb mit den mehr ſozialiſtiſchen Formen des ſtädtiſchen Wirtſchaftslebens des ſpäteren Mittelalters, und nicht mit den wiederum mehr individualiſtiſchen etwa der früheren grundherrſchaftlichen Zeit in Gegenſatz bringt: wer weiß nicht, daß eine Geſchichte der Sittlichkeit — und beim Erwerbstrieb gelangen wir auf einen ſittlichen Trieb — niemals nach quantitativen Prinzipien disponiert werden kann, ſondern nur nach der Summe und dem organiſchen Kern der qualitativen Veränderungen, die ſich von Zeitalter zu Zeitalter bemerkbar machen?

Nun wird freilich geſagt, eben die Art des Kapitals habe ſich verändert und ebenſo die Art des Erwerbsſinnes: die quantitativen Erſcheinungen ſeien in qualitative umgeſchlagen. Gewiß nicht mit Unrecht. Aber der Umſchlag, den man annimmt, wird viel zu groß bemeſſen; und faſt iſt es ſchon zu der Formel gekommen: vor der jüngſten Periode ſei kein Kapital und vor allem kein Erwerbsſinn vorhanden geweſen, jetzt dagegen beſtehe beides in überſchwenglichem Maße. Das wäre aber eine Formulierung, gegen welche Einſpruch erhoben werden müßte.

Vor allem aber: die Vergleichung der modernen Formen der Unternehmung mit Unternehmungsarten anderer Zeiten

und anderer Orte zeigt, daß der moderne Kapitalismus in der Ausbildung des modernen Wirtschaftslebens nur ein sekundärer Faktor ist. Es gibt ganze Zeitalter von Volkswirtschaften der Unternehmung, die ohne Kapitalbildung im modernen Sinne bestanden haben. Dahin gehört z. B. die römische Kaiserzeit — wahrscheinlich auch gewisse Zeitalter der assyrischen und egyptischen Volkswirtschaft —, dahin ferner die vor nicht allzulanger Zeit noch weitverbreitete Form der Plantagenwirtschaft mit unfreien Arbeitskräften. Und in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens selbst hat es eine frühe Form der Unternehmerwirtschaft ohne Kapitalismus gegeben: nämlich die Gutsherrschaft des Nordostens, insofern diese lebhaft schon im 14. und 15. Jahrhundert und dann wieder besonders stark seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Getreideexport über die baltischen Häfen fortschritt. Das gemeinsame Charakteristikum aller dieser Formen des Unternehmertums scheint zu sein, daß mit unfreien Hilfskräften gearbeitet wird. Und lebt nicht auch der Kapitalismus der Gegenwart wesentlich vom Gebrauch tatsächlich halb gebundener Arbeitskräfte? Sollte also in diesem Momente, dem der gebundenen Arbeitskraft, ein tieferes und allgemeineres Kennzeichen der Unternehmerwirtschaft vorliegen, als im Kapitalismus? Nur eine Auffassung der wirtschaftsgeschichtlichen Probleme von einem heute noch nicht erreichten streng universalhistorischen Standpunkte würde hier eine endgültige Antwort gestatten. Für die hier gepflogenen Betrachtungen aber ergibt sich aus dem Angeführten das eine mit Sicherheit, daß der Begriff des Kapitalismus als unterscheidendes Merkmal der modernen Wirtschaftsentwicklung nicht ausreicht. Und so ist hier, entsprechend der bisher verfolgten Richtung, vielmehr zu fragen, inwiefern Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung in einem neuen Zeitalter zu neuem Ausdruck kamen. Und da wird sich, soweit die für die inneren Umbildungen charakteristischen Veränderungen zunächst im äußeren Wirtschaftsleben zur Erscheinung ge-

langen, ergeben, daß die Bedürfnisvermittlung, die in der vorhergehenden Zeit noch weſentlich unter der Leitung des Konſumenten, wenn auch nicht mehr bloß in der geſchloſſenen Hauswirtſchaft, ſondern unter Heranziehung des Händlers und Handwerkers, erfolgte, nunmehr in einem ſteigenden Maße an Handwerker überging, die zugleich Händler waren, und an Kaufleute, die zugleich die Gütererzeugung ſich aneigneten oder beeinflußten.

Faſſen wir zunächſt die Fälle ins Auge, in denen Handwerker und Berufe der Stoffveredlung überhaupt, alſo auch Hausinduſtrielle, zugleich in den Handel vordrangen.

Schon der alte Hausfleiß früheſter Perioden, wie er im Bauernhauſe aus den Zeiten der Hausgemeinſchaft her fortgetrieben wurde, eine primitive Kunſt der Weberei vornehmlich und der Metallbearbeitung, kommt da in Betracht. Da, wo die Verhältniſſe günſtig lagen, wurde dieſer Hausfleiß, in früheren Fällen wohl ſchon im 13. Jahrhundert, verdoppelt; es wurde weit über den eigenen Bedarf erzeugt, und die Verfertiger ſelbſt oder ihre Familienangehörigen vertrieben die Ware auf den Pfaden eines oft recht weit ausgedehnten Hauſierhandels: das war z. B. die Entwicklung der Solinger Kleineiſeninduſtrie, der Töpferinduſtrie des Kannebäckerländchens bei Koblenz und ſo mancher Leineweberbezirke im ſüdlichen wie nördlichen Deutſchland.

Wichtiger war es, daß eine große Anzahl ſtädtiſcher Handwerker ſeit den Zeiten des ausgehenden Mittelalters anfing, neben und ſtatt der Arbeit für beſtimmte Kunden immer mehr mit eigenem Kapital auf Vorrat zu arbeiten und mit dieſem Vorrat zu handeln; ſei es vor allem im Beſuche der zahlreichen Märkte des Heimatortes und ſeiner engeren und weiteren Umgebung, ſei es gelegentlich auch durch Auftun eines ſtändigen Ladengeſchäftes. Und es iſt bekannt, daß ſich das Handwerk in dieſen Formen immer ſtärker fortentwickelt hat bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts; erſt dann ging das Beziehen der Märkte und das Ladengeſchäft der bis dahin herkömmlichen Art zurück

unter dem Druck der modernen Entfaltung von Industrie und Handel.

Die Wirkung aber der bisher geschilderten Entwicklungen war bedeutsam mehr durch die ziemlich große Anzahl von Einzelwirtschaften, in denen sie sich vollzog, als durch starke quantitative Ergebnisse im Einzelfall; vornehmlich doch nur in Süddeutschland und in den Küstengebieten hat sie auch in großen Geschäften und in bemerkenswerter Anhäufung von Reichtum häufiger Ausdruck gefunden. Viel wichtiger waren in dieser Hinsicht die Wirtschaftsvorgänge, in denen der Kaufmann von seinem Berufe her in die Produktion hinübergriff: sie vor allem haben revolutionierend gewirkt.

Wohl der früheste regelmäßigere Fall, der gelegentlich schon im späteren Mittelalter, immer häufiger aber seit dem 16. Jahrhundert vorkam, war hier der, daß Kaufleute oder Konsortien von solchen den alten Hausfleiß des platten Landes mit Kapital befruchteten oder auch, namentlich in den deutschen Mittelgebirgen mit ihrer armen Bevölkerung, neue Hausindustrien begründeten und in beiden Fällen die Erzeugnisse vertrieben. Es ist die Entstehung eines überaus wichtigen Zweiges der modernen Hausindustrie und des kaufmännischen Verlegertums: weithin unter den verschiedensten Formen und für die mannigfachsten Erzeugnisse, Webereien, Produkte der Holzindustrie, wie Spielwaren und Uhren, geschliffene Steine, Kleinwaren der Eisenindustrie, ist er noch heute in Deutschland, und namentlich auf dem platten Lande, verbreitet. Und sehr verschieden konnte diese Hausindustrie dann dem Betriebe nach ausgebildet werden: der Kaufmann konnte die bisherige Erzeugungsweise ganz bestehen lassen und nur den Vertrieb in die Hand nehmen, oder er lieferte das Rohmaterial ganz oder teilweise und nahm die fertigen Erzeugnisse ab, ergriff also den Produktionsprozeß an seinem Anfang und Ende; oder aber er mischte sich ein in den ganzen Verlauf der Erzeugung. Und es versteht sich, daß er zu der letzten Möglichkeit sehr rasch kam, sobald er alle Rohstoffe lieferte und einziger Abnehmer

der Ware war; denn in dieſem Falle ſtellte der Kaufpreis nichts dar als einen reinen Arbeitslohn, und der Arbeiter war ganz in den Händen des Händlers. War dies aber bei ſteigendem Kapital des Händlers nur zu leicht der Ausgang, ſo ſah ſich der Händler in die Lage verſetzt, den Erzeugungsprozeß ganz nach ſeinem Willen organiſieren zu können: die Erzeugung in einzelne Stufen und Teile zu zerlegen und dieſe beſonderen Arbeitern und Arbeitergruppen, anderen Gruppen dagegen die Zuſammenſetzung der Teile zuzuweiſen. Es iſt der Urſprung der modernen Berufsgliederung.

Beherrſchte aber der Kaufmann in dieſer Weiſe die Erzeugung und durch ſie die Arbeiter: was konnte ihn dann des weiteren daran hindern, die Arbeiter ſelbſt zur leichteren Beaufſichtigung des Erzeugungsprozeſſes an einem Orte zuſammenzubringen zu gemeinſamer Tätigkeit und bei dieſer Gelegenheit die Arbeitsteilung noch eingehender durchzuführen, als dies ſonſt möglich ſchien? Nur eine gewiſſe Höhe des Kapitals, die ſchon den Bau eines Arbeitshauſes mit ſeinem Zubehör geſtattete, war notwendige Vorausſetzung, daneben freilich und in einem weiteren Sinne auch ein größerer Markt daheim und in der Fremde. Bald genug verwirklichte ſie ſich, und neben und aus den Hausinduſtrien erwuchſen Manufakturen geſchloſſener Arbeitsräume; und nur da erhielt ſich die ältere Form unter allen Umſtänden noch weiter, wo der jahraus jahrein ſtetige Betrieb einer Manufaktur nicht lohnte, vielmehr ein wechſelnder Saiſonbedarf der Ware auch nur die an vorübergehende Zeiten gebundene Hausinduſtrie einer häuslich verteilten Beſchäftigung, wie ſie vor allem dem platten Lande eigen iſt, erforderte.

Indem aber ſo der ganze Erzeugungsvorgang vielfach an einen Ort, ja an ein Haus gebunden wurde, ergab ſich gar bald eine weitere Neuerung. Lag es jetzt nicht nahe, für diejenigen Verrichtungen, bei denen dies möglich war, mechaniſche Kräfte einzuſpannen? Wind- und Waſſerräder etwa oder ein Göpelwerk? Und drängte damit nicht die ganze Lage, zumal bei ſteigendem Kapitalreichtum, auf die

Erfindung neuer Arbeitsmaschinen, ja auch noch gleichmäßigerer und stärkerer Kräfte der Bewegung hin? Neben den ersten neueren Arbeitsmaschinen, wie vornehmlich der Spinnmaschine, kam nun auch die Dampfmaschine auf; ihr folgten dann bis auf den heutigen Tag ganze Reihen anderer Arbeitsmaschinen und Krafterzeuger: und die Fabrik war entstanden. Die Fabrikation aber und die aus ihr kombinierten Formen größerer Produktionsbetriebe sind noch heute die modernsten Arten der Gütererzeugung.

Sehen wir von diesem Punkte aus rückwärts, bis hin zu den einfachsten Vorgängen der Entstehung der Hausindustrie in Verbindung mit Hausierhandel und Verlag und bis zur ersten kapitalistischen Ausgestaltung des Handwerks durch Erzeugung auf Vorrat, so ergibt sich als das Entscheidende überall, nur in seinen Wirkungen und in der Zahl der Fälle, in denen es vorkommt, ständig steigend, dasselbe Motiv: Austausch und Erzeugung verquicken sich gegenüber dem Konsumenten zu einem einzigen, in seiner kommerziellen und seiner industriellen Seite nicht mehr rein unterscheidbaren Geschäft. Dies Geschäft ist die Unternehmung; die Unternehmung ist damit die eigentlich moderne Form des Wirtschaftserwerbs; in der Unternehmung gipfelt das Wirtschaftsleben des neuen Zeitalters; durch die Unternehmung scheidet es sich von der Vergangenheit, wenn auch selbstverständlich deren Wirtschaftsformen, reine agrarische und rein industrielle Produktion im Bauerntum vornehmlich und im Handwerk, rein kommerzielle Tätigkeit im eigentlichen Handel, noch kräftig, doch dem Unternehmertum untergeordnet und durch dessen Dasein vielfach umgewandelt fortleben.

Und der seelische Charakter dieses neuen Zeitalters? Man sieht auf den ersten Blick: die Erweiterung der psychischen Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß betrifft in diesen Zeiten zunächst den Unternehmer, mag er nun von der Produktion herkommen und den Austauschberuf hinzugenommen haben oder umgekehrt vom Handel

in die Produktion vorgedrungen sein. Für ihn aber ist die Spannung gegenüber allen früheren Perioden enorm erweitert. Nicht bloß dadurch, daß er, sei es den Austausch sei es die Erzeugung, erst hinzu ergreift, sondern vor allem auch dadurch, daß er für die auf fabrikmäßigen oder hausindustriellem Wege außerordentlich erhöhte Produktion derselben Ware ein bei weitem größeres Absatzgebiet aufsuchen muß; das durch die vermehrte Kapitalanlage hervorgerufene vornehmlich quantitative Wesen der Erzeugung gegenüber der früheren qualitativen Kundenproduktion weist ihn hinaus in bisher noch völlig unbekannte Räume und Raumgrößen, treibt ihn hinein in den Strudel des modernen wirtschaftlichen Wettbewerbs. Daher zunächst die außerordentlichen Anstalten zur Bewältigung des Raumes: Eisenbahn, Telegraph, Bank, Börse: Organisationen des Verkehrswesens, die die Tätigkeit ganzer großer Teile der Bevölkerung aufsaugen. Und daher weiter eine Organisation auch des eigenen Unternehmens derart, daß es seine Fühler hinausstreckt in alle Welt: Annoncen, Reklamen, briefliche Angebote, Ausstellungen, Handelsreisende, Kommissionäre, Agenten, Presse, Inanspruchnahme der Konsuln und technischen Beigeordneten der nationalen Gesandtschaften und tausend andere Mittel mehr. Und das Ergebnis? Wohin der eine Unternehmer mit Aufbietung aller Mittel der Raumbewältigung gelangt, dahin gelangt im allgemeinen auch der andere Unternehmer gleichen Geschäftes, und nicht bloß der inländische, sondern auch der ausländische, da die Mittel der Raumbewältigung jedem gleich großen Kapital im allgemeinen in gleicher Weise zur Verfügung stehen, und daher trotz aller Ausdehnung, ja gerade wegen dieser ein immer stärkerer, ein immer mehr erbitterter Wettbewerb und neue seelische Spannungen: Spannungen bis zu der Höhe, daß sie doch trotz aller modernen Hilfsmittel kaum noch einheitlich überwunden werden können.

Derjenige, der unter dem furchtbaren Durcheinander der damit entstehenden Kämpfe zunächst ganz ausgeschieden

erscheint, ist der Konsument. Der Austauschgedanke beherrscht die Erzeugung; und der Handel drängt dem Konsumenten die Erzeugnisse auf, ohne nach seinen Wünschen mehr, als die Billigkeit der Produktion dies zuläßt, zu fragen. Die Billigkeit! Denn vermöge des Unterbietens bevormundet der Handel den Konsumenten. Und Unterbieten ist in diesem Falle dauernd nur möglich bei massenhafter Herstellung der gleichen Ware. Massenhafte Herstellung aber schließt persönliche Wünsche, schließt Kundenwünsche aus. So sind Kundenbestellungen heutzutage in vielen Produktionszweigen etwas Kostspieliges, Aristokratisches, ja Archaisches. Dagegen wird den breitesten Klassen jetzt infolge der Billigkeit vieler Waren die Befriedigung einer großen Anzahl von Bedürfnissen möglich, die sie früher nicht kannten. Es ist ein demokratisches Zeitalter. Aber auch in diesem Fall, ja in ihm erst recht, erscheint der Konsument als vom Unternehmer bevormundet.

So beherrscht also der Unternehmer durchaus die moderne Wirtschaft? Gewiß: noch immer läßt sich das behaupten, trotzdem, daß schon Zeichen eines neuen Zeitalters im Anzuge scheinen. Aber dieser Zustand wird seelisch erst dadurch verständlich, daß jeder Konsument heutzutage zugleich auch mehr oder minder an der Produktion beteiligt ist. Jedermann ist heute arbeitsteilig eingeordnet in das unendliche Gewebe des nationalen, ja des internationalen Wirtschaftslebens, und jedermann schafft an seiner Stelle in dem Sinne, daß er Güter erzeugt, von denen er annimmt, daß sie andere brauchen, und diese Güter, wenn er einigermaßen kapitalkräftig ist, der Regel nach auch noch selber vertreibt. Gewiß gibt es von diesem Zustand schon wieder viele Ausnahmen. Aber im ganzen betrachtet ist der Zustand der geschilderte, und wie man im 10. Jahrhundert von jedem Deutschen hätte sagen können, er sei mehr oder minder Ackerbauer, so läßt sich in der Gegenwart von jedem Deutschen behaupten, er sei mehr

oder minder arbeitsteiliger Produzent und nach Kräften auch Unternehmer.

Es ist ein Zustand, dessen leise erste Anfänge noch bis über die Blütezeit der vorhergehenden Periode rückwärts, bis hinein in das 14., ja vereinzelt in das 13. Jahrhundert reichen. Schon damals mögen Hausindustrielle weit mehr, als die Überlieferung zu übersehen erlaubt, mitunter zu Hausierern, Handwerker zu Marktbesuchern geworden sein. Einem stärkeren Aufschwung aber wichen diese Anfänge doch erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert; seit jenen Zeiten, in denen die Fernhandelsbeziehungen sich unter dem doppelten Drucke des Anschlusses an die internationalen Handelswege des Mittelmeeres wie der nationalen Expansion in den Küstenländern der Nordmeere gewaltig erweiterten: denn jetzt erst ergaben sich unerwartete Steigerungen des Kapitals, und erst hiermit begannen Kaufleute zahlreicher Unternehmer zu werden, als Verleger und Manufakturinhaber einzudringen in die Gebiete der industriellen Erzeugung. Es waren Vorgänge, die sich sozusagen über Nacht vollzogen, sehr im Gegensatze zu der Ordnung des bestehenden spätmittelalterlichen Wirtschaftslebens, wie diese vor allem in dem Rechtsleben der Städte und in den sittlichen Vorstellungen des mittleren Bürgertums zum Ausdruck gelangte; keineswegs wurden sie von der öffentlichen Meinung der Nation gebilligt, und nirgends sind sie im 15. und 16. Jahrhundert dem Charakter des allgemeinen Wirtschaftslebens eigentlich eingeordnet worden: es war eine Periode der „wilden" Unternehmung, eine Vorzeit nur des damals kaum erst geahnten, jüngsten Zeitalters der Wirtschaft.

Und ziemlich jäh brach diese Vorzeit ab. Wir wissen, wie der besonderen Ursachen verdankte rasche Aufschwung der deutschen Wirtschaftsentwicklung seit Mitte des 16. Jahrhunderts schon, erst recht seit Mitte des 17. Jahrhunderts in sich zusammensank: hätten da die bestehenden, der Zahl nach immer noch spärlichen Unternehmungen diesen Ruin

ungestört überdauern können? Nicht wenige gingen in dem schweren Jahrhundert von 1550 bis 1650 zugrunde; und die sich neu erhoben — eine an sich nicht unbedeutende Gruppe, denn das Wirtschaftsleben schritt doch in seinen organischen Tiefen fort, so sehr der plutokratische Oberbau des 15. und 16. Jahrhunderts zusammenstürzte —: sie hatten zumeist nicht die alte Ausdehnung, zeigten nicht den überstürzten Mut des Kapitals der Vergangenheit, waren nur schüchterne Versuche hin zu neuen Zielen. So wucherten sie auch nicht mehr wild als geile Schößlinge des Wirtschaftslebens der Zeit; vielmehr wurden sie von den Territorialgewalten des 17. und 18. Jahrhunderts, den Nachfolgerinnen der städtischen Gewalten des 14. und 15., diesem Wirtschaftsleben schon beigeordnet, wenn nicht gar eingeordnet, wurden zu den „reglementierten" Unternehmungen der Zeit vornehmlich des aufgeklärten Absolutismus.

Aber im 19. Jahrhundert nahte die Periode ihrer Befreiung. Und doppelten Ursachen wurde diese verdankt. Einmal einem steigenden Kapitalreichtum, der in ersten Anfängen schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts bemerkbar wird, voll freilich erst seit 1840 bis 1860 und in den Zeiten darüber hinaus einsetzte: teilweis infolge unmittelbarer Auffüllung der deutschen Volkswirtschaft mit gesteigerten Edelmetallvorräten, vornehmlich aber aus anderen Gründen, deren Erkenntnis uns später noch eingehend beschäftigen wird. An zweiter Stelle aber wurde hier ein überaus merkwürdiger Vorgang von Bedeutung, der fast noch früher als die Zunahme des nationalen Kapitals hervortrat, und der an dieser Stelle auch nur gestreift werden kann. Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann in Deutschland und mit der Mitte etwa des 19. Jahrhunderts wurde abgeschlossen eine eingehende Liquidation der Wirtschaftseinrichtungen der vorhergehenden Zeitalter, und zwar derart, daß zunächst die mittelalterlichen Lebensformen des Ackerbaues, dann auch die des Handwerks auf gesetzgeberischem

Wege zerschlagen wurden und Raum geschaffen ward für neue, freiere Bildungen: Institutionen, die nach Lage der Dinge keine anderen sein konnten als die der Unternehmung. Es ist die Entstehungszeit der Freiheit des Grundeigentums und der Gewerbefreiheit, sowie der Freiheit der Berufswahl: um es wirtschaftsgeschichtlich in ein Wort zu fassen: die Zeit des aufgehenden freien Wettbewerbs. Erst sie hat der Entwicklung einer vollen Wirtschaftsstufe des Unternehmens die Bahn völlig freigemacht: jetzt nahen die Jahrzehnte von 1840, 1850, 1860, die stets höhere und weitere Entfaltungsformen des freien Unternehmens bezeichnen.

Ist nun aber die freie Unternehmung die letzte und wirklich noch jüngste wirtschaftliche Bildung der Gegenwart? — Würden wir sie in ihrer Entwicklung schon ganz übersehen können, wenn sie dies wirklich wäre? Schon drängt eine neue Zeit mit noch werdenden Formen hinter ihr her; und läßt sie sich noch nicht gleich sicher charakterisieren wie frühere Perioden, liegen namentlich ihre letzten Tendenzen wohl noch im Dunkeln, so können doch einzelne Richtungen, die sie bewegen, gekennzeichnet werden: ja, müssen es schon an dieser Stelle zur abschließenden Charakteristik eben der freien Unternehmung, der sie entgegentreten, und die sie auf diese Weise ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach begrenzen.

Das, was die Entwicklung der Unternehmung im 19. Jahrhundert im einzelnen, in den verschiedenen bisher durchlaufenen Stadien der Entfaltung vornehmlich beherrscht hat, läßt sich in zwei Faktoren zusammenfassen: in dem Faktor des steigenden Kapitals und in dem Faktor der wachsenden Ausdehnung des Marktes. Die Folge der Einwirkung dieser beiden Faktoren war eine ins ungeheuerliche zunehmende Spannung zwischen Bedürfnisäußerung und Bedürfnisbefriedigung: so daß zu ihrer Bewältigung von den einzelnen Wirtschaftspersonen Mittel wirtschaftlichen Gedächtnisses, wirtschaftlicher Wertung der Einzelgüter, wirtschaftlicher Voraussicht und wirtschaftlicher Energie

von einer Intensität und Ausdehnung angewendet werden mußten, von deren Größe frühere Geschlechter sich nichts hatten träumen lassen. Wie blieb es da nun möglich, gleichwohl die Einheit des Wirtschaftswillens und der Wirtschaftsbetätigung im Kopfe eines Unternehmers festzuhalten? Die zunächstliegenden Mittel waren: Entwicklung ganz neuer Formen der Raumbewältigung und Anwendung bis dahin unbekannter Höhen von Kapital. Das erste dieser Mittel unifizierte schließlich in seiner extremsten Ausbildung den Markt: machte gleichsam die ganze Welt zu einem einzigen Marktplatz, auf dem man hoffen durfte, sich leichter zurechtzufinden, als auf tausend zerstreuten Plätzen. Es war also eine Uniformierung der kommerziellen Tätigkeit des Unternehmers. Das zweite Mittel ermöglichte durch sozusagen fast unbegrenzte Kapitalverwendung auf Motoren, Maschinen usw. eine Vereinfachung der Vorgänge der Erzeugung: uniformierte mithin die industrielle Seite des Unternehmens.

Kein Zweifel nun, daß diese Mittel in dem erwarteten Sinne gewirkt haben: durch sie allein ist jene Entwicklung der Unternehmung vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich geworden, die ganz wesentlich, ja der Hauptsache nach in einer zunächst quantitativen Steigerung der Unternehmungsformen bestand. Allein, hat das nun völlig genügt, um die alte Einheit des entwicklungsgeschichtlichen Charakters der Unternehmung, die Kombination industrieller und kommerzieller Tätigkeit in einer Hand und die Konzentration des Wirtschaftssinnes in der Richtung der Ausbildung eben jener Kombination gänzlich zu erhalten? Es ist eine Frage, die nicht ohne weiteres bejaht werden kann. Unter dem Druck allzu starker wirtschafts-psychologischer Spannungen ist die Unternehmung gewissen Änderungen anheimgefallen, von denen es kaum noch zweifelhaft sein kann, daß sie auch ihr innerstes Wesen schon angegriffen haben.

Zunächst hat sich das Transportwesen, das anfangs

ganz mit der kommerziellen, und somit später gelegentlich auch mit der Unternehmungstätigkeit verknüpft war, jetzt völlig verselbständigt. Es ist ein Prozeß, der in den Anfängen seiner Entwicklung sehr weit zurückreicht. Die Fernhändler des 12. und 13. Jahrhunderts waren zugleich auch Reeder und Hauderer gewesen; anfangs hatten sie dabei wohl gar selbst ihre Waren begleitet, in langen Karawanenzügen zu Wasser und zu Lande, als große Hausierer; später waren Supercargos an ihrer Statt mit den Waren hinausgezogen. Dann hatte sich, noch im früheren Mittelalter, das eigentliche Transportgewerbe immer mehr vom Handel abgetrennt, während die feineren Arten der kaufmännischen Vermittlung, vor allem die Vermittlung von Geld und Kredit, in der Regel noch mit dem Warenhandel verbunden geblieben waren. Über diesen Zustand waren dann die folgenden Jahrhunderte wiederum, und namentlich in der Verselbständigung des Geldhandels, hinausgegangen. Allein alle diese Entwicklungen waren doch, bei dem verhältnismäßig niedrigen Stande des Verkehrswesens, von keiner allzu großen Bedeutung gewesen, und nirgends wohl in Deutschland war die Abtrennung des Transportes vom Handel durchaus und grundsätzlich durchgeführt worden. Nun aber, mit dem 19. Jahrhundert und der Entfaltung des freien Unternehmens einerseits, des außerordentlichen Verkehrs der Eisenbahnen und Dampfschiffe anderseits, entwickelte sich dieser Unterschied zu einem ganz prinzipiellen: die Transportgewerbe schieden als ein gewaltiger Umkreis menschlicher Tätigkeit aus dem Handel, und somit auch aus den kommerziellen Beziehungen der Unternehmung aus und entfalteten sich, insofern sie vielfach zugleich der Herstellung ihrer Fahrbahnen und Fahrzeuge, überhaupt der Verkehrsmittel oblagen, ihrerseits zu besonderen, höchst eigenartigen Formen moderner Unternehmung.

Nun läßt sich wohl sagen, daß durch diesen Vorgang der entwicklungsgeschichtliche Kern der Unternehmung nicht eigentlich getroffen war. Es war nur gleichsam ein Neben-

kern etwas abweichender Bildung entstanden, der — etwa gleich der Abtrennung des Güterlagerungsgeschäftes vom Handel, wie sie sich im 19. Jahrhundert vollzogen hat — an sich wenig Beachtung gefunden haben würde, wären nicht die Erscheinungen in seinem Bereiche von quantitativ so ungewöhnlicher Ausdehnung gewesen. Denn die Zahl der Menschen, die den Transportgewerben angehören, ist heute Legion, und noch immer wächst sie im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Tiefer eingeschnitten hat aber in die eigentliche Seele der Unternehmung schließlich eine andere Erscheinung, die sich vornehmlich wohl seit den achtziger Jahren zu entwickeln begann und heute schon eine große Verbreitung erreicht hat. Sie besteht darin, daß die kommerzielle Seite der wirtschaftspsychologischen Spannung ermäßigt wird entweder durch arbeitsteilige Vorgänge oder aber durch einen Vorgang der Arbeitsvereinigung.

Der arbeitsteilige Vorgang ergibt sich leicht aus einem genaueren Einblick in die Arten des modernen Handels. Dieser Handel zerfällt heutzutage vornehmlich in den Geldhandel, den Spekulationshandel und den Kommissionshandel. Da von ihnen der Geldhandel eigentlich nur eine besondere Ausbildung des Verkehrsgewerbes darstellt und der Spekulationshandel im Grunde den Einrichtungen der modernen Versicherung angehört, so kann man den Kommissionshandel als den eigentlichen modernen Handel bezeichnen. Worin besteht er nun? Erwachsen ist er in seiner entwicklungsgeschichtlich ältesten modernen Form aus dem Bestreben der Unternehmungen, auf entfernten Märkten Vertreter zum Vertriebe ihrer Erzeugnisse zu haben: Kommissionär oder Vertreter war ursprünglich der abhängige Kaufmann, der die Geschäfte einer oder mehrerer Unternehmungen innerhalb eines solchen Marktgebietes besorgte. Aber längst schon ist das Kommissionsgeschäft über diese von der Unternehmung durchaus abhängige Stellung hinausgewachsen und hat sich zu einem freien Handelszweige entwickelt. Ein großer Kommissionär ist heute, wer, nicht selten auf seine

Bestellung, von oft zahlreichen und immer bedeutenden industriellen Unternehmungen Waren bezieht, um sie, häufig auf durchaus eigene Rechnung, weiter zu verkaufen. Kommissionshandel heißt heute moderner Zwischenhandel zwischen Unternehmung und Konsument, heißt freies arbeitsteiliges Zusammenarbeiten mit mehreren Unternehmungen zur Beherrschung und Erweiterung des diesen Unternehmungen notwendigen Marktes. Und dabei versteht sich, daß die Unternehmungen in diesem Zusammenhange mehr oder minder auf ihre industrielle Seite zurückgedrängt sind.

Dieser arbeitsteiligen Entwicklung steht nun ein anderer, in gewissem Sinne arbeitsvereinigender Vorgang zu ungunsten der freien Unternehmung gegenüber. Es ist ein Prozeß, der, seit Ende der achtziger Jahre vornehmlich, am augenscheinlichsten in den Kartellen, Syndikaten und verwandten Bildungen zutage getreten ist. Was ist sein Wesen? Unternehmungen derselben oder eng verwandter Produktionszweige gehen darauf aus, durch eine Assoziierung irgendwelcher Art auf einem bestimmten Markte das Prinzip des freien Wettbewerbes für sich in irgendeiner Weise auszuschalten und gemeinsam die Preise zu machen. Es geschieht das zunächst in der Absicht, dadurch die Erzeugung regelmäßiger, sicherer und lohnender zu gestalten. Aber das Ergebnis ist, daß damit zugleich auch die kommerzielle Seite der bisherigen Unternehmungen überhaupt stark beschnitten wird: denn was bedarf es noch der hastenden Manipulationen des modernen Handels zur stärkeren Entwicklung eines Marktes, wenn der Grundsatz des freien Wettbewerbes mehr oder minder beseitigt scheint? Auch hier also wird der bisherige Charakter des Unternehmens durch Abstumpfung seiner kommerziellen Neigungen mehr oder minder verändert.

Und so begreift sich, wie die beiden Tendenzen, die arbeitsteilige und die arbeitsvereinigende, in ihrem besonderen Wirkungskreise zunächst entgegengesetzt, doch psychologisch in gleicher Richtung von Einfluß sein können und schon

gewesen sind: beide helfen die Überhastung der wirtschaftspsychischen Spannung der freien Unternehmung beseitigen; beide fesseln die einzelne Unternehmung an die Äußerungen fremder Willenskräfte, sei es hier der Kommissionäre, sei es dort der gleichartig produzierenden Genossen; beide leiten aus einer Zeit freier Unternehmung in eine Periode gebundener Unternehmung über.

Welche von den beiden Tendenzen, die arbeitsteilende oder die arbeitsvereinigende, siegen wird? Es ist schwer zu sagen. Und doch wäre es in vieler Hinsicht von Wichtigkeit, eine Entscheidung schon jetzt fällen zu können; denn unzweifelhaft führt die erste Tendenz zu einer mehr individualistischen, die zweite dagegen zu einer mehr sozialistischen Entwicklung. Freilich: ins Ganze gerechnet — und das ist am Ende das Wichtigste — darf es doch schon jetzt ausgesprochen werden, daß die übereinstimmende Richtung beider Tendenzen auf eine gebundene Unternehmung hingeht: eine Unternehmung nicht mehr völlig freien Wettbewerbes und darum auch nicht mehr wirtschaftspsychischer Spannungen, die sich — wenigstens in ihrer schnellen Aufeinanderfolge — als unerträglich erwiesen haben, eine Unternehmung, deren Durchbildung im einzelnen wiederum mehr Ruhe, Stetigkeit und Gleichmaß in die wirtschaftliche Entwicklung bringen wird an Stelle der überhasteten Tätigkeit der letzten Menschenalter und vornehmlich Jahrzehnte. Überwunden ist indes das Zeitalter der freien Unternehmung durch diese Tendenzen, die auf eine neue Periode hinweisen, einstweilen noch nicht, und nur im Sinne des Verständnisses modernster, erst in Anfangswirkungen begriffener Erscheinungen des Wirtschaftslebens dürfen wir hier von ihnen Kenntnis nehmen. Soweit dagegen die jüngste Vergangenheit der Nation in Betracht kommt, ist es zweifellos die freie Unternehmung gewesen, die als spezifische Unternehmungsform des 19. Jahrhunderts Färbung und Ton, Wesen und Kern der wirtschaftlichen Entwicklung vornehmlich bestimmt hat.

5. Der Aſtrophyſiker Scheiner hat einmal ausgeführt[1]: Um ſich eine richtige räumliche Vorſtellung von unſerem Sonnenſyſtem zu machen, ſolle man ſich die Sonne als eine Kugel mit dem Durchmeſſer von vierzig Metern an Stelle der Domkuppel in Berlin denken. Dann würden die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne folgende Punkte berühren: die Merkurbahn läge noch ganz im eigentlichen Berlin, die Bahn der Venus würde ſchon ſtellenweiſe dies Berlin verlaſſen, die Bahn der Erde würde den Bahnhof Tiergarten berühren und im Süden einen halben Kilometer nördlich vom Kreuzberg durchgehen. Von den ferneren Planeten würde Jupiter durch Spandau gehen, Uranus durch Wittenberg und Frankfurt a. O., Neptun endlich, der äußerſte der Wandelſterne, würde auf ſeiner Bahn die Städte Stettin und Magdeburg ſtreifen und ſich bis auf etwa 15 Kilometer Leipzig nähern: würde alſo etwa 129 Kilometer entfernt von der Berliner Domkuppel mit ihrem Durchmeſſer von vierzig Metern kreiſen.

Welche ungeheuren räumlichen Entfernungen der äußeren Planetenbahnen, welche grauenvolle Öde des Weltraums!

Aber wir ſind wenigſtens imſtande, auf Grund eines Vergleiches, wie des ſoeben gezogenen, dieſe räumliche Öde einigermaßen zu erfaſſen: unſere Raumanſchauung läßt, durch die Reduktion an ſich unanſchaulicher Entfernungen auf anſchaulichere angeregt, noch einen wirklichen Vorſtellungsinhalt zu. Weit ſchwieriger iſt es, ſich gleich große Zeitabſtände anſchaulich näher zu bringen. Und doch muß dies in irgendeiner, wenn auch noch ſo unvollkommenen Weiſe geſchehen, ſollen ſich hiſtoriſche Perſpektiven von größerer Weite einigermaßen richtig öffnen.

Und da ſei es denn erlaubt zu ſagen, daß ſich die Abſtände der einzelnen frühen Zeitalter wirtſchaftlicher Entwicklung von der hohen Wirtſchaftskultur der Gegenwart zeitlich etwa ähnlich verhalten, wie die Raumabſtände der

[1] Bau des Weltalls S. 8.

äußeren Planeten unseres Sonnensystems von der Sonne: ganz außerordentlich weit, durch Öden vieler Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende von der Wirtschaft der Gegenwart getrennt, verlaufen für die Entwicklung der heute wirtschaftlich führenden Völker des Erdballs die Perioden primitiver Wirtschaft und primitiver Kultur überhaupt. Mitnichten so jung, wie man unwillkürlich immer wieder zu glauben geneigt scheint, ist das Menschengeschlecht; die Jahrtausende der altteſtamentlichen, uns noch immer im Blute steckenden Zeitrechnung reichen keineswegs dazu aus, seine Entfaltung auch nur annähernd zu umschreiben; vor der Geschichte, die wir kennen, liegen ungezählte, für uns auf immer begrabene Geschichten; und nichts hindert, wohl aber manches veranlaßt, vor aller bekannten Geschichte Epochen und Katastrophen anzunehmen, in deren Glut schon Rassen umgeschmolzen und in deren langsamem Wachsen vielleicht sogar schon hohe Kulturen erzeugt und zerstört worden sind.

Soweit aber unsere heute noch besonders lebendigen Wirtschaftsformen mit ihren Wurzeln in Betracht kommen, mögen diese sich auch bis ins 14. und 13. Jahrhundert zurück verzweigen und verästeln, so ist deren Dauer sicher im Lichte des allgemeinen kulturgeschichtlichen Verlaufes auch nur der germanischen und arischen Volksbildung eine sehr kurze Zeit, ein Bruchteil nur und ein nicht übergroßes Fragment des gesamten Werdens. Nicht ihre Zeitdauer darum, sondern nur ihr spezieller Charakter ist es, der ihnen auch bei einer mehr universalen Betrachtungsweise noch besondere Bedeutung verleiht. Sie sind, soweit wir aus dem bisherigen Verlaufe der Geschichte der arisch-westeuropäischen Völker heraus urteilen können, der bisher letzte Höhepunkt gleichsam dieser Entwicklung: sie bilden den Ort, auf den alles hin gravitiert, in dem alle Vergangenheit in neuer Bedeutung wiederum aufleuchtet. Und dies gibt ihnen ein besonderes Recht darauf, eingehend betrachtet zu werden, ganz abgesehen von der Tatsache, daß es unsere

Entwicklung und die Entwicklung unserer Väter und Großväter und jüngsten Ahnen ist, um die es sich handelt.

Was aber verbindet nun diese jüngste Zeit mit so weit zurückliegenden Perioden der Wirtschaftsentwicklung, Zeitaltern, deren wir nur noch einige im Lichte der Überlieferung zu erblicken vermögen, während andere im Nebel traditionsloser Jahrtausende verschwinden und nur noch auf dem Wege vergleichender Betrachtung des Wesens anderer jugendlicher Völker erschlossen werden können? Auch bei der Beantwortung dieser Frage ist eine Erinnerung an die Ergebnisse der astronomischen Wissenschaft angebracht. Wie sich dort —, nach überaus umständlichen Annahmen, die konservative Seelen nur mit großem Widerstreben und unter entschiedenster Verketzerung aller Neuerungen aufgegeben haben, schließlich überaus einfache Gesetze als ständiger Ausdruck anscheinend sehr verwickelter Bewegungen ergeben haben, — so ist es auch hier. Das, was die Wirtschaftsentwicklung so zahlreicher, vielleicht vieler Hunderte von Generationen im Innersten verbindet, ist im Grunde doch ein sehr einfacher seelischer Vorgang, dessen Abwandlung man geradezu in der Form eines empirischen Gesetzes beschreiben kann: mit steigender Kultur wächst die psychische Spannung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung, zwischen Begierde und Genuß, und wachsen mit ihr, zu ihrer Bewältigung, wirtschaftliches Gedächtnis und wirtschaftliche Voraussicht.

Was aber liegt dieser Spannung wiederum zugrunde? Nichts als der Trieb zur Lebenserhaltung und Lebensverschönerung an sich. Anfangs ein bloßer Instinkt, wird er dadurch, daß zwischen ihn und den Genuß in der Form seelischer Spannung intellektuelle Elemente, Schlüsse vornehmlich auf Grund von Wertvorstellungen treten, allmählich selber intellektualisiert, wird er mehr als triebartige Wirtschaftsneigung, wird er Wirtschaftswille. Und indem er sich in seiner weiteren Durchführung immer mehr mit Verstandeselementen durchsetzt und dadurch weitere Horizonte

der Erfahrung erschließt, weckt er zugleich neue Bedürfnisse: und in ewiger Wechselwirkung steigern sich Bedürfnis und Genuß.

Die Wirtschaftsinstitutionen aber sind nur äußere Erscheinungen, Hüllen gleichsam und Körper dieser Triebbetätigung, und sie enthalten darum durchweg doppelte Elemente: solche, die einen erreichten Genuß gewährleisten, und solche, die über ihn hinausweisen.

Innerhalb der Entwicklung, soweit wir sie verfolgen können, vollziehen sich dabei namentlich folgende Gruppen von Verschiebungen. Während die ersten beiden Zeitalter, von denen im Beginn dieser Darlegungen die Rede war, eine Bedürfnisbefriedigung noch ohne organischen Güterumlauf kennen, und während in ihnen der einzelne die Güterwelt nur in Elementen erfaßt, die unmittelbar für ihn und für die natürliche Gliederung der Einzelpersonen gegeben sind, zeigen die beiden nächsten Zeitalter bereits ein sehr verändertes Aussehen: jetzt werden die Bedürfnisse schon mit einem Güterumlauf auf Grund von Arbeitsteilung befriedigt. Aber dies geschieht nur auf einem einzigen Erzeugungsgebiet, dem des Ackerbaues, und innerhalb derjenigen Gegensätze von reich und arm, die sich auf diesem engbegrenzten Gebiete entwickeln können. Demgemäß ist die stärkere Spannung, die jetzt schon zwischen Bedürfnis und Genuß eintritt, doch grundsätzlich noch auf die Einheit dieses Produktionsgebietes beschränkt: noch keineswegs frei schweifen Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsgedanke. Eine vollere Lösung bringt da erst das letzte Paar der Wirtschaftszeitalter, und zwar in steigendem Maße: jetzt werden die immer zahlreicher und immer intensiver und immer dringlicher auftretenden Bedürfnisse durch arbeitsteilige Erzeugung auf den verschiedensten Produktionsgebieten befriedigt, und darum gewinnt der Beruf der Wertvermittlung zwischen diesen Gebieten, wenigstens nachdem er in die Erzeugung selbst einzudringen begonnen, eine außerordentliche, ja ausschlaggebende Bedeutung. Hatte im ersten Zustande

ſozuſagen der Konſument vornehmlich geherrſcht und im zweiten der Produzent, ſo übernimmt jetzt ſchließlich der Wertvermittler als Unternehmer die Führung der Wirtſchaft. Und dieſer Wirtſchaft mit ihrem Austauſchbedürfnis ſind nun keine räumlichen Grenzen mehr geſetzt, es ſeien denn die der Erde. Und ſo wächſt mit ihr der Horizont ins Unendliche, und die Spannung zwiſchen Bedürfnis und Genuß nimmt unerhörte Weiten an und erfordert, ſoll ſie bewältigt werden, bisher ungekannte Schärfen der Energie und des verſtandesmäßigen Blickes.

Es iſt klar, daß in dieſen Vorgängen der wichtigſte Zuſammenhang zutage tritt, der zwiſchen der wirtſchaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der ſogenannten höheren geiſtigen Kultur beſteht. Immer feiner geartete Befähigung des Wirtſchaftstriebes bedeutet immer ſtärkere Anſpannung des Intellektes und damit ſtändig wachſende Schärfung des entſcheidenden wiſſenſchaftlichen Werkzeugs. Und ſtets wachſender Intellekt bedeutet auch, entwicklungsgeſchichtlich betrachtet, ſtets wachſende Kunſt. Denn wenn bewußte Nachahmung, Idealiſierung, Kombination und ſchöpferiſche Geſtaltung zu jeder Zeit die Phaſen der künſtleriſchen Tätigkeit bei der Entſtehung des Einzelkunſtwerkes ſind, ſo ergibt ſich leicht, daß von ihnen vornehmlich nur eine wandelbar und damit der geſchichtlichen Entwicklung eingeſchrieben iſt, und nur eine zugleich bei jedem Volke in allen Stufen der Entfaltung gleichmäßig und genau betrachtet werden kann, die Nachahmung: eben die Nachahmung aber iſt an das Element des Intellekts, das Element verſtandesmäßigen Begreifens der Dinge gebunden. Wir ſehen daher in der Tat mit jeder höheren Entwicklung der intellektuellen Spannung im Wirtſchaftsleben auch in der Kunſt eine weitere Entwicklungsſtufe, einen höheren Grad von Naturalismus, von Fähigkeit ſichrerer Wiedergabe der Erſcheinungswelt eintreten, und nicht ſelten erſcheinen die Anzeichen einer neuen Stufe geiſtiger Errungenſchaften früher auf künſtleriſchem als auf wiſſenſchaftlichem Gebiete. Freilich

darf dabei keinen Augenblick verkannt werden, daß die soziale Psyche nicht minder eine Einheit ist als die individuelle, und daß ständig Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Gebieten des allgemeinen Seelenlebens hin und her schießen, und zwar so, daß es nicht selten unentscheidbar bleibt, auf welcher Seite die Wirkung zu suchen ist und auf welcher die Ursache, und daß Einflüsse von der Kunst als Ausgangspunkt sogar bis auf die Wirtschaft zurückgleiten.

Indes nicht das wunderbare Schauspiel des sozialen Seelenlebens als eines Ganzen galt es hier zu betrachten: nur bei enthusiastischer Verzückung würde schließlich ein solcher Panpsychismus der Historie, als die Äußerung eines großen Gesamtgefühls gleichsam alles Gewordenen, im Tiefsten möglich sein. Die Wissenschaft zerlegt, und auch die historische Darstellung als Kunst kann den Dingen nur gerecht werden, indem sie sie in der Vereinzelung betrachtet, wenn auch derart, daß dem Leser aus dem rechten Verständnis der einzelnen Teile das hinter ihnen stehende und von dem Erzähler lebendig als Einheit gefühlte Ganze entgegenleuchtet.

Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, haben wir uns im jetzigen Augenblick unserer Darstellung mit den allgemeinen Zusammenhängen zwischen wirtschaftlicher und intellektueller und vornehmlich wissenschaftlicher Entwicklung während der jüngst verflossenen Jahrhunderte zu beschäftigen.

III.

Wirtschaftsleben, Naturwissenschaft und Technik in den inneren Zusammenhängen ihrer Entwicklung vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart.

❖

1. Als der eigentliche seelische Keim der aufeinanderfolgenden Wirtschaftsstufen hat sich der Wirtschaftstrieb, das wirtschaftliche Bedürfnis ergeben. Die einzelnen Zeitalter unterscheiden sich je nach der Art der Ausgestaltung und Befriedigung dieses Bedürfnisses, und mit den fortschreitenden Formen der Bedürfnisbefriedigung hängt die Steigerung des Bedarfs nach seiner Quantität wie nach seiner Qualität aufs engste zusammen. Dabei hat sich im einzelnen herausgestellt, daß die seelische Spannung zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung mit steigender Wirtschaft immer größer wird: in immer gewaltigerer Menge und immer feinerer Durchbildung werden Urteile und Kombinationen von Urteilen nötig, um den Genuß neuer Wirtschaftsgüter zu ermöglichen. Klar liegt hier der Zusammenhang zwischen Wirtschaftstrieb und Wirtschaftsverstand, zwischen dem Wachsen ökonomischer und intellektueller Tätigkeit zutage. Was dieser Zusammenhang bedeutet, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß die weit überwiegende Zahl aller Schlüsse noch heute, der ganze Vorgang des Denkens auf niedrigen Kulturstufen aber erst recht sich letzten Endes auf wirtschaftliche Fragen bezieht oder auf Fragen, in denen

das wirtschaftliche Element eine entscheidende Rolle spielt. Hat man doch in einer freilich nicht völlig genügenden Abstraktion die gesamten Vorgänge der Kulturentwicklung aus dem Bedürfnis der Lebensfürsorge ableiten wollen. Gewiß ist jedenfalls, daß die tatsächlichen Zusammenhänge die stärkste, wenn auch keineswegs alleinige Abhängigkeit der intellektuellen Entwicklung von dem seelischen Grundmotiv der wirtschaftlichen Entwicklung zeigen. Unter diesen Umständen muß vor allem auch der Augenblick, in welchem die seelische Spannung im Wirtschaftsleben erst zur Einschiebung des wirklich organischen inneren Handels, dann der Unternehmung als besonderer Spannunglöser führt, für die intellektuelle Entwicklung von größter Bedeutung gewesen sein. Denn wann sind in der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung Augenblicke eingetreten, die stärkerer intellektueller Anspannung bedurft hätten als diese? Tatsächlich machte denn auch das Aufkommen und der Sieg des Handels wie der Unternehmung in der intellektuellen Entwicklung Epoche. Wie das Aufkommen des Handels die sogenannte Neuzeit vom Mittelalter, so scheidet das Aufkommen der Unternehmung die sogenannte neueste Zeit von der Neuzeit: und in beiden Fällen setzen mit der Entwicklung neuer Formen des Wirtschaftslebens auch neue Formen des Verstandeslebens ein.

Soll der Unterschied zwischen der mittelalterlichen und der späteren Verstandestätigkeit scharf und mit einem Worte gekennzeichnet werden, so ist es der zwischen Analogieschluß und Induktion. Natürlich nicht als ob der Analogieschluß eines schönen Tages vom Induktionsschluß abgelöst worden wäre: allmählich, sehr allmählich treten die Übergänge von dem einen zum andern ein, denn der Induktionsschluß ist ja nichts als ein in langen Mühen verbesserter Analogieschluß. Nicht auch, als ob der Analogieschluß damit gänzlich ausgestorben wäre. Wer weiß nicht, wie sehr er im gewöhnlichen Denken noch heute fortlebt, und wie seine höheren Formen auch in der Methode der Wissenschaften,

vornehmlich derjenigen des Geistes, noch heute von großer Bedeutung sind, teils für den leidlich sicheren Nachweis einzigartiger Zusammenhänge, wie sie insbesondere die ältere Geschichtsforschung allein kennt und wie sie einer universalen Geschichtsbetrachtung der Zukunft wiederum ziemen wird, teils für die Aufstellung fruchtbarer Vermutungen. Wohl aber in dem Sinne hat der Analogieschluß seine Bedeutung verloren, daß er nicht mehr wie früher das systematische Denken beherrscht, sondern hier, soweit als irgend möglich, durch die Induktion ersetzt worden ist.

Ist das der allgemeine Verlauf, so kommt es jetzt darauf an, seine Einzelheiten an der Hand der geschichtlichen Tatsachen anschaulich vorzuführen und ihn somit im bunten Kleide seiner hauptsächlichsten Erscheinungen zu verfolgen. Und das kann, wenn auch unter Wiederholung vielleicht einiger bisher schon gemachter Bemerkungen, doch in keiner Weise besser geschehen, als an der Hand der Geschichte des wirtschaftlichen Denkens als der weitaus verbreitetsten Denktätigkeit der Zeit.

Im Mittelalter, zu der Zeit, da jeder Konsument noch der Regel nach sein eigener Produzent war, oder seine wirtschaftlichen Wünsche sich höchstens bis zum unmittelbaren Austausch eigener Erzeugnisse mit den Eigenerzeugnissen der benachbarten Produzenten-Konsumenten erstreckten, war der intellektuelle Horizont gering. Gewiß wurde der Umkreis dieses Horizonts ganz eingehend beherrscht, so wie heute ein Bauer, der noch nach altem Stil lebt, seine Verhältnisse besonders genau zu kennen pflegt; aber die Erfahrungstatsachen, die in diesem Kreise dem Denken entgegentraten, waren an sich nicht eben zahlreich. Dem entsprach es, wenn in tausend Fällen, in denen wir auf Grund uns bekannter häufiger Wiederholungen derselben Tatsachenzusammenhänge ganz bestimmte allgemeine Schlüsse induktiven Charakters ziehen, im Mittelalter auf Grund von einigen allein bekannten Einzeltatsachen oder von einem besonderen isolierten Zusammenhang auf etwas anderes

Beſonderes und Einzelnes geſchloſſen werden mußte. Ein in dieſer Weiſe zuſtande kommender Schluß aber, der der ſicheren Leitung durch ein modernes Kauſalitätsbewußtſein entbehrt, das an der Wiederholung von tauſend und abertauſend weithingreifenden Zuſammenhängen geſchult iſt, iſt eben ein Analogieſchluß.

Das Bezeichnende für das Mittelalter iſt nun, daß dieſer Schluß nicht bloß im gewöhnlichen Leben, ſondern auch im ſtrengen Denken als genügend, ja vielfach als bevorzugt und im Grunde einzig zu Recht beſtehend galt: er war eben der reguläre und darum unter allen Umſtänden zuläſſige Schluß der Zeit. Und darum ſpielte er ſogar gerade da, wo man ſcharfſinnig, wo man geiſtreich ſein wollte, eine ausſchlaggebende Rolle. So erſchien z. B. dem mittelalterlichen Denken der Nachweis der Analogie in gewiſſen Erſcheinungen des Alten Teſtaments im Verhältnis zu gewiſſen Vorgängen des Neuen, z. B. etwa in der Erzählung von der Aufrichtung der ehernen Schlange durch Moſes in der Wüſte in ihrem Verhältnis zur Kreuzigung Chriſti, als ſicherſter Beweis der Zuſammengehörigkeit des alten und neuen Bundes und der im Grunde der göttlichen Weisheit vorhandenen höchſten Identität des Offenbarungsglaubens beider Teſtamente: und durch ein ganzes Syſtem von Typen und Antitypen im Sinne ſolcher Analogieſchlüſſe wurde der Beweis des Glaubens geführt und geſichert. So war weiter die Rätſelrede in der Abſicht, den Hörer durch eine gewählte Analogie die Meinung der eigenen Rede entdecken zu laſſen, in der Laienwelt die bei weitem verbreitetſte und anerkannteſte Form geiſtreicher Unterhaltung. Gleichzeitig beherrſchte aber der Analogieſchluß auch durchaus die höchſten Fragen des praktiſchen Lebens: ſo, wenn die Kanoniſten ſelbſt noch des ſpäteren Mittelalters, ja ſogar noch ein ſo ſcharfer Denker wie der Kardinal von Kues, aus dem beliebten Vergleiche zwiſchen Kaiſer und Papſt und Mond und Sonne alles Ernſtes den praktiſchen Schluß ableiteten, der Papſt ſei um ſo und ſo viel mal mächtiger,

als die Sonne größer sei denn der Mond, und von diesem Standpunkte her besondere Mühe anwandten, das genaue Größenverhältnis beider Himmelskörper zueinander zu ermitteln.

Aus solchen wichtigen Beispielen mittelalterlichen Denkens, die ins Unabsehbare vermehrt werden könnten, eröffnet sich dem Forscher der Gegenwart der Blick in eine ganz fremde intellektuelle Welt. Verständlicher aber wird diese Welt, durchwandern wir sie auf einem Gebiete, dessen Dasein mit dem Analogieschluß, und das heißt mit der geringen Entwicklung des induktiven Kausalitätsbewußtseins, unmittelbar zusammenhängt, auf dem Gebiete des Wunderglaubens. Nicht unsere Gesetzmäßigkeit, die Kausalität des Wunders vielmehr beherrscht noch nach der Meinung des hohen Mittelalters, des 12. und 13. Jahrhunderts, und erst recht nach der früherer Zeiten die Welt: voll war sie der Wunder, und was geschah, stand untereinander in tief willkürlichen, geheimnisvollen, von höheren Mächten gelenkten, durchaus nicht induktiv-kausal, sondern vielmehr nach Maßgabe der Analogie gedachten Beziehungen. Man muß etwa die Wundergespräche des Cesarius lesen, jene prächtigen geistlichen Novelletten, die wir dem lebensfrohen Novizenmeister des Klosters Heisterbach im Siebengebirge, einem Kölner Patriziersohn aus dem aufgeklärtesten Milieu der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, verdanken, um sich einen Begriff davon zu machen, bis zu welch unglaublichem Grade noch die Zeitgenossen Kaiser Friedrichs II. im Bedürfnis und im Genusse der Wunder lebten.

Da ist es nun charakteristisch, daß diese intellektuelle Welt des Mittelalters im Verlaufe des 14. bis 17. Jahrhunderts ins Grab zu sinken begann. Nicht als ob sich nicht, um es noch einmal zu betonen, starke Reste der alten Auffassung noch weit über diese Jahrhunderte hinweg in neuere, ja neueste Zeiten gerettet hätten. Wer kennt nicht den massiven Wunderglauben Luthers und die im Grunde nicht minder starken wundergläubigen Regungen Melanch-

thons? Aber auch das ganze 17. Jahrhundert glaubte noch an Gespenster; und im 18. Jahrhundert verhielt sich selbst ein Lessing gegenüber dem Gedanken an sie noch nicht ohne weiteres ablehnend. Was aber die niedersten Gesellschaftsschichten betrifft, so braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß in ihnen, soweit sie konservativ sind, mittelalterliches Geistesleben überhaupt noch heute vielfach fortdauert. Nur sehr langsam also, aber in den führenden Schichten doch schließlich ziemlich radikal, gingen die Denkgewohnheiten des Mittelalters verloren. Wenn sie aber am Ende gefallen sind, so gebührt der Entwicklung des wirtschaftlichen Denkens gewiß nicht zuletzt das Verdienst, sie entwurzelt und durch neue Denkgewohnheiten ersetzt zu haben, durch rationale Gewohnheiten, durch die Gewohnheiten des immer schärferen induktiven Schlusses. Denn je weiter sich die wirtschaftlichen Triebe spannten, um so stärker und von um so größerer Erfahrungsnotwendigkeit wurden die Schlußreihen getragen, die sich zwischen der Empfindung eines Bedürfnisses und seiner Befriedigung einschieben mußten; und als gar für die praktische Bewältigung und Fortbildung dieser Schlußreihen besondere Berufe entstanden, da erlebte das wirtschaftliche Denken in der Tat eine so große Wandlung, daß es qualitativ als etwas anderes erschien denn bisher. Der vom wirtschaftlichen Denken der abendländischen Nationen und des deutschen Volkes bestrichene Horizont umfaßte jetzt bald wesentliche Teile Europas, nicht lange darauf auch die Küstenländer der großen Meere und schließlich die Welt: und mit einer solchen zunächst räumlichen Ausdehnung der Erfahrung wuchs infolge häufiger Wiederholung identischer und durch zunehmende Nebeneinanderstellung analoger Fälle auch ihre innere Sicherheit. Das moderne Kausalitätsbewußtsein, bisher ein zarter Keim, schoß jetzt gleich dem Senfkorn des Evangeliums empor und überschattete die Welt der Erfahrung. Die Welt war nicht mehr der Wunder voll, sondern der Gesetzmäßigkeiten, und Gesetzmäßigkeiten zu finden

wurde das stärkste und höchste intellektuelle Bedürfnis der Zeit.

Dies Bedürfnis fand seine Befriedigung in der Ausbildung des induktiven Schlusses. Denn was will und leistet der induktive Schluß? Er will vom Besonderen aufs Allgemeine, vom Einzelfall auf die in ihm liegenden Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Wiederholungen schließen und bedarf hierzu, neben anderen Voraussetzungen, der Regel nach vor allem einer erweiterten Erfahrung und der Beobachtung einer Wiederkehr verwandter Zusammenhänge. Und dies war es, was von dem neuen Wirtschaftsleben und seinen psychischen Voraussetzungen und Folgen geleistet ward.

Ist es dabei nötig, nochmals zu bemerken, daß der Induktionsschluß freilich nur langsam aus dem Vorwiegen des mittelalterlichen Analogieschlusses, daß die Idee der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen nur allmählich aus der einer Welt der Wunder emportauchte? Nicht vor Beginn des 17. Jahrhunderts hat Lord Baco die erste, enthusiastisch übertreibende Theorie der Induktion geschrieben; mehr als zwei Jahrhunderte dauerte es, ehe durch die Bemühungen namentlich Mills eine stark verbesserte Erkenntnis des induktiven Schlusses erreicht ward; und der Begriff des empirischen Gesetzes ist erst eine Errungenschaft des Zeitalters wachsenden Unternehmertums, der Zeit des 19. Jahrhunderts.

Doch es ist hier nicht die Aufgabe, die Geschichte des Induktionsschlusses im einzelnen zu verfolgen, so lehrreich das unter dem Gesichtspunkte des Zusammenhanges seiner Entwicklung mit dem wirtschaftlichen Denken sein würde. Es muß genügen, wenn scharf hervorgehoben wird, wie der große intellektuelle Umschwung vom Wunderglauben und vom äußeren Analogieschlusse des Mittelalters zu dem induktiven Schluß und dem Kausalitätsbewußtsein der Neuzeit aufs engste mit den größten Wandlungen zusammenhängt, welche die wirtschaftliche Psyche der abendländischen

Völker erlebt hat. Dieser Umschwung aber, bedeutet er nicht die Entstehung der modernen Wissenschaft? Und so wären Wirtschaft und Wissenschaft im engsten Vereine gewachsen?

Das eben ist es, was bejaht werden muß. Es gibt eine große Einheit aller geschichtlichen Entwicklung, und hier, in einem unerwarteten Zusammenhange und an einem scheinbar entlegenen Punkte, tritt ihr Wesen einmal besonders lehrreich zutage. Eine soziale Psyche ist es, eine seelische Gemeinschaft, die den großen äußeren Gesellschaften der Menschen entspricht, und der Verlauf ihrer Entwicklung bedeutet den innersten Verlauf der Geschichte.

Wenn aber Wirtschaft und Wissenschaft so eng seelisch verquickt sind, so versteht es sich, daß vor allem die Entwicklung der Naturwissenschaft, in der Geschichte der Technik praktisch gewandt, in den genauesten Wechselwirkungen mit den wirtschaftlichen Fortschritten stehen mußte. Damit treten hier Fragen auf, die im einzelnen nur durch eine Einsicht in den inneren Entwicklungsgang der modernen Naturwissenschaften wenigstens in der Zeit ihrer Kindheit zu beantworten sind.

2. Die Alten waren zu keiner besonders eindringenden Entwicklung der Naturwissenschaften gelangt, weil sie zu anschaulich dachten; ihre spezifische Größe in der Kunst schloß, so scheint es fast, ihre spezifische Größe in den Wissenschaften, wenigstens in den Naturwissenschaften aus. Am deutlichsten tritt das zutage bei Vergleichung dessen, was alte und neue Völker auf dem Gebiete der Fundamentaldisziplinen aller Naturwissenschaft, auf dem Felde der Mechanik und der Mathematik geleistet haben. In der Mechanik haben die Alten der Hauptsache nach nur die Statik, die Lehre vom Gleichgewicht durchgebildet: eine Lehre, die den Modernen bald nur als ein Sonderfall der Dynamik, der Lehre von der Bewegung erschien. Der Grund war, daß sie die Körper in erster Linie als ruhend

anschauten: so blieb ihnen das Problem der Bewegung als mechanisches Fundamentalproblem fern. In der Mechanik haben sie in verwandter Weise Geometrie und Arithmetik nicht auf den Unterbau einer gemeinsamen Größenlehre gestellt; Körper und Zahl hatten für sie im Grunde etwas Anschauliches und das heißt Unterschiedliches, und darum entwickelten sie niemals daraus mathematisch den allgemeinen Begriff der Größe. Aus demselben Grunde wurde ihnen der indefinite Charakter vor allem der Zahl nicht klar: sie sahen in den Grenzen der Zahlen nicht unendliche Übergangswerte; Vorstellungen z. B. wie die, daß zwischen zwei Zahlen eine unendliche Reihe von Brüchen liege, wurden nicht gebildet. Dem entsprach es, wenn man in der Darstellung mathematischer Ergebnisse, soweit wir sehen, niemals den sei es intuitiven, sei es der praktischen Erfahrung bei der Feldmeßkunst usw. entstammenden und darum stets nur annähernden Weg einschlug, auf dem Axiome und elementare Sätze doch ihrer Entwicklung nach gefunden worden waren. Ganz in sich vielmehr abgeschlossen und wohlumschrieben, wie ein naturgeschaffenes, etwa ein kristallinisches Gebilde wurde in der Lehre Axiom um Axiom, so z. B. der pythagoräische Lehrsatz, hingestellt, und erst nachdem er gleichsam wie ein Kunstwerk den staunenden Sinnen nahegebracht worden war, deduktiv bewiesen. So sind bekanntlich die dem Lehrgange unserer Mittelschulen noch so teuern Beweise des Euklid geartet: sein Buch führt zunächst in eine ganz neue, mit der unmittelbaren Erscheinungswelt anscheinend gar nicht zusammenhängende Welt von Lehrsätzen, die zeit- und raumlos, ewig und stetig zu bestehen scheinen, und deren dem gemeinen Verstande zunächst unerwartetes Dasein dann durch scharfsinnige Beweise erhärtet wird.

Dies mechanisch-mathematische Denken der Antike, diese Annahme einer anschaulichen Größe und eines ewigen Körpers und einer Beweisbarkeit der Gesetze derselben aus allgemeinen Voraussetzungen ging nun mit der Über-

lieferung der übrigen Massen alter Kultur auf das Mittelalter über.

Nach dem, was soeben über die formale Entwicklung des mittelalterlichen Denkens, über Wunderglaube und Analogieschluß ausgeführt worden ist, wird es als selbstverständlich erscheinen, daß dieses Zeitalter an ihnen zunächst wenig zu ändern, ja nicht einmal in ein irgendwie innerlicheres Denkverhältnis zu ihnen zu treten vermochte. Auch erscheint, wenn man die inhaltliche Seite der Entwicklung betrachtet, ursprünglicher Anschauung die Ruhe, wie sie das antike mathematisch-mechanische Denken als den eigentlichen Zustand der Körper voraussetzt, zunächst in der Tat als das schlechthin Wertvolle, weshalb sich die erste Neigung verallgemeinernden Denkens der Regel nach auf die Substanz und das Absolute zu richten pflegt. Erst später tritt dagegen der Gedanke des Relativen und damit auch der Bewegung auf.

Im übrigen konnten Menschen des Mittelalters, selbst abgesehen von der intellektuellen Entwicklung der mittelalterlichen Seele, schwerlich den Körper abstrakt behandeln, während sie künstlerisch, in der Malerei, noch nicht einmal dessen Umriß voll bewältigten, und noch viel weniger vermochten sie über den Zusammenhang der Zahlen zu philosophieren, ohne eine Spur höheren statistischen Sinnes und somit besseren Verständnisses für Zahlengrößen zu besitzen. Es war genug, wenn das Mittelalter die Überlieferung der Alten weitergab, und viel, wenn die Scholastik mit ihrem abgezogenen Denken sogar schon den Versuch machte, an Stelle von Zahl und Körper einen allgemeinen Größenbegriff zu setzen.

Aber nun sank das Mittelalter dahin, die großen Zeiten der freien Persönlichkeit und des weniger gebundenen Denkens begannen. Das 15. und 16. Jahrhundert brachte die ersten Erscheinungen auch einer äußeren Emanzipation des Verstandes von den herkömmlichen Schranken des kirchlichen Denkens: italienische und deutsche Humanisten bezweifelten

wesentliche Punkte der kirchlichen Überlieferung, bis Luther und die Zenturiatoren deren ganze Kette zerfeilten und zerbrachen, und Kopernikus' Lehren bedeuteten die Überwindung einer der wichtigsten Traditionen des Alten Testamentes. Die leise hervortretende Selbständigkeit des induzierenden Verstandes gegenüber der Begriffswelt des Mittelalters, die aus einer ganz anderen intellektuellen Kultur hervorgegangen war, das volle Aufblitzen des lumen naturale, wie die Zeit diesen neuen Verstand einer nunmehr einsetzenden höheren Entwicklungsstufe nannte, was hatte es für die naturwissenschaftlichen Grundlagen, für Mechanik und Mathematik zu bedeuten?

Das erste tiefere Nachdenken über den Zusammenhang der Welt der äußeren Erscheinungen pflegt schon sehr früh animistische Vorstellungen zur Folge zu haben: eine Götterwelt entsteht, deren Beruf und Pflicht es ist, die gewaltigsten Eindrücke der Natur in regelmäßiger und willkürlicher Folge, in den Vorgängen des Sonnenauf- und Unterganges, des Donners und des Blitzes und des befruchtenden Gewitterregens hervorzurufen. Eine Mythologie der großen Naturerscheinungen ist das erste System der Naturwissenschaft.

Aber schließlich vereinfacht weiteres Nachdenken die Zahl der Kräfte, die als hinter den Erscheinungen waltend geahnt werden, und indem die Verrichtungen einer größeren Menge von Göttern unter wenige Begriffe gebracht werden, schwindet die persönlich belebte Einkleidung der Kräfte. Die Mythologie verblaßt oder hält sich nur in großen Zügen noch als bunte und schillernde Hülle einer reiferen Gedankenwelt, einer systematischen naturphilosophischen Anschauung, die indes noch immer mit willkürlichen, im Sinne des Wunders wirkenden Kräften rechnet.

Eine solche Entwicklung trat bei den Völkern West- und Mitteleuropas ein im Übergange vom 14. zum 17. Jahrhundert. Gewiß war der Offenbarungsglaube des Christentums das einzige Religionssystem gewesen, das in den

Höhen der mittelalterlichen Welt dieser Völker gegolten hatte: und jene Durchbildung des Verstandes, die sich auch bei dem schärfsten Denken noch in dem Bereich des Wunderglaubens und der stringenten Auffassung des Analogieschlusses hielt, hatte ihm als in diesen Zeiten unzerstörbare, weil entwicklungsgeschichtlich natürliche Grundlage gedient. Aber darunter hatten doch animistische Motive der überlebenden Mythologien fortbestanden, getragen von der gleichen intellektuellen Kultur, ja von überlebenden Gewohnheiten eines noch viel ursprünglicher urzeitlichen Denkens: und nicht zum geringsten war das in Deutschland der Fall gewesen. Zu ihnen hatten sich dann noch innerlich verwandte dunkle Lehren orientalischen, jüdisch-kabbalistischen und arabisch-astrologischen Ursprungs gesellt. Und leise begannen sich jetzt mit ihnen auch noch Einflüsse der phantastischsten aller antiken Kosmogonien, der Lehre des Neuplatonismus zu vereinigen. Es war eine Unsumme unabgeklärter Gärungsstoffe: und sie war es, die sich dem Denken der Deutschen wie der west- und mitteleuropäischen Völker überhaupt in dem Augenblicke darbot, da es zum erstenmal zaghaft das Gewand des mittelalterlichen Verstandeslebens abstreifte.

Was war das Ergebnis? Die Naturphilosophie des 16. Jahrhunderts brach herein, ein enthusiastischer, dem dichterischen Grübeln angehöriger, von all den genannten Elementen und obendrein noch vom Christentum bestimmter Pandynamismus: die Grundlage der Philosophie eines Telesio und Giordano Bruno, eines Frank und eines Weigel, eine Lehre, die in Deutschland in frühesten Spuren bei dem Kardinal der heiligen römischen Kirche Nikolaus von Kues in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einsetzt und schließlich etwa mit dem frommen protestantischen Schuster Jakob Böhme in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts endet.

Was wollte diese Lehre? Sie begriff die Welt der Erscheinungen immer noch nur als den uns sichtbaren Aus-

druck einer hinter ihr webenden eigentlich erst wirklichen Welt von Kräften: diese, phantastisch genug nach Art und Wesensäußerung vorgestellt, galt es zu erkennen: ihr nahezutreten, sie gleichsam zu entzaubern durch eine große Formel, ein entscheidendes Wort, ein System und einen Schlüssel, das war die Aufgabe.

Nun versteht es sich, daß dies Streben vergebens war. Die Wissenschaft kennt keinen Stein der Weisen; Probleme der Einzelwissenschaften wie einer auf ihrer Entwicklung beruhenden allgemeinen Erkenntnis werden nicht gelöst, indem man den Stier bei den Hörnern packt. Und vor allem: ein Denken hochentwickelter Kultur, das zu philosophischem Erkennen führen will, muß jeglichen Begriff des Wunders und jeglichen Mißbrauch des Analogieschlusses abstreifen. Aber entwicklungsgeschichtlich wertlos war darum dies Zeitalter des Pandynamismus nicht. Gewiß hat es nicht ohne weiteres eine Naturwissenschaft hervorgerufen, es sei denn die Medizin des Theophrastus Bombastus Paracelsus, die freilich noch bis in die Lehren des großen Helmont und damit bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts ausstrahlt, im übrigen aber neueren Zeiten doch nur das Wort Bombast hinterlassen hat. Und gewiß ist der Kern seiner philosophischen Lehren metaphysisch und dialektisch erst wieder in den Zeiten der Identitätsphilosophie, und dann, vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, im ganzen doch wohl verderblich wirksam geworden. Was aber dem Denken des 16. und 17. Jahrhunderts unmittelbar und vorteilhaft aus ihm zugute kam, das war doch eine wichtige allgemeine Anregung, nämlich die, daß alles Leben Kraft sei und Bewegung, und daß ein anschaulich isolierter Begriff der Größe nicht zum Ziel irgendeiner völlig sicheren und weittragenden Erkenntnis führen könne. Es war die dynamische, fast möchte man schon sagen genetische Anschauung, die schon in so jungen Tagen der modernen Wissenschaft eingeimpft wurde. Und diese Einsicht wurde nun zuerst und in sehr merkwürdiger Weise wirksam, indem

sie mit der Mechanik und vor allem mit der Mathematik der Alten in Berührung trat.

Das vermittelnde Element war ein Bedürfnis des Zeitalters deduzierend zu denken, das immer und immer wieder besonders eifrig nach einer allgemeinen Erklärung der Welt suchte. Man begann zu finden, daß die materielle Kräftehypothese des Pandynamismus so, wie man sie noch halb mythologisch ausgebildet hatte, das Welträtsel nicht löse, wenngleich diese Einsicht sich nur langsam in den besten Köpfen des 17. Jahrhunderts Bahn brach, und Astrologie und Alchymie, praktische Ableitungserscheinungen des pandynamistischen Denkens, fast noch im ganzen 17. Jahrhundert und darüber hinaus in guter Schätzung blieben. Wenn nun aber eine materielle Hypothese die einheitliche Ableitung der Welt aus einem Prinzip nicht oder noch nicht zu ermöglichen schien: mußte darum eine formelle einheitliche Ableitungskunst schon versagen? Und hatte man eine solche Kunst nicht in der Mathematik der Alten? War die Art, in der sie bewies, nicht tatsächlich allen sonstigen Beweismethoden bei weitem überlegen? Es schien um so mehr so, als man noch nichts von dem rein anschaulichen Charakter der Geometrie und einer entsprechenden Herkunft der Zahlenvorstellungen wußte; dahin lautende Lehren sind erst im 19. Jahrhundert aufs völligste und klarste herausgearbeitet worden: noch das ganze 17. Jahrhundert, ja auch noch zum großen Teil das 18. Jahrhundert hat die mathematische Methode ganz anders als spätere Zeiten als den vollkommensten Weg jedes deduktiven Beweises erachtet und darum auf diese Anschauung formell seine Philosophie aufgebaut.

In unserem Zusammenhang freilich sind andere letzte Folgen dieser Verhältnisse ungleich wichtiger geworden, wenn sie auch in ihren gegenseitigen Beeinflussungen keineswegs als von den einzelnen Forschern systematisch als möglich erkannt und darum als ausdrücklich gewollt erschienen. Wenn jetzt die Mathematik als Beweismethode nach Lage der Dinge in den Vordergrund trat, mußten da

nicht ohne weiteres und unbewußt die pandynamistischen Denkgewohnheiten auf ihre allgemeinen Vorstellungen Einfluß gewinnen? Es geschah, und Wirkungen von außerordentlicher Bedeutung ergaben sich.

Mathematik und Mechanik hatten bisher mit unveränderlichen und starren Größen gerechnet: jetzt traten ihnen Kraft und Bewegung nahe. Für eine immanente Entwicklung der Wissenschaften fand sich das Problem ein, inwiefern es der Mathematik gelingen könne, das Verhältnis zweier in stetiger Bewegung zueinander befindlicher Körper in einer Formel auszudrücken: und in der Mechanik begannen tatsächlich neben den Gleichgewichtsfragen die Probleme der einfachsten Bewegungen zu interessieren. Es war eine ganz neue Richtung der Forschung, die während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Differentialrechnung Leibnizens und in Newtons Fluxionslehre sowie in seiner Erklärung der Bewegungen innerhalb des Sonnensystems einen ersten gewaltigen Triumph feierte und zugleich einen gewissen Abschluß erhielt.

Was aber war nun im Grunde mit alledem geschehen? Die Mathematik, der herkömmlichen Form nach eine aus Axiomen deduzierende Wissenschaft starrer Größen, und die Mechanik, eine Lehre vom Gleichgewicht, waren zu Wissenschaften der Bewegung geworden. Und das war für die Mathematik nicht ohne entschiedenste Änderung ihrer Methode möglich gewesen. Während diese bis dahin der Form nach rein deduktiv war, hatte man, um das Problem des Verhältnisses gewisser Bewegungen zueinander lösen zu können, Zuflucht zur Bearbeitung von verwickelten Gleichungen nehmen müssen. Nun ist aber die methodische Eigenart der Gleichung eine dynamisch-genetische; denn in jeder Gleichung handelt es sich darum, eine „Unbekannte" zu entschleiern, einen Wert erst zu finden. Und so war denn die mathematische Methode ganz im stillen, infolge der pandynamistischen Beeinflussung ihrer Grundvorstellungen, aus einer starr deduktiven zu einer genetischen geworden:

die Mathematik der Alten war abgelöst worden durch die Analysis.

Ein Vorgang von ganz grundstürzender Wirkung, ein Vorgang, der die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft erst entbunden hat. Denn wer weiß nicht, daß moderne Naturwissenschaft voll erst einsetzt mit der durch Funktionslehre und Differentialrechnung gegebenen Möglichkeit, die Lehren der Dynamik geordnet auszudrücken und praktisch zu verwenden? Auf sehr unerwartete Weise vielleicht, aber durchaus gründlich und unter Anleitung durch den wahren Inhalt alles noch so krausen Pandynamismus, durch die Lehre von der Wichtigkeit der Bewegung, war man aus den Weiten des Weltalls jetzt aufs eingehendste auf einige der elementaren Vorgänge hingeleitet worden, von denen dieses durchwaltet erscheint, und hatte deren Wesen, soweit es Menschenwitz möglich zu sein scheint, zu entschleiern begonnen. Nicht mehr das Ganze des allgemeinen Zusammenhangs, an sich und als Ganzes sicherlich damals und vielleicht auf immer unenträtselbar, hatte damit die Aufmerksamkeit zu fesseln begonnen, sondern vielmehr die einfache Gesetzmäßigkeit, nach der es lebt und webt und verläuft: eingemündet war man aus einer vagen und unfruchtbaren Deduktion des Pandynamismus in die bescheidene, aber reichen Lohn versprechende Induktion der elementaren mechanischen Beziehungen und ihre mathematisch-analytische Behandlung: ein großes, ja unabsehbares Arbeitsfeld war erschlossen worden, und die moderne Naturwissenschaft war begründet. Es war ein Sieg des Verstandes über den Enthusiasmus, des rationalen Denkens über das metaphysische, der schärferen Induktion über die Gewohnheit der Analogievorstellung: der Triumph einer höheren Entwicklungsstufe des Intellekts über dessen mittelalterliche Bildungen.

Es ist der Punkt innerster Entwicklung, in welchem Fortschritte des Wirtschaftstriebes und Fortschritte des Denkens in unmittelbarem Zusammenhange erscheinen.

War im Aufkommen eigener Stände der Stoffveredlung und der Wertvermittlung neben den alten Berufen der Urproduktion die seelische Spannung zwischen dem wirtschaftlichen Bedürfnis und dessen Befriedigung so stark geworden, daß es zu deren Lösung ganzer Unsummen von Schlußreihen und Wertvorstellungen bedurfte, deren keine falsch sein durfte, sollte anders das erstrebte Ziel der Befriedigung erreicht werden, so hatten diese ständig von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde wiederholten Notwendigkeiten einfach logischen Denkens zu einer Schärfung des Intellekts geführt, die sich mit einer bloß dichterisch umschriebenen, pandynamistisch nebelhaften Beziehung zur Erscheinungswelt nicht mehr begnügte. Auch hier galt es jetzt, genau zu sein und ohne Phantasmen zu schauen: die moderne Verstandesschärfe in ihren ersten rationalistischen Entwicklungsformen trat auf und bemächtigte sich, wie zunächst der menschlichen Wirtschaft, so nun der objektiven Grundlagen derselben, der Welt der natürlichen Erscheinungen. Es ist ein Zusammenhang, in dem der Fortschritt der Volkswirtschaft und der Naturwissenschaft als in einem einzigen Vorgang umschlossen sind. Ja, charakteristisch genug, dieser Zusammenhang, der, wie sich später herausstellen wird, nicht so entfernt ist, als es zunächst scheinen kann, gewann auch in der Volkswirtschaft einen dem mathematischen Denken verwandten, rationalistischen und rechnerischen Ausdruck. Eine größere wirtschaftliche Unternehmung wird von dieser Zeit ab nicht mehr denkbar ohne eingehenden Entwurf eines Gesamtplanes der Wirtschaftsführung: und dieser wieder erscheint unmöglich ohne ein wohlberechnetes System doppelter Buchführung. Solche Systeme sind daher zeitlich ganz parallel den ersten Entfaltungsstadien der modernen Mathematik entwickelt worden. Ihre Wurzeln reichen zurück bis in die zunehmender Feinheit beflissene kaufmännische Rechenkunst des 14. und 15. Jahrhunderts; und einer gewissen Vollendung zugeführt erscheinen sie, zumal auf deutschem Boden, im Verlaufe des 16. und 17.

Jahrhunderts. Es sind die Jahrhunderte, in denen zugleich auch die ersten tastenden Versuche der Statistik auftreten: nicht bloß rechnerisch, auch im Konkreten und in der Anschaulichkeit statistischer Tatsachen begriff man zum ersten Male den Wert der Zahl; und nicht bloß der individuelle Einzelwert, sondern auch der Durchschnittswert abweichender Einzelfälle diente von jetzt ab als Grundlage weiterer Schlüsse.

3. Mit der Ausbildung der Mechanik und Mathematik im 16. und 17. Jahrhundert beginnt die triumphreiche Entwicklung der modernen Naturwissenschaften.

Gewiß hatte schon das spätere Mittelalter einige Fortschritte der angewandten Mechanik gesehen: in der monumentalen Bautätigkeit, der Schiffszimmerei, dem Befestigungswesen; auch waren rein praktisch gewisse Entdeckungen auf physikalischem Gebiete gemacht worden. Nirgends aber erschienen diese praktischen Fortschritte auf allgemeine und grundsätzliche Anschauungen zurückgeführt.

Über diese Lage der Dinge hinaus gelangten erst die Italiener am Schluß des 15. Jahrhunderts, besonders Lionardo da Vinci (1452 bis 1519). Vor allem suchte man jetzt die Regeln festzustellen, die sich in gewissen ewig wiederholten Fällen der Bewegung der Körper aussprechen: Lionardo kannte schon das Bewegungsgesetz der schiefen Ebene und hatte zutreffende Vorstellungen vom stetigen Wachsen der Geschwindigkeiten beim Fallen der Körper. Was aber noch fehlte, war eine so genaue Kenntnis der Erscheinungen, daß es möglich gewesen wäre, den Vorgang, der den Bewegungen zugrunde liegt, auf einen einfachsten Ausdruck, eine mathematische Formel, zu bringen.

Einen wirklichen Fortschritt in dieser Richtung brachte erst die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zunächst leitete Simon Stevin, Ingenieur des Prinzen Moritz von Oranien, in seinen Hypomnemata mathematica (1605) das Gesetz der schiefen Ebene viel genauer ab aus der Betrachtung

einer Schnur, die in regelmäßigen Abständen mit Kugeln versehen war und über die Ebene hinglitt. Außerdem beschrieb er schon den Satz vom Parallelogramm der Kräfte in seinen einfachsten Anwendungsweisen und ebenso einige Gesetze der Hydrostatik.

Dann aber gelangte unendlich viel weiter Galilei, namentlich in seinem Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo, der 1632 erschien, und in seinen Discorsi vom Jahre 1638. Galilei untersuchte vor allem experimentell genau und beschrieb in schon recht einfachen Formen die gleichförmig beschleunigte Bewegung der Körper, wie sie im Fall unter der Wirkung des Prinzipes der Schwere eintritt. Darauf reduzierte er aus dem Fallgesetz heraus eine Anzahl anderer Erscheinungen auf gesetzmäßige Vorgänge, so die der schiefen Ebene unter wesentlichem Fortschritt gegenüber der Darstellungsform Stevins, und weiterhin die einfachsten Erscheinungen der Pendelschwingungen; auch gelang ihm die Bestimmung der Parabel des Wurfes.

Über die Zahl der Entdeckungen und die Schärfe der Beschreibungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging dann die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wiederum hinaus. Dieser Fortschritt wurde dadurch möglich, daß man in der allmählichen Durchbildung der Differentialrechnung und ihrer Vorläufer, von Descartes bis auf Newton und Leibniz, dahin kam, die mathematischen Darstellungsmittel für eine genaue Beschreibung gewisser Bewegungen einzustellen. Ja, während diese mathematische Entwicklung noch im Gange war, wurde sie von der Mechanik bereits dazu ausgenutzt, um in zwei Richtungen wesentlich über Galilei hinaus zu gelangen. Einmal nämlich griff Newton (1643 bis 1727) die schon von Galilei bearbeitete Lehre vom parabolischen Wurfe auf und erweiterte sie zu einer allgemeinen Theorie der krummlinigen Bewegungen und der sie erzeugenden Kräfte. Anderseits aber wurden die schwer zu enträtselnden Vorgänge weiter verfolgt, in denen Massen zu zwangsläufiger Bewegung

gekoppelt ſind. Das Hauptproblem war hier das des zuſammengeſetzten Pendels. Seiner Löſung widmete beſonders Huyghens (1629 bis 1695) ſeine Mühen. In ſeinem Horologium oscillatorium (1673) ſtellte er den Grundſatz auf, daß der gemeinſame Schwerpunkt einer Gruppe von Körpern, die unter dem Einfluß der Schwere um eine horizontale Achſe oszillieren, bis zu ſeiner urſprünglichen Höhe, niemals aber weiter ſteige. Es iſt der Kern des Prinzipes der Erhaltung der lebendigen Kraft, das Leibniz 1686 allgemeiner formuliert hat, und aus dem ſchließlich, indem man es ganz allgemein auf alle Kräfteerſcheinungen der Natur übertrug, der allumfaſſende Satz von der Erhaltung der Energie hervorgegangen iſt.

Im ganzen aber kam es jetzt, nach der Löſung zahlreicher Einzelprobleme, in der Fortentwicklung der Mechanik nur noch darauf an, die gefundenen Einzelſätze auf ihre gemeinſame Grundanſchauung, einen gemeinſamen Nenner gleichſam, zurückzuführen. Nach der Aufſtellung der Differentialrechnung war das zunächſt und weſentlich eine Aufgabe der höheren Mathematik; gelöſt ward ſie im 18. Jahrhundert. Tätig war da mit am früheſten der große deutſche Mathematiker Euler; 1736 erſchien zu Petersburg ſeine Mechanica sive motus scientia analytice exposita. Ihm folgte ſpäter d'Alembert mit ſeinem Traité de dynamique (1743); und ihren Abſchluß fand die Bewegung in dem größten, höchſt formvollendeten Werke Lagranges, der Mécanique analytique, die zuerſt 1788 erſchienen iſt.

Nachdem aber die mechaniſchen Probleme im Sinne grundſätzlicher Erforſchung der Bewegung der Körper ergriffen und hieraus auch die nächſten phyſikaliſchen Folgerungen gezogen worden waren, begann man ſich auch mit den Eigenſchaften dieſer Körper ſelbſt, ihrer Zuſammenſetzung vor allem aus verſchiedenen Elementen zu beſchäftigen. Es war das Gebiet einer künftigen chemiſchen Wiſſenſchaft.

Freilich, einſtweilen wucherte auf dieſem Felde noch

ein wirres Gestrüpp von Pseudowissenschaften: die Alchymie mit den ihr verschwägerten Lehren hatte sich hier ausgebreitet, eine letzte noch lange fortlebende Erscheinung der enthusiastischen und pandynamistischen Naturwissenschaft des 16. Jahrhunderts. Und sie konnte sich um so eher halten, als es der modernen Forschung auf diesem Gebiete noch weniger als auf dem der Mechanik gelang, an die Antike anzuknüpfen: die Alten hatten zwar einzelne chemische Kenntnisse gehabt, aber sie wurden dem Zufall verdankt und waren niemals durch planmäßige Experimente ergänzt oder gar zur Grundlage einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Erkenntnis gemacht worden. Erst Silvius hat im Grunde die Chemie ohne Mystik und Spiritualismus betrieben und der Alchymie in jedem Sinne das Daseinsrecht bestritten.

Indes war man doch schon weit früher, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, begrifflich zur Erkenntnis der Hauptaufgabe der Chemie gelangt, und Boyle (1627 bis 1691) hatte sie dahin formuliert, daß sie in der allgemeinen, von praktischen Fragen unabhängigen Erforschung der Zusammensetzung der Körper bestehe. Wirklich wesentliche Fortschritte hat aber doch erst Lavoisier herbeigeführt, indem er, seit etwa 1775, von dem Nachweis der Zusammensetzung chemischer Verbindungen nach den Gewichtsverhältnissen ausging und hierzu den Gebrauch der Wage einführte. Und so ist denn die Chemie im Grunde erst ein Kind der letztverflossenen vier Geschlechter geworden.

Etwa dasselbe gilt von der Elektrizitätslehre, insoweit es sich hier zunächst in den Anfangszeiten nicht so sehr um eine Erklärung, wie um die einfache Kenntnisnahme der elektrischen Erscheinungen handelte. Denn während physikalische Vorgänge wie die des Lichtes oder der Wärme oder auch der chemischen Reaktionen sich teilweise ohne weiteres der Beobachtung aufdrängen und darum auch im 17. und 18. Jahrhundert schon längst ihren Haupterscheinungen nach bekannt waren, vollziehen sich die Er-

scheinungen der Elektrizität verborgener, und es bedurfte daher allein schon zu ihrer Entdeckung einer Höhe namentlich der Experimentalphysik, wie sie auf Grund der Entwicklung der Mechanik erst im Laufe des 18. Jahrhunderts erreicht ward. Sieht man dabei von der Reibungselektrizität ab, von der einzelne Erscheinungen sehr früh bekannt waren und genauere Vorstellungen durch Gilbert und Franklin gewonnen wurden, so begann der eigentliche Eroberungsfeldzug auf dem Gebiete der Elektrizität erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Beobachtungen Galvanis und Voltas, welche die moderne Elektrizitätsforschung eröffnen, fielen ins letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. Sie führten zur Entdeckung des elektrischen Stromes, wie er aus galvanischen Elementen hervorgeht. Dabei ergab sich früh, schon um 1800, daß dieser Strom imstande sei, chemische Arbeit zu leisten, insbesondere in Stoffen verbundene Elemente, wie den Wasserstoff und Sauerstoff des Wassers, zu trennen. Und zwei Jahrzehnte später, 1820, erkannte Oerstedt auch die besondere Wirkung des Stromes auf die Magnetnadel; sie wurde abgelenkt, wenn ein elektrischer Strom in ihre Nähe floß. Die entsprechenden Gesetze fand Ampère. Wirklich erschlossen aber wurden die tieferen Zusammenhänge zwischen Elektrizität und Magnetismus doch erst durch die von Faraday 1831 ihrem wesentlichen Umfange nach entdeckte Induktion; und mit ihr war die letzte große Grunderscheinung gewonnen, von deren weiterer Entwicklung aus sich einmal die Einordnung der elektrischen Erscheinungen in das Energieprinzip und zum anderen die Entfaltung der modernen Elektrik ergeben konnte.

Inzwischen aber hatte Ohm schon 1826 sein Buch, die „Galvanische Kette, mathematisch bearbeitet", veröffentlicht und darin die fundamentalen Lehrsätze über die elektromotorische Kraft, den Leitungswiderstand und die aus beiden resultierende Stromstärke, und das heißt die Anfänge einer messenden Elektrizitätslehre entwickelt. Es war, zusammen

mit der Eröffnung eines erſten chemiſchen Unterrichtslaboratoriums in Gießen durch Liebig, der dort ſeit 1826 Profeſſor war, eines der erſten Anzeichen dafür, daß nun die Wiſſenſchaften der Chemie und der Elektrizitätslehre als die eigentlich neuen Diſziplinen des 19. Jahrhunderts mächtig emporblühen würden. Ohm freilich erging es mit ſeinen entſcheidenden Sätzen noch ſchlecht genug; er wollte ſich auf ſeine Schrift hin in Erlangen habilitieren, wurde aber abgewieſen, und die erſte Auflage ſeines Buches wurde eingeſtampft. Es war noch ein Reflex des ſchlechten Betriebes der Naturwiſſenſchaften auf deutſchem Boden während des 18. Jahrhunderts und auch noch in den erſten zwei Jahrzehnten des neunzehnten.

Seit den nächſten Jahrzehnten dagegen nahmen nun die Deutſchen an der Entwicklung der Naturwiſſenſchaften immer ſtärkeren Anteil. Und vor allem entſprach es der mit Vorliebe in die allgemeinen Zuſammenhänge und ins Philoſophiſche hinüberweiſenden Anlage der Nation, daß aus ihrem Schoße jetzt zu nicht geringem Teile die Forſcher hervorgingen, die der mechaniſchen Entwicklung der Naturwiſſenſchaften ſeit dem 17. Jahrhundert den Abſchluß gaben durch den Nachweis, daß alle großen Agentien der Natur, mechaniſche Arbeit, Licht, Wärme, Elektrizität, den Charakter der Arbeit tragen, und daß ſie ſich, inſofern ſie dieſen Charakter haben, alle einem einzigen großen Geſetze unterſtellen laſſen, dem Geſetz von der Erhaltung der Kraft.

Am ſchwierigſten zu erbringen war dieſer Nachweis, nachdem er für die mechaniſche Arbeit ſchon im 17. Jahrhundert gelungen war, für die drei großen Agentien des Lichts, der Wärme und der Elektrizität: denn alle drei mußten zu dieſem Zwecke zunächſt auf mechaniſche Arbeit reduziert werden. Für das Licht freilich war dieſe Aufgabe ſchon früh gelöſt und noch früher ihre Löſung richtig vermutet worden; und für die Elektrizität als die am ſpäteſten bekannt werdende Erſcheinung konnte der Nachweis ſchließlich nach Analogie früherer Nachweiſe geführt werden.

Entscheidend war, zugleich aber auch am schwierigsten, der Beweis für die Wärme. Voraussetzung für alles Weitere erschien hier, daß erst der mit der Wärme offenbar sehr eng verknüpfte Vorgang der Verbrennung erklärt werde. Aber gerade er blieb noch verhältnismäßig lange Zeit ein Rätsel. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts glaubte Stahl es mit der Vermutung gelöst zu haben, daß alle Körper von einem gewissen Feuerstoff, den er Phlogiston nannte, durchdrungen seien; dieser entweiche bei der Verbrennung. Und diese Vermutung genügte der Wissenschaft über ein Jahrhundert lang, bis Lavoisier nach der Entdeckung des Sauerstoffes durch Scheele (1776) die richtige Erklärung in der Darstellung des Verbrennens als eines Vorganges der Oxydation fand. Über das Wesen der Wärme aber blieb man auch jetzt zunächst noch im unklaren. Erst 1842 stellte Robert Mayer nach mannigfachen Annäherungsversuchen des französischen Ingenieurs Carnot und des englischen Brauers Joule die mechanische Wärmetheorie auf, wie sie von Helmholtz (1847) und Clausius verbessert und erweitert wurde. Danach beruht die Empfindung der Wärme auf einem Bewegungsvorgange der kleinsten Teile der Körper und ist eine der Erscheinungsformen der allgemeinen Energie.

Für die Elektrizität hat dann Heinrich Hertz im Jahre 1889 den experimentellen Nachweis erbracht, daß sie auf einen Bewegungsvorgang hinausläuft. Und Hertz ist es zugleich gewesen, der in seiner Mechanik einen großgedachten Versuch hinterlassen hat, alle physikalischen Erscheinungen grundsätzlich auf Bewegungen gleichartiger Masse zurückzuführen.

Im ganzen kann man sagen, daß wesentlich durch die Mühen deutscher Forscher im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eine einheitliche Anschauung von den physikalischen Erscheinungen, das Wort „physikalisch" im weitesten Sinne genommen, erreicht wurde. Und schon vor der Mitte des Jahrhunderts war für die Herbeiführung solcher Anschauungen ein gemeinsames Grundgesetz aufgestellt worden,

das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, dessen Auffindung und Begründung namentlich Mayer und Helmholtz verdankt wird.

Was aber als fast noch wichtiger angesehen werden konnte: während des Verlaufes jener Geistesarbeit, die schließlich zur Folge hatte, daß alle großen Agentien der Natur als nur der Form nach verschiedenartige Ausdrücke der einen großen Energie nachgewiesen erschienen und damit das Entstehen in der anorganischen Natur in eine Unsumme im Grunde ewig gleichbleibender Vorgänge auflösbar schien, wurde der Versuch gemacht, auch die organische Natur, das Leben, dieser Anschauung zu unterstellen und es als eine Summation rein physiko-chemischer Prozesse zu erweisen.

Den Ausgangspunkt dieser Bewegung bildete die Entdeckung Woehlers (1828), daß der Harnstoff aus unorganischen Stoffen, Kohlensäure und Ammoniak, künstlich aufgebaut werden könne; und eine erste wesentliche Unterstützung erhielt sie durch Schwanns Nachweis der grundsätzlichen Identität der Pflanzen- und Tierzelle und den Versuch der Reduktion des Lebens der Organismen als kompositer Bildungen auf das Leben der Zellen, die sie zusammensetzen. Ihre entscheidende Krönung aber schien erreicht mit der Darwinschen Entwicklungslehre (1859) und ihren Folgeerscheinungen, die darauf ausgehen, den Gang der organischen Entwicklung auf dem Erdball aus Prinzipien einer rein mechanischen Physiologie erklären zu wollen.

Damit erschien denn auch die Biologie — und mit ihr letzten Endes auch die Geschichte — mechanischen Erklärungsprinzipien unterstellt, und mithin der Begriff einer Entwicklung geleugnet, die autonom ihr eigentümlichen Bahnen folgen könne. Es war der höchste Triumph der mechanischen Weltanschauung, wie sie schon aus der Mechanik und mechanischen Physik des 17. Jahrhunderts heraus folgerichtig entwickelt worden war.

Die neueste Zeit ist dadurch gekennzeichnet, daß sie von dieser Grundanschauung immer mehr abweicht, da sich herausgestellt hat, daß sich ihr die Tatsachen bei einer genaueren und in andere Richtungen geleiteten Betrachtung zunächst auf dem Gebiete der organischen Natur nicht fügen. So vor allem in der Biologie. Hier hat man die von Darwin nicht weiter zerlegten Begriffe der Variabilität und der Vererblichkeit, die dieser einer mechanischen Erklärung der biologischen Vorgänge zugrunde gelegt hatte, genauer zu untersuchen begonnen. Und indem damit statt der Frage der äußeren Mechanik die Probleme der inneren Mechanik des Geschehens auftauchten, ergab sich, daß in der Zelle als dem einheitlichen Substrat des physiologischen Lebens wiederum nur der Kern, und in dem Kern wiederum nur das Chromatin und in dem Chromatin wiederum nur eine noch innerlichere Quelle, das Centrosoma, das eigentlich bildende Moment sei — wobei auch andere Stufenfolgen von Lebensträgern und Lebensquellen auftauchten: nichts aber bewies, daß man bei einer derselben nun wirklich den Keim des Lebens schon entdeckt habe —: und daß dieses Moment jedenfalls nicht geeignet sei, den Gedanken der Vererbung erworbener Merkmale besonders zu stützen. War dem aber so, so traten einer innerlichen Potenz von mindestens allergeringster körperlicher Hülle, welche die Ursache der Formbildung darstellt, alle anderen Einflüsse als nur äußere Bedingungen des Werdens gegenüber: Bedingungen, welche den Lebensprozeß keineswegs durch irgendein mechanisches Zusammenwirken veranlassen, sondern nichts als die Voraussetzung zur Entwicklung der in ihm liegenden Möglichkeiten sind, oder anders ausgedrückt: man fand, daß die äußeren Bedingungen, unter deren Einflusse die Organismen in bestimmter, jeder Art eigentümlicher und zweckmäßiger Weise antworten, keineswegs die Ursachen dieses Verhaltens seien, sondern daß sie nur eine formbildende Kraft lösen, die bereits im Keim ruht und eben nur unter

diesen bestimmten Umständen in Tätigkeit tritt und treten kann[1].

Ist dem aber so, so heißt das, daß sich die mechanisch erklärbaren Vorgänge dem formbildenden Prinzipe als einem mechanisch nicht mehr begreiflichen unterordnen. Das formbildende Prinzip aber ist an Vererbung gebunden und, da wir sehen, daß im Verlauf der Vererbungen jeder Organismenreihe eine Entwicklung eintritt, an die Entwicklung. Die Entwicklung ist mithin der übergeordnete Vorgang, und zwar ein Vorgang, der bisher der Erklärung aus mechanischen Grundsätzen wenigstens in der tatsächlichen Forschung widerstanden hat, — so wie er sich ihr auch begrifflich entwindet.

Es ergab sich mithin auf dem Gebiete der Biologie, daß die Entwicklung der Organismen nur aus den eigenen formbildenden Prinzipien dieser, und nicht aus mechanischen Grundursachen erklärbar sei: das Prinzip einer formbildenden Entwicklung steht neben, ja nicht einmal neben, sondern über dem der Erhaltung der Kraft.

Völlig klar aber hat zunächst die rein empirische Untersuchung des menschlichen Seelenlebens zu gleichen und noch viel sichereren Prinzipien geführt. Hier zeigte sich, daß das Ergebnis eines psychischen Vorgangs niemals nur aus den allgemeinen psychischen Voraussetzungen, aus denen er hervorgeht, erklärt werden kann; daß sich vielmehr in dem Ergebnis immer noch ein Überschuß vorfindet, der nichts anderem als dem Formbildenden, dem Entwicklungsprinzip der Psyche verdankt werden kann: es ergab sich nach Wundt das Gesetz der schöpferischen Synthese. Und da alle Geschichte nichts ist als der Gesamtverlauf aller psychischen Vorgänge der Menschheit, so gilt natürlich auch für sie dies Gesetz der schöpferischen Synthese, das sich im Verlaufe der universalgeschichtlichen Entwicklung formbildend auswirkt.

Nun ist das menschliche Seelenleben ja aber nur grad-

[1] v. Graff, Die Zoologie seit Darwin, S. 19.

mäßig von dem Seelenleben der übrigen Organismen getrennt: es muß also auch für diese etwas wie ein Gesetz der schöpferischen Synthese gelten, es muß sich auch bei ihnen, über die mechanisch-physikalischen Vorgänge hinaus, ein formbildendes Prinzip in einer Entwicklung auswirken.

So bliebe allein die anorganische Natur als entwicklungslos übrig und dem starren Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen?

Dieses Gesetz bedarf zu seiner Formulierung eines fundamentalen Hilfsbegriffes: nämlich der Materie als eines beharrenden Substrates, das den Weltraum erfüllt, und als dessen Wirkungen alle Naturerscheinungen betrachtet werden. Beseitigt nun aber die Annahme dieses einen Hilfsbegriffes alle Schwierigkeiten? Oder ist er mit einem zweiten Hilfsbegriff auszustatten, um den tatsächlichen Verlauf der Erscheinungen zu erklären?

Der Verlauf der Erscheinungen ist Bewegung. Woher kommt diese? Nach der bisher gültigen Lehre, die am Ende auf die mechanische Physik Galileis zurückgeht, aus der Kraft. Die Kraft aber wird definiert als Produkt von Masse und momentaner Beschleunigung, also schließlich auf die Masse, auf einen quantitativen Begriff reduziert. Nun haben sich aber, teilweise schon früh im 19. Jahrhundert bekannt, doch erst neuerdings schärfer beobachtet, chemisch-physikalische und physikalische Erscheinungen gefunden, in denen starke und dauernde Bewegung stattfindet, ohne daß quantitative Veränderungen festzustellen sind; so bei den strahlenden Körpern, die darum keinen Gewichtsverlust erleiden, und bei den katalytischen Prozessen der Chemie, in denen gewisse Stoffzersetzungen und Verbindungen durch Hinzuziehung anderer Stoffe verlangsamt oder beschleunigt werden, ohne daß diese Stoffe quantitative Veränderungen aufweisen. Es ist klar, daß hier der Begriff einer Materie, deren Kraft bloß durch die Masse konstituiert wird, nicht ausreicht. Vielmehr muß hier der

Hilfsbegriff einer mit qualitativer Energie ausgestatteten Materie eintreten.

Läßt man ihn aber zu, so gerät man aus der mechanischen, quantitativen Anschauungsweise der bisherigen Physik in die qualitative Auffassung der Geschichte als Entwicklungspsychologie und gelangt damit auch sehr leicht zu deren sonstigen Konsequenzen, zu der Annahme einer Entwicklung nach qualitativen Potenzen, nach Prinzipien formbildenden Charakters.

Es ist eine Richtung des Denkens, von deren rapidem, auch positivem Vordringen erst viel später wird eingehend die Rede sein müssen.

Mag man nun aber die Möglichkeit einer ganz anderen, qualitativen Entwicklung schon als unbedingt gegeben ins Auge fassen oder nicht: das steht fest, daß die quantitativ verfahrende Naturwissenschaft mit der Formulierung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft eine Höhe der Durchbildung erreicht hat, deren weiter und klarer Ausblick ihr ungeheure Einwirkungen auf die menschliche Entwicklung gestattete; und auch schon der Weg zu dieser Höhe führte zu einer praktischen Verwertung der naturwissenschaftlichen Errungenschaften in einer stetig gesteigerten Technik, die nicht bloß der äußeren kulturgeschichtlichen Erscheinung des 19. und auch schon des 18. Jahrhunderts, sondern auch der inneren geistigen Kultur dieser Jahrhunderte ihren Stempel in unauslöschlichen Zügen aufgedrückt hat.

4. Mechanische Technik ist im allgemeinen Kunst; der seelische Prozeß im Kopfe des Erfinders ist der Hauptsache nach derselbe wie im Kopfe des Künstlers; nur das Ziel der Willensrichtung ist ein verschiedenes: hier das Nützliche, dort das Schöne. Die Griechen haben den Zusammenhang wohl gekannt, ihnen war Dädalos der Erfinder der schönen wie der nützlichen Künste, und das eine Wort „Techne" umfaßte Kunst und Handwerk zugleich.

Nun ist aber schon die eigentliche, die hohe Kunst keineswegs von den Fortschritten der Verstandestätigkeit unabhängig. Am einfachsten tritt das hervor in der Kunstübung niedriger Kulturen und in der künstlerischen Betätigung der diesen Kulturen so vielfach ähnelnden Welt des Kindes. Der Mensch niedriger Kultur wie das Kind geben die Gegenstände der Erscheinungswelt symbolisch wieder: den Menschen z. B. zunächst durch den Kopf mit einem sehr wenig eingehend gezeichneten Zubehör von Armen und Beinen, während der Rumpf oft noch fehlt; nicht die ganze Erscheinung wird gleichmäßig sinnlich erfaßt, sondern nur ihr Wesentliches wird wiedergegeben: genau wie bei der Begriffsbildung findet eine Auswahl des Wichtigen statt; es bildet sich ein Neues aus einer Tätigkeitsentwicklung des Verstandes. Und was für diese niedrigen Verhältnisse gilt, das besteht auch für alle folgenden Perioden der Kunstentwicklung zu Recht hin bis zu den höchsten und, im Bereiche der west- und mitteleuropäischen Kultur, jüngsten; es ist kein Zufall, daß der Impressionismus zunächst wissenschaftlich — und das heißt im höchsten Maße intellektuell — sein wollte; Zola und seine französischen wie deutschen Jünger hatten in gewisser Hinsicht recht, wenn sie von einer méthode scientifique ihrer Kunst sprachen: eine höhere, über das Herkömmliche hinausführende sinnliche Erfassung der Erscheinungswelt, ein weiter fortschreitender „Naturalismus" in den Künsten kann nur durch eine bei hoher Kultur ungeheure Summe von Verstandesoperationen eingeleitet werden. Und es ist bekannt, daß sich in der jüngsten Vergangenheit die tiefere Erfassung der Bewegungsmotive der Photographie, die charaktervollere Wiedergabe des Landschaftlichen der Botanik und Geologie, die malerische Bewältigung der feinsten Probleme des Lichtes der Physik bedient hat.

Freilich, höherer Naturalismus ist noch nicht höchste neue Kunst. Diese wird als Vollendetes erst da erblühen, wo zu der höheren naturalistischen Bewältigung der Welt

idealische Kräfte hinzutreten, wo der Künstler das Werkzeug der nun errungenen Wiedergabe der Welt in völliger und müheloser Beherrschung handhabt und vermittelst dieser Beherrschung im Kunstwerk sich und seine Zeiten wiedergibt.

Wenn aber schon die eigentlichen, die schönen Künste in ihrem entwicklungsgeschichtlichen Fortschritte, in den aufeinanderfolgenden Stufen eines immer intensiveren, die Natur immer mehr meisternden Naturalismus von den Fortschritten der Verstandestätigkeit abhängen, um wie viel mehr gilt dies von den nützlichen Künsten, von den Leistungen der Technik! In ihrem innersten Kerne wie in der Gesamtsumme ihrer Erscheinungen sind sie von der Entfaltung des Intellektes beeinflußt.

Das heißt aber für den Zeitraum der letzten drei bis vier Jahrhunderte an erster Stelle von der Entwicklung der Naturwissenschaft. Denn in dieser Zeit erfolgte die weitere Durchbildung des Intellektes innerhalb der modernen europäischen Völker zu feineren Formen durchaus schon auf dem Wege schulmäßig betriebenen Denkens, im Bereiche der Wissenschaft.

Hing so im allgemeinen die Entwicklung der modernen Technik von der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft ab, so ist freilich damit noch nicht gesagt, daß nicht im einzelnen zwischen Naturwissenschaft und Technik Wechselwirkungen bestanden haben könnten, in denen sich die Technik als der befruchtende Teil bewährte. Gewiß erwachsen auf dem Boden einer hochstehenden technischen Praxis unmittelbar oder wenigstens namentlich mittelbar, indem die Technik als Bedingung allgemein intellektuellen Fortschrittes dient, wieder neue wissenschaftliche Errungenschaften. So z. B. überall da, wo höchstes wissenschaftliches Denken der Beihilfe der Präzisionsmechanik bedarf. Aber auch sonst in vielen sehr bedeutenden Einzelfällen. So sind z. B. die meisten für die Entwicklung der wissenschaftlichen Chemie so wichtigen aus dem Steinkohlenteer ausgeschiedenen Stoffe

erst in den letzten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts aufgefunden worden, und zwar auf Grund der Einführung der Gasbeleuchtung; also im Verlaufe einer technischen Entwicklung.

Der Hauptsache nach aber sind die wichtigsten naturwissenschaftlichen Fortschritte doch nicht durch technische Anregungen, ja auch nicht einmal durch sinnliche Beobachtung, sondern rein intellektuell durch neue, freilich phantasiebefruchtete theoretische Ideen veranlaßt worden.

Und mehr noch: die ganze, für die Entwicklung der modernen Technik maßgebende Art des Denkens ist vor allem von der Naturwissenschaft hinübergenommen worden. Denn was unterscheidet schließlich die moderne Technik im Innersten von der alten handwerklichen Technik des Mittelalters? In dieser herrschte die Tradition und eine teleologische Auffassung des Erzeugungsprozesses; man kannte die Mittel, welche zu gewissen Zielen der Produktion führten, und vermehrte sie mit Hinblick auf dieses Ziel auch durch weitere Erfahrungen; aber man war weit davon entfernt, den eigentlichen Ursachen der erreichten Wirkungen systematisch nachzugehen und ihren Zusammenhang nun daraufhin zu untersuchen, ob er lückenlos sei und prinzipiell Verbesserungen zulasse. Man war also grob und empirisch, nicht grundsätzlich und rationell; man dachte noch keineswegs an eine durchaus nur kausale und in sich geschlossene Erklärung und Ausnutzung des Produktionsprozesses. Eben der Aufschwung der Naturwissenschaften brachte nun aber diese letzte Betrachtungsweise; und dies war recht eigentlich die entscheidende Gabe, welche die Technik von der neuen Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts empfing. Auf ihr beruht es denn auch an erster Stelle, wenn die Entwicklung der Naturwissenschaften in allen wesentlichen Punkten für die Ausgestaltung der Technik maßgebend blieb, und wenn diese darum ohne Kenntnis wenigstens der gröbsten Entwicklungszüge der Geschichte der Naturwissenschaften nicht verstanden werden kann.

Das erste Zeitalter aufstrebender Technik fällt, wie nach allem bisher Erzählten selbstverständlich ist, in die Vor- und Urzeit der modernen Naturwissenschaft, in das 12. bis 16. Jahrhundert. Es handelt sich in dieser Zeit um Erfindungen, die vornehmlich einer größeren Genauigkeit und leichteren Durchführbarkeit des Verkehrs dienen sollten, während die Produktionsweisen erst später technischen Verbesserungen unterzogen worden sind. Zu den Haupterrungenschaften dieser Jahrhunderte gehören die Verbesserungen im Antrieb und in der Führung der Schiffe, die Räderuhr und, als Krone, der Buchdruck. In allen diesen Fällen handelt es sich noch mehr um empirisch-teleologische Fortbildung als um rationalistisch-induktive Verbesserung; höchstens vom Buchdruck ließe sich sagen, daß er schon großenteils den Charakter einer modernen Erfindung aufweist. In der Schiffahrt hat sich der Norden Europas, entsprechend der höheren Gewalt und Rauheit des Meeres, namentlich durch Verbesserungen des Antriebes ausgezeichnet: mit einer starken Hebung der Segelfähigkeit verband sich die Durchbildung der Kunst des Kreuzens. Der Süden dagegen hat zur Hebung der Schiffahrt durch die Einstellung des Kompasses, etwa seit Beginn des 14. Jahrhunderts, beigetragen. Uhren mit Räderwerk und Zifferblatt hat es angeblich schon im 12. Jahrhundert gegeben. Doch ist die früheste Turmuhr in Deutschland wohl erst die Nürnberger des 15. Jahrhunderts gewesen. Taschenuhren kamen um die Wende des 15. Jahrhunderts auf, eine Erfindung angeblich Peter Heles in Nürnberg. Doch blieben die wesentlichen Verbesserungen der Uhr der ersten großen voll rationalen und mechanischen Periode der Naturwissenschaften vorbehalten; hier stellte Huyghens 1656 das Pendel und Robert Hooke 1658 die Spiralfeder zur Regelung der Bewegung ein.

Die wunderbarste Erfindung dieser Frühzeit aber, ihr fast schon entwachsend, ist der Buchdruck. Denn er überragt nicht nur durch seine bekannten Wirkungen alle anderen

techniſchen Verbeſſerungen der Zeit derart, daß dieſe faſt mit den ungeheuren Wirkungen der Entwicklung der Schrift zu vergleichen ſind, ſondern er leitet zugleich durch ſeine wirtſchaftliche wie ſeine techniſche Ausgeſtaltung erſtaunlich früh zu einem neuen Zeitalter über. In ihm iſt in der Mehrzahl der Fälle die Produktion, der Buchdruck, ſchon früh mit dem Vertriebe, dem Buchhandel, verbunden; es iſt ein überaus fortgeſchrittenes Beiſpiel konſequenter Durchbildung des Unternehmertums. Und indem durch ihn die Schrift derart wiedergegeben wird, daß ſie in Buchſtabe auf Buchſtabe zerlegt und aus dieſen Buchſtaben wiederum mechaniſch zuſammengeſtellt und dann in tauſend identiſchen Exemplaren abgezogen wird, ergeben ſich hier ſchon zwei Hauptgrundſätze ſonſt viel ſpäterer und modernerer induſtrieller Erzeugung durchgeführt: die Arbeitszerlegung und die Zwangsbewegung in der Erzeugung. Kann es unter dieſen Umſtänden verwundern, wenn Buchdruck und buchgewerbliches Verlegertum, auch ganz abgeſehen von ihren Beziehungen zu den Künſten und Wiſſenſchaften, von jeher als beſonders ariſtokratiſche Nahrung gegolten haben? Noch heute marſchieren Setzer und Drucker an der Spitze der ſozialen Bewegung des vierten Standes.

Inzwiſchen aber nahte das große Jahrhundert der wiſſenſchaftlichen Mechanik und mit ihm, ſeit Mitte des 17. Jahrhunderts etwa, auch das Zeitalter einer neuen gewerblichen Technik. Selbſtverſtändlich, daß dieſe ſich alsbald an erſter Stelle der urſprünglichen praktiſchen Mechanik, der Erfindung neuer, und der Verbeſſerung ſchon beſtehender Werkzeuge und Arbeitsmaſchinen zuwandte. Und ein allgemeiner Erfindungseifer, man möchte faſt ſagen, ein wahres Erfindungsfieber erhob ſich mindeſtens anfangs. Man ging dem Perpetuum mobile nach; man liebte allerlei krauſe mechaniſche Veranſtaltungen, ein überraſchendes Durcheinander etwa künſtlicher Waſſerſtrahlen in Gärten und Hausanlagen, oder Uhren mit allerlei Muſik und der Erſcheinung gewiſſer Figuren zu beſtimmten Stunden, wie

sich deren als eine der größten, als ein Spätling der Entwicklung, noch heute die im Straßburger Münster findet: spielend und zunächst überquellend phantasiereich ergoß sich der neue mechanische Trieb in die Gefilde der Erfindung. Dennoch zeigen diese Anfänge, eben weil sie sich doch bereits auf der Grundlage der neuen wissenschaftlichen Mechanik entfalteten, schon ein Hauptprinzip der modernen Technik: das Prinzip der Zwangsläufigkeit der Bewegung. Denn was auch die wissenschaftliche Mechanik der Technik an neuen Elementen und Hilfsmitteln zur Verfügung stellte, es war, wie ein tatsächlicher und konkreter Ausdruck der neuaufgefundenen Gesetze der Bewegung, dieser Gesetzmäßigkeit und damit der Zwangsläufigkeit unterworfen: das Getriebe mit seiner verschieden gestalteten Zusammensetzung aus Zahnrädern und Riemenscheiben und Reibungsrädern und Kettentrommeln, aus Schrauben und Hebeln, aus Kurbeln und Krummzapfen, und nicht minder die Röhre als Leiterin zwangsweiser Bewegung tropfbarer und gasförmiger Flüssigkeiten und schließlich das Seil, die Kette, der Draht und, nach Aufkommen der Eisenbahnen, die Schiene. Sie alle, diese Elemente, erzwingen in ihrem Bereiche eine bestimmte Bewegung; und so zeichnete sich auch ihr Zusammengesetztes, die Maschine, in erster Linie dadurch aus, daß sie eine bestimmte Bewegung nach einem ganz bestimmten Plane vor sich gehen ließ, und daß sie für die Erzielung gewisser Zwecke gewerblicher Erzeugung ganz bestimmte Wege unter ganz bestimmten Geschwindigkeiten in einer ganz bestimmten Reihenfolge darbot: Wege, die durchlaufen werden mußten, um zum Ziele zu gelangen.

Aber das damit gegebene Entwicklungsprinzip war freilich weit davon entfernt, anfangs sogleich in seiner technisch günstigsten Form aufgestellt und erkannt zu werden. Fast alle älteren Werkzeuge vor dem Aufkommen des mechanischen Zeitalters waren derart in Bewegung gesetzt worden, daß sie bei Benutzung hin und her oder hinauf und herunter geführt wurden: ein Vorgang, der stets eine

nicht ausgenutzte Hälfte von Zeit und teilweis auch von Kraft, einen toten Rücklauf bedingte. Es war eine der wichtigsten technischen Aufgaben des neuen Zeitalters, diesen Rücklauf zu vermeiden. Und es geschah dadurch, daß man jetzt die stoßende Bewegung durch die drehende, das Hin und Her der Kraftäußerung durch das Rotationsprinzip zu ersetzen begann: eine sparsamere kontinuierliche Bewegung war damit gewonnen und zugleich die Möglichkeit des Überganges zu solchen Motoren gegeben, deren Kraftabgabe durch ein Schwungrad geregelt wird. Es ist eine Richtung der Entwicklung, die sich wohl am frühesten im Ersatz der Spindel durch das Spinnrad ausgeprägt hat; aber nur langsam machte sie sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts in der Umgestaltung älterer Werkzeuge und Maschinen, wie in der Erfindung neuer, namentlich im Bereiche der Spinnerei und Weberei, geltend. Aber auch jetzt blieb noch in vielen Fällen die Regelung der rotierenden Bewegung an der Maschine und ihrer Konsequenzen dem Menschen überlassen: und das hieß im wesentlichen der menschlichen Hand und ihrer willkürlichen, niemals im Sinne der Maschine völlig zwangsläufigen Benutzung. Und so ergab sich als weitere Aufgabe, diese Hand, zumal sie wirtschaftlich teuer war, möglichst auszuscheiden: Maschinen zu bauen, die so viel als irgend denkbar nur auf sich allein angewiesen waren. Dieses Prinzip, das eine seiner schönsten Auswirkungen schon in der Entwicklung der Dampfmaschine von Newcomen bis auf Watt erfahren hat, begegnete sich dann, indem es auf Maschinen hindrängte, die eine Arbeit vollständig erledigten, mit einem anderen, schließlich nicht minder wichtigen. Anfangs war die Technik keineswegs fähig gewesen, auch nur die schon bekannten allgemeinen Ergebnisse wissenschaftlicher Mechanik völlig in die Praxis lebendiger Maschinen umzusetzen, ganz abgesehen davon, daß die wissenschaftliche Mechanik selbst erst im Laufe des 18. Jahrhunderts und teilweis sogar noch des 19. Jahrhunderts ihre

volle Ausbildung erfuhr. Die Technik arbeitete vielmehr im Beginn mit wenigen Gesetzen und mit noch begrenzteren Erfahrungen ihrer schöpferischen Anwendung. Und darum wagte sie sich nur an kleinere, eng umschriebene Aufgaben. Zu diesem Ende zerlegte sie den Arbeitsprozeß der menschlichen Hand bei dieser oder jener wichtigen Erzeugung möglichst in seine einzelnen, ganz elementaren Teile und suchte diese nun einzeln durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Was also zunächst erfunden ward, das war eine Summe arbeitsteiliger Maschinen, nicht ein einziges Maschinenganzes, das alsbald den gesamten Umfang irgendeiner bisher üblichen Arbeit erledigt hätte. Darum sind die ältesten Maschinen meist wenig umfangreich und verwickelt und bedürfen zu ihrem Betriebe nicht übermäßig starker Kraft. Später dagegen, mit steigender technischer Erfahrung und Indienststellung größerer Kräfte, ging man immer mehr zu Maschinen über, die gleichsam Kompositen früherer Maschinen waren und in einem einzigen zusammenhängenden Prozesse eine ganze Arbeit erledigten: bis schließlich wahre maschinelle Ungeheuer entstanden, wie sie heute z. B. in Walzwerken oder in Papierfabriken zu sehen sind. Es war eine Entwicklung, die namentlich das 19. Jahrhundert gekennzeichnet hat; denn ihren ausgesprochensten Formen mußte die Anhäufung großer Kapitalien und die Ausbildung eines ausgesprochenen Unternehmertums vorweggehen: Jacquards und durch moderne Motoren betriebene Webstühle, Bessemerbirnen und Gesteinsbohrmaschinen, Rotationspressen und Holländer neuerer Konstruktion können nicht in jedermanns Besitze sein.

Indem aber diese Vorwärtsbewegung bis hin zu den Riesenerzeugnissen moderner Technik erfolgte, ergab sich zugleich innerlich ein merkwürdiger Vereinfachungsprozeß. Man wird sagen dürfen, daß die moderne Technik im Grunde mit viel wenigeren, einfacheren, freilich aber auch viel klareren Prinzipien arbeitet, als dies bei der Technik des 17. und 18. Jahrhunderts der Fall war; ja der Ge-

danke der Vereinfachung ist einer der leitenden innerhalb der modernen Technik geworden: denn Einfachheit bedeutet Ersparnis und bedeutet zugleich Eleganz; und ein besonderer, echt moderner Begriff der gleichsam mageren, knappen, technisch-ökonomischen Schönheit hat sich zunächst auf diesem Gebiete, dann von ihm übergreifend auch auf zahlreichen anderen Gebieten des Lebens der Gegenwart entwickelt. Wie stechen doch ältere Maschinen, soweit sie noch erhalten sind, in ihrem Massenverbrauch von Material, in ihrem Überfluß der Einzelteile von der Gedrungenheit ihrer Nachfolgerinnen ab: es ist wie der Überfluß der Frauentracht des Barocks oder auch des Rokokos gegenüber den eng umfassenden und begrenzenden Moden unserer Tage.

Diese Einfachheit der technischen Prinzipien und Elemente ist es, die gerade die höchste Entwicklung des Maschinenbaues in der Gegenwart wiederum der Werkzeuggestaltung ursprünglichster Zeitalter annähert. Eine jener scheinbaren Ähnlichkeiten höchster und niedrigster Kultur liegt hier vor, die beim Vergleiche unserer Zeit mit Urzeiten so oft überraschen. Aber klarer als in manchen anderen Fällen tritt hier auch der Unterschied hervor, der der anscheinenden Ähnlichkeit zugrunde liegt: was in niedriger Kultur Ausdruck wirklicher Armut und eines mechanischer Gesetze unkundigen, instinktiven Nichtkönnens war, das ist heute Ergebnis eingehendsten Verständnisses technisch-mechanischer Bedingungen und seiner raffiniert-bewußten Verwendung.

Im übrigen ist es hier nicht die Aufgabe, der Erfindungs- und Verbesserungsgeschichte der einzelnen oder auch nur der wichtigsten Maschinen während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts nachzugehen; insoweit dergleichen notwendig ist, wird sich dazu im späteren Verlaufe der Erzählung Gelegenheit finden. Wohl aber muß betont werden, daß alle mechanischen Erfindungen des 17. Jahrhunderts schließlich eine frühe Grenze praktischer Verwertung fanden an der Unfähigkeit, für ihre Bewegung die entsprechenden Kräfte zu gleichmäßiger und billiger Arbeit zur

Verfügung zu ſtellen. Denn weder die menſchliche Kraft noch Göpelwerke, noch Wind- oder Waſſerräder genügten da: ſie waren meiſt zu ſchwach oder, wenn ſtark genug, zu koſtſpielig und von zu unregelmäßigem Gange. Das Problem eines neuen Motors tauchte alſo auf, und es ward befriedigt, indem man von rein mechaniſchen zu phyſikaliſchen Fragen, insbeſondere Fragen der Thermophyſik, fortſchritt.

War dies die wiſſenſchaftliche Seite des Verlaufes, ſo iſt bekannt, daß die techniſche zur Erfindung und allmählichen Vervollkommnung der Dampfmaſchine vornehmlich während der erſten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts geführt hat. Es war eine Entwicklung von außerordentlichen Folgen: jetzt erſt wurde die praktiſche Mechanik ganz den Spielereien ihrer Frühperiode und einer mit ihnen verknüpften überhaupt noch ſpielenden Spekulation enthoben; jetzt erſt ſetzte eine niemals wieder unterbrochene Reihenfolge wirklich praktiſcher Erfindungen ein, und jetzt erſt kam es zu jener Umwälzung der motoriſchen Kräfte, die den Menſchen in vielen Fällen aus rein mechaniſcher Arbeit auszuſcheiden begann.

Und Hand in Hand damit ging, als ein Ergebnis der Einſpannung phyſikaliſcher Kräfte und mechaniſcher Bewegungen in den Dienſt der Arbeit zumal, eine erſte große Umwälzung in der wirtſchaftlichen Schätzung der Urprodukte. Bis dahin war dieſe Schätzung der Hauptſache nach noch immer durch die Bedürfniſſe einer halb naturalwirtſchaftlichen Kultur und der geſchloſſenen Wirtſchaftsformen des Hauſes und der Familie, der Grundherrſchaft und des Territorialſtaates bedingt worden; nur nebenher hatte auf dieſem Gebiete der Handel eingegriffen und daneben, zum erſten Male in Auswirkung von Unternehmerintereſſen, der Bergbau. Jetzt kam es unter dem Erblühen gewaltiger Induſtrien der Dampfmotoren einmal zur Umwertung der Rohſtoffe, welche dieſe veredelten, vor allem aber traten die Urerzeugniſſe in den Vordergrund, deren man zum Bau und zum Betriebe der Maſchinen bedurfte: Eiſen und Kohle.

Je stärker die Dampfmaschinen und mit ihnen alle von ihnen getriebenen Arbeitsmaschinen wurden, und je genauer sie gebaut sein mußten, um so mehr erwies sich das Eisen und noch mehr bald der Stahl als das einzige mögliche Baumaterial. Stephensons Lokomotive The Racket vom Jahre 1829, die jetzt im South-Kensington-Museum steht, ist noch teilweis aus Holz; heute werden sogar die besseren Eisenbahnwagen für den Schnell- und Fernverkehr in den wichtigeren Stücken aus Eisen hergestellt. Und wer würde sich ein gutes modernes Schiff, sei es Personendampfer, sei es Kriegsschiff, noch anders als aus Stahl und Eisen gebaut denken wollen?

Aber noch ganz anders als das stets schon hoch gewertete Eisen stieg die Kohle, und insbesondere die Steinkohle in der wirtschaftlichen Schätzung. Kann doch heutzutage durch einen Eisenbahnzug Steinkohlen, ihren Verbrauch in einem Dampfmotor vorausgesetzt, dem mechanischen Quantum nach so viel Arbeit verrichtet werden, wie ein fleißiger Arbeiter während seines ganzen Lebens nicht zu leisten vermag. Industriell verwertet wurde nun die Kohle erst seit dem 17. Jahrhundert, indem man sie in England zunächst in Hochöfen mit dem Eisen zusammenbrachte; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lernte man dann das Verkoksen und machte dadurch die Roheisenerzeugung noch ergiebiger. Im Anfang des 19. Jahrhunderts förderte der englische Kohlenbau schon etwa 10 Millionen Tonnen jährlich. In Deutschland war der Abbau noch während des ganzen 18. Jahrhunderts gering. Und auch im 19. Jahrhundert kam es zu einem größeren Aufschwung erst seit etwa 1830; 1840 wurde eine Jahresförderung von fast einer Million Tonnen erreicht und 1850 eine solche von anderthalb Millionen überschritten. Dann aber setzte ein rapider Fortschritt ein: 1860 betrug die Förderung über 17, 1892 über 71 Millionen Tonnen. Gegen Schluß des Jahrhunderts endlich wurden auf deutschem Boden mehr als 150 Millionen Tonnen jährlich gewonnen: eine Menge,

die nach Abzug des für Heizung und Verhüttung nötigen Materiales beim Verbrauch durch Dampfmaschinen der mechanischen Seite der Arbeit von etwa 60 Millionen erwachsener Menschen gleichkam[1]. Wie sehr dabei die Kohle überhaupt im Vordergrund der Erzeugung, des Verbrauches und namentlich des Transportes stand, ergibt die Tatsache, daß gegen Schluß des 19. Jahrhunderts fast die Hälfte des Gewichts aller auf deutschen Eisenbahnen beförderten Güter auf Steinkohlen, Braunkohlen, Briketts und Koks entfiel.

Der außerordentlichen Wirkung, die von der Entwicklung der mechanischen und thermophysischen Technik ausging und noch ausgeht, sind die Einflüsse, die später entwickelte Zweige der Naturwissenschaft, namentlich Chemie und Elektrizitätslehre, erreicht haben, an Wucht im allgemeinen nicht gleichgekommen. Freilich sind sie aber auch viel weniger zu isolieren und damit klarzustellen: denn sie traten, abgesehen von den ihnen besonders eignenden Gebieten, auch fast auf allen Gebieten der mechanischen Arbeit auf, je mehr es nach Erkenntnis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft gelang, jede Energie in mechanische Arbeit umzusetzen und damit zu einem im tiefsten Grunde einzigen Ausdruck der Einspannung von Naturkräften für Verwirklichung menschlicher Ziele vorzudringen.

Und etwas Ähnliches gilt, in ihrem Verhältnis zu den Wirkungen der Chemie und Elektrizitätslehre, auch von den Einflüssen der Biologie und verwandter Wissenschaften, wie sie in verbesserter Gesundheitspflege, in der Entwicklung der Bakteriologie und in der technischen Umwälzung der Gärungsgewerbe wie auf anderen Gebieten zutage traten: sie sind nur scheinbar nicht schwer zu isolieren, verlieren sich in Wahrheit technisch in allerlei, namentlich chemische

[1] Gesamterzeugung auf der Erde etwa 650 Millionen Tonnen, gleich dem mechanischen Arbeitsquantum von mehr als 300 Millionen Menschen.

Neuerungen und können darum hier nur dahin gekennzeichnet werden, daß sie im allgemeinen zeitlich erst nach wichtigen Auswirkungen der Chemie und der Elektrizitätswissenschaft hervorgetreten sind.

Im Bereiche der Chemie aber handelte es sich von vornherein darum, frisch errungene Kenntnisse über Stoffzerlegung und Stoffverbindung praktisch zu verwerten: eine in ihrer Systematik gänzlich neue Art der Stoffveredlung trat damit neben deren bisher bekannte Arten. Dabei knüpfte die chemische Technik anfangs noch an die Alchymie und die Experimente der Goldmacherei an: und darum war sie anfangs vorwiegend Pyrochemie. Und so kamen ihre Versuche, seit etwa der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem der reineren Erzeugung gewisser Metalle, an erster Stelle der des Eisens und des Stahles, zugute. Neben diesem Zweig erwuchsen andere erst seit der volleren Entwicklung der chemischen Wissenschaft etwa mit dem Jahrzehnt von 1770 auf 1780. Zunächst wurde jetzt die Darstellung der starken Mineralsäuren und Alkalisalze aufgenommen; auf sie wiesen die ersten Fortschritte der Chemie ebenso hin, wie es klar war, daß diese Säuren und Alkalien in großen Mengen zur Verfügung stehen mußten, ehe weitere chemisch-technische Arbeit verrichtet werden konnte. Von da ab aber gingen dann wissenschaftliche und technische Entwicklung gerade auf chemischem Gebiete mit großer Regelmäßigkeit nebeneinander her: bis zur fabrikmäßigen Durchbildung jeweils neuer elektrochemischer und synthetischer Lösungen, die etwa vor einem Menschenalter begonnen hat.

Nach der Entwicklung der besonderen Wirkungen der Chemie erweiterte die Elektrotechnik das bisherige Feld der Mechanik und physikalischen Technik vornehmlich dadurch, daß sie eine Energieverteilung in besonders kleine Dosen und auf besonders weite Entfernungen zuließ und durchführte. Und in dieser ihrer eigenartigsten Anwendungsart griff sie schon sehr früh, bereits in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, energischer in die Geschichte ein.

Denn von diesem allgemeinen, den Hoffnungen und Erwartungen der Gegenwart gegenüber allerdings etwas ungewöhnlichen Standpunkte aus betrachtet, ist die Erfindung des Telegraphen mit ihren Folgeerscheinungen, der Entwicklung des Kabels und des Telephons, wohl die bisher bezeichnendste Leistung der Elektrotechnik. Aber tatsächlich haben alle späteren elektrotechnischen Errungenschaften eigentlich nichts spezifisch Neues mehr gebracht. Gewiß ist durch die moderne Entwicklung der Elektrotechnik die Ausnutzung der Naturkräfte wirtschaftlich noch günstiger geworden; die Energie wird vielfach billiger erzeugt als bei Anwendung des Dampfes, und die Einstellung einer neuen Kraft erhöhte ganz allgemein die Produktionsfähigkeit. Aber neue spezifische Wirkungen wurden nicht mehr erreicht. Der elektrische Motor ist ein Motor wie andere; sogar in der Energieverteilung leidet er unter dem Wettbewerb der Druckluftwerke, der Gaszentralen und selbst gewisser Anlagen von Seiltransmissionen. Aussichtsvoller für die Entwicklung der Verkehrsmittel war wohl noch die technische Durchbildung der besonderen Eigenschaft der Elektrizität, sich auf mäßig weite Entfernungen in gleichmäßiger Kraftwirkung zu verteilen. Schon sind die Straßen- und Lokalbahnen zumeist der elektrischen Kraft zugefallen; und für Vollbahnen scheinen auch befriedigende Erfolge, wenn auch zunächst nur unter besonderen Umständen und im Experimente, erreicht zu sein.

Folge aber des technischen Eingreifens der Chemie wie der Entwicklung der Elektrotechnik, zumal unter gleichzeitiger Weiterbildung der mechanischen Technik, war eine noch immer weiter und tiefer dringende wirtschaftliche Umwertung der Erzeugnisse jeglicher Urproduktion, wie sie schließlich zu einer ganz anderen Abschätzung einer Fülle von Grundwerten von höchster Bedeutung, ja ganzer Länder und Provinzen geführt hat. Und nicht einfach und einer Richtung angehörig waren die Neigungen und Wünsche, die auf diesem Gebiete nebeneinander aufstiegen; neben der be-

sonderen Würdigung, welche spezifische Bodenschätze überall fanden, stand als interterritoriales Element alles Maschinenwesens sozusagen die Allgegenwart der Kräfte, die es hervorruft und einstellt; und die spezifische lokale Schätzung litt somit unter den nivellierenden Einflüssen derselben Bewegung, der ihre Möglichkeit verdankt ward. Im ganzen aber siegten doch die besonderen räumlichen Bewertungen, indem sich sogleich eine Arbeitsteilung durchsetzte, und Gegenden, die früher kaum von größerer Wichtigkeit gewesen waren, stiegen rasch in der Schätzung des Volkswirts: so auf deutschem Boden gewisse Teile des Niederrheins und Westfalens, das Saarbecken und fast noch mehr Oberschlesien wegen der gerade hier fast unerschöpflich reichen Kohlenlager; so die Gebiete der Minette in Lothringen und anderswo die Bezirke der Aluminiumtonerde, des Strontianits, der seltenen Erden des Gasglühlichtes — nicht zu gedenken der Umwertung, welche die Fundgebiete schon früher hochgeschätzter Produkte ergriff, wie z. B. des Kupfers, dessen Gebrauch sich infolge des Aufschwunges der elektrischen Industrie im Deutschen Reiche von 1880 bis 1900 mehr als verfünffachte.

Übersieht man die ungeheuren Umwälzungen, welche allein schon für die Entwicklung der Grundrente, soweit sie von der Urerzeugung abhängt, durch die Entfaltung der modernen Technik hervorgerufen worden sind, so kann man vielleicht schon von diesem einen Punkte her der Überzeugung näher gebracht werden, daß es doch die Technik allein oder zusammen mit den Naturwissenschaften wenigstens vornehmlich gewesen sei, die die neue Zeit heraufgeführt habe. Und man kann sich in dieser Überzeugung wesentlich bestärkt fühlen, wenn man, auf technischem Boden verharrend, den Blick rückwärts wendet in die Unendlichkeit, welche die Technik der Gegenwart von dem Kampfstock und dem Einbaum, dem Stampfmörser und dem Bogen und Pfeil, kurz von den primitiven Werkzeugen der Urzeit zu trennen scheint. In der Tat ist diese Überzeugung denn auch

weit verbreitet und z. B. in Tausenden jener enthusiastischen Nachrufe, die das 19. Jahrhundert bei seiner Wende gefunden hat, zu entschiedenem Ausdrucke gebracht worden.

Dennoch ist sie falsch. Wer wird verkennen wollen, wie viel die Entwicklung der Technik und die Entfaltung der ihr zunächst zugrunde liegenden Naturwissenschaften zur Kräftigung des praktischen Verstandes und der Vernunft, zur Stärkung des menschlichen Selbstgefühles, zur Hebung des materiellen Wohles und im engeren Sinne namentlich auch zum Aufschwung des Wirtschaftslebens beigetragen hat? Indes in der Vermittlung aller dieser Wirkungen stehen Naturwissenschaften und Technik doch keineswegs allein; und vor allem ein Blick auf die Beziehungen der Technik zum Wirtschaftsleben wird zeigen, daß die Technik im Verhältnis zur Wirtschaft bei weitem mehr, als es oberflächliche Beobachtung zugeben will, der geschobene statt des schiebenden Teils war und ist.

Charakteristisch in dieser Hinsicht ist schon, daß die Periode der rein handwerklichen Stoffveredlung durchaus mit der teleologischen Werkzeugnutzung und Werkzeugerfindung zusammenfiel, und zwar in der Weise, daß diese eine Folgeerscheinung der Wirtschaftsverfassung war. Nicht minder auffallend spricht dann die Tatsache zugunsten der Bedeutung der Wirtschaft, daß aus dem Zeitalter eines noch nicht bis zum Unternehmertum fortentwickelten Handels fast nur technische Verbesserungen der Verkehrswerkzeuge, nicht aber wesentliche Verbesserungen anderer Zweige der wirtschaftlichen Tätigkeit, insbesondere auch nicht der Produktion, bekannt sind. Denn auch die Uhr und der Buchdruck, wichtige Errungenschaften dieses Zeitalters, sind an erster Stelle nicht Erscheinungen einer verbesserten Wirtschaftserzeugung, sondern eines erhöhten geistigen und geschäftlichen Verkehrs. Schreitet man aber aus der Vorzeit in die Frühzeit der mechanischen Technik fort, so ergibt sich alsbald, daß ihre ersten wirksamen Erfindungen, auf textilem wie motorischem Gebiete, aufs engste mit dem Aufkommen

des Wirtſchaftszeitalters des Unternehmens verquickt ſind; wie denn dem Unternehmertum alle ſpäteren Erfindungen der modernen Technik an erſter Stelle zugute gekommen ſind. Die Verbindung von Handel und Produktion, wie ſie ſich in der Unternehmung vollzog, hatte für die Produktion vornehmlich drei wichtige Folgen ergeben. Einmal nämlich führte die Unternehmung zu dem Bedürfnis einer gleichmäßigen, alſo von der Qualität abſehenden, möglichſt großen Quantitäten zugewandten Erzeugung. Zum andern gelangte ſie, da die beſondere Qualität des einzelnen Stückes keine Rolle ſpielte, zur Zerlegung des Arbeitsprozeſſes in lauter einzelne Teile, die dann zuſammengeſetzt wurden, und ſtellte für jeden Teil beſondere Arbeiter ein, die, weil immer in derſelben Weiſe beſchäftigt, beſonders raſch und gleichmäßig ſchufen. Endlich ergab ſich für die Produktion der Unternehmung, die auf weit größere Maſſen ausging als bisher, auch die Notwendigkeit eines Maſſenabſatzes, wie er ohne Erweiterung der Verkehrsgelegenheiten ſchwerlich denkbar war. Allen dieſen Bedürfniſſen einer neuen Form des Wirtſchaftslebens kamen nun gewiſſe Eigenheiten der mechaniſchen Technik ſeit dem 17. Jahrhundert immer mehr entgegen. Zunächſt war der ganze Charakter ihrer Erfindungen, wie er ſchließlich auf das innerſte Weſen der neuen quantitativ-mechaniſchen Naturwiſſenſchaft zurückging, mit dieſem aufs Quantitative geſtellt; denſelben Prozeß immer wieder in gleicher Weiſe zu wiederholen, lag in der eigenſten Anlage der neuen Maſchinen. Weiterhin führte, wie wir geſehen haben, die Zwangsläufigkeit der Bewegung in der praktiſchen Betätigung durch die Mechanik namentlich in den frühen Zeiten der neuen Technik ohne weiteres zur Zerlegung des Arbeitsprozeſſes. Und ſchließlich entſprach auch dem Bedürfnis des Unternehmertums, immer größere wirtſchaftliche Räume zu beherrſchen, ein weiteres mechaniſches Grundprinzip. Denn von der Beherrſchung der Bewegung im Bereiche der Maſchine ausgehend, führte die neue Technik ohne weiteres zur Beherrſchung des Raumes

durch erweiterte Bewegung: Eisenbahnen und Dampfschiffe waren ihre legitimsten Erzeugnisse.

So zeigt sich also, wie mechanische Technik und Jugend- wie Mannesentwicklung des freien Unternehmens aufs innigste miteinander zusammenhingen, und wie ihre Bestrebungen sofort in Wechselwirkung treten mußten. Geschah das aber auf einseitige Veranlassung der Technik hin? Umgekehrt vielmehr ergibt sich weit eher ein Zusammenhang; denn das Unternehmen ist in seinen Anfängen älter als die mechanische Technik. Wirtschaftliche Motive haben also die Entfaltung der Technik zum großen Teile mit hervorgerufen; und nicht die Technik hat überwiegend die Wirtschaft, sondern die Wirtschaft die Technik beeinflußt.

Und hat sich dies Verhältnis etwa in jüngeren Zeiten, im 18. und 19. Jahrhundert, umgekehrt? Keineswegs. Die Newcomensche einseitig wirkende Dampfmaschine wurde schon 1704 konstruiert. Aber erst das Bedürfnis der mechanischen Spindeln in der Hand des englischen Unternehmertums ließ die Wattsche Dampfmaschine der siebziger und achtziger Jahre entstehen. Das Dampfschiff Papins befuhr schon 1707 die Fulda. Doch erst die Verkehrsverhältnisse des beginnenden 19. Jahrhunderts haben seine Verbreitung herbeigeführt. Und Cugnots Dampfwagen stammte schon aus dem Jahre 1770. Aber erst um das Jahr 1825 sah man das, was wir Eisenbahn und Lokomotive nennen. Und durch das ganze 19. Jahrhundert sind diese Zusammenhänge dieselben geblieben. Sie kommen heute in dem allgemeinen Erfahrungssatze zum Ausdruck, daß in der Großindustrie, und das heißt in der Ausnutzung und Herbeiführung von Erfindungen, das schwierigste nicht die Bewältigung der technischen Aufgabe, sondern die Finanzierung ist.

Freilich schließen eben diese Zusammenhänge nicht aus, ja sie bedingen vielmehr, daß die wichtigsten und vollkommensten Fortschritte doch gerade dem innigsten Ineinanderarbeiten wirtschaftlicher und technisch-naturwissenschaftlicher Kräfte

verdankt werden. Es ist ein Geheimnis vor allem der deutschen Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Denn mehr als in anderen Ländern entwickelte sich in Deutschland der Kapitalreichtum der Nation und der Mut, das Kapital produktiv zu verwenden, gleichmäßig mit einem technischen Können, das sich auf eifrigste Pflege und glänzendste Entfaltung der Naturwissenschaften stützen konnte. Ja es kamen Verbindungen vor, bei denen zu Kapital und Technik ganz offenkundig und entschieden hohe Potenzen der Naturwissenschaft als besondere Faktoren hinzutraten; und eben ihnen wurden vielleicht mit die denkwürdigsten Erscheinungen des jüngstvergangenen deutschen Wirtschaftslebens verdankt: so die Erfolge des Physikers Siemens und des Feinmechanikers Halske auf elektrischem Gebiete, und auf optischem die Entwicklung der Jenaer wissenschaftlichen Glasindustrie durch den Optiker und Feinmechaniker Zeiß und den Physiker Abbe.

Es sind Erscheinungen, die am besten den wahren Zusammenhang der Wirtschaftsentwicklung — und das heißt in diesen Zeiten: des Unternehmertums und auch der Kapitalbildung — mit den Naturwissenschaften und der Technik lehren: wie in ihnen all diese drei Entwicklungstendenzen in lebendig vorwärtstreibenden, entschieden modernen Vorgängen zusammentreffen, so ist es im nationalen Leben überhaupt. Denn schließlich sind fortschreitende Wirtschaft und fortschreitende Wissenschaft und Technik doch nur Sondererscheinungen eines einzigen großen seelischen Entwicklungsmotivs, das der Hauptsache nach als das des fortschreitenden Intellektes bezeichnet werden kann.

Und nicht bloß, daß zwischen diesen einzelnen Zweigen der Entwicklung eine tiefe und innerlichste Harmonie besteht, ein gemeinsames Niveau sozusagen auf Grund von verdeckt wirkenden kommunizierenden Röhren: der Intellekt führt, wie wir vor kurzem gesehen haben, auch hinüber auf die Gefilde der hohen Kunst; und all die verschiedenen Naturalismen aufeinanderfolgender Kulturzeitalter sind nur Aus-

druck wesentlich einer Entwicklung. Damit erscheinen denn alle großen Gebiete menschlicher Geschichte in gewissen Hinsichten und Richtungen, wenn auch keineswegs in allen, seelisch an die Entfaltung des Intellektes gebunden; und da sie gleichzeitig mit diesem wachsen und emporblühen, so besteht bei gegenseitiger Verwandtschaft zugleich auch ein Verhältnis ständiger Wechselwirkung.

Dabei darf nicht verkannt werden, und das ist das Wahre an der heute allzu radikal bekämpften geschichtsphilosophischen Lehre von Karl Marx, daß dieser Entwicklung des Intellektes doch an erster Stelle wiederum, wenn auch keineswegs allein, wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge zugrunde liegen. Und wir haben oben, in der Darstellung einer neuen psychologischen Theorie der Wirtschaftsstufen, gesehen, wie dieser Zusammenhang, der bisher wohl behauptet, aber nicht erklärt worden ist, auf den einfachsten seelischen Elementen des Wirtschaftslebens, auf Bedürfnis und Genuß, und auf ihrer allmählichen Wandlung und Verfeinerung hin durch die Kulturentwicklung großer menschlicher Gemeinschaften beruht.

Fragt man aber eingehender, wie es denn möglich sei, daß Bedürfnis und Genuß in ihrem gegenseitigen Verhältnis die nachgewiesene Bahn der Wirtschaftsstufen und damit der Schärfung des Intellektes durchlaufen, so bleibt auch hier eine vorurteilsfreie geschichtliche Betrachtung die Antwort nicht schuldig. Das Anwachsen zunächst der rein physischen und biologischen Elemente des Menschenlebens ist es, das an erster Stelle die Entwicklung vorwärts drängt: die Zunahme der Bevölkerung, das Siedeln auf engerem Raume. Denn diese Vorgänge drängen ohne weiteres aus Zeitaltern der geschlossenen Wirtschaft in Perioden höherer wirtschaftlicher Kultur und regeren wirtschaftlichen Austausches. Allein zur Erklärung des Gesamtprozesses genügen freilich auch sie noch keineswegs. Ein wichtigstes Element vor allem tritt noch hinzu: das rein menschliche Bedürfnis nicht bloß des Sparens, sondern auch der Erzielung von

Überschüssen zu produktiven Zwecken, zur Erweiterung des wirtschaftlichen Spielraums und damit zur Entwicklung höherer Formen der Wirtschaft. Denn dieses Bedürfnis ist keineswegs erst ein Produkt höchster Wirtschaftsstufen, sondern beruht auf einem allem Menschlichen eingeborenen Zweckmäßigkeitsbedürfnis, einem sittlichen Grundtriebe, der, früh schon deutlich, später in immer steigender Intensität hervorbricht.

Kann es damit überhaupt eine beruhigende Einsicht in das Ganze der menschlichen Entwicklung geben, so ist sie hier gewonnen: denn wir sehen, wie die goldnen Eimer eines wahrhaft menschlichen Lebens, aus den Tiefen ihre Wasser schöpfend, immer höher steigen, bis sich ihr Inhalt klar und kristallen im Glanze höchsten Lichtes bricht. Und nicht die Anschauung, daß höchster geistiger und seelischer Reichtum sich isoliert und unbegreiflich entfaltet, sondern die Tatsache, daß auch die herrlichsten Werte menschlichen Daseins und menschlicher Leistung mit der Gesamtnatur des Menschen verknüpft sind, und daß unmerkliche Fäden aus dem Grunde dieser Natur hinaufführen bis zu den Zenithen genialer Perioden und menschlich-göttlicher Tätigkeit, bezeichnet die Gesinnung eines stichhaltigen geschichtlichen Idealismus.

IV.

Der moderne Verkehr und seine Folgen.

❖

1. Die Grundlagen sind jetzt gewonnen, um zu einem Verständnis der neueren und jüngsten deutschen Wirtschaftsentwicklung zu gelangen, das seine Wurzeln bis in die letzten heute noch eben erreichbaren Tiefen treiben möchte.

Allerdings müssen auch die nächsten Kapitel der nun erst recht einsetzenden Erzählung des Modernen noch mit einer allgemeinen Beobachtung eingeleitet worden. Sie gilt der Frage, was sich denn im Laufe einer Volkswirtschaft, hier der deutschen, früher entwickelt habe, der Handel oder die Industrie. Diejenigen, die sich die Volkswirtschaft an erster Stelle aus sich heraus, in einem gleichsam geschlossenen Kreise, entwickelt denken, werden der Annahme zuneigen, daß die Industrie, der Gewerbfleiß zuerst zur Entfaltung gelangt sei: denn welchem Zwecke soll ein innerer Handel dienen, wenn nicht dem Austausche agrarischer und gewerblicher Erzeugnisse? Also muß die gewerbliche Produktion dem Handel vorangehen. Ganz anders, ja völlig entgegengesetzt werden dagegen diejenigen urteilen, die zunächst die allgemeinen Zusammenhänge der menschlichen Gemeinschaften ins Auge fassen. Sie werden gegen die Vorstellung einer in sich völlig abgeschlossenen Wirtschaftsentwicklung menschlicher Gemeinschaften überhaupt protestieren, werden behaupten, nichts sei früher dagewesen als der Verkehr von einer menschlichen Gemeinschaft zur anderen und nichts natürlicher, als daß dieser Verkehr von vornherein — und

somit vor allem einheimischen Handel und auch vor einer diesem zugrunde liegenden Industrie — besonders in wirtschaftlichem Austausche seinen Ausdruck gefunden habe.

An der geschichtlichen Erfahrung gemessen haben beide Parteien bis zu einem gewissen Grade recht. Zweifelsohne gibt es, soweit die historische Überlieferung reicht, keine menschliche Gemeinschaft, die völlig isoliert, völlig ohne Verkehr mit anderen Gemeinschaften gelebt hätte. Und demgemäß ist wirtschaftlicher Austausch mit Nachbargemeinschaften ein uraltes, ja, für die Möglichkeiten unserer Erkenntnis ein so gut wie fast ursprüngliches Motiv des Wirtschaftslebens. Aber dieser Austausch hat doch durch zahlreiche Phasen primitiver Entwicklung hindurch bei den meisten menschlichen Gemeinschaften eine geringe Rolle gespielt; innerhalb der deutschen Geschichte speziell blieb er bis ins frühere Mittelalter hinein auf einen spärlichen Fernhandel begrenzt, der der Hauptsache nach nur von Fremden angeregt wurde, für die Deutschen also ein Passivhandel war. Anderseits aber ist es zwar richtig, daß dieser Austausch bei den meisten menschlichen Gemeinschaften vor der Entwicklung stärkerer Berufe der Stoffveredlung vorhanden war, — aber es setzte doch ein wirklicher innerer, gleichsam mehr organisch erwachsener Handel der Regel nach erst dann ein, wenn die gewerbliche Stoffveredlung breiteren Boden gewonnen hatte. Es war zunächst vorwiegend ein innerer Handel; doch pflegt er dann mit dem älteren Handel nach außen, dem Fernhandel, langsam wirtschaftliche und soziale Verbindungen einzugehen, in deren Verlauf eine gewisse Verschmelzung beider Strömungen eintreten kann. Innerhalb der deutschen Geschichte ist dieser innere Handel erst im Verlaufe des früheren Mittelalters recht erwachsen, und eine volkswirtschaftlich wirklich bedeutende Rolle begann er erst in der Zeit der Staufer zu spielen. Der weitere Verlauf aber ist dann der gewesen, daß, einmal schon vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in den Zeiten der Hanse und der Welthandelsbeziehungen der

ſüddeutſchen Städte, und dann wieder ſeit dem wirtſchaftlichen Aufſchwunge Deutſchlands im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, der Fernhandel inſofern an Bedeutung gewann, als er den inneren Handel in mancher Hinſicht mit in den Kreis ſeiner Lebensgeſetze einbezog und der Volkswirtſchaft im Vereine mit der außerordentlichen Entwicklung dieſes inneren Handels das Moment des Kommerziellen aufprägen half. Und dieſer allgemeine Vorgang, wie er zugleich durch zahlreiche andere Tendenzen der inneren Entwicklung hervorgerufen und begünſtigt wurde, drückte ſich dann vornehmlich auch darin aus, daß der Induſtrie in hohem Grade ein kommerzielles Element einverleibt ward, daß ſie, in Verſchmelzung mit Momenten des Handels, ſich zur modernen Unternehmung ausgeſtaltete.

Was gilt demnach für die Gegenwart und jüngſte Vergangenheit für eine Antwort, wenn die Frage nach der Priorität, ſei es des Handels, ſei es der Induſtrie, wiederholt wird? Für dieſe Zeiten iſt es zweifelsohne richtig, von einer Priorität des Handels zu ſprechen. Das kommerzielle Element iſt es heute, das dem gewerblichen den Weg bereitet. Und dieſe Anſchauung iſt in den praktiſch handelnden Kreiſen heutzutage auch durchaus verbreitet und wird zumeiſt in dem bekannten Satze Schillers vorgetragen, daß neue Verkehrslinien, als Avantgarden jedes Handels, neue Induſtrien, neue Werte überhaupt ſchaffen.

In einer Darſtellung der modernen Wirtſchaftsentwicklung wird es richtig ſein, ſich dieſem Erfahrungsſatze der Praxis, der zugleich die Lehre tieferer geſchichtlicher Einſicht iſt, anzuſchließen und mit einer Geſchichte des Handels und des Verkehrs, der dieſem vorarbeitet, zu beginnen. Entfaltung des Verkehrs aber heißt die Entwicklung von zweierlei: beſſerer Verkehrsbahnen und Verkehrsmittel und beſſerer Organiſationen des Verkehrs. Denn erſt beides zuſammen bringt jene Überwindung der herkömmlichen Schranken des Raumes und der Zeit hervor, deren ein höherer Handel vor allem bedarf: und ſchafft damit die

Voraussetzungen eines veredelten Verkehrslebens und einer höheren Form der Wirtschaft.

Im folgenden wird zunächst von der Verbesserung der Verkehrsbahnen und der Verkehrsmittel gesprochen werden. Und da haben wir, zum klaren Verständnis der jüngsten Entwicklung, noch weit über jene dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückzugreifen, in deren Beginne das Problem der Lokomotive von Stephenson vollkommener gelöst, in deren Verlauf der erste Telegraph von Gauß und Weber in Göttingen konstruiert, und gegen deren Schluß die erste transatlantische Dampfschiffahrt eingerichtet wurde: und mit alledem das Zeitalter des modernen Verkehrs begann.

Die ältesten, aus eigener Kraft befahrenen und bald auch geschaffenen Handelswege des mittelalterlichen Europas sind nicht die Land-, sondern die Wasserwege gewesen. Eine monumentale Tatsache, an die man heute wiederum erinnert wird, wenn man die Erörterungen über die steigende Bedeutung der Wasserwege — freilich jetzt zum großen Teile der ozeanischen neben der starken Neubelebung der Binnenwasserstraßen — in der Gegenwart verfolgt: auch hier wie in so unendlich vielen anderen und innerlicheren Punkten scheint es, als träfe primitive und höchste Entwicklung in den Formen, wenn auch nicht in dem inneren Gehalte der Kulturerscheinungen zusammen. Da waren es denn in Deutschland die Flüsse, und zwar kleine wie größere, die zuerst befahren wurden; unter den größeren die Donau und Elbe, der Main und vor allem der Rhein: mühsam genug, unter dem Gebrauche von Leinpfaden, die willkürlich zwischen linkem und rechtem Ufer wechselten. Aber schon mit dem 12. und 13. Jahrhundert, mit dem Beginn des Zeitalters eines gewissen Aktivhandels, ging man über die natürlichen Handelsstraßen hinaus; Brügge baute seinen Seekanal nach Damme und Kadzand, den Dante fast wie ein Weltwunder besingt, eine bescheidene, heute da und dort mit friedlichem Entengries bedeckte, von uralten Deichbäumen begleitete Fahrrinne; Lübeck wußte eine erste Kanalverbindung mit

der Elbe zu gewinnen. Weiter kam man freilich erſt, als die alte Stauſchleuſe, die nur kleine Unebenheiten des Geländes überwand, der brauchbareren Kammerſchleuſe zu weichen anfing: Mitte des 15. Jahrhunderts. Nun begannen die Kanäle allmählich zu Kanalnetzen zuſammenzuſchießen: ſo in klaſſiſcher Form in Holland ſeit dem 16. Jahrhundert, dann, im 17. Jahrhundert, in Frankreich, ſeit der Mitte des 18. Jahrhunders in England. Auch Deutſchland nahm, bei ſeiner politiſchen Zerſplitterung in ſehr beſcheidener Weiſe, an dieſer Entwicklung teil; am meiſten noch im Nordoſten, da, wo ſich das größere Brandenburg entwickelte; doch hatte Altpreußen im Jahre 1861 immer erſt 94,8 Meilen Kanäle, während ſich England ſchon im Jahre 1824 mehr als eines halben Tauſends rühmen konnte. Dieſe Kanäle nun, nicht allzu tief, nicht allzu breit, mit Schleuſen bei jedem kleinen Höhenunterſchied des Bodens, haben noch dem Verkehre der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts genügt.

Einen ebenbürtigen Konkurrenten für die Güterbeförderung und teilweiſe ſogar für den Perſonenverkehr erhielten die Waſſerwege erſt während der erſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in den Kunſtſtraßen und deren verbeſſerten Verkehrsmitteln. Lange Zeit hatte ſich Europa im Straßenweſen mit der Hinterlaſſenſchaft der Römer begnügt; das Imperium hatte in den langen Zeiten ſeines ſäkularen Friedens rund 150000 Kilometer Chauſſeen geſchaffen, ſoviel etwa wie das Deutſche Reich heute beſitzen mag. Und ſie erwieſen ſich als faſt unzerſtörbar; wohl ein Jahrtauſend haben ſie vorgehalten. Dann aber, als ſie, noch im Mittelalter, verfielen, kam nicht etwa irgendein Erſatz für ſie auf, ſondern es folgte eine lange Zeit gründlichen Wirrwars: bis erſt mit dem Bedürfnis der abſoluten Monarchie, geſchwinde Nachrichtenverbindungen zu haben und größere Maſſen der neugebildeten Söldnerinfanterie raſch überallhin zu werfen, ein neuer Kunſtſtraßenbau einzog. So namentlich in Frankreich. In Deutſchland, wo

auch die Römerstraßen weniger bedeutet hatten, blieb es dagegen noch lange bei dem Chaos der Landwege, zumal im ganzen Norden, da hier, jenseits der Mittelgebirge, Beschotterungsmaterial schwer zu beschaffen war. Dazu war ganz allgemein die europäische Technik des neuen Straßenbaues ungenügend und keineswegs mit der römischen vergleichbar.

Aus dieser Lage wurde die westliche Kultur erst durch — China befreit. Im Jahre 1812 lernte Mac Adam dort die heute übliche Art des Chausseebaues kennen und ahmte sie in Europa nach, und seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verbreitete sich die neue Kunst, begleitet von wesentlichen, jetzt erst brauchbar werdenden Verbesserungen der Transportmittel, durch fast ganz Europa. In Deutschland im besonderen hatten schon im 18. Jahrhundert die Habsburger und nach ihnen auch Friedrich der Große (dieser seit Ende der fünfziger Jahre) der allgemeinen Wegmisere etwas abzuhelfen begonnen; dann hatte Napoleon I. namentlich im Westen damals berühmte Straßen gebaut. Ein wirklicher Aufschwung modernen Chausseebaues aber trat erst im Verlaufe der vierziger Jahre ein. Das Straßennetz hatte dann 1857: 30000, 1886: 50000 und um 1900 etwa 150000 Kilometer. Dabei war der Verkehr auf ihm schon seit den dreißiger und vierziger Jahren recht bedeutend; lange hat man geglaubt, daß die Eisenbahnen für den Güterverkehr neben den Chausseen niemals Bedeutung erlangen würden; und der Aufschwung der Landwirtschaft bis hinein in die sechziger und siebziger Jahre ist zum guten Teile der den Chausseen verdankten Erweiterung des Verkehrsradius der großen Städte und der damit vermehrten und erleichterten Absatzfähigkeit der ländlichen Erzeugnisse verdankt worden. Selbst um das Jahr 1900 noch bewegte sich auf den deutschen Kunststraßen ein Jahresverkehr von etwa 5 Milliarden Tonnenkilometern: etwa ein Viertel bis Fünftel des Frachtverkehrs der Bahnen, unter Kosten, die größer waren als die des Eisenbahn-

güterverkehrs. Natürlich wuchs aber mit besseren Wegen und Wagen nicht bloß die Masse, sondern auch die Schnelligkeit des Verkehrs. Zwar rechnete man in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer noch auf die Tagreise nicht mehr als etwa 40 Kilometer, also eine sehr mäßige Stundenleistung eines heutigen Automobils; und als der preußische Generalpostmeister von Nagler im Jahre 1824 die englischen Schnellposten mit einer Leistung von etwa 75 Kilometern auf den Tag einführte und der Postwagen von Berlin nach Magdeburg nur noch 15 Stunden brauchte, statt wie bisher zwei Tage und eine Nacht — der Schnellzug fährt jetzt kaum zwei Stunden —: da geschah dies unter allgemeinem Schütteln des Kopfes.

In der Tat genügten die neuen Errungenschaften lange Zeit dem Bedürfnis, und wenn sie bald durch die Leistungen mechanischer Motoren, vor allem zunächst der Dampfmaschine, bei weitem übertroffen wurden, so ging deren Einführung doch keineswegs mit der Schnelligkeit vor sich, die wir nach unseren Erfahrungen erwarten würden. Und setzen wir hinzu: nach unseren Mitteln. Denn gewiß wäre man auch schon um 1820 oder 1830 recht gern schnell und bequem zugleich gefahren, aber nicht für die Kosten, welche neue Arten von Verkehrswegen erforderten: diese Arten waren eben noch nicht „rentabel".

Diese und verwandte Betrachtungen, wie wir sie früher über den Zusammenhang von Wirtschaft und Technik gemacht haben[1], drängen sich namentlich im Verfolg der Entstehung der Eisenbahn unabweislich auf. Hier gab es bekanntlich zweierlei zu erfinden und zu verbinden: die eiserne Fahrbahn (Spurbahn, niederländisch sehr richtig Spoorweg) und die Lokomotive. Die Spurbahn zunächst ist eine uralte, anscheinend deutsche, und zwar bergmännische Erfindung — die deutschen Bergleute des Mittelalters waren die ersten Bergleute der Welt —: sie findet sich als

[1] S. oben S. 73 ff.

sogenannter Hundslauf unter Tag schon ums Jahr 1500 in den Bergwerken am Harz, im Erzgebirge und in Tirol zugleich. Dann ist der Hundslauf durch Bergleute, die die Königin Elisabeth berief, in England eingebürgert worden. Aber „rentierte" er schon über der Erde? Erst im 17. Jahrhundert trat das ein, als es sich darum handelte, von gewissen Bergwerken, z. B. bei Newcastle on Tyne, zahlreiche Transporte von Steinkohlen bis zu den nicht allzu weit entfernten Schiffsladeplätzen zu leiten: Transporte, deren Schwere einfache Straßen bald grundlos gemacht hätte. Und so versah man die Straßen zunächst mit Holzbohlen, entsprechend dem gewiß auch uralten italienischen Brauche der steinernen Radspurwege, und ersetzte dann, erst um 1767, diese Bohlen durch Schienen, die in der Art unserer Straßenbahnschienen, mit flacher Höhlung der Oberfläche, gebaut waren. Aber bald erwies sich diese Form nicht als praktisch, und so wurde sie 1789 durch den pilzförmigen Querschnitt der heutigen Eisenbahnschienen ersetzt, eine Erfindung Jessops. Freilich war damit die moderne Schiene noch immer nicht erreicht; die Schienen waren noch, sehr unvorteilhafterweise, gußeisern; gewalzte Schienen, von Stahl statt Eisen nicht zu reden, kamen erst um 1830 auf. Und wie viel später gar sind eiserne Bahnschwellen eingeführt worden!

Inzwischen aber hatten sich die neuen Spurwege schon tapfer zu verbreiten begonnen; man bewegte auf ihnen die Fahrzeuge mit Pferden und fand, daß dabei ein Pferd etwa das Zehn- bis Siebzehnfache der Last bewältigen könne, die es auf einer Chaussee ziehe. Auch in Deutschland fand die Erfindung Anklang. Im Jahre 1807 machte von Gerstner den Vorschlag, für den böhmischen Verkehr Moldau und Donau mit einer Pferdeeisenbahn zu verbinden, und erhielt dafür — schon im Jahre 1824! — von der österreichischen Hof-Kommerz-Stelle ein Privilegium; 1828 bis 1832 wurde die Bahn gebaut. Und innerhalb des heutigen Reiches wurden um 1830 durch Harkorts

Bemühungen einige kleine Eisenbahnen mit Pferdebetrieb im Wupper- und Ruhrtale hergestellt.

Mit alledem war nun der Spurweg reif für einen neuen Motor. Und schon war dieser gefunden. Allerdings der Gedanke, die schon im 17. und 18. Jahrhundert gewonnene Dampfkraft für die Fortbewegung von Gütern zu benutzen, war viel älter als der verbesserte Spurweg. Aber alle Versuche, die auf bloßen Landstraßen gemacht worden waren, hatten mit Mißerfolgen geendet. Da kam, erst 1804, Trevithik auf den Gedanken, den mechanischen Motor, den Dampfwagen, auf einen Spurweg zu setzen: und siehe da, die Sache ging. Freilich: praktisch verwendbar war darum die Erfindung noch nicht; die Lokomotive vermochte noch nicht die Kraft zu entwickeln, sich und weitere Lasten mit genügender Schnelligkeit zu ziehen. Aber weitere Versuche, an denen namentlich Stephenson beteiligt war, lösten endlich die Schwierigkeit; und Stephensons Lokomotive The Racket, seit 1829 fertig, zog schließlich das Dreifache ihres Gewichts bei einer Geschwindigkeit von 40 Kilometer die Stunde. Allerdings war diese Urahnin aller modernen Lokomotiven noch ungeschlacht genug; mit ihren hölzernen Triebrädern in Eisenreifen und ihrem plumpen, von Handwerkern geschmiedeten Kessel, wie sie heute als Denkmal vergangener Zeit im South-Kensington-Museum paradiert, macht sie auf uns Spätgeborene in erster Linie den Eindruck des Grotesken. Aber haben wir so viel Grund, uns zu verwundern? Noch immer fahren wir mit unseren Zügen auf der Spurweite der alten englischen Lastwagen, statt auf einer, die dem neuen Motor und unserer Bequemlichkeit angemessener wäre; und noch immer ist unsere Lokomotive die verbesserte Pumpdampfmaschine der englischen Bergwerke, statt ein der Fortbewegung speziell angemessenes Prinzip der Dampfverwendung aufzuweisen. Spätere Zeiten werden urteilen, daß wir die Eierschalen der Eisenbahnentstehung allzu lange an uns getragen haben, trotz

aller Zugeständnisse an ein etwa anzunehmendes Gesetz historischer Trägheit.

Im übrigen fand die neue Beförderungsart keineswegs alsbald begeisterte Aufnahme. Europa wie Amerika zeigten tausend Vorurteile, von den übrigen Weltteilen zu schweigen; in ihnen sind überhaupt erst nach 1860 Eisenbahnen entstanden. Im kontinentalen Europa dagegen begann der Bau wenigstens schon in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; die älteste volle Lokomotivbahn war hier die Strecke Brüssel-Mecheln (1835). In Deutschland wurde die erste Lokalbahn (Nürnberg-Fürth) 1835, die zweite (Berlin-Potsdam) 1838 eröffnet. Aber inzwischen hatte Friedrich List bereits für den großen Plan zu werben begonnen, Deutschland „durch den Ausbau eines großen Eisenbahnnetzes auf die Stufe der gewerbfleißigen Länder zu heben und durch die Eisenbahnen die getrennten Glieder des deutschen Volkes zu einem streitbaren und kraftvollen Körper zu verbinden". Und schon vor Vollendung der Strecke Nürnberg-Fürth waren durch Zeichnungen, namentlich von Leipziger Kaufleuten, die Anlagekosten der ersten großen deutschen Fernbahn Leipzig-Dresden gedeckt worden; im April 1839 wurde sie eröffnet. Doch ging der deutsche Eisenbahnbau bis gegen Ende der fünfziger Jahre, vorwiegend nur aus Privatmitteln gespeist, noch recht langsam von statten. Im Beginn der fünfziger Jahre mußte man sich zum Teil noch der Extrapost bedienen, wollte man von Frankfurt nach Köln oder Stuttgart gelangen. Und direkte Eisenbahnverbindungen bestanden wohl mit den Hauptstädten Frankreichs und der Niederlande, doch fehlten sie nach Italien und Rußland, von der Türkei und dem Orient nicht weiter zu reden. Auch der Weg von Berlin nach Petersburg beanspruchte noch einen Zeitaufwand von 137 bis 166 Stunden. Einen stärkeren Aufschwung des Eisenbahnbaues brachten erst die sechziger und siebziger Jahre; die Kilometerzahl stieg von 1855: 8352 auf 1875: 28078, und das Gesamtanlagekapital, das im Jahre 1870 erst etwas

über 4 Milliarden Mark betrug, war um 1880 auf mehr als das Doppelte angewachsen. Die späteren Jahrzehnte haben dann, unter Anschwellen des Netzes, das nun, nachdem die Hauptlinien gleichsam als Skelett des neuen Verkehrskörpers hergestellt waren, immer einheitlicher und systematischer bis auf über 50000 Kilometer ausgebaut wurde, dreierlei gebracht: eine bessere Ausstattung des Transportweges und des Transportmaterials, den doppelgleisigen Bau wichtigerer Linien und die Ausdehnung des Netzes auf die abgelegeneren Gebiete des platten Landes durch Begründung von Kleinbahnen. Was den ersten und auch zweiten Punkt betrifft, so hatte allein die Verwaltung der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts etwa 29000 Kilometer in Betrieb, und hierfür als Betriebsmittel zur Verfügung: etwa 12000 Lokomotiven im Werte von einer halben Milliarde, 22000 Personenwagen im Werte von über 200 Millionen, sowie etwa 275000 Gepäck- und Güterwagen im Werte von 800 Millionen Mark.

Hinsichtlich des dritten Punktes aber war es von Bedeutung, daß inzwischen neben der Dampfkraft in der Elektrizität eine neue, unter Umständen recht billige bewegende Kraft gefunden worden war, die, in den Städten zunächst zur Verdrängung der Pferdebahnen verwendet, doch von da bald auf das Land auswanderte, sei es dadurch, daß großstädtische Kleinbahnnetze in die weitere Umgebung hinausgeführt wurden, sei es so, daß direkt ländliche Kleinbahnen entstanden. Es ist eine Bewegung, die mit der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzipes durch Werner Siemens im Jahre 1867 und der Herstellung der Gleichstrommaschine begann, und als deren früheſtes volles Ergebnis die erste elektrische Bahn der Welt im Jahre 1889 in Lichterfelde bei Berlin erbaut wurde. Seitdem haben sich die elektrischen Bahnen sehr vermehrt; schon Ende 1898 wurden innerhalb des Reiches über 1500 Kilometer gezählt. Doch ist die Anwendung des elektrischen

Prinzipes auf Großbahnen noch immer ein Problem der Zukunft, wenn es wohl auch der Verwirklichung naheſteht.

Im ganzen kann heute das Verhältnis der Eiſenbahnlänge eines Landes zu ſeiner Fläche als ein ziemlich ſicherer Maßſtab der wirtſchaftlichen Entwicklung überhaupt betrachtet werden. Wendet man dieſen Maßſtab an, ſo würde in Europa Belgien an erſter Stelle ſtehen, nach ihm Großbritannien und das Deutſche Reich folgen, Frankreich endlich hinter dieſen beiden zurückbleiben. Innerhalb des Reiches würde Sachſen führen; dann würden folgen Baden, Elſaß-Lothringen, Württemberg, Bayern, Preußen. Und nicht minder iſt die abſolute Eiſenbahnlänge an ſich geeignet, einen gewiſſen, freilich nur rohen Eindruck von dem Verhältnis der Wirtſchaftsmacht der einzelnen Staaten zueinander zu geben. Gleichwohl mag dieſer Eindruck hier vermittelt werden: denn ſchon er allein iſt geeignet, gewiſſe Seiten eines auf deutſchem Boden heute nicht ſeltenen wirtſchaftlichen Chauvinismus zu beleuchten. Das Eiſenbahnnetz der Erde hatte im Jahre 1900 eine Länge von 783 610 Kilometern. Dabei ſtanden die Vereinigten Staaten mit mehr als der Hälfte der Geſamtlänge obenan: 407 112 Kilometer. Es folgten Europa mit ca. 280 000 Kilometern, mit weit geringeren Zahlen Aſien, Auſtralien, Afrika. Nach Staaten gerechnet blieb, wie ſchon geſagt, die Union weit im Vordergrund; es folgten das Deutſche Reich mit 52, Rußland mit 45, Frankreich mit 43, Öſterreich mit 36, England mit 35, Italien mit 16 Tauſend Kilometern.

Ehe indes die Eiſenbahnen ſich zum erſten Transportwege des feſten Landes aufgeſchwungen hatten, hatten ſie längſt einen modernen Konkurrenten zur See im Dampfſchiff erhalten.

Die Dampfſchiffahrt hat ſich ſogar im Grunde früher entwickelt als die Bahnfahrt; ſie konnte im Jahre 1902 auf einen hundertjährigen Beſtand zurückblicken. Es iſt wie eine Wiederholung der Entwicklungsformen der älteren Verkehrswege und Verkehrsmittel; auch im Mittelalter

waren, namentlich wenn man von den Römerstraßen absieht, die der eigenständigen Entwicklung dieser Zeiten fremd sind, die Wasserwege früher brauchbar gewesen wie die Landwege. Und drängen nicht auch heute wiederum gewisse Tendenzen der Entwicklung dahin, die Wasserstraßen zu wichtigeren Verkehrswegen zu machen als die Landwege, selbst in der Form der Eisenbahn? Man bedenke in diesem Zusammenhang, daß die Wasserfläche auf unserem Planeten die Landfläche bei weitem übertrifft; die Kontinente sind ja eigentlich nur Inseln im Meere, und jeder weltwirtschaftliche Horizont ist ein Horizont des Wassers. Zudem: wie außerordentlich ist die Tragfähigkeit der freien Straße des Wassers! Ein Eisenbahnwagen führt auf den deutschen Bahnen im allgemeinen 10 bis 12½, höchstens 15 Tonnen — in der Union baut man jetzt Doppelwagen bis zu 40 Tonnen —: was ist das aber gegenüber den Leistungen auch nur kleinerer Schiffe! Die Dampfer der Erde hatten um das Jahr 1900 weit über 20 Millionen Tonnen Bruttogehalt: das entsprach der Tragfähigkeit von 1 bis 2 Millionen Eisenbahnwagen! Und selbst in der Geschwindigkeit ist der Landgütertransport dem zu Wasser nicht so durchaus voraus, als man von vornherein annehmen möchte. Schon auf dem Rhein gehen Güter auf längere Strecken, z. B. zwischen Mannheim und Holland, oft schneller als auf den Eisenbahnen, die den Strom begleiten. Und noch mehr schwindet der Unterschied auf dem Meere, wenn man alle Momente, z. B. auch den Zeitverlust des Wechsels zwischen Land- und Seefahrt bei langen Fahrten, mit in Rechnung stellt. Es kann z. B. noch zweifelhaft sein, ob die Bahn Wien-Konstantinopel-Mesopotamien auch nur den Passagierdienst nach Indien und dem äußersten Osten zuungunsten des Suezkanals an sich reißen würde, wenn sie auch im Kurierdienst selbstverständlich einen Vorsprung erreichen wird.

Voraussetzung aber für diesen neuen Wettbewerb des Wassertransportes war der Übergang zur Dampfschiffahrt.

Nun hat man in der Richtung auf das Dampfschiff schon seit dem 17. Jahrhundert experimentiert, von dem Augenblick an, da man der Kraft des Dampfes technisch ernstlicher nachging. Aber erst im Jahre 1802 stattete der Uhrmacher Fulton ein Schiff mit Wattschen Maschinen aus. Und erst im Jahre 1807 richtete er die früheste, ziemlich regelmäßige Schiffahrt mit Raddampfern auf dem Hudson, zwischen New York und Albany, ein. Es war wohl zum ersten Male, daß die Neue Welt der Alten in der Entwicklung großer Erfindungen zuvorkam. Und auch die früheste Dampferfahrt über den Atlantischen Ozean wurde wiederum von den Vereinigten Staaten aus unternommen; im Jahre 1819 kreuzte die „Savannah" zum ersten Male das Meer. Ehe aber diese Fahrten noch häufiger wurden, erfand, in den zwanziger Jahren, der österreichische Forstbeamte Joseph Ressel die Schiffsschraube. Auch sie fand zuerst praktische Verwertung in den Vereinigten Staaten, während der dreißiger Jahre; aber nicht vor dem Jahre 1845 dampfte das erste Schraubenschiff, die „Great Britain", über den Ozean. Die erste regelmäßige Postdampferlinie zwischen England und Amerika hat dann, nach einer Übereinkunft mit der englischen Regierung, der Reeder Samuel Cunard im Jahre 1840 eröffnet. Im selben Jahre ging aber auch schon eine Segelschiffgesellschaft dazu über, die ostindische Post von Southampton nach Alexandrien mit Dampfern zu befördern; es sind die Anfänge der großen Peninsular and Oriental Steam Navigation Company.

In Deutschland sind die frühesten Versuche, eine Bodensee-Dampfschiffahrt einzurichten, im Jahre 1817 kläglich gescheitert; das einzige Schiff, das zunächst bereitgestellt werden sollte, und dessen Dampfmaschine aus England vergeblich erwartet wurde, mußte im Jahre 1821 auf Abbruch verkauft werden. Inzwischen begann, in den Jahren 1823 bis 1825, ein Konsul der Vereinigten Staaten in Bordeaux, Church, die großen Schweizer Seen, den Genfer, Neuenburger, Zürcher See, mit Dampfbooten zu versehen. Unter

deſſen techniſcher Hilfe gelang es dann einer württembergiſchen Geſellſchaft, ſeit dem Jahre 1824 auch auf dem Bodenſee eine Dampfſchiffahrt einzurichten: mit vielen Opfern, denn die Anfangsergebniſſe waren in jeder Hinſicht gering. Und mit ähnlichen Schwierigkeiten hatte auch die Entwicklung der Dampfſchiffahrt auf der Weſer und auf dem Rhein anfangs zu kämpfen: bis wenigſtens auf dem Rhein ſeit Ende der zwanziger Jahre und hier bis zu den Zeiten übermächtigen Wettbewerbes der Eiſenbahnen nach 1850 eine erſte hohe Blütezeit der Dampfſchiffahrt eintrat.

Die älteſte Seedampfergeſellſchaft nicht bloß auf deutſchem Gebiete, ſondern auf dem ganzen Kontinent iſt der Öſterreichiſche Lloyd geweſen (ſeit 1836); der Lloyd betrieb von Anbeginn regelmäßige Fahrten zwiſchen Trieſt und dem Orient. Ihm folgten in der Nordſee die Hanſeatiſche Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft zu Hamburg, im Jahre 1839 von dem älteren Sloman ins Leben gerufen, und ferner die Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft (1847) und der Norddeutſche Lloyd, dieſer im Jahre 1857 von H. H. Meier in Bremen begründet. Doch wurde die Hamburg-Amerika-Linie anfangs noch mit Segelſchiffen betrieben; erſt 1856 wurden zwei Dampfſchiffe eingeſtellt; dem folgte dann im Jahre 1858 der Norddeutſche Lloyd mit vier Dampfern. Und erſt zu Anfang der ſiebziger Jahre kam zu den beiden großen deutſchen Linien eine dritte, die Hamburg-Südamerikaniſche, hinzu. Heutzutage iſt die Hamburgiſch-Amerikaniſche Paketfahrt die größte Reederei der Welt (1901: 668000 Dampfertonnen); ihr nahezu gleich ſteht der Norddeutſche Lloyd; und für den Schluß des 19. Jahrhunderts verzeichnete das Bureau „Veritas“ 115 deutſche Reedereien für eiſerne Segelſchiffe und 256 Dampfſchiffsreedereien, von denen 29 Aktiengeſellſchaften mit mehr als einer Million Mark Aktienkapital allein faſt eine halbe Milliarde Mark werbend in der Schiffahrt angelegt hatten.

Dabei iſt die Dampfſchiffahrt natürlich techniſch weit

über die Anfänge, die Jünglingszeit, die man bis etwa 1860 oder 1870 rechnen kann, hinausgewachsen. Vor allem die Schnelligkeit und die Tragfähigkeit der Schiffe hat außerordentlich gewonnen. Die Reise der „Savannah" zwischen Savannah und Liverpool im Jahre 1819 dauerte 840 Stunden: was als wunderbar rasch galt. Um 1830 kam man für die europäisch-amerikanische Überfahrt schon mit 730 Stunden aus; 1840 wurden es etwa 600 Stunden. 1858 war es ein großer Triumph der Hamburg-Amerika-Linie, als ihr Dampfer „Hammonia" nur etwa 300 Stunden brauchte. Dann, nach Einstellung von Schnelldampfern, mit denen zuerst der Norddeutsche Lloyd im Jahre 1895 vorging, langte man bei 130 Stunden an, — weniger als einem Sechstel der Zeit von vor 80 Jahren; und nach den jüngsten Schnelldampferbauten kann man noch rascher fahren. Und wo sind gar Bestimmungen der Überfahrtsverträge geblieben, wie die, daß für den Fall des Todes des Fahrgastes in der ersten Hälfte der Fahrt der Fahrpreis zurückvergütet werden würde, während, wenn er in der zweiten Hälfte stürbe, dieser Preis verfallen sei? Was aber die Entwicklung der Tragfähigkeit angeht, die auch bei den Segelschiffen sehr zugenommen hat, so bieten vielleicht die folgenden Angaben einen richtigen Eindruck, oder wenigstens Anlaß zu lehrreichen Vergleichen. Im Jahre 1798 wurden 38000 Mann französischer Landungstruppen nach Ägypten auf 330 Fahrzeugen übergeführt. Zum Transport von 30000 Franzosen nach der Krim im Jahre 1855 waren 172 Schiffe erforderlich. Die deutschen Truppen, die im Jahre 1900 in der Stärke von etwa 22000 Mann nach China gingen, wurden auf 20 Schiffen befördert.

Im übrigen ist klar, daß eine so bedeutende Entwicklung der Dampfschiffahrt nur mit Hilfe des technischen Ausbaues der Dampfschiffe und namentlich zahlreicher Verbesserungen der Schiffsdampfmaschine erreicht werden konnte. Gleichzeitig hiermit aber gingen die schiffahrttreibenden Völker naturgemäß auch immer entschiedener zur Dampf-

schiffahrt über. Doch ist deshalb die Segelschiffahrt keineswegs auf dem alten Standpunkte stehen geblieben; vielmehr hat auch sie sich, und gerade besonders in neuerer Zeit, technisch so stark weitergebildet, daß sie für gewisse Frachten den Dampfern erfolgreich gegenübertritt. Zunächst wurde das Holz im Bau vielfach durch Eisen ersetzt, darauf wurde die Bauform unter genauer Berechnung ihrer mechanischen Bedingtheit wesentlich verbessert und die Segeltüchtigkeit erhöht. Dazu kamen dann noch bemerkenswerte Verbesserungen in den Kursen; sie wurden viel genauer als früher unter Berücksichtigung günstiger Meeresströmungen und herrschender Winde bestimmt. Unter dem Zusammenwirken aller dieser Maßregeln und gleichzeitiger starker Zunahme der Tragfähigkeit und Größe der Schiffe wurden schließlich Wirkungen erzielt, unter denen die Fahrtdauer auf etwa die Hälfte und die Seefracht auf etwa ein Drittel der früheren Sätze herabsanken.

Es sind Errungenschaften, die natürlich, ähnlich wie die Fortschritte im Baue der Dampfer, ebensosehr auch der Binnenschiffahrt zugute kamen. Und auf diesem Gebiete trafen sie, seit Ausgang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts etwa, mit einer Bewegung zusammen, die gegenüber den Eisenbahnen von neuem die Bedeutung der Wasserstraßen, vor allem auch der künstlichen, für den Transport besonders wichtiger, schwerer und voluminöser Erzeugnisse, wie für Getreide, Eisen oder Kohle, zu betonen begann und ein neues Zeitalter des Kanalbaues einleitete.

Diese Bewegung begann in kleineren Dimensionen auf deutschem Boden schon gegen Ende der sechziger Jahre; im Jahre 1869 wurde in Berlin der Zentralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt gegründet. Stärker, als der von diesem Vereine geübte Einfluß war dann derjenige, der, seit etwa Mitte der siebziger Jahre, von den Vereinigten Staaten ausging. Hier fand man vor allem, daß das Monopol der großen Eisenbahn-

gesellschaften nur durch große Wasserwege wirksam zu bekämpfen sei, auf denen freierer Wettbewerb der Schiffer herrschen könne. Zudem ergab sich in den Vereinigten Staaten schon zu dieser verhältnismäßig frühen Zeit, daß einzelne Eisenbahnen tatsächlich der Entlastung durch neue Wasserwege bedurften. Begünstigt wurden die Absichten des Kanalbaues auch durch die Möglichkeit der Verbindung der Kanäle mit den außerordentlich vorteilhaften natürlichen Wasserwegen des Landes (Seengebiet und Mississippi). Bald darauf, im Jahre 1878, hat dann auch in Frankreich Freycinet als Arbeitsminister ein großes Kanalprogramm entwickelt. In Deutschland aber begannen jetzt vornehmlich diejenigen Kreise auf Kanäle hinzuweisen, die von den Ergebnissen der Eisenbahnverstaatlichung der siebziger und achtziger Jahre weniger befriedigt waren; und ihnen folgten bald darauf alle, die an billigem Massenverkehr wie an den industriellen Aufgaben des Kanalbaues interessiert schienen; schließlich, zur Entlastung ihres Dienstes, auch die Eisenbahnverwaltungen selbst.

In der Tat haben die Kanäle und die natürlichen Wasserwege, die man durch Regulierungen, Baggerungen, Schleusen- und Hafenanlagen künstlichen immer ähnlicher gemacht hat (in Deutschland hat allein Preußen von 1866 bis 1897/98 für Flußkorrektionen und Flußkanalisierungen 323 Millionen ausgegeben) durch die Eisenbahn nicht verloren, sondern, auch auf deutschem Boden, gewonnen, und zwar im Sinne einer gegenüber früher veränderten Bedeutung. Der Bahntransport hat in dem Verkehr mit den Erzeugnissen des Bergbaues, mit Baustoffen, mit Urprodukten und anderen Massengütern solche Ausdehnung gewonnen, daß er in einigen Gegenden durch die Eisenbahnen allein kaum noch bewältigt werden kann. Er forderte also einen Ergänzungsverkehr: und dieser konnte, nach Lage der Dinge, kein anderer sein als ein Wasserverkehr auf neuen, zum rascheren Transport schwerer und

umfangreicher Güter wohlgeeigneten Kanälen. So war z. B. das rheinisch-westfälische Industriegebiet, obwohl es nur 0,7 vom Hundert der Fläche des Deutschen Reiches ausmacht, doch schon um die Wende des 19. Jahrhunderts mit etwa 40 % am gesamten deutschen Eisenbahnverkehr beteiligt: so daß sein Güterverkehr, auf den Flächeninhalt berechnet, den deutschen Durchschnittsverkehr ungefähr gerade um das Hundertfache übertraf. Mußten da nicht die Wasserwege zur Entlastung herangezogen werden?

In der Tat hat sich unter dem Drang dieser und verwandter Verhältnisse allenthalben im Reiche, wo er in modernen Dimensionen möglich war, der Wasserverkehr unverkennbar gehoben. So allein in den sieben Jahren von 1880 bis 1887 auf der Spree um 43½ %, auf der Elbe bei Schandau um 122 %, auf der Weser bei Bremen um 100 %, auf dem Rheine bei Emmerich um 58½ %, bei Mannheim in Ankunft von Gütern um 132, in Abgang um 289 %. Im ganzen stieg der Verkehr auf den etwa 10000 Kilometer langen Wasserstraßen des Reiches in den letzten 25 Jahren des 19. Jahrhunderts von 2,10 Milliarden Tonnenkilometern auf etwa 11½ Milliarden: hatte sich also fast vervierfacht. Damit hatte sich selbstverständlich auch die Schiffahrt als solche geändert: die Fahrrinnen wurden vertieft, neue Schleusen und Häfen angelegt, neue Bewegungskräfte, vor allem Dampf und Elektrizität, eingestellt und namentlich auch die Schiffsgefäße selbst ganz anders gestaltet. So betrug z. B. die normale Tragfähigkeit eines jeweils modernen Rheinkahns in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa 100 Tonnen, später 200 bis 400 Tonnen, jetzt etwa 1500 Tonnen. Ein Schiff mit 1500 Tonnen aber ersetzte schon mehrere Güterzüge. Und es gibt jetzt sogar Kähne zu weit mehr als 2000 Tonnen. Es sind Ausmessungen, die denn schon einen Rhein-Seeverkehr erlaubten. So fährt z. B. schon etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl kleiner Dampfer, die verschiedenen Gesellschaften gehören, zwischen

Köln, Bremen, Hamburg und den Ostseehäfen, und andere Dampfer gingen schon früher von Köln nach London. Segelschiffe aber sind gelegentlich gar von London bis Ehrenbreitstein-Oberlahnstein gekommen.

Alle diese Erfahrungen, erst Anfänge eines modernen Binnenverkehrs zu Wasser, forderten nun zu erneutem systematischen Kanalbau auf: als nötig erschienen, mindestens seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Kanäle, die weite Strecken verbänden, und die es Schiffen bis zu 600 Tonnen Tragfähigkeit gestatteten, mit einer Geschwindigkeit von wenigstens 5 Kilometer auf die Stunde zu verkehren. Und man weiß, wie die neuere Kanalpolitik Preußens und auch Bayerns auf den Bau solcher Wasserstraßen hingedrängt hat und noch hindrängt[1].

Soll nun aber die Darstellung, nachdem sie die Entwicklung der modernen Verkehrswege und Verkehrsmittel etwa bis zur Gegenwart geführt hat, auch noch einen Blick auf die modernsten so verschiedenartigen Verkehrsmittel wie Rolltreppe und Rollweg, Fahrrad und Automobil, Luftschiff und Flugmaschine werfen, — alles teilweis erst Verkehrsmittel der Zukunft? Und soll sie versuchen, auf so heterogene Folgen einer immer weitergreifenden Entwicklung hinzuweisen, wie etwa auf die steigende Pietät gegen die Tiere, die einmal das Ergebnis des Automobilismus sein könnte, oder auf die mehr-etagige Anordnung der Verkehrswege und Verkehrszentren (Bahnhöfe usw.), die man von der Zähmung des Luftballons oder auch der Einführung der einspurigen Kreiselbahn erwartet? Lassen wir uns daran genügen, in der Muse der Geschichte eine rückwärts gewandte Prophetin zu sehen, so sehr ihre Jünger gelegentlich wohl die Worte

[1] Genaueres s. an späterer Stelle. Wenn jüngere Erfahrungen in Frankreich dem modernen Kanalverkehr abgünstiger zu sein schienen, so hing das damit zusammen, daß dieser sich in Frankreich zum großen Teile auf unmodernen oder nicht genügend modernisierten Kanälen vollzieht.

Goethes, des Kanalschwärmers von ehedem, nachempfinden mögen:

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Denn was nützt dem Historiker für sein volles Verständnis des Vergangenen seine angebliche Beherrschung der Zeit, gebietet er nicht zugleich über die Herrschaft des Raumes?

Dem Praktiker freilich, dem Diplomaten, dem Unternehmer, dem es sich an erster Stelle nicht um Anschauung fremder Räume, sondern um Willensäußerungen in die Ferne handelt, steht wohl ein solches Zaubermittel schon bereit: im Telephon und im Telegraphen. Denn erscheint hier nicht, unter terrestrischen Verhältnissen, die Trägheit der Materie aufgehoben, der Raum gleichsam verschluckt vom Augenblicke?

Dennoch hat es längere Zeit gedauert, ehe diese bisher kostbarsten aller elektrischen Erfindungen Gemeingut der Menschheit wurden. Nachdem man sich etwa zwei Generationen mit dem höchst unvollkommenen optischen Telegraphen beholfen hatte, wurde der elektrische Telegraph überhaupt erst 1839 praktisch eingeführt, zunächst auf einigen englischen Bahnen. Dann folgte in Deutschland die Rheinische Bahn, 1843. Und von nun an ging es, zunächst aber nur in Mitteleuropa, leidlich vorwärts. Im Jahre 1865 hatte der deutsch-österreichische Telegraphenverein etwa 5000 Meilen telegraphischer Leitungen in Betrieb; und die Zahl der Depeschen hatte sich in Preußen von 35 000 im Jahre 1850 auf anderthalb Millionen im Jahre 1865 gesteigert. Im ganzen war damit der europäische Verkehr so stark geworden, daß zu seiner Regelung besondere internationale Vertragsabschlüsse, der erste zu Paris, auch im Jahre 1865, notwendig wurden. Und inzwischen hatte man auch die Kontinente und große wie kleine Inseln der Erde durch Kabel zu verbinden begonnen. Zwar ein erstes Kabel, zwischen Dover

und Calais im Jahre 1850 gelegt, hatte versagt. Indes: quid volentibus arduum? Bald wurde eine zweite, brauchbare Verbindung hergestellt. Auch das erste transatlantische Kabel vom Jahre 1858 versagte. Aber das vom Jahre 1865 blieb im Dienste. Und nun kam eine Zeit reißenden Ausbaus der großen Kabel; 1866 und 1869 schon wurden weitere atlantische Kabel gelegt, und ihnen folgten seit 1871 Kabel durch den Indischen und Großen Ozean nach China und Australien. Zugleich trat bescheiden ein System der Landkabel neben sie, das zuerst im Deutschen Reiche, seit 1876, erprobt wurde. Von Seekabeln ist seitdem eine erdrückende Fülle, zumeist mit englischem Kapital und unter englischem Einflusse, gelegt worden; weit über ein Tausend verbanden schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts das alternde Europa mit den anderen Weltteilen, und die Länge aller wurde etwa auf 35 000 Kilometer berechnet.

Inzwischen aber, während diese 35 000 Kilometer Kabel und etwa anderthalb Millionen Kilometer Draht, — alle Hindernisse der Tropen wie der arktischen Zonen, der Wüsten wie der Meere, der Gebirge wie der Ströme mißachtend, — das gemeinte Wort fast mit der Schnelligkeit des Meinens selbst durch die Welt trugen, trat neben den Telegraphen ein in der Praxis noch weit rapideres Verkehrsmittel, das Telephon. Das Telephon, im Jahre 1860 von Philipp Reis in Frankfurt am Main erfunden, hat die überraschend einfache Einrichtung von heute erst 1876 durch Graham Bell in Boston erhalten. Alsbald nach dieser Verbesserung begann es seinen Triumphzug durch die Welt: zuerst für den Gebrauch auf kleine Entfernungen, so etwa wie die elektrischen Nahebahnen neben die Dampffernbahnen traten, dann auf immer weitere Distanzen, bis zum fast völligen Wettbewerb mit dem älteren Bruder, dem Telegraphen. Und seine Wirkung war außerordentlich. Was bedeutet nicht im Börsenverkehr die Differenz einiger Stunden? Sie aber wurde im Fernsprechverkehr gegenüber dem Telegraphenverkehr gewonnen, und diese Veränderung

hat eine jüngste Revolution, namentlich im Sinne einer Vergrößerung der Solidität der Börsengeschäfte, herbeigeführt. Wird so neben der Eisenbahn auch einmal die elektrische Fernbahn besondere und neue Wirkungen entfalten? Und wird, wie Marconis Erfindung der drahtlosen Telegraphie (1897), mit den seitdem erfolgten Verbesserungen, die an den Draht gebundene Zwangsläufigkeit des elektrisch vermittelten Gedankens und Befehles aufhob, so auch einmal das freie Automobil auf freier Straße und erst recht die den Lüften anvertraute Flugmaschine wie das Luftschiff selbst die Zwangsläufigkeit der Spurbahn beseitigen zugunsten individuellster Überwindung des Raumes?

Denn ein gewisser Parallelismus besteht in der Entwicklung all der Bahnen und Maschinen, welche die Entfernungen — und mit ihnen den Zeitverbrauch — verkürzen, verzehren, „fressen": ein Parallelismus, der bedingt ist durch eine innerste Triebfeder menschlicher Entwicklung, den Wunsch nach Herrschaft über den Raum in jeglicher Hinsicht.

2. Wenn wir aber bisher von tausend modernen Dingen gehört haben, von Kunststraßen und Kanälen der Neuzeit, von Eisenbahnen, Dampfschiffen und den Anfängen der Bestrebungen zur Eroberung der Luft, von Telegraph und Telephon und drahtloser Telegraphie: haben wir dann schon das ganze Geheimnis der Entwicklung der modernen Verkehrsorganisation durchdrungen?

Es gibt noch andere Mittel und Teile dieser Organisation, die weit tiefer hineinführen in die moderne Seele und die moderne Wirtschaft. All die aufgezählten Verkehrswege und Transportvorrichtungen sind dazu da, abgesehen von den Personen materielle und immaterielle Waren, Güter und Nachrichten — dies Wort im weitesten Sinne genommen — zu vermitteln. Güter und Nachrichten selbst aber sind wiederum nur gleichsam Symbole von Werten und insofern Gefäße des Verkehrs: und in dieser Hinsicht sind auch sie anders geworden als zuvor.

Schon frühere Zeiten hatten zunächst für die Güter

(und auch für die Nachrichten, insofern sie Ware waren) einen gemeinsamen Ausdruck, eine Tauschnorm, einen Nenner, auf den sie alle gebracht werden konnten, gefunden: das Geld. Ist nun das Geld in modernen Zeiten dasselbe geblieben wie ehedem? Manche Jahrhunderte vor uns hatten auch der Nachricht an sich, ob sie Ware war oder nicht, bereits besonders flüssige, weithin reichende Formen gegeben: die Schrift in grauer Vorzeit, den Druck seit dem 15. Jahrhundert. Sind diese Formen nicht weiter entwickelt worden?

Wenn aber die Tauschform und die Formen der Nachricht sich gewandelt haben, gewandelt in ungleich flüssigere Gestalten als je zuvor: muß dann nicht auch ihre Vermittlung durch Raum und Zeit eine andere geworden sein, auch noch ganz abgesehen davon, daß ihnen Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Kanäle, Telegraph und Telephon Bahnen und Transportarten von einer Bequemlichkeit und Geschwindigkeit zur Verfügung gestellt haben, die keine Vorzeit kannte? Es sind Fragen, bei deren vollem geschichtlichen Ausdenken einem alsbald entgegentritt, was die letzten Menschenalter von allen früheren, wenigstens auf einem wichtigen Punkte, innerlich scheidet.

Beginnen wir mit der Nachricht, der Mitteilung. Hier hat man sich zunächst keineswegs mit der gegen Schluß des Mittelalters gefundenen Form des Druckes beruhigt, so wunderbar diese, — entwicklungsgeschichtlich betrachtet eine überaus frühzeitige Errungenschaft, — auch den Bedürfnissen noch der nächsten Jahrhunderte gerecht wurde. Vielmehr sind im 19. Jahrhundert Verbesserungen des Druckes erreicht worden, die eine nochmalige Verflüssigung der durch den Druck des 15. Jahrhunderts erzielten Nachrichtenform bedeuten: dem Schnellpressendruck, den König im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts erfand, — noch jetzt blüht die Fabrik König und Bauer bei Würzburg —, folgte in den sechziger Jahren die Einführung der Rotationspresse namentlich für den Druck der Zeitungen.

Neben den Druck aber ist, vornehmlich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, noch eine weitere Grundform zur Verbreitung von Nachrichten in ganz anders eindringender Weise als je zuvor getreten: das Bild. Ist es ein Zufall, wenn jedesmal der Erfindung neuer Schriftverflüssigung im Druck auch Erfindungen neuer Bildverbreitung parallel gelaufen sind? Denn neben dem Drucke des 15. Jahrhunderts sind Holzschnitt und Kupferstich und Radierung, die ersten großen Formen der polygraphischen Gewerbe, entwickelt worden. Gewiß lag diesem damals, wie auch dem Verlaufe der Bewegung des 19. Jahrhunderts, das gemeinsame Bedürfnis erhöhter Verflüssigung von Mitteilungen zugrunde. Und wie wird dies Bedürfnis gerade vom Bilde erfüllt! Während die Sprache, als vornehmlich in der Zeit befindlich, und ihr folgend alle Schrift und aller Druck nur sukzessiv, sozusagen in nur einer Ausdehnung, gleichsam linear und in einer einzigen Richtung zwangsläufig unterrichten, macht das Bild seine Mitteilungen in zwei Dimensionen, quadratisch, im Sinne eines gleichzeitigen beliebig gerichteten Nebeneinanders der Dinge. Es erlaubt daher in vieler Hinsicht eine viel raschere und auch bequemere Kenntnisnahme, die zugleich auch eingehender sein kann, weil die Erscheinungen in einer viel größeren Anzahl gegenseitiger Beziehungen unmittelbar entgegentreten als in der Schrift. Darum wird heute das Bild überall angewandt, wo es sich um rasche und allseitige Information handeln soll. Und wie angenehm ist diese Information zugleich gemacht worden! Die modernen polygraphischen Gewerbe haben es dahin gebracht, selbst für Mitteilungen rein wirtschaftlicher Natur — z. B. solche der Reklame — die Kunst heranzuziehen und dadurch die Benachrichtigung zugleich zur sinnlich wohlgefälligen zu gestalten.

Die moderne Entwicklung der polygraphischen Gewerbe geht auf die Erfindung der Lithographie durch Aloys Senefelder zurück: Senefelders Versuche und Erfolge (etwa 1785—1799) sind in vieler Hinsicht grundlegend und vor-

bildlich gewesen für zahlreiche moderne Verfahren. Ein weiteres entscheidendes Ereignis war dann die Entwicklung der Photographie; die Mechanisierung der Erzeugung von Bildern: im August 1839 teilte Arago in der Pariser Akademie die bis dahin geheim gehaltene Erfindung Daguerres mit. Dem folgte dann, nach einer Jugendzeit, seit etwa 1870 eine rapide Entwicklung zunächst der Photographie: jetzt kamen Mikrophotographie und Augenblicksaufnahme auf, und mit stets schnelleren Schritten nahte man sich dem Geheimnis der Photographie der Farben. Zugleich aber oder wenigstens bald darauf begannen auch die unzähligen neueren Reproduktionsarten auf photographischer Grundlage entwickelt zu werden: die Photolithographie, die Heliogravüre, der Lichtdruck, die Phototypie, der Dreifarbendruck usw.

War es aber bei dieser Entwicklung der polygraphischen Gewerbe mit der Verflüssigung der bildlichen Mitteilung allein getan? Ein anderer Vorteil kam hinzu: gegenüber Sprache und Schrift und Druck ist das Bild international: so gut als allgemein verständlich. Welch ein Vorsprung selbst vor der verflüssigten Druckwiedergabe der Sprache in einer Entwicklungszeit der Weltwirtschaft! Nur die Begründung einer gemeinsamen Weltsprache könnte ihn ausgleichen. Nun weiß man, daß das Phantom der Weltsprache schon in früheren Jahrhunderten die erlauchtesten Geister gefesselt hat; es sei nur an Leibniz erinnert. Und es gibt auch jetzt schon gewisse gleichsam weltsprachliche Anfänge, sei es, daß sie sich ganz allgemein auf gewisse ausgewählte Begriffe der Sprache beziehen, sei es, daß sie, an sich einen ganzen Begriffsschatz bergend, wenigstens gewisse große Völkerkreise umfassen. In erster Hinsicht wären die Ziffernsprache und der Flaggenkodex zu nennen, auch die Notenschrift gehört in gewissem Sinne in den gleichen Bereich. Nach der anderen Seite lassen sich die Schrift der Chinesen und Japaner wie einst die Hieroglyphen Ägyptens anführen: doch ist charakteristisch für sie, daß sie

das eigentliche Problem einer Weltsprache nicht lösen, da sie ursprünglich nichts sind als ungeheuer ausgedehnte und komplizierte Sammlungen von Bildern. Soll aber eine wirkliche Weltsprache durchgeführt werden, so muß sie an Laut und Buchstabe anknüpfen als an die arbeitsteilig entwickelten Verflüssigungselemente der Sprache, muß eine Sprache selbst sein. Und bekanntlich sind von dieser Grundlage aus schon zahlreiche Versuche zur Entwicklung einer Weltsprache gemacht worden; in Deutschland gehörte das Volapük in diesen Zusammenhang, neuerdings blüht überall, freilich auch schon mit verschiedenen Fortbildungen und Derivationen, das Esperanto. Der Beweis der Möglichkeit einer Weltsprache im Sinne eines allgemeinen Verständigungsmittels ist damit jedenfalls geliefert worden. Aber die Durchführung? Und die Breite der Inhalte, für die eine Weltsprache verwendbar erscheint? Der Historiker vermag nur festzustellen, daß das Bedürfnis, eine solche Sprache zu haben, besteht und zunimmt. Als im Jahre 1900 gelegentlich der Weltausstellung zu Paris Angehörige der verschiedensten Nationen in den verschiedensten Kongressen zusammentraten und bei dieser Gelegenheit die Schwierigkeit der Verständigung fühlten, gab das Anlaß zur Einsetzung einer Kommission, die der Frage nach Einführung einer dem internationalen Gedankenaustausch dienenden Sprache nahe treten sollte. Sie fand später in der Association internationale des Académies einen Stützpunkt. Und sie hat seitdem rührig geworben und eine große Anzahl von bedeutenden Anhängern gewonnen.

Wenn aber so der Verlauf des 19. Jahrhunderts und nicht minder die Anfänge des 20. Jahrhunderts eine starke und unzweifelhaft fortschreitende Bewegung hin auf die Verflüssigung und Vereinheitlichung zugleich der Form immaterieller Werte gesehen haben, so ist die Entwicklung, die auf die Vereinheitlichung und Verflüssigung der materiellen Güter hinausläuft, schon viel älter. Sie ist identisch mit der Geschichte des Geldes. Denn was ist Geld, in Zeiten

seiner ausgeprägten Entwicklung, anderes, als ein gemeinsamer Maßstab für alle Güter, die überhaupt wirtschaftlich bewertet werden können, als eine Form gleichsam, in die man jedes Gut verwandeln kann, und zwar eine besonders handliche, leicht übertragbare Form?

Geld in diesem Sinne ist freilich in den zentraleuropäischen Kulturen noch keineswegs so alt, wie man wohl meinen möchte. Erst im 12. bis 14. Jahrhundert wird es aus jenem Gelde, das nur regelmäßigeres Tauschmittel eines geringen Handels und Material der Schatzaufhäufung war, entwickelt: mit steigendem wirklichen Handel; erst von da ab wird auch ein System von Münzen, nicht bloß mehr eine einzige Münze, ausgeprägt, der Goldgulden als Münzeinheit für den größeren Verkehr und darunter Groschen und Pfennig. Aber alsbald regt sich auch schon der Ersatz der Münze überhaupt durch Kreditpapiere verschiedener Form; der Kredit als noch flüssigere und bequemere Austauschform beginnt aufzutreten; zunächst wesentlich mit aus Gründen der Unsicherheit; große Münztransporte ließen sich auf weitere Entfernungen nicht ohne Gefahr durchführen.

Im höchsten Grade Tauschform, und nicht bloß als Ersatz für die Münze, sondern als Austauschform für Vermögensrechte und Forderungen jeder Art, ist der Kredit aber doch erst im Geldwesen des 19. Jahrhunderts geworden; und jetzt war es zunächst die Ungeheuerlichkeit der Umsätze, die seine ständige Anwendung veranlaßte. Man hat den Weltvorrat an Goldmünzen und münzbaren Goldbarren gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf annähernd 14 Milliarden geschätzt. Aber allein bei der Deutschen Reichsbank wies der Giroverkehr im Jahre 1900 rund 140 Milliarden auf, daneben im Clearing rund 29 Milliarden. Ähnlich, nur noch in weit gewaltigeren Äußerungen, vollzieht sich der Verkehr in den führenden Ländern englischer Zunge. Kann da noch gesagt werden, daß Münze als Geld die Welt regiert? Von den 14 Milliarden Vorrat zirkuliert vielleicht die Hälfte; die Hälfte mag in Bankgewölben

ruhen. Und dieſe 7 Milliarden Gold erſcheinen genügend als Unterlage für einen um das Hundert- und Mehrfache größeren Verkehr. Die Münze iſt im Großverkehr eigentlich nur noch Symbol des Geldes, nicht mehr Geld ſelber: der aktuellere, flüſſigere, bequemere Kredit iſt ſozuſagen an ihre Stelle getreten.

Und im Kleinverkehr iſt es nicht anders gegangen. Unſere Silbermünze iſt heute durch das Fallen des Silberpreiſes in einem Grade entwertet, daß die aus ihr geprägten Stücke etwas von dem Weſen einer bloßen Geldmarke, eines metallenen Papiergeldes gleichſam angenommen haben. Man kennt die volkswirtſchaftlichen Folgen ſolcher Entwertungen in früheren Zeiten, der Münzverrufe des Mittelalters, der Münzverſchlechterungen des Abſolutismus: vollſte Beſtürzung, ein unſägliches Gewirr von Kleinkurſen, langandauernde Kriſen, chroniſche Erkältungszuſtände gleichſam der Volkswirtſchaft. Die durch den Staatskredit geſchützte Münze der neueſten Zeiten wird dagegen ohne Schwierigkeit genommen, iſt Symbol des Kredites als Geldes geworden.

So kann man in Summa ſagen: wie beim Schmelzen des Eiſens im Thomas-Gilchriſt-Verfahren die Erze in der Birne ſuſpendiert gehalten werden durch die heiße Luft des vom Boden her in ſie hineinwirkenden Gebläſes, ſo wird unſer Geldſyſtem ſuſpendiert gehalten durch die ſtändig treibende und ſchmelzende Gewalt der Summe von Krediten, die unter ihm halten: des Staatskredites, des Nationalkredites, des Kredites, wie er aus der beſtehenden Beſitz- und Arbeitsteilung und ihrer Wirkung nach innen wie in die Welt hinein hervorgeht. Die Grundgewalt iſt heutzutage dieſe Summe alles Kredites, ihr Ausdruck der jeweilige Stand des Geldes. Und hier ſehen wir nun auch in den innerſten Komplex der Urſachen hinein, denen die Entwicklung des Kredites zu ſeiner heutigen Stellung verdankt wird. Gewiß iſt dieſer Kredit an ſich ſchon notwendig wegen der ungeheuren Ausdehnung und Schnelligkeit der modernen Geſchäftsabſchlüſſe. Aber entſtehen konnte er in

seinem heutigen Umfang doch nur durch die Anwendung eines immer höher gesteigerten wirtschaftlichen Abstraktionsvermögens, das es schließlich fertig brachte, überhaupt alle wirtschaftlichen Werte, einschließlich so verwickelter und schwankender wie derjenigen einer Staatsmacht und eines nationalen Wirtschaftslebens, auf einen einzigen Ausdruck zu bringen: und zwar auf einen so labilen und frei konstruierten, wie den anfangs nur auf kaufmännische Geschäfte bezogenen Kredit.

Ist dies der innerliche Vorgang, so ergibt sich schon aus seinem Charakter als einer nicht auf einmal abgeschlossenen, sondern allmählich anschwellenden und niemals ganz zu Ende gehenden psychischen Erscheinung, daß der Eigenwert des Goldes und Silbers als des inneren Wertes der Münzen sich in diesem Prozeß zwar stark verflüchtigt hat, immerhin aber noch keineswegs ganz verschwunden ist. Stockt der psychische Prozeß, zeigt sich Gefahr für die ewig notwendige, nie zu unterbrechende Neu- und Fortbildung des Kredites, entstehen schwere Krisen, so wird der Metallwert der Münzen von neuem deutlicher hervortreten. Aber einen Verfall des modernen Wirtschaftslebens würde es bedeuten und zugleich auch einen Verfall der wichtigsten praktischen Übung intellektueller Feinfühligkeit, wenn dies dauernd geschähe.

Im übrigen sind die neuen Tauschmittel des Kredits, sieht man etwa vom Staatspapiergeld, von der Banknote und einigen anderen seltneren Formen ab, naturgemäß zuerst allein in der Kaufmannschaft, in den modernsten Kreisen des Wirtschaftsdaseins seit dem 14. und 15. Jahrhundert, entwickelt worden, ehe sie Allgemeingut geworden sind. So vor allem der Wechsel und der Scheck. In welcher Form sie neuerdings in den gemeinen Verkehr übergeführt worden sind, läßt sich am besten vielleicht an der Geschichte des Schecks verfolgen. Der Scheck war ursprünglich insofern eine kaufmännische Einrichtung, als im allgemeinen nur Kaufleute mit einer Schrift Zahlungen bei einem bestimmten

Bankhause anwiesen auf Grund eines Kredits, den sie bei diesem Bankhause hatten. Aber diese Anweisungen wurden dann immer gewöhnlicher, wurden von jedem Kapitalisten benutzt und übertrafen schließlich die durch Münze bewirkten Zahlungsanweisungen um das Hundertfache. Da bemächtigte sich das verbreitetste Verkehrsinstitut, die Post, der Vermittlung solcher Anweisungen und machte dadurch den Scheck zum Gemeingut aller: er trat als allgemeines Tauschmittel, als eine neue Art des Kreditgeldes neben die älteren Tauschformen. Das Wesentliche des Vorganges ist also die Erfindung eines neuen Tauschmittels allgemeiner Geltung, zunächst durch die vornehmlich tauschenden Kreise, die Kaufleute, und schließlich die Ausdehnung dieser Erfindung auf alle: derselbe Vorgang, der sich einstmals bei der Erfindung der Münze abgespielt hat und sich heute auch in der Entwicklung anderer Kreditformen zu allgemeinen Tauschformen wiederholt.

Das allgemeine Ergebnis aber ist, daß sich die Möglichkeiten des Tausches und die Möglichkeiten, jeden wirtschaftlichen Wert in Tauschformen auszudrücken, vornehmlich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts unendlich erhöht haben, sowohl was die Präzision, als auch was die Zahl der Transaktionen angeht: eine früher ungekannte Flüssigkeit des Güterumsatzes ist erreicht: die feinsten und die gröbsten, die nächsten und die fernsten Bahnen des Austausches stehen frei; und fast könnte man sagen, daß, wie einst vor der geldwirtschaftlichen Zeit ein Zeitalter massigen und gegenständlichen Tausches von Objekt gegen Objekt herrschte: so heute ein Zustand eingetreten sei, in welchem eine durch die verschiedensten Kreditformen vermittelte neue, von der Massivität der Objekte gleichsam abstrahierende Tauschwirtschaft herrsche.

3. Wenn aber so der Gegenwart im groben wie im feinen eine fast unübersehbare Masse von Verkehrswegen

und Verkehrsmitteln zur Verfügung steht, so bedurfte es um so mehr der sichersten und klarsten Organisation der Benutzung dieser Wege und Mittel, sollte die volle Höhe modernen Wirtschaftslebens erreicht werden. Sehr schwierige Aufgaben lagen hier vor; neben der Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Billigkeit des Verkehrs war dessen Kontinuität, Ineinandergreifen und Vielseitigkeit zu sichern; nur unter Anwendung gewisser Zwangsmittel ließen sich einige dieser Aufgaben durchführen: und so arbeiteten staatliche und autonome Kräfte gemeinsam an ihrer Lösung. In welchem Sinne dies im Verlaufe der nächsten Vergangenheit geschehen ist, mag in der Darstellung der Geschichte zweier der wichtigsten hierhergehörigen Organisationen, der Post und der Börse, zum Ausdruck gelangen.

Die Posten in Deutschland, und in der heutigen europäischen Staatengemeinschaft überhaupt, sind wie in den antiken Staaten des Mittelmeeres und den orientalischen Despotien entstanden: aus dem Bedürfnis der Regierungen, Nachrichten und Werte rasch und regelmäßig in die verschiedenen Teile des Reiches abgeben und aus ihnen empfangen zu können. Neu war in der modernen Entwicklung im allgemeinen nur, daß bei dem schon reger entwickelten Handel zur Zeit des beginnenden Absolutismus, der die Staatspost brachte, zugleich das Bedürfnis auftrat, Privatnachrichten mitbefördert zu sehen. Diesem Bedürfnis gab man in Deutschland seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in geordneter Form nach; gegen geregelten Entgelt wurden zunächst Privatbriefe mitbefördert; dazu trat im Laufe des 17. Jahrhunderts auch der Personentransport in Kutschen und der Transport verpackter Stückgüter. Und hiermit begann zugleich, etwa seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die eigentliche technische Ausbildung der Post in den Fahrmitteln und in der Verwaltung. Seitdem haben dann bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein nur wenige grundsätzliche Fortschritte Platz gegriffen: nichts ist charakteristischer, als daß in Sachsen, dem

Lande der Leipziger Meſſe, von 1713 bis 1859 ein und dieſelbe Poſtordnung gegolten hat.

Die Einrichtungen dieſer Periode waren nach unſeren Begriffen noch ſehr urſprünglich. Die Poſt war nur an einigen Tagen der Woche offen; es war die Zeit, da ſich die noch von unſeren Großeltern her bekannte Redensart „um einen Poſttag zu ſpät" bildete, als Vorläuferin des moderneren „um einen Augenblick zu ſpät". Briefträger gab es nicht; Briefkaſten kamen erſt nach 1850 allgemeiner auf; unter allen Umſtänden mußte man ſelbſt nachſehen, ob auf der Poſt etwas angekommen war oder nicht. Und meiſt war nichts angekommen! Denn Briefe waren noch eine Seltenheit, von Telegrammen nicht zu reden, die als Privattelegramme in Deutſchland überhaupt erſt ſeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuläſſig wurden. Im Jahre 1842 wurden in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung etwa anderthalb, im Jahre 1851 etwa drei Briefe befördert: es iſt ein Briefetat, der heute von Bulgarien, Griechenland, Rußland einſchließlich Sibirien und ähnlich ziviliſierten Ländern erreicht oder übertroffen wird. Dazu waren es Zuſtände ſeit langem her; denn ſie waren nicht bloß in die Redensarten, wie wir ſahen, ſondern auch in die Sitten eingegangen. Wenn die Familie und gute Freunde abends um den Tiſch ſaßen und ſich am brennenden Talglichte eine rote Schnuppe bildete, ſo prophezeite man wohl dem, dem ſie ſich zuwandte, einen Brief. Dem entſprach es, wenn ſich auch die Briefpapierinduſtrie noch wenig zu dem, was wir heute unter ihr verſtehen, entwickelt hatte; Umſchläge kamen erſt nach 1850 auf, zuerſt in England; in deutſchen Schulen lernte man noch über ein Jahrzehnt länger die Kunſt, Briefe zu falten. Und wenn der endlich fertige Brief nur immer angekommen wäre! Aber die Beförderung war keineswegs immer ſicher; um Nachläſſigkeiten zu verhüten und in dieſer Hinſicht größere Gewähr für die Ankunft zu haben, frankierte man nicht. Schützte das aber vor Cabinets noirs? Noch im Jahre

1797 war, für deutsche Verhältnisse berechnet, ein anonymes Werk erschienen: „Wie sichert man sich vor Brieferbrechung und deren Verfälschung?"

Eine Haupturſache der geringen Benutzung der Post lag in den hohen Kosten der Briefbeförderung. Innerhalb der preußischen Grenzen konnte ein Brief noch im Jahre 1844 bis zu 19 Silbergroschen kosten; im selben Jahre zahlte man für den einfachen Brief von Frankfurt am Main nach Berlin 8 Silbergroschen. Es war eine Zeit, in der freilich, von England ausgehend, schon eine entschiedene Umwälzung begonnen hatte. Im Jahre 1837 war Rowland Hills Post Office Reform erschienen; im Jahre 1840 hatte man in Großbritannien das Einheitsporto von einem Penny für den Brief bis zum Gewicht von einer halben Unze eingeführt. Im Jahre 1849 folgte Frankreich mit dem Einheitsporto, und die Dresdner Postkonferenzen vom Jahre 1847 nebst ihren Folgetagungen brachten für Deutschland eine wenigstens sehr ermäßigte dreistufige Brieftaxe: bis in Österreich 1861, im Norddeutschen Bunde 1868 das Einheitsporto erreicht ward.

Und dem lief, wenn auch bei den deutschen politischen Verhältnissen der Zeit recht langsam, die sehr notwendige Vereinheitlichung der verschiedenen deutschen Verwaltungen parallel. Das entscheidende Ereignis war da die Begründung des heute noch bestehenden preußisch-(jetzt deutsch-)österreichischen Postvereins im Jahre 1850. An diesen gliederten sich in den folgenden Jahren die meisten anderen deutschen Staaten an, so daß die Zahl der selbständigen Landespostanstalten gegen Ende der fünfziger Jahre nur noch 17 betrug. Was das freilich noch immer besagen wollte, ist heute schwer anschaulich zu machen. Die Taxen litten auch jetzt noch unter vielen Ausnahmen; sie schwankten noch zwischen Sommer- und Winterpreisen, von den Schwierigkeiten bei überseeischen Angelegenheiten nicht zu reden. Der offizielle Portotarif für Berlin umfaßte allein für die regelmäßigen Taxen der 2000 austarifierten Orte inner-

halb des Staatsgebietes 12 enggedruckte Seiten, und die Liste der fremden Staaten ergab nicht wenige Dinge, die wir unter die Kuriosa rechnen würden, so z. B. die merkwürdige Tatsache, daß ein Brief von Berlin nach China nur 16 3/4 Silbergroschen, einer nach dem näheren Hinterindien dagegen 20 3/4 Silbergroschen kostete. Und selbst die Briefportotarife der norddeutschen Bundespost, die schon wesentliche Vereinfachungen brachten, umfaßten im ganzen noch etwa 300 Seiten.

Dennoch hatte seit den fünfziger und namentlich sechziger Jahren eine folgenreiche Umgestaltung von Brief und Briefwechsel begonnen. Man begann nicht mehr Ergüsse, sondern kurze Nachrichten zu schreiben: der Telegramm- und Postkartenstil kam auf; und bald sollten die Jahrzehnte nahen, wo man dem Postboten nicht selten mit Seufzen entgegensah, — bis das Telephon die Abhängigkeit vieler Personen von dem Bedürfnisse der Außenwelt, Nachrichten zu geben und zu empfangen, zu einer schon recht vollkommenen machte. Oder würde wohl heute noch die schreibselige Madame de Sevigné so gänzlich vorbehaltslos wie zu ihren Zeiten rühmen: Ah, c'est une belle invention que la poste?

Einen weiteren Fortschritt brachte in Deutschland die Begründung des Reiches. Zunächst wurde jetzt das innere Postwesen im wesentlichen einheitlich geordnet, trotz des bayrischen und württembergischen Reservatrechtes. Dann aber gelang es Stephan, dem Leiter des deutschen Postwesens, im Jahre 1874 den Weltpostverein zu begründen. Der Gedanke internationaler Postregelung war freilich nicht neu; zuerst war er in einer Denkschrift des nordamerikanischen Generalpostmeisters Blair vom Jahre 1862 aufgetaucht. Aber eine auf Grund dieser Anregung im Jahre 1863 einberufene internationale Postkonferenz zu Paris scheiterte an dem Widerstande Frankreichs. So wurde zunächst nur eine Reihe von Einzelverträgen abgeschlossen, bis sich anfangs der siebziger Jahre die deutsche Verwaltung des Gedankens

von neuem annahm. Und diesmal war das Ergebnis der allgemeine Postvereinsvertrag vom Oktober 1874, der nach dem Hinzutritt der meisten zivilisierten Staaten im Jahre 1878 zum Weltpostvertrag erweitert wurde. Man kennt die wichtigsten Errungenschaften, die damit eingeführt wurden. Im Jahre 1897, zur Zeit des Weltpostkongresses von Washington, umspannte der Weltpostverein schon gegen 1400 Millionen Menschen auf etwa 114 Millionen Quadratkilometern. Jetzt ist er, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, trotz mancher noch vorhandenen Mängel, die vollendetste Verkehrsorganisation der Gegenwart.

Inzwischen aber war die Post, nun vornehmlich auch in Deutschland, innerlich längst weiterentwickelt worden. Dem einheitlichen Briefporto hatte sich das einheitliche Paketporto, in Deutschland früher als anderswo, hinzugesellt; seine Einführung hatte eine förmliche Revolution gewisser Geschäftsarten nach sich gezogen. Dann hatte die Post den schon länger bestehenden Zeitungsbetrieb in hohem Grade ausgebildet, sowie den Kreuzbandversandt aus ihm entwickelt und damit gewisse buchhändlerische Funktionen übernommen. Vor allem aber war sie in mancher Hinsicht der Bankier des täglichen Lebens geworden durch Entwicklung der Postanweisung (in Preußen seit 1865), des Postauftrages, der Postnachnahme, neuerdings auch des Scheckverkehrs usw.

Ist dieses Eindringen der Post aus dem Nachrichtenverkehr in den Geldverkehr zufällig? Es zeigt den engen Zusammenhang zwischen Geld und Nachricht als Trägern moderner Werte; und dieser Zusammenhang führt dazu, nunmehr der Entwicklung der besonderen Organisationen zur Geldvermittlung noch einige Worte zu widmen.

Die ersten und berufsmäßigen Vermittler des Geldverkehrs sind die Banken und Börsen gewesen. Denn der ständige Gebrauch von Ersatzmitteln der Münze und allgemeinen Ausdrucksformen wirtschaftlicher Werte, von Banknoten und Staatspapiergeld, von Wechseln und Schecks

in beliebiger Höhe, von Wertpapieren und Coupons und Lagerſcheinen iſt nur möglich, wenn für dieſe verſchiedenen Geldformen Ausgleichs- und Vermittlungsanſtalten beſtehen. Als ſolche ſind im Verlaufe der deutſchen Geſchichte zuerſt, ſchon im ſpäteren Mittelalter, die Banken aufgekommen, dann die Börſen: naturgemäß ſpäter, da ſie Organiſationen darſtellen, durch die wiederum vornehmlich die Banken ausgleichsweiſe miteinander verkehren.

Die Entwicklung der Banken und Börſen zur modernen Ausbildung hin erfolgte, ſeitdem erſt einmal die entſprechenden Einrichtungen vom 15. Jahrhundert ab in immer ſteigender Vollkommenheit getroffen worden waren, aber vornehmlich dadurch, daß die Geldvermittlung nicht mehr bloß auf äußeren Anſtoß hin von ihnen betrieben wurde, ſondern auch auf eigene Rechnung. So alſo, wie der Kaufmann aus der bloßen Warenvermittlung zur Produktion vordrang und, kommerzielle mit induſtrieller Tätigkeit vereinend, zum Unternehmer ward: ſo wurden auch die Bankiers in Deutſchland zu Unternehmern, indem ſie die Geldvermittlung für andere mit ſelbſttätiger Vermittlung zu Zwecken der Produktion in eigenem Intereſſe verbanden; und auch die Börſen erhielten, indem ſie dieſe Wandlung mitmachten und begünſtigten, einen unternehmungsmäßigen Charakter.

Es iſt eine Bewegung, die ſich zunächſt dadurch anbahnte, daß die Banken ihr Vermittlungsgeſchäft mit einem möglichſt geringen Beſtand an Münze und totliegenden Barvorräten zu betreiben ſuchten, und daß ſie darum beſtrebt waren, mit den Mitteln, die ihnen über dieſen Beſtand hinaus verblieben, in verſchiedenen Formen Aktivgeſchäfte zu betreiben, und namentlich auch ſolche wirtſchaftliche Unternehmungen zu unterſtützen, die ihnen beſonders hohen Ertrag zu verſprechen ſchienen. Daraus ergab ſich dann leicht der Gedanke, für ſolche Geſchäfte zur Erweiterung der Unterſtützung große Darlehen abzuſchließen und deren Schuldſcheine in den Börſenverkehr zu bringen: es erwuchs

das Emissions- oder Gründungsgeschäft. Aber auch die einfache Kundenunterstützung durch Darlehen aus bereiten Mitteln wandelte sich ab und hat namentlich im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer flüssigere Formen angenommen. Vielleicht die flüssigste davon in dem sogenannten Akzeptkredit, der darin besteht, daß eine Bank ihren Kunden nicht Bargeld oder Noten als Darlehen gibt, sondern von ihnen gezogene Wechsel annimmt. Sehen wir hier von den höchst lehrreichen Vorläufern der modernen Bankentwicklung vornehmlich im 16. Jahrhundert ab, von den Fuggern, von den Antwerpener und Genueser Bankhäusern, später der Bank von England und anderen verwandten Erscheinungen, deren Praxis zu schildern zu weit führen würde, so waren solche bankmäßige Anlagegeschäfte noch im 18. oder gar 17. Jahrhundert im ganzen etwas Seltenes und kamen jedenfalls nur vereinzelt vor: die in der Geschichte Frankreichs so berüchtigte Lawsche Zettelbank gehört hierher, dann die Berliner Seehandlung aus dem Jahre 1772, aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Société générale des Pays-Bas und das Haus Rothschild. Voll entwickelt aber wurde die Gründerbank als eine eigenartige und moderne Art der Aktienbank erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und ihr erstes großes Beispiel war der von den Gebrüdern Pereire begründete Crédit mobilier de France (1852). In Deutschland kam der Typus mit der Darmstädter Bank (1853) und der Wiener Kreditanstalt (1855/56) auf, und ihnen folgte noch in den fünfziger Jahren eine Reihe kleinerer Banken.

Was war nun mit diesem Typ, der unter Entartung in die schmerzliche Kinderkrankheit des Krachs zum ersten Male in den Frühzeiten des Reiches kurz nach 1870 stärker in die deutsche Volkswirtschaft eingegriffen hat, und von dem seitdem die verschiedensten Abarten ausgebildet worden sind, volkswirtschaftlich und ganz allgemein entwicklungsgeschichtlich Segensreiches gewonnen? Die Geld-

vermittlung, bisher zwar schon berufsmäßig, aber der Regel nach nur auf äußeren Antrieb eines Vermittlungsbedürftigen aufgenommen, war nunmehr zu einem selbständigen und selbsttätigen Berufe geworden: zu einer Lebensaufgabe, die, den Geldverkehr belebend und weitsichtig regelnd, namentlich auch durch Kapitalkonzentration aus kleineren Händen her neue Werte hervorzubringen bestimmt war. Es ist der vorläufige Abschluß einer Bewegung, die parallel zu derjenigen der Post betrachtet werden will: in beiden Fällen handelt es sich darum, daß Organisationen des Verkehrs an sich, eben durch ihre innere Weiterentwicklung, den Verkehr umgebildet, erweitert und vertieft haben und dadurch volkswirtschaftlich fruchtbar geworden sind. Freilich: auf Heller und Pfennig berechnen lassen sich die auf diese Weise erreichten Vorteile nicht. Man kann sie bloß ahnen, indem man die an gröberen Verkehrsorganisationen erlangten und tatsächlich nachweisbaren Vorteile zum Vergleiche stellt. In dieser Hinsicht mag die Notiz von Interesse sein, daß sich der Transportaufwand auf den Eisenbahnen in den letzten Jahrzehnten nicht bloß infolge technischer, sondern ebenso infolge administrativer, also organisatorischer Verbesserungen vielfach um ein Drittel, ja gelegentlich um die Hälfte und mehr erniedrigt hat.

Der Hauptvorteil aber, den die moderne Organisation des Verkehrs gebracht hat, ist in wirtschaftlichen Werten überhaupt nicht auszudrücken. Schon die Tatsache, daß heute der Kredit die eigentliche und normale Tausch- und Wertausdrucksform ist, hat eine außerordentliche Labilität aller Volkswirtschaften, die dem modernen Wirtschaftsleben angehören, zur Folge gehabt: sie erscheinen jetzt gleichsam auf des Messers Schneide gestellt, sie können sich nur halten, wenn das überaus feine Zünglein an der Wage des nationalen Kredits zu ihren Ungunsten nicht allzusehr ausschlägt. Das System ist sozusagen bis auf die geringste Kraft, die es eben noch trägt, raffiniert auskalkuliert — nur Fremdwörter drücken hier ganz aus, was gemeint wird —: und

darum überaus empfindlich. Guter Wille allein auf allen Seiten, durchaus sichere Treue und fester Glaube im großen wie im kleinen können es aufrechterhalten: und sie müssen um so ständiger zu steter Gegenwirkung vorhanden sein, als der Zustand zugleich noch durch allerlei elementare, unabwendbare Fährlichkeiten, durch alles, was man unter dem Worte „höhere Gewalt" versteht, bedroht wird. Die Folge dieses Zustandes nun und der Tatsache, daß alle wirtschaftlich einflußreichen Kreise ihn als solchen kennen, ist, soweit sich nicht übermächtige Tendenzen wirtschaftlicher Expansion geltend machen, der einstimmige Wunsch, alle notwendigen sittlichen Eigenschaften zu entfalten, um ihn zu erhalten: ist der intensive Wunsch nach Frieden. Der Beruf des Kaufmanns, die Folgeerscheinung der Handelsentwicklung, ist Friede für das bestehende Geschäft gewesen von Anbeginn — das besagt z. B. schon im Mittelalter der Wunsch jedes Venetianers Pax tibi Marce evangelista meus, und das nicht minder der Wahlspruch der Deutschen Hansa In spe et silentio fortitudo nostra —: nie aber ist dieser wesensnotwendige Zusammenhang in gleich gewaltigen Konsequenzen zur Erscheinung gelangt wie in der Gegenwart. Was heißt aber Friede? Ist er wirklich nur ein wirtschaftliches Gut? Umschließt er nicht alles Hohe, Große, Edle? Kann er nicht der Wunsch einer dem Idealen zugewandten Menschheit überhaupt genannt werden? Wie man diese Fragen auch beantworte: weit mehr als bloß ein ruhiger Tummelplatz wirtschaftlicher Willensbetätigung, erscheint der Friede heutzutage vornehmlich auch durch die Entwicklung der modernen Verkehrsorganisationen geschaffen, gefördert und gewährleistet.

4. Die Frage nach der Entfaltung des modernen Güteraustausches, jener Unsumme von Beziehungen, die, zunächst und rein äußerlich genommen aus dem ständigen Durcheinander der Benutzung von Verkehrswegen und Verkehrsmitteln durch die bestehenden Verkehrsorganisationen hervor-

gehen, läßt sich schwerlich ohne Anhäufung von Zahlen beantworten. Hier einige der wichtigsten.

Soweit der Geldverkehr in Betracht kommt, sind mit die lehrreichsten Zahlen die der Emissionen; das braucht nach dem, was soeben über die Bedeutung des Gründungsmarktes erzählt worden ist, kaum noch hervorgehoben zu werden. Wollen wir aber die Fortschritte auf diesem Gebiete allgemein beobachten, so muß die Entwicklung des größten Geldmarktes der Welt, die der Londoner Börse, zugrunde gelegt werden. An ihr wurden nach den freilich nicht besonders zuverlässigen Angaben Mulhalls emittiert 1860: 3, 1872: 12, 1882: 17½, 1899: 40 Milliarden Mark[1]. Also eine Erhöhung um das Vierzehnfache seit 1860. Zugleich sieht man, wie etwa das Jahr 1860 in diesen Dingen Epoche macht; von da ab beginnt, wenn man einmal eine Zahl haben will, die langsam reifende Vollendung des neuen Zeitalters.

Innerhalb des Deutschen Reiches betrug die Zahl der Neugründungen

Jahrfünft	Gesellschaften	Mill. Mk. Kapital	Jahrfünft	Gesellschaften	Mill. Mk. Kapital
1871—75	1073	2932	1885—90	1061	1100
1876—80	270	224	1891—95	635	586
1881—85	620	596	1896—1900	1390	1997

Vgl. Eulenburg in JBB. f. Stat. u. Nationalök. III, 24, 349 Anm. 1, und dazu den Text.

Gilt es die Anfänge dieses Zeitalters zu sehen, so muß man die Entwicklung des wirklichen Güterverkehrs verfolgen: denn auf ihm erst baut sich, zu seiner Vereinfachung, zu seiner Symbolisierung gleichsam, der Geldverkehr auf. Zudem ist das Zahlenmaterial, das hier zur Verfügung steht, breiter und zuverlässiger: denn Güter, Ballen, Packen lassen sich sichtbarlich kontrollieren; wer dagegen will für die Vollständigkeit der Bewegungskontrolle eines so immateriellen Dinges wie des Geldes Gewähr leisten?

[1] Die letzte, besonders verdächtige Zahl hat Huber, Deutschland als Industriestaat S. 127 Anm. 1, einer zutreffenden Kritik unterzogen. Der Nominalwert der Papiere des Londoner Kurszettels beträgt über 100 Milliarden Mark.

Auch hier gehen wir, schon um den einmal begonnenen Kanevas weiter zu besticken, von England aus. Englands außereuropäischer Handel betrug 1790 etwa 110, 1820 schon 400 Millionen Mark; der gesamte Außenhandel belief sich 1787 auf 370, 1815 auf 1465 Millionen. Es ist eine Vervierfachung binnen eines Menschenalters; England machte ein erstes Zeitalter der großen Erscheinungen modernen Wirtschaftslebens schon um 1800 durch, zumal seine Entwicklung durch die kontinentalen Kriege der Zeit begünstigt wurde. Andere Nationen haben diesen frühen Aufschwung in so stark betontem Maße nicht erlebt; was Deutschland betrifft, so läßt sich nur von einer leisen ersten Schwellung, und noch dazu erst für die zwanziger, dreißiger bis etwa fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, reden.

Mit 1850 aber setzt erst recht ein allgemeines Zeitalter des Erblühens modernen Güteraustausches ein. Um einige Zahlen zu geben: für das Jahr 1800 berechnet man den Welthandel auf $5^1/_2$ Milliarden; Mitte des Jahrhunderts waren erst 17 Milliarden erreicht. Um zwanzig Jahre später dagegen handelte es sich um etwa 45 Milliarden und gegen 1900 wohl etwa um das Doppelte. Man sieht: der Hauptansatz zur Höhezeit, zur Akme, wie die Griechen gesagt haben würden, liegt zwischen 1850 und 1870. Denn zwischen diesen Jahren zeigt sich verhältnismäßig die stärkste Zunahme. Das gilt insbesondere auch von Deutschland. Ja, die Zahlen besagen es hier besonders deutlich: 1850 bis 1870 eine Steigerung von 1400 auf 4270 Millionen, Verdreifachung; 1870 bis 1890 eine Steigerung von 4270 auf 6500 Millionen, Wachsen um einunddreiviertel. Man hat auch in den sechziger Jahren das Nahen des neuen Zeitalters wohl gefühlt. Weitblickende Männer der Praxis, wie Kapp oder Meviſſen, sahen damals neben der „universitären" eine „industrielle" Periode heranwachsen; und die Londoner Weltausstellung von 1862 zeigte denen, die zu urteilen vermochten, zum ersten Male, daß sehr bedeutende

Mengen der von England im Auslande vertriebenen Waren deutscher Herkunft waren.

Wie sich dann seit 1870 nicht nur in Deutschland, sondern der Hauptsache nach auch anderswo der Welthandel unter ständigem Vorwärtsschreiten durch Schwankungen von mageren und fetten Jahren weiterentwickelt hat, ist bekannt genug und ja auch unter dem Bestehen der heutigen Wirtschaft- und Sozialverfassung, wie wir später sehen werden, natürlich: auf die Blütezeit zu Ausgang der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre folgte der große Krach von 1873; die achtziger Jahre brachten zu Anfang wie Schluß gute Perioden, doch unterbrochen durch eine Krisis in der Mitte; der Beginn der neunziger Jahre flaute wieder ab; dann folgte der außerordentliche Aufschwung des letzten Jahrfünfts des alten Jahrhunderts, und das neue hub an mit einer Depression von bedenklichem Umfang.

Ergänzen wir die bisher gezogenen Linien, die nur eine Vorstellung von der Entwicklung des Weltverkehrs und spezieller des deutschen Verkehrs nach außen hin gewähren sollten, durch einige Zahlen des Binnenverkehrs, zu deren Bild die bisher angeführten Daten gleichsam den Rahmen abgeben werden. Auch hier ergibt sich chronologisch dieselbe Erfahrung wie im Außenhandel: bis in die fünfziger Jahre hinein war der Verkehr verhältnismäßig gering. Für 1840 hat man den gesamten deutschen Güterverkehr, mit Ausnahme des See-, Stadt- und Feldmarkenverkehrs, auf etwa 2 Milliarden Tonnenkilometer berechnet; um 1900 wurde er auf über 40 Milliarden, mehr als das Zwanzigfache, geschätzt. Und auch für das Jahr 1850 gibt es noch Anzeichen geringen Binnenverkehrs; sein Verhältnis zum Außenverkehr war das von 7 zu 1, während in England schon das Verhältnis von 5 zu 1 erreicht war. Dann aber begann deutlich, namentlich seit Mitte der sechziger Jahre, die Steigerung; der Einfluß neuer Verkehrsmittel machte sich stärker bemerkbar, und die Anpassung der Austauschorganisation an sie vermehrte die Wirkung. Seit 1870 gar

war der Anbruch einer neuen Zeit ganz augenscheinlich; in den nächsten 25 Jahren verdreifachte sich der Personenverkehr und wuchs der Güterverkehr auf das Vierundeinhalbfache: beides um vieles mehr, als die Länge des Bahnnetzes zunahm. Gleichzeitig stieg auch der Frachtverkehr auf dem Wasser außerordentlich, wie wir schon wissen; im Jahre 1895 betrug er in den drei Rhein-Ruhrhäfen $6^1/_2$, in Berlin mehr als $4^1/_2$ und in dem Elbhafen Hamburgs etwa $3^1/_2$ Millionen Tonnen.

Die Zahlen, die soeben mitgeteilt worden sind, ließen sich noch leicht vermehren. Denn in großer Ausdehnung sind sie aufgestellt worden, und gern spiegelt sich unsere Zeit in ihnen. Und gewiß: der allgemeine Aufschwung ist evident, und im besonderen wieder sehr augenscheinlich ist und die Durchschnittserscheinungen übertrifft der deutsche. Ist er aber so ganz ohne Vorgang? Wirklich, wie man zu sagen pflegt, beispiellos? Die Frage würde unter Wahrung derselben klimatischen und politisch-geographischen Grundlagen innerhalb der deutschen Geschichte nur zu beantworten sein, wenn wir statistisch Genaueres über die Wirtschaftsfortschritte des späteren Mittelalters wüßten; denn nur diese Periode trägt wirtschaftsgeschichtlich einen mit der Gegenwart einigermaßen verwandten, wenn auch der Entwicklungsstufe nach noch niedrigeren Charakter. Und da sind wir denn in der Tat nicht ganz ohne lehrreiches Material, dessen wichtigste Daten schon an früherer Stelle mitgeteilt sind[1]. Darnach ergibt sich für die Hauptverkehrsader des Reiches, für den Rhein in seinem Mittellaufe, von 1267 bis 1368 eine Steigerung dieses Verkehrs um etwa das Vierzigfache, von da bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts eine solche um das Vier- bis Fünffache. Sind das Zahlen, die uns das Recht verleihen, von unserem Zeitalter als einer Zeit unerhörten wirtschaftlichen Aufschwunges zu sprechen? Schwerlich. Aber warum reden wir gleichwohl

[1] S. oben S. 43.

in diesem Sinne? Kein Zweifel, daß sich hier in den Kalkül der Gegenwart ein psychologisches Element einschiebt, das diese Überschätzung nahelegt. Die Entwicklung war im Mittelalter, an den Verhältniszahlen gemessen, wohl noch reißender; aber die Massenhaftigkeit der Erscheinungen an sich war geringer. Darum machte ihr verhältnismäßig sehr rasches Wachstum zwar auch Aufsehen, aber keineswegs das Aufsehen von heute. Heute lastet neben der Steigerung vor allem diese Massenhaftigkeit auf unserer Empfindung und zwingt dieser Eindrücke ab, in denen sich unverhohlenes Staunen und unbegrenzte Bewunderung abmalt. Es sind Momente, auf die wir später in anderem Zusammenhang eingehender zurückkommen müssen.

Sollten nun aber Zahlen, die oben zusammengestellt sind, auf den nichtkaufmännischen Leser wirklich nicht bloß in ihrem gegenseitigen Verhältnis, sondern auch in ihrer absoluten Größe gewirkt haben? Sind so und so viel Millionen Tonnenkilometer etwas ohne weiteres Vorstellbares oder gar Anschauliches? Wird der Laie bei der Angabe, daß der Umsatz der Deutschen Reichsbank im Jahre 1900 189 Milliarden Mark betragen habe, etwas anderes empfinden als die, sei es zur Bewunderung, sei es zum Grauen geneigte, Spannung gegenüber dem Unbekannten? Und werden ihm selbst dann die 189 Milliarden um vieles heimlicher werden, wenn hinzugefügt wird, von dieser Summe seien 111,5 Milliarden im Giroverkehr aufgebracht, 15 im Wechsel- und 2,8 im Lombardgeschäfte? Es ist nicht besonders wahrscheinlich.

Die absoluten Zahlen sprechen nur zu dem Kenner, das heißt zu dem, der sie auf Grund eines seinem Gedächtnisse innewohnenden Zahlenmaterials und anderer Erfahrungen wieder in relative umsetzen oder auch, falls es sich um besonders hohe Mengen handelt, in solche zerlegen kann. Wer nicht unmittelbar im Wirtschaftsleben steht, der bedarf anderer Mittel, um sich von der quantitativen Seite des heute Erreichten zu überzeugen. In dieser Rich-

tung leisten schon gewisse Schilderungen, wie man sie in älteren wirtschaftsgeschichtlichen und nationalökonomischen Schriften findet, einen guten Dienst: Schilderungen, in denen sich Nationalökonomen selbst über ihnen damals noch neue Quantitätsvorstellungen anschaulich Rechenschaft geben wollten. So liest man z. B. in Schmollers Buch über die Kleingewerbe vom Jahre 1869 zur Veranschaulichung der räumlichen Ausdehnung der Herkunft nationaler Einfuhren: „Das Leder an unseren Schuhen ist aus der Haut eines südamerikanischen Büffels geschnitten, die Wolle unseres Tuchrockes kommt aus Australien, der Rohstoff unserer seidenen Weste stammt aus China oder Indien, aus Italien oder Südfrankreich, die Baumwollfaser unseres Hemdes kommt aus Amerika oder Ägypten." Und in gleicher Weise ist wohl zur Illustration der enormen Zunahme des Transportes von Massengütern noch neuerdings ausgeführt worden, daß Schweden die Fassadenquadern für seine öffentlichen Bauten aus Steinbrüchen am Maine beziehe und dafür seinen Granit nach Norddeutschland verfrachte. Oder man kann, um der jetzt so weitgehenden Einfuhr von vegetabilischen Luxusbedürfnissen, von den Blumen der Riviera oder den Feigen Algiers an bis zu den kalifornischen Äpfeln, den Pfirsichen vom Kap der guten Hoffnung und dem Wein aus Australien, Relief zu geben, von jenem besonderen Teil der großen Porzellanservice im 18. Jahrhundert reden, der dazu bestimmt war, bei Prunkessen den Pomme de Chine aufzunehmen, — die einzige Apfelsine, welche die Gesellschaft am Schlusse des Mahles sorgsam unter sich teilte.

Indes solche Angaben sind nur Surrogate. Der Zeitgenosse muß hier selber der Mann sein und sich umschauen. Und besteht in dieser Hinsicht nicht für ihn eine Pflicht? Wie viele Hochgebildete gibt es, die niemals — intensiv, eingehend, von Raum zu Raum, unter Einfordern von Erklärungen wirtschaftlicher und sozialer Art — eine Fabrik gesehen haben, niemals verweilend eine große Verkehrs-

organisation, einen Rangierbahnhof etwa oder eine Speditionsanstalt, erblickten: — und die dennoch glauben, über die Gegenwart allseitig urteilen zu können! Denen niemals anschaulich klar geworden ist, was es heißt, in Reih und Glied zu stehen im Wirtschaftsleben, sei es als Offizier, sei es als Gemeiner, die nie eigentlich soziale Luft geatmet haben, Individualisten einer in Sport und Liebhaberei ausartenden Einsamtätigkeit — und wie viele Gelehrten gehören in diese Kategorie! —: und die dennoch glauben, wenigstens über die geistigen Bewegungen der Gegenwart und der Vergangenheit ein Urteil nicht bloß zu besitzen, nein, auch zum Gebrauche anderer mustergültig bilden zu können! Als wenn das Leben in getrennten Strömen, abkanalisiert in sozial und geistig sauber geschiedene Strähnen, dahinflösse, als wenn nicht eins und alles in einer Kultur aufs innigste zusammenhinge! Nein — hinaus gehe man in die atmende Wirklichkeit der Nation, erfülle sich, was die Wimper hält, mit Bildern ihrer Tätigkeit von jederlei Art und empfinde unter dem Druck ihrer Größe. Und wer dabei auch noch Bilder von gemeinverständlich-ästhetischem Werte liebt, und wem es nicht genügt, durch die rußigen Industrielandschaften Oberschlesiens oder Westfalens zu fahren mit ihren Schlackenbergen, mit dem blinkenden Durcheinander ihres Schienengewirrs und der majestätisch-grausigen Nachtbeleuchtung ganzer Gegenden im wolkigen Widerschein der Feuer von tausend Hochöfen und Schloten, der verschaffe sich wenigstens den Genuß einer Beobachtung großen Verkehrslebens, wie er sich in jeder Großstadt so leicht bietet. Denn dieses Verkehrsleben ist öffentlich: es erfüllt unsere Bahnhöfe und unsere Börsen, es flutet und ebbt in unseren Straßen und auf unseren Plätzen; und wie selten wird es doch angeschaut, wie selten unterliegt es auch nur einer ästhetischen, geschweige denn einer das sittliche und soziale Fluidum aufrüttelnden Betrachtung! Und wer es vermag, der gehe noch weiter: in einen der vielen Seehäfen, wie sie im Laufe der letzten Jahrzehnte an Nord- wie Ostsee fast

überall so von Grund aus erneuert und verändert worden sind. Schon die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts haben die anschauliche Poesie des Treibens am Wasser zu schätzen gewußt; sie sind die Entdecker des Hafenbildes gewesen. Und in der Tat: lebt nicht schon der einfache Schiffer in seinem Kahne, der zugleich sein Heim birgt, auf dem seine Frau waltet und seine Kinder aufwachsen, mit ihm fahrend von Ort zu Ort, lebt er nicht im besonderen Sinne ein Leben der Öffentlichkeit? Um wie viel mehr noch sind die großen Tätigkeiten und Organisationen unserer modernen Riesenhäfen öffentlicher Art und fast durchweg unmittelbar sichtbar! Da können für den, der um sich zu blicken weiß, soziale und sittliche Eindrücke wohl geradezu in politische und patriotische übergehen: wenn etwa im Fahrwasser der Schelde bei Antwerpen an dem alten Kastell der flandrischen Grafen Schiff an Schiff vorübergleitet unter schwarz-weiß-roter Flagge: eine Menge, weit überlegen den Schiffen anderer Flaggen; oder wenn im Hafen von Genua die Amerika- und Orientdampfer des Norddeutschen Lloyds ausfahren, hinter sich das herrliche Panorama des fremden Hafens, vor sich das freie Meer und an Bord ein stolzes Lied, „Heil dir im Siegerkranz" oder „Deutschland, Deutschland über alles".

5. Faßt man zusammen, was eigentlich die unmittelbarste und tiefste Wirkung des modernen Verkehrs, seiner Wege und Mittel, seiner Organisation und seines Verlaufes während der letzten anderthalb bis zwei Menschenalter gewesen ist, so kann man, sieht man von den im ganzen doch sekundären Erscheinungen der Verbilligung des Transportes und seiner weiteren Erstreckung auf die sogenannten Massengüter ab, das Ergebnis mit wenigen Worten ausdrücken: neben Unruhe und Vielseitigkeit, Massenhaftigkeit und Vereinfachung, Ausgleichung und Uniformierung sind es doch vor allem Regelmäßigkeit und Zwangsläufigkeit, kontinuierliches Ineinandergreifen sowie Schnelligkeit der Bewegung,

die die neue Zeit ausmachen, die in dieſem Sinne niemals früher beſtanden haben.

Hierdurch hat aber der Verkehr einen ganz anderen Charakter des Zeitbegriffes und der Raumanſchauung, als er früher beſtand, begründet.

Die Zeit wurde früher als ein in längeren Phaſen ſeines Verlaufes indifferenter Vorgang erfaßt, der nur gelegentlich von einſchneidenden Ereigniſſen durchbrochen wurde. Dieſe Vorſtellung war die Vorausſetzung für eine Zeiteinteilung, der der Einzelverlauf in ſeinen kleinen und kleinſten Teilen und in der Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge dieſer Teile ziemlich gleichgültig war. Es waren Zeitalter, welche ſich mit einer Turmuhr begnügten, die die Viertelſtunden leidlich richtig angab, — Zeitalter, die dennoch ſchon weit über das Mittelalter hinaus waren, dem der Regel nach jede Einteilung unter der Stunde als überflüſſig erſchien. Heute dagegen will jedermann, ſchon der Schüler und die Schülerin, ſeine genau gehende Taſchenuhr haben, wo möglich mit Sekundenzeiger, denn es bedarf der Überſicht wenigſtens über die Minuten zu genügender Einteilung des Tages. Könnte da noch das Wort „minutiös“ geprägt werden in dem Sinne, in dem es frühere Geſchlechter als etwa gleichbedeutend mit „kleinlich“ und „allzu eingehend“ gebraucht haben? Während des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ſind in Deutſchland, abgeſehen von der eigenen Erzeugung, etwa 12 Millionen Taſchenuhren eingeführt worden: auf eine Bevölkerung von etwa 52 Millionen Seelen, einſchließlich der Frauen und Kinder.

Was alſo den modernen Zeitbegriff zunächſt kennzeichnet, das iſt die genaue praktiſche Beachtung des kleinen Zeitabſchnittes: Fünfminutenaudienzen, Minutengeſpräche am Telephon, Sekundenproduktion der Rotationsdruckmaſchine, Fünftelſekundenmeſſung beim Fahrrad: moraliſch ausgedrückt Pünktlichkeit. Kein Zweifel, daß dieſe Beachtung der Sekunde zunächſt und zum großen Teile den modernen Verkehrseinrichtungen verdankt wird. Darum iſt

sie, der Allgegenwart dieser Einrichtungen entsprechend, vom Zeitbegriff auf andere, verwandte Vorstellungen übertragen worden, ist Präzision, Genauigkeit geworden.

Zugleich aber ist damit der Sinn für das, was Zeit ist und sich an Zeit messen läßt, überhaupt gewachsen; leichter als früheren Zeitaltern wird uns auch die Vorstellung großer Zeiträume, sei es des geschichtlichen, sei es des kosmischen Geschehens. So dringen wir auch an der Hand dieses soeben geschilderten Vorstellungswechsels durch archäologische, paläontologische, geologische Entdeckungen in graue Vorzeiten ein, und wir scheuen uns nicht, ja sehen uns genötigt, noch über die Anzeichen aus diesen Entdeckungen hinaus zeitlich rückwärts zu denken; wir schauen vermöge der Lehren von der physikalischen Energie und an der Hand von Analogien eines erst jüngst im höchsten Reichtum erschlossenen kosmischen Geschehens vorwärts in eine unnennbare Zukunft: und wir empfinden von diesen neuen Perspektiven nach vorwärts und rückwärts aus die Gegenwart so intensiv, daß wir sie schon in jeder Minute, die wird und verrinnt, geschichtlich betrachten möchten.

Stärker aber noch als der Sinn für die Zeit ist die Raumanschauung im Verlaufe der jüngsten Entwicklung umgebildet worden; und man kann die sei es unbewußte sei es bewußt durchgeführte Erziehung zu einer neuen Raumanschauung geradezu als einen der wesentlichsten Vorgänge des geistigen Bildungsprozesses der jüngsten Vergangenheit bezeichnen. Das, was hier durch den neuen Verkehr zunächst geweckt wurde, war das Gefühl gleichsam der Allgegenwart auf der Erde. Dampfschiff, Eisenbahn, Telegraph sind gleichsam heimatlos; sie sind allen Klimaten und sonstigen geographischen Bedingungen zugänglich. Darum machen sie auch heimatlos, lösen vom Boden, geben innerhalb der Erdverhältnisse unendlichen Horizont. Wie nahe ist uns jetzt der Stille Ozean getreten, dreihundert Jahre erst nach Balboa und Magalhães! Wie vertraut sind wir mit seinen Kulturen! Und wie viel reisen wir selbst!

Goethes Reise nach Italien erschien der Zeit noch als Ausnahme, seine Schweizerfahrten galten als Wagnis. Schiller war es nicht vergönnt, den Schauplatz seines „Tell" zu sehen. Und gefahrlos war in der Tat das Reisen noch nicht; die Romantik der Räuberbanden erstreckt sich noch bis ins 19. Jahrhundert. Auch im Transport begegnete viel mehr Unglück als heute, von tausend jetzt unbekannten Unannehmlichkeiten nicht zu reden. Zudem: wie teuer reiste man! Büsch, der große Hamburger Handelsschriftsteller, der im Jahre 1800 starb, meinte, ein in Deutschland reisender Kaufmann brauche bei bescheidenen Ansprüchen, wenn er auf Nachtfahrten verzichte, etwa 1 Reichstaler 12 Groschen auf die Meile, macht 56 Pfennige auf den Kilometer. Heute gehört Reisen zur Lebensluft weiter Volksklassen; und es hat namentlich im Laufe des letzten Menschenalters gewaltig zugenommen; im Jahre 1868 legte der Deutsche auf der Eisenbahn im Mittel erst 80 Kilometer zurück, 1897 aber 300. Da sind denn auch Weltreisen einfacher Durchschnittszeitgenossen nichts Ungewöhnliches mehr. Und was deren Dauer betrifft, so ist Jules Vernes Phantasie vom Jahre 1880 „Die Reise um die Welt in 80 Tagen" schon übertroffen; mit Benutzung der schnellsten Beförderungsmittel kann man heute die Reise von Deutschland über Neuyork, Yokohama, Kalkutta, Suez bereits in weniger als 60 Tagen zurücklegen.

All diese Möglichkeiten der Raumbewältigung wurden noch besonders stark entwickelt durch die Tendenz der Verkehrsverwaltungen, eine Fahrt verhältnismäßig um so billiger zu machen, je länger sie dauert. So ist die Fernverfrachtung im Tarifwesen der deutschen Bahnen schon seit Mitte der fünfziger Jahre dadurch begünstigt worden, daß man in wachsendem Maße eine fallende Skala der Gesamtfrachtkosten auf den Zentner und die Bahnstunde bei steigender Entfernung einführte. Derselbe Gedanke gelangte bei der Personenbeförderung zum Ausdruck in den sogenannten Zonentarifen, zuerst in Ungarn 1889, dann teilweise in

Österreich 1890, in besonders großartiger Durchführung seit 1894 in Rußland.

Indem aber auf diese Weise eine außerordentliche Weite der Raumanschauung entwickelt wurde, ist doch zugleich wieder ein früher unbekanntes Gefühl der Raumbegrenzung eingetreten. Man kann hier, nur in umgekehrter Folge, einen ähnlichen Vorgang wie in der Umwandlung des Zeitbegriffes sehen wollen. Im Bereiche des Zeitbegriffes wurde zunächst eine Begrenzung der Zeit durch zunehmende Pünktlichkeit gewonnen, dadurch aber eine schärfere Präzision des Zeitbegriffes überhaupt und in ihr die Möglichkeit, auch große Zeiträume genauer zu überblicken. Bei der Umbildung der Raumanschauung drängte sich zuerst die Weiträumigkeit auf, — aus ihr aber ergab sich auch bald der Eindruck der Raumbegrenzung. Man hat wohl ausgeführt, der Eisenbahnverkehr wirke bei einer bestimmten Höhe so, als wäre das Land in jeder Richtung auf den achten Teil und in der Grundfläche auf weniger als den sechzigsten Teil seiner früheren Ausdehnung zusammengezogen. Und das habe für das gesamte geistige und wirtschaftliche Leben die gleiche Wirkung, als ob bei unverändert gebliebener Größe der Grundfläche die Bevölkerung sechzigmal dichter geworden wäre. Stimmt nun auch diese Berechnung nur in der mathematischen Formel, während ihrem genauen Ausdruck in der Wirklichkeit unter allen Umständen schwere und mannigfaltige Widerstände entgegenstehen, so hat der ihr zugrunde liegende Gedanke doch etwas Richtiges. Starke Möglichkeiten, den Raum zu überwinden, begrenzen diesen Raum nicht bloß für die menschliche Anschauung, sondern auch für die wirtschaftliche Tätigkeit und schieben seine Ausdehnung gleichsam zusammen: so sind z. B. Länder wie Deutschland durch den Ausbau ihres Eisenbahnnetzes für den Seeverkehr in die Ferne so gut wie zu Küstenländern geworden; wenigstens für eine qualifizierte Ware z. B., die von Hamburg nach Tokio verfrachtet wird, trägt es so gut wie nichts aus, ob

sie in Nürnberg oder Magdeburg oder Hamburg selbst erzeugt ist: von Tokio aus betrachtet, fallen diese Städte gleichsam zusammen, so wie unser unbewaffnetes Auge die in so zahlreichen Systemen verbreiteten Doppelsterne des Himmels wegen ihrer großen Entfernungen nur als Einzelsterne erblickt.

Diese Raumbegrenzung zunächst psychologischen Charakters wird aber ganz verständlich doch erst durch die Tatsache, daß die Erdoberfläche räumlich nicht unbegrenzt, sondern in einer uns immer fühlbar werdenden Weise begrenzt ist, — eine Tatsache zunächst rein quantitativer Art, die sich aber alsbald in subjektive, qualitative Wahrnehmungen umsetzt. Es ist, wie die Dinge heute schon liegen, die Grundwurzel aller modernen Probleme der Grundrente. Auch die Zeit ist ja begrenzt und hat darum Rentencharakter: Zeit ist Geld. Aber jeder hat doch zunächst nur seine Zeit zur Verfügung, seine höchsteigene, vom Schicksal ihm gesetzte Zeit; immerhin nur notdürftig und nicht für die höchsten Werte seiner Tätigkeit kann er die Zeit anderer erkaufen. Der Raum dagegen im weitesten Sinne gehört zunächst allen: wer wollte sich nicht heute noch auf den 506 Millionen Quadratkilometern der Erde grundsätzlich frei bewegen können? Aber dieser prinzipiellen Auffassung tritt eine praktische je mehr und mehr gegenüber. Tatsächlich sind denn diese 506 Millionen Quadratkilometer doch nach Maßgabe der an ihnen erworbenen Rechte in besonderem Maße begrenzt, und noch mehr sind es die 135 Millionen, die allein dem Lande zugehören. An sie ist die Menschheit unter tausend und abertausend Einflüssen alter und neuer Rechtszustände gebunden, und um so mehr, je mehr sie wächst und den Raum verkürzt: es gilt nicht mehr das Taciteische et superest ager. Die Folge davon ist, daß Monopolpreise für jeden einzelnen Teil Landes, der in seiner Weise eben nur einmal vorhanden ist, entstanden sind und entstehen. Ein uralter, weit über geschichtliche Zeiten zurückgehender Prozeß der Aneignung spielt

sich hier ab, der in der neuesten Zeit nur das Besondere aufweist, daß er an allen Stellen der Erde mit ganz besonderer Schnelligkeit und ihr entsprechender Brutalität verläuft, und daß er sich, nicht bloß vom einzelnen, sondern besonders auch von den größten menschlichen Gemeinschaften betrieben, auf ganze Länder erstreckt: die moderne Kolonialpolitik, von den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts an, ist sein klassischer Ausdruck.

Da erhalten denn alle Teile der Erde Monopolpreise; sie beginnen sich alle nach dem Prinzip der Grundrente abzustufen. Sogar die Meere werden auf ihren wirtschaftlichen Wert auskalkuliert wie die Karpfenteiche der Binnenlande. Die Ostsee deutschen Teiles z. B. repräsentierte im Jahre 1886, ausgedrückt in den Gewinnen der Hochseefischerei, eine Rente von etwa 200000 Mark; 1900 war diese Rente, infolge von Verbesserungen im Fischereigewerbe, auf über 3 Millionen Mark gestiegen; die Nordsee deutschen Anteils ergab 1887 etwa eine halbe, gegen Ende des 19. Jahrhunderts etwa 6 Millionen Mark. Es waren das noch sehr roh und empirisch festgestellte Zahlen. Aber schon ist man daran gegangen, mit Zuhilfenahme der neueren Planktonforschungen die Grenze der ohne Raubbau noch möglichen wirtschaftlichen Ausnutzungsfähigkeit beider Meere festzustellen, ein Verfahren, das zu einer „rationellen" Abschätzung führen wird: und damit ist die Meeresrente wenigstens in einer Richtung „wissenschaftlich" bestimmt.

Leichter zu übersehen ist natürlich die Rente auf dem Lande. Und da ergibt sich nun, daß das Umschlagen der Raumbegrenzung, sobald diese vollkommener wahrgenommen wurde, in Raumschätzung ungeheure Steigerungen und andere Umwälzungen der Grundrente zur Folge gehabt hat. Aus dem internationalen Gebiete sei hier nur an die Grundrentenentwicklung etwa der Sohle und gewisser Umgebungen des Kanals von Suez oder an die des Witwaterrandes in den früheren Burenrepubliken erinnert. Aber auch in der deutschen Heimat haben die neuen Raumvorstellungen und

Raumzusammenhänge außerordentliche Veränderungen in der Bodenwertung zur Folge gehabt. Bekannt ist zunächst, wie sehr alle Orte der Verkehrskonzentration gewonnen haben. Vor allem die großen Städte, als gleichsam vorherbestimmte Orte solcher Konzentration, und in ihnen wieder gewisse zentrale Lagen. So hat man z. B. den Grundrentenzuwachs Berlins unter der Annahme, daß der geringwertigste Boden innerhalb des Stadtbezirks jetzt für den Geviertmeter 40 Mark Wert habe, wohl etwas zu hoch auf zwischen 2½ und 3 Milliarden Mark liegend berechnet. Veranschaulicht man die Entwicklung durch Einzelheiten, so sind die folgenden Beispiele lehrreich genug. Das Haus, in dem Alexander von Humboldt geboren wurde, kostete 1746: 4350, 1796: 21000, 1824: 40000, 1862: 92000 und 1885: 140000 Taler. Das Rotherstift am Halleschen Tore, das bei seiner Einweihung im Jahre 1842 nicht ganz 34000 Mark gekostet hatte, wurde im Jahre 1895 für 1975000 Mark auf Abbruch verkauft. Man sieht: welche enormen Steigerungen namentlich in der jüngsten Vergangenheit! Besonders charakteristisch aber für diese Tatsache gerade jüngsten Wachstums sind die Vorgänge in der Gemeinde Grunewald bei Berlin. Im Jahre 1889 verkaufte hier die Kurfürstendammgesellschaft die Rute ihres Geländes mit 120 Mark für den Geviertmeter. Im Jahre 1890/91 stieg der Preis auf 165, 1892 auf 180 Mark. Und während die Gesellschaft in den Jahren 1896 bis 1898 den ihr verbliebenen Rest noch für 190 bis 225 Mark verkaufte, waren die Preise besserer, schon in Privathände übergegangener Lagen bereits auf 400 bis 500 Mark gestiegen. Unter diesen Umständen versteht es sich, wenn das Anwachsen des Bodenwertes in den deutschen Großstädten von sachverständiger Seite (Paul Voigt) für die Jahre 1870 bis 1898 auf 8 Milliarden (von 1½ auf 9½ Milliarden) geschätzt wurde.

Ist nun mit dem Wachsen der Grundrente an gewissen Orten das Fallen an anderen Orten innerhalb des deutschen

Bereiches notwendig und quantitativ parallel gegangen? Man wird es nicht sagen können. Zunächst hat die Grundrente vieler landwirtschaftlich genutzter Gelände durch die Verbesserung der Transportgelegenheiten für die Erzeugnisse außerordentlich gewonnen. Nehmen wir ein besonders augenscheinliches Beispiel: den Weinbau. Gewiß, infolge der leichteren Versendbarkeit der Weine des Westens nach dem Norden und Osten sind manche Weinberge, namentlich im Nordosten, eingegangen; da wird die Grundrente gefallen sein. Aber wie hat sich demgegenüber die Grundrente aller wirklich guten Lagen des Westens gehoben, insbesondere jener Lagen, deren Erzeugnisse man fast in aller Welt trinkt! Im Jahre 1900 wurden Wilhelmische Parzellen der rheingauischen Lage Markobrunnen mit 400 Mark die Quadratrute bezahlt, etwa so hoch wie das Kurfürstendammgelände in Berlin; macht auf den Hektar 160 000 Mark. Und die Rheingauweine sind seit etwa dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nicht mehr allein die gesuchtesten. Vermutlich als noch mehr gestiegen würde sich die Grundrente gewisser Weinlagen an der Mosel und an der Saar erweisen, — wenn sie verkauft würden. Nun läßt sich gewiß nicht überall auf deutschem Boden Rüdesheimer oder Zeltinger oder Oberemmeler ziehen. Aber auch für die gewöhnlichen Bodenerzeugnisse und ihre Standorte ist der Regel nach eine Steigerung der Grundrente eingetreten; und jedenfalls hat die Erweiterung der Absatzmöglichkeiten durch die Entwicklung des modernen Verkehrs zwischen schlechtesten und besten Grundrenten ausgleichend gewirkt. Derartige Ausgleichungsvorgänge und ihre großen Wirkungen lassen sich schon aus der Tatsache erschließen, daß z. B. im Jahre 1898 von der deutschen Getreideernte in der Höhe von 19,9 Milliarden Tonnen nicht weniger als 10,8 Milliarden über Eisenbahnen gegangen sind.

Daß alle diese Verhältnisse, daß die Grundrentenvorgänge von Meer zu Meer, von Land zu Land, von Ort zu Ort in Zeiten so gewaltiger Raumverschiebungen, wie

sie etwa seit den letzten zwei Menschenaltern erfolgt sind, für die Einzelwirtschaften leicht mit ganz unerwarteten Gewinnen und Verlusten, zumeist freilich Gewinnen, verknüpft gewesen sind und noch verknüpft sind, — wer wollte es leugnen? Hier, in der so verschiedenartigen Rentabilität der Räume innerhalb des allgemeinen Erdraumes, liegt vor allem das Moment, von dem aus dem modernen Wirtschaftsleben so leicht ein Element des gewagten Spiels und des Glücksrittertums eingeimpft zu sein schien: — bis man, zunächst nur für lokale Grundrentenverhältnisse, den Wertzuwachs durch Besteuerung für die Allgemeinheit einigermaßen nutzbar zu machen versuchte.

6. Für uns tritt an dieser Stelle nur noch die Frage auf, wie denn nun alle diese Vorgänge, die Verschiebungen von Zeitbegriff und Raumanschauung und die Verkehrsentwicklung, die in diesen Verschiebungen ihren letzten seelischen Ausdruck gefunden hat, auf den Handel, als den nächsten Wirtschaftsberuf des Verkehrs, mögen gewirkt haben?

Da ist zunächst nach der negativen Seite hin bezeichnend, daß sich die uralte Verbindung von Handel und Transportwesen fast ganz gelöst hat. Die ältesten Kaufleute waren große Hausierer gewesen, hatten ihre Waren selbst transportiert oder von ihren Beauftragten transportieren lassen. Jetzt blieb gewiß noch immer ein Hausierhandel übrig, ja er erweiterte sich sogar, aber als Überlebsel alter Zeiten und von den jüngeren Bildungen wenig geachtet und fast bekriegt und verstoßen, als unterste Stufe alles Handels. Im Großhandel dagegen, dessen Betrieb auch der Zahl der Hände und Berufe nach sehr stieg, setzte sich die schon im späteren Mittelalter begonnene und im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark geförderte Trennung von Transport und Handel nunmehr ganz durch, und die unmittelbare Ausnutzung der außerordentlich viel sicherer und schneller laufenden, aber auch viel verwickelter gebauten Maschine des Verkehrs fiel besonderen Berufen zu. So

der Spedition, dem Verſicherungsgeſchäft, dem Lagerhausgeſchäft und für den Geldverkehr dem modernen Makler- und Agententum, ſowie dem Kredithandel der Banken. Und während ſie emporkamen, begannen ſelbſt die letzten größeren Einrichtungen zu verfallen, in denen der Kaufmann noch zugleich Transportführer der Ware und Händler geweſen war: die Märkte und Meſſen. Von den Märkten iſt bekannt, daß ſie heute mehr eine Einrichtung der Volksſitte als der Volkswirtſchaft ſind; in ihrer neuen Wandlung freilich erhalten ſie ſich ziemlich zähe, trotz der ſeit etwa 1860 an mehreren Stellen wahrnehmbaren Richtung, ſie ſtaatlich zu beſchränken; und wirſchaftlich haben ſie wohl hier und da, vor allem im Nordoſten, noch immer ihre Bedeutung. Was aber die Meſſen betrifft, ſo ſind ſie in ihrer Bedeutung ebenfalls veraltet; doch hat ſich eine neue Art der Meſſe für ſolche Waren entwickelt, die nicht oder nur ſchwer ohne Anſicht von Proben zu kaufen ſind, ſei es, daß dieſe nicht verſandt werden können oder an ſich nicht genügen: für Pelze und Saaten, für Porzellan und Glas und auch da, wo perſönliche Bekanntſchaft unter den Kaufleuten wünſchenswert erſcheint, wie im Buchhandel, behält die Form der Meſſe noch immer ihre Bedeutung: freilich in allen Fällen mehr in der Form der Börſe als je zuvor.

Mit der Trennung von Transportgeſchäft und Handel hängt es denn auch zuſammen, daß der Handel, der unmittelbar mit dem verbrauchenden Publikum verkehrt, keine großen Vorräte mehr hält. Wo ſind die alten kaufmänniſchen Patrizierhäuſer geblieben mit ihren tiefen Kellern und hohen Dachböden und dem ſtolzen Wahrzeichen des Kranes am Giebel? Man iſt jetzt in den meiſten Orten ſicher, durch Vermittlung der ausgebildeten Transportgewerbe und unter Ausnutzung der raſchen und regelmäßigen Transportgelegenheiten jederzeit von den Erzeugern an Waren ſo viel heranziehen zu können, als man bedarf. Freilich iſt dazu ausgebreitete Geſchäftskenntnis, überhaupt gute kaufmänniſche Durchbildung, flotter Abſatz und ein verhältnismäßig großes

Kapital nötig. Es sind die Voraussetzungen, aus denen das moderne Großgeschäft im Detail, das Warenhaus, erwachsen ist.

Viel mehr aber noch als durch den zunächst negativen Vorgang, daß er das Transportgewerbe so gut wie ganz ausgeschieden und überhaupt jedes Element unmittelbaren Verkehrsberufes abgestreift hat, unterscheidet sich der moderne Handel in positiver Hinsicht stark von dem Handel des 18. Jahrhunderts und fast noch der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das wesentliche ist hier, daß die moderne Raumbewältigung eine neue Klassifikation der Waren herbeigeführt hat, und daß der veränderte Nachrichtenverkehr die Konzentration der Willensakte eines Kaufmanns für die ganze Welt an einem einzigen Orte ermöglicht.

Die Entwicklung des zweiten Momentes ist der Hauptsache nach an den telegraphischen und telephonischen Verkehr gebunden, wie er bei jedem größeren Geschäfte zur Regel geworden ist; von der Unsumme von Telegrammen und Ferngesprächen, die heute die elektrischen Leitungen über die Erde tragen, betrifft weitaus der größte Teil Handelsnachrichten und kaufmännische Abkommen. Damit hängt es zusammen, daß sich der moderne Handel in seinen Betriebsformen generell zunächst entsprechend vor allem dem Steigen des telegraphischen und telephonischen Verkehrs entfaltet hat.

Für die Entwicklung seiner Betriebsformen im einzelnen aber ist vornehmlich wiederum das erste, das räumliche Element von Bedeutung gewesen. Es gibt heutzutage Gegenstände, für die der differenzierte Raum überhaupt so gut wie nicht mehr existiert. Hierher gehört vor allem das Geld: vermöge der voll entwickelten und ständig funktionierenden Ausgleichstechnik zwischen den einzelnen Tauschformen der Erde ist es überall in gleicher Weise vorhanden und für den Geldkräftigen verfügbar. Daneben gibt es aber eine große Anzahl von Waren, die zwar nicht überall in gleicher Weise oder überhaupt vorhanden, aber doch bei

den heutigen Verkehrsmitteln überall leicht und in gleicher Qualität zu beschaffen sind. Es sind die sogenannten fungibeln, in sich vertretbaren Stapelartikel: Getreide z. B., das in den verschiedensten Ländern erzeugt wird, und dessen Qualitäten unter sich nach einer einheitlichen Skala verglichen werden können; aber auch Baumwolle, Seide, Erze, Metalle, Kaffee, Kakao, Tee, Palmkerne usw. Endlich gibt es eine dritte Kategorie von Waren, deren einzelne Stücke weder unter sich fungibel sind, wie z. B. originale Kunstgegenstände jeder Art, noch an verschiedenen Stellen in gleicher Weise vorkommen, wie z. B. etwa persische Teppiche oder chinesische Bronzen, — kurz Waren, die in irgendeiner Weise einen individuellen oder wenigstens speziellen Charakter tragen. Für sie gilt, daß sie unter Umständen sehr weite Räume und noch wenig entwickelte Verkehrswege passieren müssen, ehe sie vom Erzeuger zum letzten Käufer, zum Konsumenten gelangen.

Für diese drei Arten von Waren hat sich nun, neben dem alten, teilweis noch fortdauernden Warenhandel, aus modernen Zeit- und Raumvorstellungen heraus, ein dreifacher Handel entwickelt: der moderne Geldhandel, der eigentliche Spekulations-, insbesondere der Terminhandel und der Kommissionshandel. Dabei können unter Umständen die Formen oder Teile von Formen der einen Handelsart sehr wohl mit Formen oder Formteilen der anderen verschwistert auftreten.

Für den Geld- (und Kredit-) Verkehr zunächst hat sich sozusagen nur ein einziger großer Markt ausgebildet, der die ganze Erde umspannt; das Moment der räumlichen Trennung ist ganz, das der zeitlichen fast ganz verschwunden. Daraus haben sich dann im einzelnen eine Fülle von Änderungen ergeben, der Hauptsache nach im Sinne der Erleichterung und sicheren Ausgestaltung solcher Geschäfte, die früher für besonders gefahrvoll und schwierig gehalten wurden: z. B. des Handels mit auswärtigen Wechseln, der, heute eins der solidesten Geschäfte, früher als eins der ge-

wagteſten galt. Im allgemeinen aber iſt auf dem Gebiete des Geldverkehrs das Ideal des modernen einheitlichen, des Welthandels, ſo gut wie erreicht.

Das hat denn das Übergewicht des Bank- und Börſenweſens im modernen Verkehr zur Folge gehabt und damit zugleich die Tendenz, den Warenhandel, in dem ja neben dem Nachrichtenverkehr der weit ſchwerfälligere, Raum und damit auch Zeit minder leicht überwindende Güterverkehr die Hauptrolle ſpielt, gleichwohl möglichſt nach den Formen des Geld- und Kreditverkehrs zu regeln.

Dieſe Neigung hat vor allem den Warenſpekulationshandel hervorgerufen. Bei dieſem Handel iſt es der Hauptſache nach die Abſicht, gewiſſe Waren für Lieferung in fernen Zeiten oder an fernen Orten oder aber auch in und an beiden zugleich zu kaufen und zu verkaufen. Es iſt alſo der Verſuch, gegenüber einer beſtimmten Ware Raum und Zeit dadurch auszuſcheiden, daß beide willkürlich, wenn auch innerhalb der durch die Verkehrsorganiſation gegebenen Möglichkeiten, auf einen in der Zukunft liegenden Zeitpunkt bezogen werden: was natürlich vorausſetzt, daß man für dieſen Zeitpunkt vermutungsweiſe einen Preis feſtſetzt und mit dieſem rechnet, „ſpekuliert“. Natürlich kann ſich ein ſolcher Handel, der bekanntlich heute eine außerordentliche Rolle ſpielt, nur in Zeiten eines allumfaſſenden und ſtrenggeregelten Nachrichtenweſens, ferner einer ſtarken Ausbildung der Kreditformen und kaufmänniſcher Verfügungsfreiheit über große Kapitalien entwickeln; er iſt daher in ſeiner vollen Ausbildung recht eigentlich ein Ergebnis der jüngſten Entwicklung.

Am klarſten und folgenreichſten tritt der Charakter dieſes Handels im eigentlichen Terminhandel hervor. Dieſer Handel beruht darauf, daß man im Spekulationshandel alle Lieferungen auf ähnliche Termine und auf gewiſſe, überall gleich abgeſtufte Qualitäten fungibler Stapelgüter einrichtet und die Verträge für dieſe Lieferungen auf uniforme Beträge, z. B. 50 oder 100 Tonnen Weizen, zuſchneidet. Auf

diese Weise entstehen in diesen Verträgen Papiere, die nun in der Zeit zwischen dem Abschlusse des Lieferungsvertrages und dem Vollzuge der Lieferung wieder von Hand zu Hand gehen und von Leuten gekauft werden können, die durch eine ihrer Ansicht nach richtigere Vorausberechnung der wirklichen Preise, als sie der Vertrag aufweist, am Termine der Lieferung glauben einen Gewinn erzielen zu können. Man versteht, daß durch einen solchen Handel dem ursprünglichen Spekulanten ein großer Teil seines Risikos in der Berechnung des zur Verfallzeit wahrscheinlichen Preises abgenommen und auf die Schultern derjenigen verteilt wird, die den Vertrag weiter von Hand zu Hand verhandeln: alle diese Zwischenhände übernehmen in der Feststellung des ihrer Meinung nach vorhandenen wirklichen Wertes des Lieferungsvertrages einen Teil der Gefahr. Und die neueren Formen des Report- und Deport-, sowie des Prämien- und Prolongationsgeschäftes haben das Risiko noch weiter vermindert, indem sie eine Herausschiebung des Geschäftsabschlusses gestatten. Das Termingeschäft bildet damit für den Spekulationshandel zugleich eine Art von Versicherung gegen die Gefahr, die dadurch entsteht, daß in diesem Handel mit entfernten Zeiten und Orten gerechnet werden muß, deren wirkliche Gelegenheit nicht sicher übersehen werden kann. Notwendig aber ist er zur Ausgleichung der Preise einer Gütermasse, die, unter der einmal bestehenden Verkehrshöhe, die ganze Welt umfaßt und doch nicht an sich von überallher nach allen Seiten hin in gleicher Frist oder gar gleichzeitig zu gleichen Preisen lieferbar ist: zur Ausgestaltung mithin eines eigentlichen und wo möglich einzigen Weltmarktes für Waren, die dieser Art der Behandlung zugänglich sind. Dies sind aber gerade die wichtigsten aller Waren: Getreide, Rohstoffe der Industrie, vor allem Eisen und Stahl, Bergwerksprodukte, vor allem Kohlen: im allgemeinen die fungiblen Stapelgüter, von denen eine bestimmte Menge nach Güte und Masse durch eine andere Menge gleicher Quantität und

Qualität ersetzt werden kann. Gegenüber solchen Waren also hebt der moderne Nachrichtenverkehr nicht bloß die Zeit, sondern gleichsam auch den Raum auf; dieser hinkt zwar sozusagen nach und schafft darum gegenüber dem Nachrichtenverkehr Zeitdifferenzen, aber die Spekulation geht mit Erfolg darauf aus, vermöge von Vermutungen, die in Werte umgesetzt werden, diese Wirkungen des Raumes zu vernichten. Und es versteht sich, daß den Handelsplätzen, an denen diese Manipulationen heimisch sind, dadurch größere Zufuhr und zahlreichere Nachfrage, in Summa eine wesentliche Belebung des Verkehrs erwächst.

Aber auch für Waren, die sich nur schwer dem Spekulationshandel unterwerfen, ist der moderne Handel ein ganz anderer geworden als früher: vornehmlich wegen der weiten Entfernungen von Käufer und Verkäufer, um die es sich immer mehr handelt. Hier bediente man sich früher des alten Zwischenhandels: verkaufte an einen Kaufmann in mäßiger Entfernung, der dann wieder die Bedürfnisse einer weiteren Entfernung kannte und weiter verkaufte, usw. Diese Art des Zwischenhandels ist in ihren Anfängen uralt und reicht mit ihren Wurzeln auf deutschem Boden zurück bis in die germanische Zeit; aber auch im 18. Jahrhundert noch und noch später waren die Großkaufleute des deutschen Binnenlandes, ja auch der Seestädte an erster Stelle Zwischenhändler.

Jetzt, mit dem modernen Wirtschaftsleben, begann diese Art des Zwischenhandels zu verschwinden. Der neue Nachrichten- und Güterverkehr und die neue Raumanschauung erlaubten es zunächst, sich mit den schließlichen Käufern oder Verkäufern gewünschter Waren in unmittelbare Verbindung zu setzen. Es war eine Bewegung, die in Deutschland seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst im Bereiche des großen Binnenhandels begann; die Getreidehändler von Breslau und Posen fingen an, mit rheinischen Häusern direkt zu handeln, unter Wegfall der bisher vermittelnden Häuser in Mitteldeutschland; westfälische Hütten ließen den

deutschen Nordosten nun von sich aus bereisen und führten landwirtschaftliche und andere Aufträge direkt aus; und der große Holzhandel von Süddeutschland nach Holland wurde ein unmittelbarer, die Zwischenhändler in Heilbronn, Mannheim, Köln verschwanden. Später, seit den siebziger Jahren vornehmlich, wurde dann auch der alte Zwischenhandel auf internationalem Gebiete immer mehr beseitigt, vornehmlich für den Bedarf an ausländischen Rohstoffen. Für den deutschen Handel bedeutete dieser Schritt speziell eine Emanzipation vornehmlich von England. So wurde z. B. noch in den sechziger, ja achtziger Jahren der deutsche Bedarf an Baumwolle im allgemeinen bei englischen Zwischenhändlern gedeckt. Im Jahre 1899 dagegen betrug die deutsche Einfuhr 330000 Tonnen, und von diesen kamen aus England nur noch 2800; alles übrige war direkt aus den Ursprungsländern bezogen. Bremen hat sich im Verlaufe dieses Umschwunges schon während der letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zu einem der größten Baumwollmärkte Europas neben Liverpool entwickelt und Havre überflügelt; die Einfuhr betrug 1899 324000 Tonnen. Ähnlich stand es mit dem Import von Jute; hier wurde Hamburg der Haupthafen für Deutschland und riß zugleich den internationalen Zwischenhandel für das östliche Europa zum guten Teile an sich.

Drängte aber nun der moderne Verkehr und die durch ihn umgeformte kaufmännische Voraussicht überall auf unmittelbare Verbindung mit den Käufern oder — namentlich bei Roherzeugnissen — Verkäufern der Nähe wie der weitesten Ferne, so war dies, insbesondere bei großen Raumunterschieden, nicht möglich ohne einen von dem heimischen Händler abhängigen Kaufmann, der besser als dieser die Gelegenheit des fremden Landes und Ortes und der Ware, sowie der Nachfrage und des Angebotes kannte. Als solche Kaufleute entwickelten sich nun der moderne Geschäftsreisende und der moderne Kommissionär (Vertreter). Blieb dabei der Geschäftsreisende einfacher Beamter des heimischen

Hauses, so stand der Kommissionär meist selbständiger da: war zumeist Kaufmann auf eigene Faust und machte eigene Geschäfte, vertrat aber daneben eine Anzahl auswärtiger Häuser. In jedem Falle waren Geschäftsreisende und Kommissionäre die besonders feinfühligen Enden gleichsam der Tastorgane, die das heimische Haus nach allen Seiten hin in Form von telegraphischen und brieflichen Verbindungen ausstreckte. Und es verstand sich, daß unter diesen Umständen der Kommissionshandel in den letzten Jahrzehnten außerordentlich emporblühte, in der Fremde wie daheim: in der Heimat als Tastorgan der auswärtigen Produktion und des auswärtigen Handels. Indem aber diese Entwicklung eintrat, veränderte sich zugleich der Kommissionshandel vielfach in seiner ganzen inneren Struktur. Das Kommissionshaus, das ursprünglich anderen Firmen zu Diensten gestanden hatte, wurde mit steigendem Kapitalreichtum des Inhabers immer selbständiger; es nahm jetzt von sich aus den Handel — die Beherrschung des Marktes und das Aufsuchen neuer Absatzwege — in die Hand und ward zum wichtigsten Kunden, zum eigentlichen Besteller der großen industriellen Unternehmungen. Es war eine Entwicklung, die sich für den inneren Markt wie die Fremde in immer größerem Umfange vollzog; ihre ausgeprägtesten Formen waren in der ersten Richtung das Engrossortiment, das Kaufhaus, in dem z. B. der Kramwarenhändler seinen ganzen Ladenbedarf für den Einkauf zusammenfindet oder der Konfektionsindustrie die vollständige Auswahl der jeweils modernen Posamentfabrikation zur Verfügung steht, und in der zweiten Richtung das Exporthaus, das sich etwa mit dem Vertriebe von Pianinos nach Australien und Südamerika, von Büchern in die Vereinigten Staaten, von tausenderlei Tand, Spirituosen, alten Gewehren an Völker niedriger Kultur überhaupt beschäftigt. Es ist klar, daß auf diese Weise ein ganz neuer Zwischenhandel erwachsen war und noch immer weiter erwächst, ein Zwischenhandel durchaus aktiven Charakters, ein eigentlicher Pfadfinder für

den Absatz der Industrie in ihrer modernsten Entwicklung. Im ganzen aber ist mit diesen Organisationen auch für den Handel vornehmlich mit qualifizierten Waren eine Form entwickelt worden, der die Tendenz innewohnt, den geschäftlichen Verkehr auf der Erde zu einem einheitlichen zu gestalten. Daher auch auf diesem Gebiete, wenn auch nicht gleich vollendet wie im Warenspekulations- oder gar im Geldhandel, überall der rascheste Ausgleich zwischen Nachfrage und Angebot: ein großer idealer Weltmarktplatz beginnt auch hier immer entschiedener die Preise zu machen, wie er sie, unter schon recht fortgeschrittener Nivellierung, schon macht für Getreide in Chicago und Mannheim, für Baumwolle in New Orleans, Bremen und Liverpool.

Denn das ist schließlich die unverkennbare Tendenz des modernen Handels: die Umgestaltung der Erde zu einem einzigen großen Markte. Und schon zeigen sich die Vorteile und Nachteile dieses neuen, immer mehr breite Wirklichkeit werdenden Zustandes. Ein ins Unglaubliche gestiegener Wettbewerb reibt die geistigen und sittlichen Kräfte des Kaufmanns fast auf, um ihre äußerste Verfeinerung und Stählung hervorzubringen; und mit den Vorteilen regionaler Preise, die früher nicht selten unter dem Weltmarktpreise blieben, ist für abgelegenere Gegenden zugleich die Furcht beseitigt, daß sie noch von Hungersnöten betroffen oder von starker Kapitalbefruchtung ausgeschlossen sein könnten. Für Europa, das noch immer den wesentlichsten Brennpunkt gleichsam und jedenfalls ein Zentrum des in Bildung begriffenen Einheitsmarktes abgibt, ist es ein Zustand, der vornehmlich in der Preisbildung der Stapelartikel günstig gewirkt hat: schon in den beiden Jahrzehnten von 1876 bis 1896 ist in abgerundeten Zahlen Eisen für den Doppelzentner von 92 auf 62 Mark, Baumwolle von 132 auf 62, Wolle von 480 auf 274, Seide von 5600 auf 3900, Zinn von 244 auf 124, Blei von 32 auf 19, Zucker von 56 auf 19, Kaffee von 175 auf 67, Reis von 34 auf 20½,

Weizenmehl von 31 auf 19 Mark gefallen[1]. Und charakteristisch war dabei, daß der Preisrückgang im Binnenland empfindlicher war als in den Seestädten und an den dem Weltmarkt näher gelegenen Handelsplätzen; hier hatte er sich schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts langsam vorbereitet, während er sich auf das Binnenland erst seit Anfang der siebziger Jahre ziemlich unvermittelt übertragen hat.

[1] Vgl. dazu auch die Zusammenstellungen in den Vierteljahrsheften der Statistik des D. Reiches 1902, I.

V.

Die Fortbildung der Gütererzeugung.

1. Der vorige Abſchnitt hat über die Entwicklung des modernen Wirtſchaftslebens berichtet, ſoweit es ſich um den Güteraustauſch handelt; von Transportmitteln und Verkehrswegen, von der Organiſation des Verkehrs, von der Höhe des Austauſches und den modernen Betriebsformen iſt die Rede geweſen, und die Wandlungen der ſeeliſchen Elemente ſind aufgedeckt worden, die dieſer Entwicklung ebenſo zugrunde lagen wie ſie aus ihr hervorgingen. Es ſind gleichſam die Kuliſſen des großen Theaters der modernen Wirtſchaft, die damit zunächſt aufgeſtellt wurden, und ſchon haben wir einige Szenen auf dieſer Bühne ſich abſpielen ſehen.

Jetzt gilt es, die verwandte Entwicklung der Gütererzeugung zu betrachten und von ihr aus tiefer als bisher in Weſen und Entfaltung des modernen Wirtſchaftslebens einzudringen.

Wir beginnen dabei mit der Geſchichte der modernen Stoffveredlung, der Induſtrie. Denn auf dem Gebiete der Urerzeugung, der Landwirtſchaft, hat das neue Wirtſchaftsleben im allgemeinen erſt ſpäter eingegriffen. Gewiß hat die Landwirtſchaft in Deutſchland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den erſten Jahrzehnten des 19. große Wandlungen durchgemacht: ſo große, daß ſie im allgemeinen viel mehr Menſchen ernähren konnte als früher; die außerordentliche Vermehrung der deutſchen Bevölkerung

in dieſer Zeit und noch darüber hinaus iſt vornehmlich ihr zu verdanken. Allein die landwirtſchaftlichen Fortſchritte von Schubart von Kleefeld bis auf Thaer und noch ein wenig darüber hinaus vollzogen ſich doch noch nicht auf der Grundlage der modernen wiſſenſchaftlich-techniſchen Entwicklung, ſondern waren in weit höherem Grade noch Errungenſchaften einer Praxis, die in ihren Wurzeln ſchließlich aus der Dreifelderwirtſchaft und aus dem Gegenſatze zu ihr hervorgegangen war. Es iſt die höchſte Blüte früherer Entwicklungen, nicht aber eine im heutigen Sinne des Wortes moderne Erſcheinung, die uns in ihnen entgegentritt.

In der Stoffveredlung drangen die Prinzipien der modernen Technik zuerſt da ein, wo eine uralte und weitverbreitete Induſtrie früh in das Manufakturſyſtem eingetreten war. Dies war vor allem in der Textilinduſtrie der Fall; und das klaſſiſche Land dieſer früheſten Umwälzung war England.

In der Textilinduſtrie zuerſt erhielten Arbeitsmaſchinen Bedeutung, Errungenſchaften der großen mechaniſch-techniſchen Bewegung ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Naturgemäß knüpften ſie an die alten Spinn- und Webwerkzeuge an. Statt der Drehſpindel und des im Webſtuhl durch das Fach geſteckten Schützen wird die Mule-Jenny (Spinnmaſchine) in der Zeit von 1765 bis 1774 erfunden und ausgebaut und der mechaniſche Webſtuhl 1785 erfunden und 1801 verbeſſert; dazu wird ſpäter der Selfactor eingeſtellt. Dieſen Maſchinen folgen dann tauſend weitere Verbeſſerungen und neue Einrichtungen; ſtändig iſt die Textilinduſtrie Heimat einer ſtarken techniſchen Entwicklung geblieben. Insbeſondere hat die Gewebstechnik in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wieder ſtarke Fortſchritte gemacht. Beim Jacquardſtuhl brachte man es dahin, daß an einem Gewebe fünfzehn verſchiedene Farben nach Belieben angewendet werden können; in der Samtweberei fertigt man heute am ſelben Stuhl drei Breiten nebeneinander und über ihnen noch drei Breiten

(zu 40 bis 45 Zentimetern), so daß jedes Stück mit den anderen zugleich gemacht werden und ein Weber mit einer Maschine wöchentlich 120 Meter Ware liefern kann. Dabei haben sich die Erfindungen, von England ausgehend, allmählich über alle Industrieländer verbreitet, und längst haben diese auch schon an der Verbesserung der textilen Arbeitsmaschinen teilgenommen.

Außerhalb der Textilindustrie sind die frühesten und wichtigsten Arbeitsmaschinen für die Bearbeitung des Eisens hergestellt worden und wiederum anfangs namentlich in England. Brachte doch das neue Zeitalter vor allem das Eisen als Nutzmetall zu Ehren, als das eigentliche Metall der zwangsläufigen, der Maschinenbewegung. Und so mußte auch seine Bearbeitung der höchsten, eben noch denkbaren technischen Vervollkommnung unterworfen werden. Der erste Dampfzylinder, den Watt gießen ließ, war an dem einen Ende 5 Millimeter weiter als am anderen. Wie würde heute dergleichen noch möglich sein? Die Differenz darf nicht mehr als einen halben Millimeter betragen.

In England traten schon um die Wende des 18. und in den ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts die grundlegenden Erfindungen für die genauere Eisenbearbeitung zutage: die Metalldrehbank mit dem Support von Henry Maudsley, mit dessen Hilfe es erst gelang, die geometrische Form genau, sicher und leicht herzustellen, dann die vertikale Zylinderbohrmaschine[1], die Feil- und Eisenhobelmaschine, die Kreisschere und die Blechbiegemaschine. Und ihnen folgten die an Erfindungen besonders reichen Jahrzehnte von 1830 bis etwa 1860, in deren nicht bloß zeitlichem Mittelpunkte die Erfindung des Dampfhammers (1838) und der hydraulischen Schmiedepresse (1841) steht. Wie anders lagen da in diesen Zeiten die Dinge noch in Deutschland! Da hatte der Metallarbeiter noch keine Hobel- und Bohrmaschinen; er

[1] Die horizontale Zylinderbohrmaschine wurde 1807 durch Breithaupt in Kassel erfunden.

mußte z. B. Gewindspindeln noch aus freier Hand schneiden und lange eiserne Wellen wie ein Holzdrechsler drehen; im allgemeinen stand ihm nicht viel mehr als Drechselbank und Drillbohrer zur Verfügung. Und noch in den vierziger Jahren war es der Stolz des deutschen Maschinenbauers, eine gerade Gußfläche mit dem Meißel herzustellen oder geschmiedete Wellen mit Meißel und Feile gangbar zu machen. Indes allmählich verbreiteten sich auch in Deutschland die genannten englischen Maschinen, und neben ihnen brachen sich, langsamer, andere Maschinen Bahn, so die Fräsmaschine, die in unseren Tagen für die Kleineisenindustrie grundlegend geworden ist, und die für die Bearbeitung runder Flächen heute auch kaum noch entbehrliche Schleifmaschine. Für die Erfindung neuer Maschinen aber kam neben England und den Vereinigten Staaten neuerdings auch Deutschland stark in Betracht.

Wie aber die Textilindustrie und die Eisenindustrie ihre Arbeitsmaschinen erhielten, so neben ihnen allmählich auch alle wichtigeren Gewerbe. Da stellten sich die Näh- und Stickmaschinen ein, als interessantere von beiden vielleicht die von Heilmann in der Schweiz 1840 erfundene Stickmaschine, die, seit Mitte des Jahrhunderts in den schweizerischen Stickkantonen, Appenzell, St. Gallen, angewandt, seit 1857 auch im sächsischen Erzgebirge Eingang gefunden hat. Da entwickelten sich ferner die Strickmaschine und der Strumpfwirkerstuhl mit dem Rundstuhl für Trikotagen. Da zog nicht minder das Heer der Rohstoffbearbeitungsmaschinen ein, für Holz und Leder, für Wolle und Baumwolle, für Eisen und Blech. Da ergab sich die Unsumme der maschinellen Einrichtungen für Müllerei, Brauerei, Brennerei, Zuckerindustrie; für Gerberei, Sattlerei, Schuhmacherei, Buchbinderei; für Bautischlerei, Möbelfabrikation und Holzindustrie überhaupt usw.

Alle diese Maschinen aber bedurften, von Anbeginn starker Kräfte, um sie in Bewegung zu setzen und das in ihnen steckende Kapital in regelmäßigem Betriebe auszu-

nutzen. Vermochten das die uralten Wasserräder oder die angeblich in Deutschland gegen Ende des 11. Jahrhunderts erfundenen Windräder oder selbst auch Pferdekräfte im Göpelwerk? Erst die Dampfmaschine machte die früheſten Arbeitsmaschinen wahrhaft flott, wie sie recht eigentlich auch erst die Erfindung der späteren ermöglichte.

Nun hat man zu allen Zeiten höherer und mittlerer Kulturen die Dampfkraft gekannt; unser Mittelalter hat sie z. B. bei Ingangsetzung der sogenannten Püsteriche ausgenutzt. Allein schon das war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts neu, daß man ernsthaft mit ihr zu experimentieren begann; es sind die Anfänge einer technischen Richtung, die aus der Mechanik in die Thermophysik überleitet. Und schließlich kam man bereits in diesem Jahrhundert mit dem Papinschen Apparate von 1690 der Idee der Dampfmaschine leidlich nahe.

Allein nicht in herumtastendem bloßen Experimentieren werden die großen Erfindungen gemacht. Das Bedürfnis, das deutlich empfundene oder das geahnte, muß hinter dem Versuche stehen und den Geist des Erfinders leiten und befruchten. Von diesem Gesichtspunkte her hat die Erfindung der Dampfmaschine mit dem Papinschen Topfe wenig zu tun. Die Anfänge führen hier vielmehr auf das Bedürfnis nach Pumpen, nach Wasserhebemaschinen zurück, das seit dem 17. Jahrhundert namentlich im englischen Bergbau lebendig geworden war. Wie wünschenswert hier ein billiger Motor war, ergibt sich daraus, daß z. B. um 1700 in einem einzigen Bergwerke 500 Pferde an Göpeln gingen, um Wasser zu heben. Da baute Savery im Jahre 1698 eine Maschine, in der Dampf zur Förderung von stündlich 1200 Liter Wasser benutzt wurde. Und an ihre Stelle trat dann 1704 die verbesserte Maschine von Newcomen; sie hatte neben dem Dampfkessel schon einen Zylinder mit Kolben und einen Balancier, an dem das Pumpgestänge saß, war also eine bereits recht vollkommene Pumpmaschine.

Diese Maschine hat dann Watt studiert, als es sich ihm nach der Herstellung einer besseren Pumpmaschine darum handelte, auf das Drängen seines Geschäftsteilhabers Boulton, der, den eigentlichen technischen Schwierigkeiten fern, den kaufmännischen Gesichtspunkt vertrat, für die ersten großen Arbeitsmaschinen der Textilindustrie einen geeigneten Motor zu finden, und er hat dann an ihr in den Jahren etwa 1770 bis 1780 diejenigen Verbesserungen angebracht, deren sie zu diesem Zwecke bedurfte. So entstanden die ersten wirklichen doppelt wirkenden Niederdruckdampfmaschinen: aus der Pumpmaschine war der Prototyp aller späteren Dampfmaschinen entwickelt; und noch heute tragen selbst unsere vollendetsten Dampfmaschinen, wenn man von den erst neuerdings wichtiger gewordenen Dampfturbinen und Verwandtem absieht, deutlich die ataviſtischen Spuren der Pumpmaschine.

Watts Niederdruckmaschine war, nach unseren Begriffen und bereits nach denen der Generation von etwa 1810, erst ein sehr mäßiger Motor. Schon um 1800 wurden weit über ihre Konstruktion hinaus in England Hochdruckmaschinen bis zu vier Atmosphären Druck gebaut. Dabei ließ sich denn in der sogenannten Compound- oder Verbundmaschine das Prinzip der Hochdruckmaschine mit dem der Niederdruckmaschine vereinigen und dadurch ein besonders leistungsfähiger Motor herstellen; er erscheint in England seit 1804. Von da ab bis zur Gegenwart mit ihren Vierfachexpansionsmaschinen bis zu 12 und 15 Atmosphären Druck und 20 und mehr Tausend Pferdekräften sind dann freilich noch außerordentliche Verbesserungen gemacht worden; und gerade in den letzten Jahrzehnten haben sich infolge neuer Erfindungen in der Konstruktion die Kosten der Dampfkraft selbst und der Pferdekraftstunde um 40 % vermindert, während die Leistungen gleichzeitig noch um vieles mehr gestiegen sind.

So ist denn die Dampfmaschine noch immer ein jugendfrischer Motor; und die später hinzugekommenen Kraft-

maschinen haben ihn einstweilen noch nicht verdrängt. Denn diese sind bisher der Regel nach nur unter besonderen Verhältnissen brauchbar, wie die Gasmaschine oder die Heißluftmaschine, oder sie bedürfen wieder, um in ihrer besonderen Art voll zu wirken, eines Antriebes, wie die Dynamos; und dieser Antrieb wird dann zumeist wieder von der Dampfmaschine genommen, wenn auch bei den Dynamos neuerdings die Energie des fallenden Wassers immer stärker in Wettbewerb tritt.

In Summa ist es also fast immer jene besondere Art der chemischen Energie, welche durch die in den Kohlen aufgespeicherte Kraft der Sonnenstrahlen repräsentiert wird, die unseren Motoren zugute kommt. Chemische Energie überhaupt aber ist die technisch brauchbarste, weil konzentrierteste und am leichtesten überall verwendbare Energieform. Ist sie es nicht schließlich, die, in der Form mannigfacher Nahrung, die natürlichen Maschinen der Tiere und des Menschen in Bewegung. setzt? Und eben darin, daß sie jetzt auch für die Bewegung künstlicher Maschinen eingespannt wird, besteht der Kern der naturwissenschaftlich bedingten Fortschritte der modernen Technik. Von diesem Standpunkte aus versteht man die allgemeine Bedeutung der Chemie für die jüngste Entwicklung. Speziell aber kommt die Chemie auch noch als die Kunst der Stofftrennung und Stoffvereinigung da, wo diese letzte Arbeitsprozesse bedeuten, in Betracht.

Und hier ist es die Behandlung des großen Nutzmetalles des Zeitalters, des Eisens, durch die sie am frühesten eingreift. Nicht als ob das Eisen nicht schon früher als wichtigstes industrielles Nutzmetall erkannt und verarbeitet worden wäre. Der Aufschwung der Montanindustrie, der gegen Schluß des Mittelalters namentlich auch in Deutschland eintrat und sich im 16. Jahrhundert fortsetzte, wurde zu einem nicht geringen Teile sogar schon dem Bedürfnis nach größeren Mengen besser raffinierten Eisens gerecht. Und dieses Zeitalter war auch schon in der Lage, der Zu-

kunft wertvolle Einrichtungen ſpeziell zum Betrieb der Eiſeninduſtrie zu vermitteln: ſo die Aufbereitung der Erze durch das Schlemmverfahren und vor allem den Schmelzprozeß im Hochofen. Allein die moderne Entwicklung beginnt doch erſt im 18. Jahrhundert; und wiederum iſt es England, wo ſie ſich am früheſten vollzieht. Noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus war hier, wie anderswo, die Erzeugung von Eiſen an den alten Hochofen gebunden geweſen: an die Hitzegrade, die aus Holzkohle unter Einwirkung eines ziemlich urſprünglichen Gebläſes gewonnen werden konnten. Das Ergebnis war demgemäß gering und zudem, bei ſteigenden Holzpreiſen, nur unter Aufwendung immer größerer Koſten zu erreichen. Demgegenüber bedeutete es einen Fortſchritt, als in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts ſtatt der Holzkohle Steinkohle und zum Erſatz dieſer bald auch Koks verwendet wurden und damit zum erſten Male die für die Entwicklung der ganzen Folgezeit ſo charakteriſtiſche techniſche Verbindung von Eiſen und Kohle eintrat. Es waren die Anfänge einer früheſten Entwicklung der modernen Eiſeninduſtrie, die ihren Abſchluß mit der Raffinierung des Roheiſens im Puddelprozeß und mit der Entkohlung des Eiſens in geſchloſſenen Flammenöfen unter mechaniſcher Verrührung fanden.

In Deutſchland wurde dieſe ganze Summe von Fortſchritten ſowie die Verarbeitung des Eiſens mit Dampfhammer und Walzwerk der Hauptſache nach erſt in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgenommen; bis dahin herrſchten noch der alte kleine Hochofen und das alte Hammerwerk, deſſen ſcharfen Ton man namentlich in den Mittelgebirgen noch aus ſo manchem Walde erklingen hörte. Von nun ab aber vollzog ſich die Entwicklung ziemlich gleichmäßig, wenn auch der Hauptaufſchwung erſt mit den ſechziger bis achtziger Jahren eintrat. Nachdem ſchon Ende der dreißiger Jahre die Laurahütte in Schleſien treffliches Walzeiſen erzeugt hatte und dann ſeit den vierziger Jahren die rheiniſchen und weſtfäliſchen Walzwerke mit dem Profil-

eisen und großen Puddlingsblechen den Engländern erfolgreich entgegengetreten waren, handelte es sich jetzt besonders um die Erzeugung und Verwendung von Stahl. Da hatte noch in der Mitte des Jahrhunderts Alfred Krupp große Schwierigkeiten, den Gußstahl, seine Erfindung, gegenüber den Engländern zur Geltung zu bringen. Daneben verbreiteten sich, langsam anfangs, darauf immer schneller, in Deutschland jene drei englischen Erfindungen, welche die vielleicht radikalste Umgestaltung der Eisen- und Stahlindustrie gebracht und vor allem auch die deutsche Fabrikation begünstigt haben: der Bessemerprozeß, das Thomas-Gilchrist-Verfahren und der Martinsprozeß. Bessemer lehrte 1856, Roheisen in geschlossenen birnförmigen Räumen (Konvertern) durch Zuführung erhitzter Luftmengen aus einem starken Gebläse ohne Anwendung von Menschenkraft in Stahl zu verwandeln. Dies Verfahren konnte aber nur bei besten, fast phosphorfreien Erzen angewendet werden. Darum bedeutete es eine wesentliche Verbesserung, als Martin im Jahre 1865 den Schmelzprozeß auch für weniger brauchbare Erze durch Zusatz von Alteisen ermöglichte. Phosphorreiche Erze indes, wie sie gerade in Deutschland in den Minetteablagerungen Lothringens und Luxemburgs wie von Ilsede sehr verbreitet sind, ließen sich auch jetzt noch nicht auf einfache Weise nutzbar machen. Da führten Thomas und Gilchrist im Jahre 1879 den basischen Bessemerprozeß ein; und die Aufnahme dieses Verfahrens, das brauchbare Produkte auch aus phosphorreichen Erzen liefert, gab gerade der deutschen Industrie den mächtigsten Aufschwung: jetzt erhoben sich überall jene umfangreichen Anlagen, deren Betrieb dem Laien mit die großartigsten industriellen Bilder und malerische Eindrücke von unvergleichlicher Gewalt hinterläßt, — des majestätischen Eindruckes nicht zu gedenken, den ein Gebläse dieses Verfahrens auch dem Ohre gleich dem Donnern eines an steiler Küste langhin brandenden Meeres vermittelt.

Später als die thermochemische Technik, die der Haupt-

ſache nach mit der Raffinierung der Metalle verknüpft blieb, und namentlich in Deutſchland recht ſpät, dann aber um ſo gewaltiger, hat ſich das entwickelt, was man im ſpeziellen Sinne chemiſche Induſtrie nennt.

Die Anfänge liegen hier in England und auch in Frankreich, wenn auch Deutſchland ſchon früh gelegentlich einmal mit Erfindungen eingegriffen hat, ohne indes zu ihrer gewinnreichen praktiſchen Verwertung zu gelangen; ſo iſt z. B. die Entdeckung der wirkſamen Stoffe in den altbekannten pflanzlichen Heilmitteln, dem Opium uſw., der Alkaloide, von einem Deutſchen, dem Apotheker Sertürner in Einbeck, im Jahre 1816 ausgegangen, wie denn überhaupt Apotheker in dieſen Frühzeiten die Chemie mächtig gefördert haben. In den erſten Perioden aber der chemiſchen Technik, die man bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts rechnen kann, handelte es ſich, nach Anfängen bereits im 18. Jahrhundert, zuerſt um die Darſtellung ſtarker Mineralſäuren und Alkaliſalze, dann, ſeit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, um die Verwertung pflanzlicher Alkaloide zu Heilmitteln (Morphium, Strychnin, Chinin, Nikotin, Atropin) ſowie um die künſtliche Darſtellung des Ultramarinſtoffes. Deutſchland war in dieſen Zeiten allenfalls ein wenig mit an der Ultramarinfabrikation beteiligt; in den dreißiger Jahren wurde ſie in Nürnberg und Wermelskirchen betrieben; auch die fabrikmäßige Darſtellung von Soda nach dem Leblancſchen Verfahren, die Stärke- und Dextrin- ſowie die Zündhölzchenfabrikation und die Herſtellung des Waſſerglaſes breiteten ſich aus. Im ganzen aber hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch Frankreich die Führung. Dort zählte man im Jahre 1850 ſchon 547 chemiſche Fabriken mit 5947 Arbeitern, während in deutſchen Statiſtiken dieſer Zeit der chemiſchen Induſtrie häufig noch gar nicht gedacht iſt und in Preußen im Jahre 1846 nur 179 chemiſche Fabriken mit 2207 Arbeitern vorhanden waren. Auch war die engliſche Konkurrenz der deutſchen durchaus überlegen.

Da änderte sich die Lage von Grund aus seit etwa den sechziger Jahren. Was der deutschen Industrie in dieser Zeit machtvoll zu Hilfe kam, das war der Aufschwung der deutschen chemischen Wissenschaft. Gewiß hatte diese schon seit den zwanziger und dreißiger Jahren in hohem Grade selbständig zu arbeiten begonnen, und dies war nicht geschehen, ohne daß der Industrie daraus Vorteile hätten erwachsen können; so ist das Phenol (Karbolsäure) und das Benzol in den dreißiger Jahren von Runge und von Mitscherlich in Berlin entdeckt worden. Aber entscheidend griff die Wissenschaft doch erst später ein. Jetzt begannen die deutschen Chemiker unter der Anleitung ihrer großen Meister, eines Liebig, Wöhler, Bunsen, A. W. Hofmann, Kekulé, damit, die Stoffe und vornehmlich auch gewisse Rückstände anderer Fabrikationen auf ihre industrielle Ausnutzbarkeit systematisch durchzuprüfen, und der Erfolg war außerordentlich. Ungeahnte Fortschritte wurden in der Ersetzung natürlicher Stoffe durch künstliche gemacht, so namentlich auf dem Gebiete der Farben: an die Stelle des Krapps, der Cochenille, des Indigos, des Blauholzes traten die Anilinfarben (1856 bezw. 1858), die Alizarinfarben (1868), das Indigotin (1880) usw. Und in der Ausnutzung dieser Entdeckungen erhob sich die deutsche chemische Industrie zum ersten Male selbständig über die Leistungen Frankreichs und Englands: der Übergang zur Massenfabrikation auch feinerer Erzeugnisse wurde erfolgreich gemacht; und neben den Fabriken entstanden große industrielle Laboratorien mit einer Besetzung von Hunderten wissenschaftlich arbeitender Chemiker.

Diesem Aufschwung ist seitdem eine noch höhere, jüngste Periode gefolgt: in der elektrolytischen Gewinnung von Gold, Kupfer und Zink, in der synthetischen Darstellung von Parfümerien, zuerst des Vanillins, in der Fabrikation neuer Heilmittel aus Steinkohlenteer (Phenacitin, Antifebrin, Antipyrin, Pyramidon usw.), in der Herstellung des Saccharins und der konzentrierten Nährstoffe, in der fabrik-

mäßigen Gewinnung von Bakteriengiften hat ſie Triumphe aufzuweiſen. Und ſchon erſcheinen innerhalb der chemiſchen Induſtrie ganz andersartige weitere Fortſchritte in Ausſicht, ſo namentlich die induſtrielle Ausnutzung einzelner katalytiſcher Prozeſſe.

In den Jahren 1882 bis 1895 hat ſich die Zahl der in der deutſchen chemiſchen Induſtrie beſchäftigten Perſonen um 61 vom Hundert vergrößert; ſie betrug im Jahre 1895 115000, und die Gehälter und Löhne dieſer gewaltigen Schar ſtellten einen Wert von 129 Millionen Mark dar. Dabei entfiel auf einen Arbeiter der chemiſchen Induſtrie eine Produktion im durchſchnittlichen Jahreswerte von etwa 8000 Mark: dem Zehnfachen etwa des entſprechenden Wertes bei einem Arbeiter der Stein-, Ton- oder Glasinduſtrie.

Im übrigen würde man den unmittelbaren Einfluß der Chemie auf die Entwicklung der modernen Erzeugung viel zu gering anſchlagen, wollte man ihn bloß in der eigentlichen chemiſchen Induſtrie ſuchen. Vielmehr gibt es wohl kaum irgendeinen wichtigeren Vorgang der Stoffveredlung, der nicht von der Chemie befruchtet worden wäre; wir haben das vor kurzem an der Metallurgie kennen gelernt, wir hätten es auch an der Textilinduſtrie verfolgen können, die ſeit der Erfindung der Kunſtbleiche mit Chlor (1785) vor allem in der Bleicherei und Färberei durch chemiſche Fortſchritte aufs tiefſte beeinflußt worden iſt.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Induſtrie, — faſt noch tiefer ſind dieſe Beeinfluſſungen in der Urproduktion, insbeſondere auf dem Gebiete der Landwirtſchaft geweſen; und ſoll man einen Vergleich wagen, ſo übertreffen ſie an Bedeutung wohl bei weitem all die landwirtſchaftlichen Umwälzungen, die aus der Einführung von Arbeitsmaſchinen hervorgegangen ſind. Das erſte entſcheidende Moment war hier die Schaffung der Agrikulturchemie durch Liebig (1840). Sie entwickelte die Lehre, daß die Pflanze zu ihrem Wachstum gewiſſer mineraliſcher Stoffe bedürfe, die ſie dem Boden

entnehme. Demgemäß komme es, zur Erzielung reichlicher Ernten, darauf an, dem Boden die entzogenen Stoffe auf dem Wege des Düngens nicht bloß wieder zuzuführen, sondern ihn womöglich weit reichlicher als bisher mit diesen auszustatten. Es war die Nationalisierung des bisher empirisch betriebenen Düngens, der Anfang der Lehre von der künstlichen Düngung mit Phosphorsäure und Kali, womöglich auch mit Stickstoff. Dabei stellte sich bald heraus, daß sich die Phosphorsäure am ehesten in der Form des Guanos, der von den chilenischen Küsten herbeizuholen war, zum Düngen eigne; erst später trat mit dem Guano das Phosphatmehl, das wertvollste Abfallserzeugnis aus der Entphosphorung des Eisens im basischen Bessemer- und Siemens-Martinprozeß, in Wettbewerb. Was aber das Kali anging, so fand sich der nötige Dungstoff in ganz einzigartiger Weise gerade an der Stelle, wo der modernen deutschen Landwirtschaft auch sonst der günstigste Standort winkte, im Anhaltischen, inmitten der fruchtbaren Ebenen zwischen Erzgebirge und Harz. Hier waren schon 1843 die Staßfurter Kalisalzlager entdeckt worden, im Laufe der sechziger Jahre wurde dann ihre Ausbeutung wichtig, und später ist sie bis zu Werten von 6,8 Millionen Mark im Jahre 1880, 16,5 im Jahre 1890, und 39,1 Millionen im Jahre 1900 gesteigert worden. Nach alledem blieb uns noch ein Stoff von großer Bedeutung übrig, der aus fernem Lande herbeigeholt werden mußte: der Stickstoff. Er wird noch heute, vornehmlich in Gestalt des Chilisalpeters, eingeführt; der Import von Chilisalpeter bezifferte sich dem Werte nach im Jahre 1900 auf 77,5 Millionen Mark. Doch hat man jetzt auf Grund der Untersuchungen und Entdeckungen von Schulze-Lupitz und Hellriegel, Stickstoff auch auf chemischem Wege, vornehmlich durch Gründüngung, insbesondere der Lupine, im Boden selbst zu erzeugen gelernt; und die Zeit ist herbeigekommen, in der man Stickstoff auch direkt, in chemischem Verfahren, daheim in einer für die Landwirtschaft brauchbaren Weise erzeugt.

Ermöglichte es nun die Agrikulturchemie, die Vorgänge der Pflanzennahrung infolge ihrer wissenschaftlichen Durchdringung ganz anders als bisher, viel sparsamer und zugleich doch weit intensiver zu befruchten, so trat neben sie bald, ebenfalls durch Liebig begründet, die Tierchemie. Durch beide hat sich der landwirtschaftliche Betrieb seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr umgewandelt: ein rechnerisches, kaufmännisches, ja spekulatives Element ist in ihn hineingekommen, wie es z. B. in der willkürlichen Behandlung der Fruchtfolge oder in der Züchtung der Tiere bald auf Fett oder Fleisch oder Milchertrag je nach den Aussichten des Marktes hervortritt.

Neben der Landwirtschaft unterlagen auch die landwirtschaftlichen Nebengewerbe der Einwirkung der Chemie. Von ihnen ist neben der Brauerei, die hier nur uneigentlich genannt werden könnte, übrigens aber durch die wissenschaftliche Reinzucht der die Hefe bildenden Bakterien auch eine Wandlung erfahren hat, die Branntweinbrennerei das älteste. Ursprünglich an die Erzeugung aus Wein geknüpft, erlebte sie eine erste Umbildung durch die Entdeckung, die schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts gemacht wurde, daß man auch aus Getreide und Kartoffeln Branntwein darstellen könne. Indes ging aus dieser technischen Erfahrung nicht alsbald eine eigentlich wirtschaftliche Umwälzung hervor; vielmehr blieb die Brennerei noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts überwiegend in kleinen Händen. Aber bald darauf, seit der Einführung neuer chemischer Kenntnisse in das Brennverfahren, begann der Großbetrieb; und nach 1870 stieg mit der Erfindung des Druckkessels zum Dämpfen von Kartoffeln die Zahl der Großbrennereien allein in den ostelbischen Gebieten um das Fünffache. Es waren die Jahre, da der deutsche Sprit, seit den sechziger Jahren auf dem Weltmarkte von größerer Bedeutung, den französischen Sprit zu schlagen suchte: eben in der Zeit, da die deutsche Landwirtschaft durch die fremde Getreidekonkurrenz mehr bedroht zu werden begann. Dieser Aufschwung währte das

ganze achte Jahrzehnt hindurch; dann freilich kamen, infolge von Änderungen der französischen und spanischen Gesetzgebung, schwere Zeiten für die deutsche Überproduktion; und noch diesseits des 19. Jahrhunderts sind sie nicht überwunden.

Neben die Brennerei stellte sich, ebenfalls seit den vierziger und fünfziger Jahren und vornehmlich im Nordwesten, Norden und Nordosten die Zuckerfabrikation. Daß man aus Rüben Zucker gewinnen könne, war allerdings schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts von dem deutschen Chemiker Markgraf entdeckt worden. Aber praktische Versuche begannen doch erst gegen Ende dieses Jahrhunderts; 1799 wurde die erste Zuckerfabrik zu Kunnern in Schlesien errichtet, und selbst im Jahre 1836 betrug die Erzeugung erst 1400 Tonnen. Von da ab aber begann eine Periode rascher Entwicklung; schon im Jahre 1866 belief sich die Erzeugung auf 70000 Tonnen; gegen Schluß des Jahrhunderts ist sie auf mehr als anderthalb Millionen Tonnen gestiegen. Der Rohrzucker ist dabei schließlich aus Deutschland so gut wie ganz verdrängt worden; eine lebhafte Ausfuhr von Rübenzucker entwickelte sich; und dennoch ist in derselben Zeit der Zucker innerhalb der deutschen Grenzen aus einem Genußmittel fast zu einem Nahrungsmittel auch der niederen Klassen geworden. Freilich waren auch die technischen Fortschritte in den letzten Jahrzehnten noch außerordentlich; von einem Hektar Acker, der mit Rüben bebaut war, wurden gewonnen 1873—77: 22 Doppelzentner; 1888 bis 1892 aber 36 und 1897—98 39 Doppelzentner.

Inzwischen, vornehmlich im Verlaufe des letzten Menschenalters, sind zu den alten landwirtschaftlichen Nebengewerben noch eine Anzahl neuer getreten oder alte in anderen Formen entwickelt worden: so namentlich Gewerbe der Tone und Erden aller Art von der Ziegelei bis zur Fayencefabrikation und eine immer mannigfaltigere Holzindustrie. Innerhalb dieser ist aber wohl keine Entwicklung lehrreicher als die der Holzpapierfabrikation. Zu Anfang

der siebziger Jahre kam der Holzschliff auf und die Zubereitung von Stroh- und Nadelholz-Zellstoff auf chemischem Wege; später lernte man die Zellulose im Sulfitverfahren herstellen. Damit war es möglich, aus Holz Papier zu machen für minder dauerhaften Verbrauch: für Zeitungspapiere, Packpapiere usw. Eine ganz neue Industrie von großer Ausdehnung entwickelte sich, teils als landwirtschaftliches Nebengewerbe, zum Teil auch, namentlich in den Waldgebirgen, in voller Selbständigkeit; und die Erzeugung nahm in solcher Ausdehnung zu, daß sie schließlich zu Krisen und starkem Falle der Papierpreise führte. —

Die jüngste der großen belebenden Kräfte der modernen Erzeugung trat in der Elektrizität auf. Was sie charakterisierte, war die besondere Beweglichkeit und Umformungsfähigkeit ihrer spezifischen Energie. Elektrische Kraft kann in außerordentlichen Ausmessungen wie in recht kleinen Einheiten abgegeben werden; sie kann aufgespeichert und ohne zu großen Verlust weithin befördert werden, um an fernen Orten Verwendung zu finden; sie läßt sich leicht in die Energieformen des Lichts, der Wärme und des Magnetismus, in chemische Energie und mechanische Bewegung verwandeln. Sie wurde der Zeit, in ihrer modernen Form, recht eigentlich zum greifbaren Beweis und sozusagen zum technischen Ausdruck des Gesetzes von der Umwandlung und der Erhaltung der Energie; und in ihrer Wandelbarkeit und Beweglichkeit schien sie dazu berufen, die starke Zwangsläufigkeit der älteren, namentlich der mechanischen Kräfte durch freiere Formen der Energieanwendung wenn auch nicht aufzuheben — denn auch sie ist zwangsläufig —, so doch zu mildern und im praktischen Gebrauche gelegentlich fast verschwinden zu lassen.

Erst im Verlaufe der letzten zwei Generationen hat die Elektrizität allgemeiner diese wirtschaftliche Bedeutung erhalten. Bis in die sechziger Jahre hinein ließen sich gleichmäßige Ströme elektrischer Energie nur auf galvanischem Wege erzeugen; und diese waren so schwach, daß sie die

Anwendung der Elektrizität in der für sie charakteristischen Form allgemeiner nur im Telegraphen gestatteten. Sollte die Verwendung umfassender werden, so bedurfte es zunächst der Herstellung starker konstanter Ströme. Nun konnte man auf dem Wege der Induktion seit den dreißiger Jahren wohl leidlich starke, indes nur momentan sich äußernde Energie erzielen. Die Aufgabe war also, diese Energie noch zu verstärken, vor allem aber zu einer stetig strömenden zu machen. Das eine leistete das von Werner Siemens im Jahre 1867 gefundene Prinzip der Dynamomaschine, das andere der Grammesche Ring (1869): von nun ab war es möglich, durch irgendeine Kraft, sei es die des Wassers, wenn es auf ein Rad oder in die Turbine fällt, sei es die der Dampfmaschine, oder auf sonst irgendeine Weise eine Dynamomaschine in Bewegung zu setzen, die dann ihrerseits einen starken, konstant fließenden Strom elektrischer Energie in Drähten dahin abgeben konnte, wo man ihn brauchte. Unter diesen Umständen trat nur noch eine letzte Frage auf: die nämlich, wie sich diese Kraft in ihrer hohen Spannung wirtschaftlich und das heißt in Zustände viel niedrigerer Spannung hinein werde verteilen lassen. Die mit diesem Problem gegebenen, ziemlich verwickelten Aufgaben wurden in den achtziger Jahren gelöst, während in eben diesen Jahren auch die Dynamomaschine wesentlich verbessert wurde. Dann wurde die Probe auf kleinere Versuche der Lösung im Jahre 1891 gelegentlich der elektrischen Ausstellung in Frankfurt am Main gemacht: es gelang, von Laufen am Neckar einen starken elektrischen Strom ohne allzu großen Verlust bis Frankfurt zu leiten und dort in so viele schwache Ströme aufzulösen, als man deren bedurfte.

Indem nun dies Problem gelöst schien, wurde die fernwirkende und kraftverteilende Eigenschaft der Elektrizität erst recht, auch außerhalb des Telegraphen, der menschlichen Kultur dienstbar. Und damit trat zugleich die Frage in eine ganz andere Beleuchtung, inwiefern der Antrieb für die Dynamos billig zu beschaffen sei. Denn jetzt war es möglich,

die elektrische Energie weit ab von dem Orte zu erzeugen, wo sie gebraucht wurde: z. B. in der Nähe von Kohlenbergwerken, wo das Brennmaterial für die antreibende Dampfmaschine billiger zur Verfügung stand, oder noch besser in den stillen Tälern des Hochgebirges, wo die Kraft fallenden Wassers für denselben Antrieb oft noch völlig ungenutzt zur Verfügung stand. Damit traten für Länder solcher Wasserkräfte Aussichten auf eine ganz neue industrielle Entwicklung auf, so für alle Teilhaber der Alpen: Österreich und Italien und die Schweiz und vor allem Frankreich, dem außerhalb der Alpen auch noch in den Pyrenäen und Cevennen die wertvollsten Wasserkräfte zur Verfügung stehen; weniger dagegen für Deutschland, dessen Mittelgebirge, verwitterte Reste einst viel höherer Bildungen, mit ihren sanften Lehnen und hochliegenden und doch breiten Pässen weit weniger energische Bewegungsformen des Wassers aufweisen.

Im ganzen aber kam es jetzt darauf an, die neu erhaltene Energie auch in neue Wirkungen umzusetzen. In den Vordergrund trat dabei anfangs die Erzeugung von Licht. Denn hier war eine reichliche Zahl von Vorarbeiten vorhanden, die nur auf die Möglichkeit wirtschaftlich lohnender Verteilung starker und konstanter Ströme gewartet hatten, um ausgenutzt zu werden. Schon im Beginn des 19. Jahrhunderts hatte Davy mit 2000 galvanischen Elementen den elektrischen Lichtbogen hervorgebracht, und später war es gelungen, ihn auch etwas weniger kostspielig herzustellen. Jetzt erschien es schon sehr einfach, das Bogenlicht billig zu erzeugen, und rasch kamen mehrere Systeme auf, so von Jablochkoff, von Bruth, von Siemens und Halske. Und ungefähr gleichzeitig (1879) gab Edison dem Glühlicht seine verwendbare Form. Damit war denn freilich für einige der älteren Beleuchtungsarten, die besseren Kerzen, die Öllampen auch in der hochentwickelten Form der Moderateure, die Petroleumlampe, die sich mit Ende der fünfziger Jahre in Deutschland verbreitet hatte, ein neuer überlegener

Konkurrent erwachsen. Aber galt diese Überlegenheit auch gegenüber dem Leuchtgas? Das Leuchtgas, schon Ende des 18. Jahrhunderts als „philosophisches Gas" bekannt, hatte sich in den deutschen Großstädten seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in zahlreichen wertvollen Installationen eingebürgert: sollte es jetzt den Kampf gegen das elektrische Licht ohne weiteres aufgeben? Seit Ende der siebziger Jahre entbrannte ein heißes Ringen zwischen beiden Lichtarten, das mit der Erfindung des Auerlichtes (1878) begann und noch im alten Jahrhundert bis zum Teslalichte (1895) und zur Nernstlampe (1897) geführt hat. Im übrigen: haben die neuen Lichtarten, hat insbesondere das elektrische Licht wirklich eine grundstürzende Umwälzung hervorgebracht? Man kann am Ende nicht viel mehr tun, als die Nacht zum Tage machen, und was an Lichtstärken über den einfachsten Zweck der Beleuchtung hinaus erzeugt wird — Leuchtturmlicht, Scheinwerfer, Lichteffekte auf Bühnen usw. —, gehört schließlich doch nur einzelnen Richtungen der modernen Kultur an.

Wir sehen hier dieselbe Wirkung der elektrischen Energie, die wir bereits auf dem Gebiete des Verkehrswesens kennen gelernt haben: im Sinne bloßer Kraftäußerung verstärkt sie im allgemeinen nur die Wirkungen der bisher schon in den menschlichen Dienst gestellten natürlichen Kräfte; Neues schafft sie nur da, wo sie als verteilend in Frage kommt. Das ist bisher, soweit es sich um das Verkehrswesen handelt, durchaus einleuchtend auf dem Gebiete des Telegraphen, bemerkenswert auch auf dem der elektrischen Bahnen zutage getreten. Daneben könnte noch eine mehr lokale Kraftverteilung an die stoffveredelnden Gewerbe und an die Urproduktionen (Bergbau, Landwirtschaft) in Frage kommen. Man hat eine Zeitlang gerade hiervon viel erwartet: Sprengung der Zentralisation der Stoffveredlung in den Fabriken mit tausend wirtschaftlichen und sozialen Folgen, mechanische Häuerarbeit, elektrisches Pflügen usw. Allein, wie schon früher einmal kurz angedeutet worden

iſt[1], bisher vergebens. Und umſonſt vermutlich für immer. Die in kleinen Betrieben zu verwendende künſtlich erzeugte Energie macht einen zu geringen Teil der allgemeinen Geſtehungskoſten aus, als daß man die jetzt ſchon vorhandenen Arten ihrer Beſchaffung durch eine neue, der elektriſchen Induſtrie zugute kommende ſollte erſetzen können: es ſei denn, daß veränderte Erzeugungsbedingungen eine ſtarke Verbilligung der elektriſchen Energie geſtatten würden. Dafür beſteht jetzt anſcheinend einige Ausſicht; einſtweilen aber gelangte die elektriſche Induſtrie in eine Zeit ruhigerer Entwicklung, wie ſich ſchon daraus ergab, daß ſich bereits im ſpäteren Verlaufe des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts typiſche Formen der lange Zeit noch ſehr voneinander abweichenden wichtigſten elektriſchen Maſchinen einzuſtellen begannen und weniger auf ganz neue Errungenſchaften im Maſchinenbau als auf ſparſame und zuverläſſige Arbeit der beſtehenden Typen hingearbeitet wurde.

Daß aber der Aufſchwung der Elektrotechnik allenthalben, und namentlich in Deutſchland, während der letzten Jahrzehnte außerordentlich war, iſt bekannt genug. In der Berufs- und Gewerbezählung des Jahres 1895 finden ſich zweiundzwanzig Berufsarten auf dem Gebiete der Elektrotechnik verzeichnet, die der entſprechenden Zählung vom Jahre 1882 noch nicht bekannt waren, und die Zahl der Menſchen, welche die neue Induſtrie ſchon in dieſem Jahre 1895 ernährte, betrug 33000. Darauf haben gerade die letzten Jahre des alten Jahrhunderts noch große Steigerungen gebracht. Das Netz der elektriſchen Bahnen vermehrte ſich von 3700 Kilometern am Ende des Jahres 1898 auf 6000 Kilometer Ende 1900; und in Finanzkreiſen wurde berechnet, daß das in elektriſchen Unternehmungen angelegte Kapital 1898: 240, 1899: 453, 1900: 520 Millionen Mark betragen habe, während das Kapital der deutſchen elektriſchen Ge-

[1] S. oben S. 114 f.

sellschaften sich gegen Ende des Jahrhunderts mit raschen Schritten schon der Milliarde näherte.

2. Es ist ein breiter Weg gewesen, der uns von den ersten Anfängen der modernen Industrie, von der Newcomenschen Wasserhebemaschine bis zum Dynamo der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900, von der primitiven Mule Jenny des 18. Jahrhunderts bis zu dem elektrischen Webstuhl der Gegenwart geführt hat. Dabei sind die Bilder, an denen dieser Weg vorüberleitete, weit, weit davon entfernt geblieben, eine irgendwie vollständige Entwicklung der modernen Industrie vorzuführen. Nur darauf kam es an, zu zeigen, wie und zu welcher Zeit sich in gewissen wichtigen Fällen der Fortschritt vollzogen, und welchen Anteil insbesondere unser Volk an ihm genommen hat. Und allgemeine Eindrücke galt es in dieser Hinsicht zu erwecken, nicht intime Einzelkenntnis zu vermitteln oder gar für das Verständnis der Darstellung vorauszusetzen.

Ist es denn überhaupt möglich, das Ganze der Entwicklung der Industrie, und das heißt im weiteren Sinne die volle Flüssigmachung der bekannten Energien auf deutschem Boden völlig zu überblicken: sei es auch nur bis zum Jahre 1840 oder 1860 oder 1880 oder bis zu sonst einer der chronologischen Hauptstufen der modernen Wirtschaftsentwicklung? Würde es hierzu nicht an erster Stelle nötig sein, einmal die Gesamthöhe der dienstbar gemachten Energien in einer praktisch-statistischen Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft zu ermitteln?" Wie aber wäre das möglich? Da müßten alle durch die Technik der Nation oder — vergleichshalber — gar der Menschheit zur Verfügung gestellten neuen Energien, die der Dampfspannung wie des fallenden Wassers, der Elektrizität wie der chemischen Kräfte, auf einen Nenner gleichsam, auf einen einzigen Energieausdruck gebracht werden: und dann gälte es wiederum, zu zeigen, wie sie sich im einzelnen verteilt und Anwendung gefunden haben.

Diese Aufgabe kann aber nicht gelöst werden. Insbesondere entzieht sich die chemische Energie, wie sie sich z. B. im Boden und im Wachstum der Pflanzen auswirkt, und wie sie in den verwickelten physiologischen Prozessen der Tierwelt zutage tritt, jeder genaueren Berechnung. Was man heute etwas sicherer in der Hand hat, ist der Hauptsache nach nur die Schätzung der speziell mechanisch-physikalischen Kräfte und auch hier vielfach wiederum nur der Dampfkraft. Diese Energie, soweit sie im Dienste der Menschheit auf der ganzen Erde verteilt wirkt, berechnet man für das Jahr 1840 auf etwa anderthalb Millionen Pferdekräfte, für das Jahr 1900 etwa auf das Fünfzigfache. Dabei nimmt man speziell seit 1870 eine Steigerung auf das Drei- bis Fünffache an. Für die wichtigeren Kulturstaaten insbesondere würde die Zunahme etwa von 12 Millionen Pferdekräften im Jahre 1865 ausgegangen sein und 1878 22, 1900 aber 50 bis 60 Millionen Pferdekräfte betragen haben.

Im allgemeinen hat sich dabei die Dampfmaschine in den kontinentalen Staaten Europas später eingebürgert, als man gemeinhin annimmt. In England hatte man schon um 1810 etwa 5000 Dampfmotoren, in Frankreich wurde diese Zahl erst 1860 erreicht. England ist eben längere Zeit so gut wie allein Träger der modernen industriellen Entwicklung gewesen. Welcher Staat hätte denn auch, außer England, um 1820 von sich rühmen können, seine Produktivkraft sei in dem letzten Vierteljahrhundert um das Zwölffache gewachsen?

Was Deutschland angeht, so rechnet man für das Jahr 1840 innerhalb des Zollvereins kaum 500 Motoren; in Sachsen, einem schon damals besonders gewerbreichen Lande, gab es noch 1846 im allgemeinen Dampfmaschinen (197 mit 2446 PS.) nur für Eisenbahnen, Bergbau, Spinereien und Maschinenfabriken. In der Tat war zu dieser Zeit innerhalb der deutschen Verhältnisse der Antrieb, zu motorischer Kraft überzugehen, nicht besonders groß. Nach deutschen

Preisen war noch in den fünfziger Jahren die mechanische Arbeit von Pferden nur 2½mal, die von Menschen freilich schon 36mal teurer als die der Dampfmaschine. Dies hing teilweis mit dem Umstande zusammen, daß die Maschinen damals längst nicht so sparsam arbeiteten und so große Kräfte zur Verfügung stellen konnten wie heute. Aber gerade in den fünfziger Jahren erfolgte dann in Deutschland, mit beginnender Selbständigkeit im Maschinenbau gegenüber England, ein erster Anlauf zur Verbesserung und Vergrößerung der Motoren nach Maßgabe der heimischen Verhältnisse; so stieg z. B. in Sachsen die Zahl der Maschinen von 1856 bis 1861 um 82 %, die der Pferdekräfte aber um 119 %. Und damit war der Anfang zu einer reißenden Entwicklung der motorischen Kräfte gegeben, zumal nun allmählich neben dem Dampfe auch andere Energien, z. B. Gas, heiße Luft, Elektrizität, in den Dienst menschlicher Arbeit gestellt wurden. Die Entwicklung läßt sich von da ab am besten an der Zunahme der Zahl der Pferdekraftstärken aller dieser motorischen Kräfte übersehen: 1873 waren es 1,05, 1895 3,4 Millionen: eine Steigerung von mehr als 220 %. Dabei betrug die Zahl der speziell in der Industrie — also abgesehen namentlich vom Transportwesen — verwendeten Kräfte 1866: 0,19, 1895: 2 Millionen, und die Zahl der Maschinen stieg von 1861: 10400 auf auf 1895: 92000[1].

Bei der Überschlagung der Wirkungen dieser neuen wohlberechenbaren wie auch der neuen nicht genau zu berechnenden, namentlich chemischen Kräfte innerhalb des menschlichen Dienstes handelt es sich aber nicht allein um

[1] Im Jahre 1837 waren speziell in Preußen 421, im Jahre 1846 1139 stehende Dampfmaschinen mit 7507 bzw. 21716 PS. gezählt worden. (Sombart, Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, S. 174.) An Dampfmaschinen überhaupt wurden in Preußen gezählt Pferdekräfte: 1879: 985193; 1889: 1803454; 1899: 3717264, auf die Maschine durchschnittlich Pferdekräfte 1879: 27; 1889: 31; 1899: 41. (Zeitschr. für Sozialwissenschaft 1900 Heft 1 S. 66.)

die einfachen, soeben mitgeteilten Zahlen: denn diese Zahlen bedeuten im Verlauf der bisher durchmessenen Entwicklung nicht dasselbe. Vielmehr ist es im Laufe der Zeit gelungen, mit denselben Kräften — wie auch mit derselben Zahl der ihnen beigegebenen Menschenkräfte — immer verhältnismäßig mehr zu leisten, indem, abgesehen von einer großen Anzahl minder bedeutender anderer Vorgänge, namentlich zweierlei erreicht wurde: die angewandten Kräfte leisteten mehr nicht bloß in arithmetischer, sondern in geometrischer Steigerung, und die von ihnen getriebenen Arbeitsmaschinen wurden so verbessert, daß sie ebenfalls bei weitem mehr leisteten. Dazu kam noch, daß auch die menschliche Arbeit eine ganz andere, fruchtbarere, innerlich höherstehende wurde; es wird davon später noch ausführlich die Rede sein. Und Hand in Hand damit ging das Bestreben, die immer qualifiziertere und darum auch immer teurere menschliche Arbeit aus den elementaren Arbeitsvorgängen überhaupt möglichst auszuscheiden.

Den deutlichsten Einblick in das, was auf diesem Wege, den Arbeitsprozeß, den physischen (physikalischen und chemischen) wie den menschlichen, immer intensiver zu gestalten, geleistet worden ist, vermittelt wohl die Entwicklung der Eisenverhüttung. Ein Stückofen, wie er noch anfangs des 19. Jahrhunderts vielfach in Gebrauch war, lieferte täglich nur 1/6 Doppelzentner Eisen; ein Holzkohlenofen brachte es um die Mitte des Jahrhunderts auf 12 bis 18 Doppelzentner; ein Koksofen erzeugte anfangs auch nur 70 Doppelzentner. Mittlerweile ist die Produktionsfähigkeit fast unglaublich gestiegen; heute werden in den Revieren mit ärmeren Erzen, welche früher nicht mehr als 100 Tonnen erblieſen, Leistungen von 150 bis 200 Tonnen und mehr erzielt; und da, wo hochhaltiges Erz verhüttet wird, erreichen deutsche Hochöfen Tagesleistungen von 250 bis 350 Tonnen und darüber. Solche mächtige Betriebe erfordern dann freilich auch außerordentliche Mengen von Erz und Kohlen und ein durchaus eingeschultes Arbeiterheer. Zur Erblasung

von 250 Tonnen Roheisen muß annähernd das dreifache Gewicht von Eisenerz und Kalkstein und ein gleiches Gewicht von Koks, also eine Masse von rund anderthalb tausend Tonnen Gewicht, binnen 24 Stunden auf die Gicht befördert werden. Es ist die Ladung von mehr als hundert Eisenbahnwagen, und die Verarbeitung erfordert 1200 bis 1500 Arbeiter. Dabei ist aber die menschliche Kraft doch ganz anders gespart und ausgeschaltet als früher; die Produktion des einzelnen deutschen Arbeiters im Roheisenzweig hat sich von 1875 bis gegen Schluß des 19. Jahrhunderts mehr als verdreifacht.

Ähnliche Erscheinungen der Intensivierung des Arbeitsprozesses sind auch sonst durchaus nichts Seltenes; soweit die spezifische chemische Energie in Betracht kommt, finden sie sich z. B. sehr anschaulich in der Bierbrauerei, der Brennerei und der Rübenzuckererzeugung. Die technische Durchschnittsleistung speziell in der Zuckerfabrikation ist schon zwischen 1840 und 1865 auf das Fünffache gestiegen; und von 1876 bis 1900 hat dann wieder eine Steigerung um mehr als das Vierfache stattgefunden. Aber auch da, wo fast nur physikalische Kräfte den Ausschlag geben, liegen ähnliche Erfahrungen vor. So im Eisenerzbergbau, wo ein Mann im Durchschnitt der Jahre 1861 bis 1865 100,5, im Jahre 1892 aber 320 Tonnen Eisenerze förderte; oder in der Steinkohlengewinnung, wo ein Arbeiter in der erstgenannten Periode 185,7, 1892 dagegen 246,6 Tonnen zur Förderung beitrug. In nicht minder hohem Maße haben sich in der Textilindustrie die Warenmassen im Verhältnis zur Anzahl der in ihr erwerbstätigen Personen vermehrt. Wo sind die Zeiten hin, da, im Jahre 1428, in Wesel 342 Webermeister mit ihren Gehilfen 5140 Stück Tuch erzeugten! Für die Herstellung jener 5140 Stücke, die heutige Monatsproduktion einer großen Fabrik, würden jetzt zwanzigmal weniger Personen nötig sein[1]. In der Tat ist die Zahl der

[1] Nach einer Berechnung Sombarts, Moderner Kapitalismus Bd. I, S. 141.

Textilarbeiter auf deutschem Boden in den letzten Zeiten nur wenig gestiegen, während die Masse der Produkte sich außerordentlich vermehrt hat. Diese Entwicklungstendenz kann unter Umständen dazu führen, daß in Industrien mit einem beschränkten Absatzgebiete, etwa einem solchen, das der Hauptsache nach nur den inneren Markt umfaßt und keiner großen Steigerung des Verbrauchs fähig ist, geradezu eine Verringerung des Arbeiterbestandes eintritt. So hat z. B. in der Müllerei das Vordringen und die Verbesserung des Maschinenbetriebes von 1882 bis 1895 zu einem Rückgang der Arbeiter um 8 % geführt, trotzdem daß der Verbrauch gleichzeitig sogar noch um etwa 20 % gestiegen ist.

Dabei handelt es sich keineswegs bloß darum, daß durch die Heranziehung unpersönlicher Energie in ihren verschiedenen Formen und Verbesserung der persönlichen die Quantität der Leistungen eine starke Erhöhung erfahren hat: auch die Zeit der Erzeugung ist außerordentlich verkürzt worden. Man braucht hier noch nicht die beliebten Beispiele aus dem Mittelalter heranzuziehen: den Bau von Domen, der sich durch Jahrhunderte fortsetzte; die Herstellung von kunstgewerblichen Arbeiten, die eine Generation von Künstlern in Anspruch nahm; die Erzeugung einfacher handwerklicher Arbeiten, die ebensoviel Wochen dauerte wie später Tage. Schon Vergleiche zwischen Handarbeit, wie sie noch heute oder vor nicht allzu langer Zeit geleistet wurde, und Maschinenarbeit zeigen, was gewonnen worden ist: beim Pflügen verhält sich Handarbeit zu Maschinenarbeit wie 1 : 37, bei der Nadelfabrikation wie 1 : 39, beim Garnspinnen wie 1 : 164. Und nicht minder gewaltig sind die Zeitunterschiede da, wo chemisch-wissenschaftliche Verbesserungen älterer Verfahrungsarten eingetreten sind. So wurden z. B. 10 Tonnen Roheisen durch das Herdfrischen früher in 3 Wochen, so werden sie jetzt durch Puddeln in 3 Tagen, durch Bessemern in 20 Minuten in schmiedbares Eisen übergeführt. Und was die Zubereitung von Häuten zu Leder betrifft, so erforderte sie in der alten Gerberei ein bis andert-

halb Jahre, während sie jetzt in der Bottichgerberei in 4 bis 6 Wochen, in der elektrischen Gerberei in 4 Tagen durchgeführt wird. Welche Überraschungen aber gerade auf diesem Gebiete wird uns vermutlich noch eine tiefere wissenschaftliche Einsicht in die katalytischen Prozesse bringen, die eben jetzt erstrebt wird und teilweise schon erreicht ist!

Diese Abkürzungen der Arbeit haben also alle eine starke wirtschaftliche Bedeutung: denn Zeit ist Geld; infolge der vermehrten Umschlagperioden des Kapitals, das in den Rohstoffen steckt, und der verstärkten Ausnutzung der Maschinen steigt der Gewinn, und zugleich wird dem Handel ein Anstoß zu rascherem Vertriebe sowie — da man mangelnde Ware rasch ergänzen kann — zum Halten kleiner Vorräte gegeben: was wiederum Gewinn bedeutet.

Muß nun noch gesagt werden, daß infolge all dieser Vorgänge, neben denen freilich auch noch andere mitwirken, die Masse der in einer gegebenen Zeit erzeugten Waren unendlich viel größer geworden ist als je zuvor? Aber in stärkerem Maße wie für manch anderes Volk gilt diese Beobachtung für das deutsche. Von den vierziger Jahren bis zum Schlusse des 19. Jahrhunderts hat die deutsche Industrie, insbesondere die Eisen-, Stahl- und Textilindustrie, ihren Erzeugnissen nach mindestens um das Vierfache zugenommen, davon in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in allen Zweigen mindestens um das Doppelte, vielfach auch um das Drei- und Mehrfache. Und die ganze deutsche industrielle Produktion, die um 1860 erst die Hälfte etwa der französischen betrug, nimmt jetzt in Europa die Stelle sofort nach der englischen, in der Welt nach derjenigen Englands und der Vereinigten Staaten ein. Dabei ist ein Ende der Entwicklung noch nicht abzusehen, sowohl was die technischen Möglichkeiten der Erzeugung angeht wie den Verbrauch der Produkte, das eventuell erst zu weckende Bedürfnis. In letzterer Hinsicht hat man für die Textilindustrie wohl das Folgende ausgeführt. Der Bestand der ganzen Welt an Baumwollspindeln solle sich

auf etwa 100 Millionen belaufen. Demnach komme, die Bevölkerung der Erde auf 1500 Millionen Seelen angenommen, bei der heutigen Baumwollerzeugung auf je 15 Menschen durchschnittlich etwa so viel Garn, als eine Spindel jährlich erzeugen kann. Das sei aber kaum genügend für ein paar Sacktücher. Welche Aussicht also größeren Bedarfs! Was aber die technischen Möglichkeiten erweiterter Erzeugung angeht, so besteht kein Zweifel, daß noch unendlich viel mehr Energie als bisher mobil gemacht werden kann: wonach denn die Einspannung dieser Energie in den Dienst von Arbeitsmaschinen usw. eine Kleinigkeit wäre. Man braucht da noch nicht zu einstweilen so chimärisch erscheinenden Kräftemassen Zuflucht zu nehmen wie den 100 Millionen Pferdestärken, die aus dem tausendsten Teile jener Arbeit zu gewinnen wären, die die Sonne jährlich durch Hebung von Wasser leistet. Hält man sich nüchtern an das zunächst Erreichbare, so ist doch z. B. schon sicher, daß für den Betrieb von Dynamos in Europa und in den Vereinigten Staaten noch über die bereits in Dienst genommenen Kräfte hinaus nicht viel weniger als 400 000 Pferdestärken fallenden Wassers zur Verfügung stehen.

Fassen wir jetzt, was bisher in diesem Abschnitte ausgeführt worden ist, unter einem psychologischen Gesichtspunkte zusammen, so ergibt sich, daß durch all die erzählten Wandlungen unsere Vorstellung von dem, was Kraft ist, aufs einschneidendste geändert worden ist.

Zunächst sind die Quantitäten der gezähmten Naturkräfte, mit denen das letzte Zeit- und Menschenalter rechnen gelernt hat, ganz andere als je zuvor. Sie sind einerseits so groß, daß nur eine an modernen Verhältnissen bereits geschulte Vorstellungsgabe sie anschaulich zu fassen weiß; und sie sind anderseits in ihren Wirkungen und ihrer Verteilung unter Umständen so klein und so subtil, daß auch gegenüber dieser Ausdehnung gleichsam ins Mikroskopische die Auffassungsgabe früherer Geschlechter versagt haben würde. Man erinnere sich dabei nur, mit welchen fast

unendlich kleinen Größen unsere Präzisionsmechanik praktisch zu rechnen pflegt. Und so hat sich der Kraftbegriff dahin verschoben, daß wir ihm, unter menschlicher Leitung der durch Naturkräfte vermittelten Arbeit, eine Leistungsfähigkeit sowohl ins quantitativ Große wie ins quantitativ Kleine zutrauen, die frühere Geschlechter niemals in ihm gesucht haben.

Damit aber noch nicht genug. Das letzte Menschenalter hat auch bereits in ziemlich hohem Grade die Fähigkeit errungen, die einzelnen Arten der physischen Energie ineinander umzuformen. Das verleibt dem Kraftbegriffe die Vorstellung von einer Verwandlungsfähigkeit ein, die zu jener gegenüber früher unerhört reichen Skala quantitativer Veränderlichkeit auch noch eine praktisch überaus wichtige qualitative Veränderlichkeit hinzufügt.

Nun ist gewiß der neue Kraftbegriff, wie er sich aus den soeben grob angedeuteten Verschiebungen ergibt, noch keineswegs durchaus in Fleisch und Blut der lebenden Generation und aller ihrer Mitglieder übergegangen. Aber immerhin sind bereits, und gerade in den führenden Kreisen, auf Grund dieser Verschiebung der Art des Kraftbegriffes Änderungen des Denkens und Fühlens, der wirtschaftlichen und sozialen Haltung angebahnt, die allein schon eine neue Zeit konstituieren, und die uns deshalb später sehr eingehend beschäftigen müssen.

Hier sei jetzt nur noch, alsbald an erster passender Stelle, einem weitverbreiteten Irrtum vorgebaut, der sich leicht an die soeben behandelten Fragen knüpfen kann. Man findet heute nicht selten Betrachtungen wie die folgenden: „In der Industrie arbeiten jetzt in der Welt höchstens etwa 7 Millionen Arbeiter, deren Leistung etwa den zwanzigsten Teil der Leistung der Dampfmaschinen darstellt. Im besten Falle könnten die etwa 1500 Millionen lebender Menschen 10 Millionen Arbeiter stellen, die in ihrer Leistung etwa 15 Millionen Pferdestärken oder etwas mehr gleichkommen würden: also mehr als der Hälfte der heute von den

Dampfmaschinen geleisteten Arbeit." Oder: „Für das Deutsche Reich berechnet man die Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschinen auf etwa das Fünfundzwanzigfache derjenigen der gewerbtätigen Bevölkerung, d. h. auf die Leistung von etwa 255 Millionen Arbeitern."

Solche Vergleiche sind einseitig und geschichtlich gänzlich unbrauchbar. Läßt sich denn die Arbeitskraft eines Menschen überhaupt mit der einer Maschine ohne weiteres vergleichen? Nicht einmal die Muskelkraft! Und wo bleibt die Seele?

Die menschliche Arbeitskraft ist gewiß zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten etwas überaus Verschiedenes; die des modernen Arbeiters z. B. erinnert nach gewissen Seiten hin kaum noch an die des Fronbauern des 18. Jahrhunderts oder die des Hörigen im Mittelalter; sie ist ganz ein Erzeugnis jüngster Vergangenheit. Aber ist die Menschenkraft jemals der einer Maschine gleich, mag diese auch noch so „ingeniös" arbeiten? Die Maschine ist nicht lebendig. Die Maschine schafft nicht an sich Kraft, sie entbindet sie nur, verwandelt sie in andere Form, überträgt sie, konzentriert sie zeitlich und örtlich. Darum ist sie sicher, präzis, gleichmäßig. Aber eben das zeigt, daß sie keine Seele hat, — nicht einmal eine Seele im Sinne der untersten tierischen Lebewesen oder der Pflanzen, auf die wir den Begriff der Seele oder wenigstens des Organismus noch anwenden, geschweige denn gar im Sinne des Menschen, und sei er der niedrigste Australneger oder Papua. Sie kann keine wechselnden Umstände bewältigen, sie kann sich nicht neuen Bedingungen anpassen, sie vererbt nichts, und sie erzeugt nichts: sie ist noch sicher fern, auch dem gebrechlichsten Retortenhomunkulus, sie ist und bleibt ihrer Grundanlage nach immer Produkt und wird niemals Produktor.

Warum diese Binsenwahrheit hier so ausgebreitet wird? Weil die Behauptung von ihrem Gegenteil recht eigentlich noch eine Signatur ist selbst unserer, schon wesentlich einem neuen Idealismus entgegenschreitenden Zeit. Ein solches, wenn auch unbewußt abgegebenes und, wenn man ernst

dagegen auftritt, von niemandem festgehaltenes, dennoch aber immer und immer wieder auftauchendes Zeiturteil dahin, Maschinenkräfte seien geeignet, Menschenkräfte zu ersetzen, ist nur möglich in einer Periode mechanischer Roheit, die fern ist dem nil humani a me alienum puto des alten Dichters. Diese Roheit ist aber auf das soeben erwähnte Urteil keineswegs beschränkt. Sie findet sich wieder in dem Heroenkult der Überzivilisierten, der auch heute noch nicht ganz überwunden ist. Denn was bedeutet die Anschauung, daß die Geschichte durch einige Helden gemacht werde, alle übrigen aber nur Nullen seien hinter der Eins dieser Helden — als dauernde Auffassung eine Anschauung sonst niedriger Kulturen —: was bedeutet sie anderes als eine krasse Mechanisierung der geschichtlichen Bewegung zugunsten einiger Auserwählter? Charakteristisch aber ist, daß in diesem Heroenkult die sogenannten Sozialaristokraten der höheren Bildung — diese manchmal selbst wenn sie Christen sein wollen! — und die Angehörigen der im besonderen Sinne besitzenden Kreise einander zu treffen pflegen; zu der mechanischen Weltanschauung derjenigen, die veralteten Lehren der Technik und der Naturwissenschaften folgen, stößt das etwas jüngere Denken derer, die in einer Zeit, in der jeder Inhalt bestritten wird, sich nur an die Form, an den Inhaltsträger, an die Person halten und damit, innerlich leer und von mechanischen Auffassungen vorwärts getrieben, bei der Idee einer höchsten Person stranden, sei es nun der des Genies oder des Helden.

Solchen Verirrungen, wie sie hohe Kulturen von Zeit zu Zeit zu erleben pflegen, muß immer wieder die schlichte Wahrheit entgegengehalten werden, daß jeder Mensch eine Seele hat, ein schlechthin Einziges und Unersetzliches: und daß die Tätigkeit keiner einzigen dieser Seelen, mag sie hoch oder niedrig bewertet werden, entbehrt werden kann bei der Schaffung jener Kultur, jener Bildung und Gesittung, deren sich Menschen als höchster Leistung rühmen.

3. In welcher Weise aber haben nun die außerordentlichen und kaum übersehbaren Summen neuer Energie, die dem Wirtschaftsleben dienstbar gemacht worden sind, auf dieses und insbesondere auf die wirtschaftliche Erzeugung eingewirkt? Die Antwort auf diese Frage zerfällt in eine große Anzahl von Unterantworten, denn die Einwirkungen sind keineswegs in jedem Bezirke der Produktion dieselben gewesen.

Zunächst versteht sich von selbst, daß die eigentlich künstlerische Tätigkeit der Einwirkung der neuen Energien nur wenig unterworfen worden ist. Sie steht an sich dem Kraftbegriff des Wirtschaftslebens fern, insofern man nicht den Techniker zu den Künstlern im weiteren Sinne des Wortes rechnen will, und wird nur da, wo sie in die Materie eintritt, und stärker in denjenigen Kunstzweigen, die sich der Materie und zugleich gewissen Absichten des Wirtschaftslebens entschiedener einordnen müssen, von unmittelbaren Einwirkungen der neuen Energievorräte berührt. Vornehmlich der Fall ist das in der Architektur und im Kunstgewerbe: und in der Tat sind diese beiden in ihrer jüngsten Entwicklung nur aus den Wandlungen der modernen Produktion, einschließlich der sozialen Konsequenzen dieser, zu verstehen. Ganz ohne Einfluß indes bleiben die modernen Produktionskräfte auch auf keinem der anderen Zweige der bildenden und selbst der darstellenden Künste: was hat sich die Malerei unter dem Einflusse der Photographie und der optischen Technik überhaupt, was die Bühnenkunst unter der Einführung des elektrischen Lichtes, was selbst die Lyrik unter der Wandlung landschaftlicher und städtischer Bilder der deutschen Heimat durch Einführung der modernen Energien geändert[1]!

Freilich: es sind der Hauptsache nach nur mittelbare Einflüsse. Und mittelbar ist auch die Einwirkung auf die

[1] Über noch innerlichere Zusammenhänge moderner Phantasietätigkeit und modernen Wirtschaftslebens wird in einem späteren Bande die Rede sein.

gesamte Hauswirtschaft geblieben, insoweit sich diese noch künstlerischen Auffassungen und Tätigkeiten nähert. Nicht minder sind aus demselben Grunde auch die sogenannten Fertigstellungsgewerbe direkt nur insoweit beeinflußt worden, als sich ihre frei menschlichen, wenigstens halb noch künstlerischen und schöpferischen Motive durch eine Fertigstellung ersetzen ließen, die nach Vorschrift mechanisch arbeitet.

Anders dagegen schon auf dem Gebiete der wirtschaftlich okkupatorischen Tätigkeiten. Zwar die ältesten Formen der Jagd, des Fischfangs usw., die heute noch als Sport oder sogenannte noble Passionen fortleben, stehen dem wirtschaftlichen Tun der Gegenwart zu fern, um von ihm anders als in Nebendingen, z. B. in der Herstellung der Geräte und Waffen, beeinflußt zu sein. Aber daneben stellen sich ganz moderne Formen der okkupatorischen Tätigkeit, wie z. B. die Hochseefischerei, die zu ihrem Dasein durchaus der modernen Kräfte bedürfen; und auf einem, weitaus dem wichtigsten Gebiete der modernen Okkupation, dem des Bergbaues, hat ebenfalls die moderne Kraftanwendung wenigstens in vielen Stücken gesiegt.

Noch viel näher steht den neuen Energien wiederum die Landwirtschaft. Gewiß gibt es auch hier noch spröde Mächte, die sich der Anwendung der chemischen Energie wie anderer Energieformen im weiteren Maße entziehen: so die Böden in ihren fundamentalen und völlig ausgeprägten Unterschieden von leicht und schwer, von trocken und naß und dergleichen, so das Klima, so die verschiedene Dauer und noch viel mehr der Wechsel der Jahreszeiten. Aber doch tritt schon zu ihrer Umwandlung Agrikulturchemie und Bewässerung und Entwässerung sowie, wenigstens für gewisse Produkte, Samenverbesserung und Treibhauszucht auf; und in ihrer Einwirkung auf das Transportwesen haben die modernen Energien den Landbau für den Verkauf seiner Erzeugnisse und damit auch für die Art seines Betriebes weithin vom Boden losgelöst.

Selbst auf dem Gebiete der Stoffveredlung sind keines-

wegs alle Gewerbe gleich stark den modernen Elementen zugänglich. Doch haben hier gerade die wichtigsten und ältesten den Einfluß am mächtigsten verspürt. So vor allem die Spinnerei und Weberei mit ihren weitausgedehnten Verwandtschaftsgewerben und ihnen folgend auch das Bekleidungsgewerbe im engeren Sinne; weiter die Industrie der Metalle ganz in der so wichtigen Gruppe der Halbfabrikate, des Stahls, des Gußeisens, des Walzeisens, des Kupfers, des Zinns usw. und darüber hinaus auch in allen Zweigen der Ganzfabrikate, wo nur immer es möglich ist, diesen den Typ gleichmäßiger Massengüter zu geben. Und neben diesen gewaltigsten aller Industrien kommen doch auch noch so bedeutende Industriegruppen in Betracht wie die der gewöhnlichen Ausrüstungsgegenstände für die Wohnung, die einer ganzen Anzahl besonders verbreiteter Genußmittel und nicht minder auch die der Mittel zur Bildung. In hohem Grade haben daneben auch die Industrien der Beleuchtung eingewirkt, insbesondere durch Verschiebung der Tageseinteilung mindestens in der modernen Großstadt mit ihren fast unabsehbaren Folgen.

Man hat wohl gerechnet, daß die Industrien, die durch den Einfluß der modernen Energien gefördert worden sind, 40 bis 60 % eines häuslichen Budgets von heutzutage mehr oder minder unmittelbar berührt haben. Aber sollte nicht eine solche Schätzung noch viel zu gering gegriffen sein? Gewiß ist, daß sich in dem Durchschnittshaushalt der Gegenwart nur wenige Stücke — und diese meistens auch nur infolge Vererbung — vorfinden, die nicht mindestens den indirekten Einfluß der modernen Wirtschaftselemente verspürt hätten.

Die eigentlichste und größte Domäne des Spiels der modernen Kräfte bleibt freilich noch immer das Verkehrs- und Transportwesen. Erwägt man nun aber, daß Verkehr und Transport wiederum rückwirken auf alles andere wirtschaftliche Tun und vor allem die Landwirtschaft und die Industrie aufs tiefste beeinflussen, so erhält man eben von

diesem Standpunkte erst recht wieder, und in der verdoppelten Wirkung eines Echos gleichsam, einen Einblick in die Tiefe und Breite der modernen Elemente der Wirtschaft.

Dabei ist das überall entscheidende Moment der Zug ins Gewaltige der Kraftanwendung und dementsprechend die immer stärkere Entwicklung des Großbetriebes. Wie aber ist nun diese Entwicklung denkbar ohne reichlich erwirtschaftete und ständig vermehrte Ersparnisse der Nation, ohne ein wachsendes Kapital der Volkswirtschaft und ohne die immer intensivere Entfaltung angeborener Organisationstriebe? In der Tat sind dies die Elemente, in denen auf deutschem Boden gerade während der letzten Zeiten entschiedene Fortschritte aufzuweisen sind.

Daß wir seit 1870 ein verhältnismäßig reiches — im Grunde freilich noch immer nur mäßig begütertes — Volk geworden sind, ist ein heute jedermann geläufiger Gedanke; die Klagen, daß die Franzosen den Deutschen so sehr an materiellen Mitteln voranständen, viele Jahre nach 1870 immer und immer wieder gehört, sind seit geraumer Zeit verstummt. Im ganzen berechnete man für die letzten guten Zeiten des 19. Jahrhunderts die deutschen Ersparnisse auf jährlich etwa 2 bis $2^1/_2$ Milliarden Mark. Diese Summe stand also an sich, soweit sie ökonomisch verwendet wurde, zur Vergrößerung der wirtschaftlichen Kraft zur Verfügung. Wieviel davon dann freilich in diesem Sinne Verwendung fand, ist so leicht nicht zu sagen. Im Jahre 1899, in wirtschaftlich günstiger Zeit, hat der Kapitalanspruch der deutschen Börsenemissionen 2266 Millionen betragen; und zwar kamen 30 % dieser Summe auf Industrie, Handel und Verkehr, 13 % auf die Banken, 19 % auf Grund und Boden, 28 % auf Verbände öffentlichen Rechts und 10 % auf das Ausland[1]. Sicher ist dabei, daß infolge der enormen Verschuldung des deutschen Grundeigens infolge früherer Ent-

[1] Nach Eberstadt, Der deutsche Kapitalmarkt (.901). Doch vgl. dazu Spiethoff in Schmollers JB. 25 (1901) S. 1174 ff., und Eulenburg in JBB. f. Nationalök. u. Statistik III, 24 (1902) S. 378.

wicklungen, von denen später gesprochen werden wird, gewisse Aufwendungen für die Verzinsung dieser Schuld in weniger rentabler Weise gemacht werden müssen; sie gehen natürlich von den zu rein rentablen Zwecken gemachten Ersparnissen ab. Wie hoch freilich diese Abzüge um 1900 waren, ist wiederum schwer zu sagen. Nach leidlich sicheren Berechnungen hatte die Bodenverschuldung bis zum Jahre 1900 die Mindestsumme von 42 Milliarden erreicht. Bei Annahme einer Verzinsung dieser Summe mit 1775 Millionen Mark und einer jährlichen Vermehrung der Verschuldung um 1900 Millionen würde also die Investierung des Grundes und Bodens mit Kapital allein mindestens 3700 Millionen Mark jährlich beansprucht haben. Von dieser Summe mag indes nur ein geringfügiger Teil in der Tat verloren worden sein, denn im ganzen handelte es sich bei ihr doch mehr um bloß rechnerische Übertragungen innerhalb des nationalen Vermögens: Grundschuldner und Grundgläubiger pflegten beide Deutsche zu sein.

Neben der Kapitalansammlung zu ständig produktiven Zwecken aber bedarf eine moderne Volkswirtschaft, die der verfügbaren technischen Mittel Herr werden will, auch außerordentlicher Mittel der Arbeitsorganisation: denn nur durch deren Verwendung hindurch kann sie hoffen, der Übermacht der neuen Kräfte Herr zu werden. Und dabei handelt es sich nicht bloß um eine rapide Entwicklung der Arbeitsteilung, um Maßregeln, die Arbeit zu einer kontinuierlichen zu machen, um Raum- und Zeitersparnis, kleinsten Kräfteverbrauch, steigende Betriebsausdehnung zur Verminderung der Generalunkosten und dergleichen mehr, — sondern namentlich auch um richtige und weitgreifende Arbeitsvereinigung, ja um mehr als das, um einen Vorgang, den man Arbeitsverkettung nennen möchte und vielleicht am besten an dem Beispiele der wissenschaftlichen Arbeitsentwicklung verdeutlichen kann. Die wissenschaftliche Arbeitsteilung ist bekanntlich besonders weit vorgeschritten; weniger unterrichtete Leute pflegen wohl gar zu sagen, die Gelehrsam-

keit sei im Spezialistentume untergegangen. Bei dieser intensiven Entwicklung hat sich nun gezeigt, daß ein Spezialist, je tiefer er in seinen besonderen Gegenstand eindringt, um so mehr auf die unzähligen Berührungspunkte eben dieses Gegenstandes mit anderen stößt: und eben hierdurch vorwärts getrieben wird, sich wieder aus der Spezialbeschäftigung heraus zu „universalisieren". Dies ist der Vorgang, der sich als Arbeitsverkettung bezeichnen ließe: organisch und von unten her, aus der Arbeit selbst, nicht aus deren oberer Organisation durch einen Leiter macht sich das Bedürfnis der Arbeitsvereinigung geltend. Eine solche Arbeitsverkettung ist nun eine der bezeichnendsten Erscheinungen des neueren deutschen Wirtschaftslebens; und sie findet ihren Ausdruck in der erstaunlichen Zunahme der Zahl und der Bedeutung gänzlich neuer arbeitsverkettender Berufe, wie sie eine Vergleichung der Angaben schon der großen Berufszählungen von 1882 und 1895 zutage fördert. In den zwischen diesen beiden Zählungen liegenden Jahren hat die Zahl der Berufsbenennungen, die im Jahre 1895 10397 betrug, um nicht weniger als 4218 zugenommen, und die überwiegende Zahl der hinzugekommenen Berufe bezieht sich auf Arbeitsverkettung. Versenkung in einen Spezialgegenstand in dem Sinne, daß dieser auch in den Beziehungen zu seiner Nachbarschaft voll mit erfaßt wird, wird aber immer am ehesten Sache hochentwickelter Arbeitskräfte sein: und aus diesen sind denn auch augenscheinlich die meisten neuen Berufe hervorgegangen.

Daneben ist auch die Arbeitsteilung während der letzten Menschenalter aufs höchste gewachsen. Und dieser Zunahme der Arbeitsteilung entsprach, wie stets im Verlaufe der Wirtschaftsgeschichte, ein nicht minder starkes Wachstum der organisatorischen Arbeitsvereinigung; ja gerade dieses Wachstum wurde für den nächsten und äußeren Anblick der modernen Wirtschaft besonders charakteristisch. Denn sein natürlichster Ausdruck ist die alsbald auffallende Entwicklung des Großbetriebes. Am glänzendsten trat diese

Entwicklung hervor im Verkehrswesen: hier wirkte außer dem Bedürfnis der Arbeitsvereinigung der innere Drang alles Verkehrs zur Zentralisation noch besonders vereinheitlichend. Eisenbahnen, Posten, Banken, Börsen sind daher immer mehr Gebiete des Großbetriebes geworden. Aber auch in den gewerblichen Betrieben ist der Übergang zum größeren und großen Betrieb das durchaus Regelmäßige, ja fast Ausnahmslose. Im Jahre 1861 gab es im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches erst 4000 gewerbliche Betriebe mit mehr als je 50 Arbeitern. Von da ab wuchs diese Zahl längere Zeit hindurch ziemlich stetig um 7,5 % jährlich; 1875 betrug sie 7800. Später aber war die Steigerung noch stärker. Trennt man die Betriebe in Mittelbetriebe mit 11 bis 50 beschäftigten Personen, Großbetriebe mit über 50 Personen und größte Betriebe mit über 1000 Personen, so haben in der Zeit zwischen den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895 die Mittelbetriebe um 51 %, die Großbetriebe um 68 % und die größten Betriebe um 78 % zugenommen[1].

Konnten nun aber all diese Vorgänge, diese tiefen Wandlungen in dem Betriebe der Landwirtschaft wie der Industrie und schließlich auch der Verkehrsanstalten — kurz diese Umwälzungen auf dem ganzen Gebiete des Technisch-Wirtschaftlichen, ohne Einfluß auf die allgemeine Entwicklung des Wirtschaftslebens bleiben? Offenbar mußten die Formen dieses Wirtschaftslebens sich ändern. Und diese Änderung wiederum mußte ihren schon halb und halb ins Soziale hinüberführenden Ausdruck finden in verschiedenen Entwicklungsstufen der modernen Wirtschaftsform — der Unternehmung.

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei Troeltsch, Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben (1899) S. 58—59.

VI.

Die wirtſchaftliche Entwicklung der freien Unternehmung.

✣

1. In der Geſchichte der allgemeinen Wirtſchaftsſtufen und der deutſchen Wirtſchaftsentwicklung bis zum 19. Jahrhundert im beſonderen haben wir das Weſen der Unternehmung ſchon kennen gelernt[1]. Roh und mechaniſch ausgedrückt iſt die Unternehmung aus der Verbindung kaufmänniſcher und gewerblicher Tätigkeit entſtanden; Kaufleute, die ſich bis dahin nur mit dem Warenaustauſch, dem Handel, beſchäftigt hatten, griffen in die Warenerzeugung ein, indem ſie die von ihnen vertriebenen oder zum Vertrieb in Ausſicht genommenen Waren unter ihrer Aufſicht und unter Einführung ihres Kapitals in den Produktionsprozeß auch erzeugen ließen; Gewerbtreibende griffen in die Handelstätigkeit über, indem ſie die von ihnen und bald auch die von ihresgleichen erzeugten Waren zugleich vertrieben. Es waren Vorgänge, die vereinzelt bis ins hohe Mittelalter zurückreichen; die dann, in einem ſo hohen Maße, daß ſie für die Volkswirtſchaft wenigſtens vorübergehend ſchon charakteriſtiſch wurden, im 15. und 16 Jahrhundert auftraten; die ſich aber im 17. und 18. Jahrhundert, ja noch darüber hinaus in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs ſo entſchieden entwickelten, wie es nach dem Fortgang im 15. und 16. Jahrhundert zu erwarten geweſen

[1] S. oben S. 11 ff., insbeſondere S. 49 ff.

wäre. Das, was ihre weitere Entfaltung aufhielt, war an erster Stelle jene starke Verminderung der Kapitalbildung, die in Deutschland und vielfach auch sonst in Europa seit etwa Mitte des 16. Jahrhunderts eintrat, veranlaßt wohl vornehmlich durch Verschiebungen der internationalen Handelswege und durch das Nachlassen solcher Aussichten auf leichten und großen Gewinn, wie sie namentlich aus einer Tätigkeit im Fernhandel hervorgehen[1].

Man sieht hier, wie sehr die Entwicklung einer Volkswirtschaft der Unternehmung zunächst von der Zunahme der nationalen Ersparnisse abhängig ist. Gewiß ist das Kapital an sich nicht das einzige treibende Element des modernen Wirtschaftslebens: denn Kapital irgendwelcher Art hat es zu allen Zeiten einigermaßen entwickelter Wirtschaft gegeben, und nur quantitativ zunächst, nicht qualitativ ist die moderne Wirtschaft, soweit ihr Kapitalreichtum in Betracht kommt, von früheren Wirtschaftsformen geschieden. Vielmehr ist die Tatsache, daß Gewerbe und Handel ineinander übergehen, daß sie die eine Erwerbs- und Betriebsform der Unternehmung zu bilden beginnen, und daß eben diese Form jetzt beherrschend auftritt, als die eigentlich charakteristische der neueren Wirtschaft. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß diese Form sich zu voller Höhe nicht entwickeln konnte ohne starke Kapitalaufwendungen: daß sie mithin für die Stufen ihrer Entfaltung abhängig war von der Bedingung eines steigenden Vorrates von produktiv zu verwendendem Kapital.

Insofern war es für die Durchbildung eines vollen Zeitalters der Unternehmung von großer Bedeutung, daß die Steigerung mindestens des Produktivkapitals, die das 15. und 16. Jahrhundert gebracht hatten, spätestens im 17.

[1] Außerdem hat im Laufe des 16. Jahrhunderts wenigstens in Deutschland der Kapitalverbrauch speziell zu produktiven Zwecken stark nachgelassen: Verluste des deutschen Kapitals vornehmlich in französischen und spanischen Anleihen. Die Rolle der Landwirtschaft in der Verfallszeit der deutschen Volkswirtschaft seit Mitte des 16. Jahrhunderts ist noch nicht aufgeklärt.

Jahrhundert aufhörte; der regelmäßige Entwicklungsgang einer Volkswirtschaft der Unternehmung wurde dadurch unterbrochen.

Wodurch ward es nun aber im 19. Jahrhundert möglich, daß er wieder aufgenommen wurde? Dies ist die Stelle, an der nunmehr all die in den letzten Abschnitten erzählten Tatsachen erst rechten Zusammenhang und volles inneres Leben erhalten —: die technische Entwicklung ist es gewesen, die, im Sinne einer ungeheuren Kapitalbildung wirkend, vor allem jenen Fortgang des Wirtschaftslebens der Unternehmung hervorgebracht hat, den die Zeitgenossen bewundern. Denn was sind die technisch gewonnenen Kräfte im Grunde anderes als neues Kapital?

Im Sinne der Wirtschaftsgeschichte ist jede neue Kraft, jede bisher ungenutzte Energie, die der Volkswirtschaft nutzbringend einverleibt wird, ein Kapital. Dabei kann dieses Kapital aus den Überschüssen einer in regelmäßigem Fortgang befindlichen Volkswirtschaft gewonnen werden: man wird es dann als ein Ersparnis bezeichnen können. Oder aber es kann dadurch gewonnen werden, daß plötzlich neue Naturkräfte dem wirtschaftlichen Dienste des Menschen zugänglich gemacht werden: dann kann man von Okkupationskapital sprechen. Dabei verschlägt es nichts, daß der logische Unterschied zwischen Ersparniskapital und Okkupationskapital nur ein relativer und polarer ist: im Grunde beruht auch jede Ersparnis auf Okkupation. Wirtschaftsgeschichtlich ist der Unterschied trotzdem wesentlich, wie ein kleiner Ausflug in die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung alsbald ergeben wird. Was machte da die ursprüngliche wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen aus? Eine Verbindung von eigenem Tun mit irgend etwas natürlich Gegebenem: roheste Okkupation z. B. durch Aufheben eßbarer Früchte, in weiterem Fortschritt okkupatorische Tätigkeit durch Erlegen von jagdbaren Tieren usw. Dann ergab sich, in Zeiten schon viel höherer Entwicklung, die Okkupation der mütterlichen Erde zur Weide von Herdentieren und zum Anbau be-

stimmter Gewächse: eine Okkupation, die sehr langsam von vorübergehender Beschlagnahme zu voller Seßhaftigkeit fortschritt. In allen diesen Fällen war das Okkupierte schließlich nach modernen Begriffen eine Vereinigung natürlicher Gegebenheiten mit menschlicher Arbeit: denn schon das Okkupieren, noch mehr natürlich das Festhalten war Arbeit. Hörte nun aber diese Art der Kapitalbildung mit der Okkupation jungfräulichen Landes zu Zwecken der Weide und des Ackerbaues auf? Keineswegs! Sie schritt fort; und in tausend Zügen der heimischen, deutschen Entwicklung kann ihre weitere Entfaltung beobachtet werden: in so groben wie in den Übergängen zum Bergbau, zur Ausbeutung von Lagern besonderer Stoffe, wie Torf oder Raseneisenstein oder Minette, zur Ausbildung der Flüsse zu Transportwegen, und in so feinen wie der Heimatlichmachung — fast möchte man mit einem neuen Sinne des Wortes sagen: Verheimlichung — des Bodens in der Lokalisierung von tausend Märchen und Sagen wie in der Entfaltung eines künstlerischen Genusses an Leuten und Landschaft. In allen diesen Fällen handelt es sich um die Entwicklung einer neuen Gewalt, einer geistigen oder einer materiellen, über gewisse Gegebenheiten der Natur — um die Bewahrheitung des Paradieseswortes, daß der Mensch herrschen soll auf Erden. Und so schematisch diese Entwicklung hier auch dargestellt sein mag, eins geht aus dem Gesagten dennoch hervor: diese Gewalt wurde allmählich in der Richtung entfaltet, daß sie der Natur immer intensiver zu Leibe ging, daß sie ihr immer feinere, immer stärker differenzierte Kräfte abrang.

Und in der Entwicklung dieses Prozesses sollte die Entstehung der modernen Naturwissenschaften keine Epoche gemacht haben? Eben die Naturwissenschaften waren es, die den Weg eröffneten zu einer ganz anders intensiven Beherrschung der Natur, als sie etwa der Bauer draußen ausübt hinter seinem Pfluge und in den schweren Arbeitsstunden der Ernte; eben sie wiesen hinein in das innere

Gemach der Kräfte, ja schließlich der Kraft selber. Und die Technik war es, die den Weg gangbar machte, die die Pforten erschloß und der Menschheit die Schlüssel der neuen Herrschaft darbot. Das ist das neue große Kapital, ein Okkupationskapital neben allen regulären Ersparnissen der Nationen an ihren Einnahmen und an ihrer Kraft, mit dem die moderne Welt wirtschaftet: ein Kapital von ungeheuerlicher Größe, soweit es schon angeeignet ist, und darüber hinaus von offenbar noch keineswegs völlig bekannten Grenzen. Über die Germanen hatte einstmals Tacitus berichten können, das nationale Hauptkapital, der Grund und Boden, sei von ihnen noch nicht völlig angeeignet, geschweige denn schon völlig beherrscht. Die Gegenwart kann von den neu erschlossenen Naturkräften Ähnliches hoffen.

Bietet nun aber die moderne naturwissenschaftlich-technische Entwicklung der Unternehmung in ihren Energieformen eine Möglichkeit der Kapitalbildung, hinter deren Wucht und Größe jede andere Art der modernen Kapitalbildung durch Erwirtschaftung und Rücklage verschwindet, so wird man verstehen, wie der Charakter eben dieses neu errungenen Kapitals nicht ohne einen gewissen Einfluß auf die Durchbildung der Unternehmung überhaupt geblieben ist.

Welches ist nun dieser Charakter? Hier steht ganz im Vordergrunde der Satz, daß jede der einzelnen wirtschaftlichen Energien sich schließlich als auf die eine Energie zurückführbar erwiesen hat. Das heißt doch: im letzten Grunde und prinzipiell lassen die naturwissenschaftlichen Errungenschaften der letzten zwei bis drei Menschenalter nur noch eine Art der Unternehmung zu: die, welche mit zwar in ihren Formen variabler, im Grunde aber einheitlicher Energie arbeitet und diese sowohl für die Erzeugung wie den Vertrieb ausbeutet. In der Tat können daher auch alle Arten der freien Unternehmung technisch auf den letzten Ausdruck einer einzigen Kraftbetätigung gebracht werden. Natürlich nicht so, daß deshalb etwa das bunte Bild wirtschaftlichen Lebens

verloren gegangen wäre; im Gegenteil: es ist reicher, breiter und gleichsam wimmelnder geworden als je zuvor, da man jetzt, eben wegen der Reduktionsfähigkeit der Energien auf eine Form, die Möglichkeiten der Kombination und Permutation der einzelnen Energien ganz anders kennt und wirtschaftlich ausbeutet als früher.

Aber diesem Kaleidoskop der Praxis entspricht die prinzipielle Einheit der Grundlage: und das eben gibt dem neueren Wirtschaftsleben den Zug des Großartigen. Von diesem Gesichtspunkte aus bedarf es jetzt aber für uns auch der Zurückführung der Ergebnisse der früheren Abschnitte auf noch einheitlichere Anschauungen, als sie bisher gewonnen sind. Sind wirklich veränderte Zeitvorstellung, neue Raumanschauung und höherer Kraftbegriff — jene Einheitsbegriffe, auf die sich die moderne Wirtschaftsentwicklung, psychologisch betrachtet, bisher bringen ließ — letzte, unter sich nicht weiter ausgleichbare Elemente? Man sehe nur ein wenig zu, und man wird bemerken, daß dem keineswegs so ist: veränderte Zeitvorstellung wie neue Raumanschauung sind nichts als Ergebnisse einer veränderten Kenntnis und eines veränderten Gebrauches der natürlichen Energie: sie eben wirkt sich in dem neuen Verkehrswesen aus: und sind mithin nur Teilvorstellungen des einen wahrhaft neuen Begriffes, des Begriffes der Kraft. Und man halte diesen Nachweis nicht etwa für eine bloße Spintisirerei, für ein ödes Klappern mit Begriffen. Aus diesen durchaus lebendigen und innerlichst treibenden Zusammenhängen ergibt sich, daß in der Zeit der freien Unternehmung zwischen Geschäften, die mehr dem Transport gewidmet sind, und mehr industriell gefärbten Geschäften, in denen die neuen Kräfte direkt in den Dienst der Erzeugung gestellt werden, prinzipiell und wirtschaftlich-entwicklungsgeschichtlich kein Unterschied mehr besteht: sie sind ein nur äußerlich etwas verschieden gefärbter Ausdruck im Grunde ein und derselben modernen Unternehmungsform, die man, wiederum innerhalb der Epoche der freien Unternehmung, als die der energetischen Unter-

nehmung bezeichnen könnte. Darum bestehen auch zwischen ihnen keinerlei rechtliche, sittliche, wirtschaftliche oder sonst tatsächliche Schranken, ja, die Übergänge sind so leise, daß sich gelegentlich schwer sagen läßt, ob ein Unternehmen mehr dem Verkehr oder der Gütererzeugung angehöre. Und wie häufig ist gar die Verkoppelung beider Motive! Ja, sie ist recht eigentlich ein modernstes Zeichen jener Entwicklung, die zu einer auch äußerlichen Einheit jeglicher Art der energetischen Unternehmung fortschreitet. Dahin gehören die neueren Verbindungen von Großindustrie, Reederei und Landtransportwesen, wie sie in den wegen ihres kolonialen Charakters besonders rasch vorwärts schreitenden Vereinigten Staaten besonders lebhaft entwickelt sind, dahin, um kleinere Anfänge zu nennen, die schon ziemlich früh auftretenden Kombinationen von Eisenbahnen und bergbaulichen Unternehmungen oder auch Unternehmungen der Fremdenindustrie (Hotels usw.), dahin auch Transportveranstaltungen wie jene der Firma Krupp, welche die reichen spanischen Erze in eigener, wohlorganisierter Schiffahrt bezieht.

Aber auch im einzelnen hat die Kapitalbildung der technischen Energien die Entwicklung des freien Unternehmens vielfach beeinflußt; am meisten natürlich da, wo ihre Entwicklungstendenzen mit denen der Unternehmung zusammenfallen. Weitaus die wichtigste Beobachtung in diesem Zusammenhange muß der Entfaltung des quantitativen Charakters der Unternehmung gelten. Da ist schon früher eingehend gezeigt worden[1], wie jede Kombination von Gütererzeugung und Gütervertrieb bereits seit Jahrhunderten vor allem auf die Masse der Ware hat sehen müssen: denn der Gewinn ergab sich in diesem Falle aus einem erweiterten Vertrieb, was notwendig eine Erzeugung der Ware nach quantitativen Rücksichten voraussetzte. Es ist der große Gegensatz, in den die Produktion der Unternehmung alsbald zu der Gütererzeugung der handwerklichen Zünfte trat, die ihrerseits

[1] S. oben S. 56 f.

vielmehr von qualitativen Erwägungen getragen gewesen war und darum in den klassischen Zeiten der Zünfte zu einem Kunsthandwerk sondergleichen geführt hatte. Wie mußte aber nun diese Gütererzeugung der Unternehmung nach quantitativen Gesichtspunkten gestärkt und gefördert, ja reißend vorwärts getrieben werden bei Einspannung von Energieformen, denen allen ein mechanisches und das heißt ein ebenfalls quantitatives Prinzip zugrunde lag! Hier liegt der innere Zusammenhang vor, aus dem sich die außerordentlich rasche und enge Verbrüderung der Unternehmung mit der modernen Technik als der praktischen Ausgestalterin des mechanischen Energieprinzips erklärt: hier auch der Zusammenhang, aus dem heraus es verständlich wird, daß die Geschichte der modernen Unternehmung zunächst wesentlich in der Richtung einer quantitativen Entwicklung verlief, und daß bei ihr große qualitative Entwicklungen aufs deutlichste erst aus quantitativen Ausgestaltungen hervorgingen.

2. Als klassische Entwicklungsform der modernen freien Unternehmung kann die einfache Fabrik betrachtet werden: jene Produktionsanstalt, in der eine Anzahl von Arbeitsmaschinen, die, räumlich vereint, der Regel nach durch einen Motor in Bewegung gesetzt werden, unter der Aufsicht und dem Eingreifen von Arbeitern bestimmte Waren in Masse erzeugen[1]. Es ist eine Form, die selbstverständlich auch schon vor der Erfindung der modernen Motoren, insbesondere der Dampfmaschine, vorkommen konnte, und die auch nach der Erfindung der Dampfmaschine noch lange Zeit vielfach Motoren älterer Art, Wasserräder, Windräder, Göpelwerke, in Anspruch nahm: sind doch diese Antriebsformen auch noch heute keineswegs verschwunden, ja es hat

[1] Die Bildungen der Hausindustrie gehen zu allmählich aus den älteren in modernere über, als daß nach ihnen datiert und disponiert werden könnte. Im einzelnen wird über sie später noch genau zu reden sein, s. unten S. 292 ff.

eine von ihnen, das Wasserrad, in verbesserter Form innerhalb der Elektrotechnik von neuem weite Verwendung gefunden.

Anstalten der Stoffveredlung, die durch einen Motor getrieben werden, gehen auch in Deutschland teilweis sehr weit zurück; sehen wir von den Mahlmühlen und verwandten Anlagen ab, so sind z. B. die Papiermühlen des 14. und 15. Jahrhunderts und die Walkereien noch älterer Zeit in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Und verhältnismäßig früh finden sich auch schon vereinzelt Formen, bei denen neben einer beträchtlichen bewegenden Kraft Arbeiter in ziemlicher Anzahl zentralisiert tätig sind: also wirkliche Fabriken im heutigen Sinne. Hierhin gehört z. B. neben anderen Beispielen des 16. Jahrhunderts und namentlich der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts[1] die wohl auch noch in diese Zeit zurückreichende Fabrik der Calwer Färberkompagnie, in der gegen Ende des 18. Jahrhunderts, neben den etwa 6000 hausindustriell beschäftigten Personen der Kompagnie, 168 Wollkämmer, Weber, Zeugmacher usw. tätig waren. Hierhin wird auch, um von vereinzelten, noch viel weiter zurückreichenden Beispielen der Textilindustrie abzusehen, die Kattunfabrik, die flüchtige Schweizer um 1750 in Plauen im Vogtlande gründeten, zu rechnen sein, wie nicht minder die zentralisierten Anstalten für Haspeln und Zwirnen, die sich schon früh in der preußischen Seidenindustrie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingebürgert hatten, während diese Industrie im ganzen durchaus den Charakter einer Hausindustrie bewahrte.

Allein diese Beispiele, die sich gewiß noch häufen ließen, beweisen gleichwohl noch nichts für einen allgemeinen Zustand. Als wirksame Konkurrentin des Handwerks und volkswirtschaftlich wirklich umwälzend ist die Fabrik auf deutschem Boden doch erst im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgetreten. Erst im Jahre 1828, in Mohls Schrift über

[1] S. über diese Stieda, Handw. d. Staatswissensch. Art. Fabrik.

die württembergische Hausindustrie, begegnet man in Deutschland — nach mannigfachen Scheidungsversuchen durch die Kameralisten des 18. Jahrhunderts, namentlich durch Lamprecht (1797) — einer größeren Klarheit über den grundsätzlichen Unterschied zwischen Haus- und Fabrikindustrie. Und ganz genau dargelegt wird er wohl erst vierzig Jahre später von Schwarz in seinem Aufsatze über die Betriebsformen der modernen Großindustrie[1]. Die statistisch gesonderte Erfassung der Hausindustrie im klaren Gegensatze zur Fabrik ist aber gar erst im Jahre 1877 von Boehmert gefordert und im Jahre 1882 in der Berufszählung der Reichsstatistik durchgeführt worden. So spät erst und langsam kam es also zu einer wissenschaftlichen und das heißt begrifflich klaren Abgrenzung der modernen Unternehmungsform der Fabrik gegen die älteren Formen der Hausindustrie.

Früher als in Deutschland ist natürlich in England die moderne Fabrik, und speziell diejenige mit Dampfmotor, entstanden; hier kann man ihr Aufkommen in dieser Form ziemlich genau datieren: die erste geschlossene und fabrikmäßig durch Dampfmaschine betriebene Spinnerei wurde durch Arkwright im Jahre 1771 eröffnet. Und England wurde zunächst auch allein das klassische Land dieser neuesten Art der Fabriken; 1790 gab es schon etwa anderthalbhundert Spinnereien; zu diesen traten dann seit Erfindung der Dressing frame durch Johnson (1803) die Webereien, wobei die alten Wasserkräfte allmählich fast vollständig durch Dampfkraft ersetzt wurden.

In Deutschland hatte schon die Verbreitung derjenigen Betriebsform, die zwischen der alten, völlig dislozierten Hausindustrie und der zentralisierten und mit Motor ausgestatteten Fabrik in der Mitte steht, der Manufaktur, der zentralisierten Hausindustrie, wie man sie nennen könnte, seit dem 16. Jahrhundert verhältnismäßig viele Schwierigkeiten gefunden. Gewiß hatte man die Arbeitskräfte für sie im

[1] Zeitschr. f. d. gesamten Staatswissenschaften 1869, Bd. 25.

allgemeinen zur Verfügung, wenn sie auch zunächst den Tausenden und wohl Hunderttausenden von Landstreichern entnommen werden mußten, die der Dreißigjährige Krieg und spätere Wirren zurückließen, aber es fehlte an Kapital. Und als dieses von außen her einwanderte, als Hugenotten und Wallonen sich niederzulassen begannen, da ließ die allzu zünftlerische Reglementierung, welche die mit höheren Entwicklungsformen der Industrie zumeist unbekannten Territorialgewalten durchführten, eine rasche und reichere Blüte nicht aufkommen. Erst seit den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde das anders: jetzt begann zum ersten Male der Inhalt einer seit dem 17. Jahrhundert auf der Grundlage individualistischer Kultur entwickelten allgemeinen Bildung die Regierungen in der Form der aufgeklärten öffentlichen Meinung stark zu beeinflussen und schließlich fast zu überwältigen, was der Freiheit der Manufakturen zugute kam; und die Fürsten des aufgeklärten Absolutismus wurden selbst, nicht ohne kostspielige Vorliebe z. B. für Seiden- und Porzellanindustrie, Förderer und Inhaber von Manufakturen. Es war eine Bewegung, die durch besondere Ereignisse um die Wende des 18. Jahrhunderts noch gefördert wurde; die französische Seidenindustrie litt schwer unter den Plagen der Revolution, und bald darauf verschloß die Kontinentalsperre Deutschland der gewaltigen Überschwemmung mit englischer Fabrikware, wie man sie von Leipziger Messe zu Leipziger Messe zu erleben gewohnt war: Ereignisse, die fremden Wettbewerb vom deutschen Boden fernhielten und dadurch der heimischen Industrie zugute kamen.

In dieser günstigen Luft wirtschaftlichen Aufschwunges sind nun auch zum ersten Male zahlreichere Fabriken auf deutschem Boden, vor allem in Sachsen, dann am Rhein, in Schlesien, in Schwaben und auch im Elsaß, entstanden. In Sachsen wurden gegen Schluß der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts die ersten Jennymaschinen eingeführt, seit etwa 1790 wurden sie zu je 10 bis 20 Spulen in Gang

gebracht, und seit 1800 benutzte man die Wasserkraft als Motor. Ein höherer Aufschwung begann dann seit der Aussetzung einer Staatsprämie von je einem Taler für jede in Gang gebrachte Maschinenspindel im Jahre 1807; und 1813 waren schon 22 Spinnereien mit 107 283 Spindeln fabrikmäßig tätig. Die Hausspinnerei war damit bereits lahmgelegt; nur noch die Weberei und die Wirkerei blieben nach dem Verlagssystem hausindustriell organisiert; und die größesten Verleger waren zugleich im Besitze von Druckereien. In anderen Gegenden Deutschlands aber kam es zu einem verwandten Entwicklungsgang.

Allein diese erste, an sich noch recht zarte Frühblüte deutschen Fabrikwesens wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zum guten Teile wieder zerstört. Nach den napoleonischen Kriegen drang mit Aufhebung der Kontinentalsperre der englische Wettbewerb wiederum ein und zeigte sich, sieht man etwa von Süddeutschland ab, bald überlegen: denn in Deutschland herrschte, als Nachwehe der Kriege mit deren Verlusten, noch eine auffallende Kapitalarmut. Dazu kam die Hungersnot der Jahre 1816 bis 1817 und die in einem noch durchaus agrarischen Lande doppelt verheerende Ackerbaukrise der Jahre 1820 bis 1825, um in Verbindung mit dem Mangel einer gemeinsamen Regelung des Zollwesens und der nationalen Wirtschaft überhaupt jeden Versuch eines Aufschwunges zu unterdrücken. Erst in den dreißiger Jahren begann sich diese Lage umzugestalten. Zwar gab es im Anfang dieses Jahrzehntes auch noch eine kleine Stockung infolge der Julirevolution und der Cholera, dann aber ging es tapfer vorwärts: die Anfänge des Zollvereins gaben Mut, die einzelstaatlichen Gesetzgebungen im Sinne einer Modernisierung des Agrarrechts und in der Richtung auf Gewerbefreiheit begannen zu wirken, eine verbesserte Gemeindeverfassung erweiterte den Spielraum freier Unternehmungen, und eine Veränderung der gewerblichen Steuern stellte sie vielfach finanziell weniger belastet hin denn zuvor. Zu alledem kam dann, als eins der entscheidendsten

Momente, seit Ausgang der dreißiger Jahre die wesentliche Verbesserung des Transport- und Verkehrswesens durch Chausseen, Posten, Eisenbahnen und schließlich auch Telegraph, um langsam und endgültig erst seit den fünfziger Jahren ein Fabrikzeitalter im modernen Sinne heraufzuführen.

Erst jetzt verschwand damit, allmählich, eine Reihe alter Manufakturen, z. B. auf dem weiten Gebiete der Textilindustrien; neue Bergwerksunternehmungen wurden begründet, Anstalten getroffen, den Bedarf an Arbeitsmaschinen und Motoren im Inland zu decken, und Fortschritte auf dem Gebiete der Metallurgie gemacht. Es war ein reges Leben, als dessen früheste starke Kundgebung die erste große Industrieausstellung der Zollvereinsstaaten zu Berlin im Jahre 1844 bezeichnet werden kann; und, durch die Revolution ziemlich ungestört, entwickelte es sich in den fünfziger Jahren weiter, um dann, durch die Ergebnisse der Londoner Ausstellung von 1851 ermutigt und staatlich in jeder Weise, durch direkte Hilfe wie durch Bereitstellung unterrichtlicher Mittel und finanzielle Belebung unterstützt, in vollflutender, nun niemals wieder abreißender Bewegung in die sechziger Jahre einzumünden.

Wir verfolgen den Triumphzug des modernen Wirtschaftslebens hier nicht weiter; seine einzelnen Episoden und Entwicklungsstufen sind schon auf früheren Blättern nach anderen als rein chronologischen Gesichtspunkten zur Darstellung gelangt. Dagegen erhebt sich in dem hier bestehenden Zusammenhang, nachdem die Entwicklung der volkswirtschaftlich wichtigen fabrikmäßigen Unternehmung für Deutschland im ganzen und großen auf die vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts festgestellt worden ist, die Frage, welche Formveränderungen denn diese Unternehmungen von da ab zunächst in ihrem äußeren Betriebe erlebt habe.

Da muß von vornherein, um falsche Vorstellungen zu vermeiden, betont werden, daß die älteren Formen der Unternehmung, die hausindustriellen wie die der Manufaktur, mit

dem Aufkommen der Fabrik keineswegs abstarben. Mit nichten sucht jedes moderne Unternehmen gleichsam hartnäckig die Form der Fabrik auf; vielmehr waren nicht bloß unzählige Verhältnisse vorhanden, in denen sich ältere Betriebsformen, wenn auch in gewissen Umbildungen, erhielten; es fanden sogar Rückbildungen von der Fabrik oder der Manufaktur zur Hausindustrie statt. So wurde z. B. die Maschinenstrickerei im Vogtland ursprünglich, Ende der fünfziger Jahre, in geschlossenem Betriebe ausgeübt; später, seit mindestens 1870, ist sie zumeist hausindustriell geworden. Und daneben bestehen auch zahlreiche Fälle, in denen sich Hausindustrie erst ganz neuerdings entwickelt hat: so namentlich, in sozial zumeist wenig günstigen Erscheinungen, in gewissen Großstädten und deren näherer Umgebung. Dahin gehören z. B. die modernen Bekleidungsindustrien mit ihrem sweating system und ihrer Verwendung jugendlicher weiblicher Arbeitskräfte bei sittlich bedenklichen Löhnen.

Im allgemeinen aber ist die typische Form der Entwicklung des modernen Unternehmens doch das Aufblühen der Fabrik und derjenigen Formen des Verkehrslebens, die als der Fabrik etwa gleichwertig angesehen werden können, jener Formen, die unter der Einwirkung moderner technischer Kräfte, vor allem des Dampfes und der Elektrizität, erwachsen sind. Sollen nun die inneren Kräfte bloßgelegt werden, die zur Entwicklung dieser Unternehmungstypen nach ihrer Betriebsseite hin beigetragen haben, so werden sie am besten zunächst an einem konkreten Beispiel aufgedeckt. Und dies Beispiel mag einer Industrie entnommen werden, von der bisher noch nicht berichtet wurde, und für deren Bereich zugleich die chemisch-technischen Kräfte mindestens ebenso wie die physikalisch-technischen in Betracht kommen.

Die Glasindustrie ist schon längst vor dem 19. Jahrhundert in einer Weise betrieben worden, die sich am besten mit dem Worte Manufaktur bezeichnen läßt. Diese Manufaktur, und mit ihr die kleinen alten Glashütten, verschwanden mit der Einführung der Generativ-Gasöfen. Von nun ab

überwog der Typus der Fabrik; die Zahl der in einem Betrieb beschäftigten Arbeiter stieg in die Hunderte, und neben das Manufakt trat, in mechanischer Verarbeitung der flüssigen Masse durch Pressen, Walzen, Stanzen usw., immer mehr das Fabrikat. Gleichzeitig erlaubte und verursachte die neue Feuerungsmethode eine Verlegung des bisherigen Standortes der Industrie; aus den holzreichen Mittelgebirgen zog sie hinab in Gegenden, welche die leichte Zufuhr von Kohle gestatteten. Indem aber bei dieser Gelegenheit das stehende Kapital der Industrie, Häuser, Lagerplätze, Öfen, von Grund aus erneuert wurde, trat zugleich, in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, eine Spezialisierung der Fabrikation ein, und die einzelnen Spezialindustrien verteilten sich auf bestimmte Standorte: so wurde z. B. die Tafelglasindustrie, durch 76 Fabriken vertreten, vornehmlich im Saarkohlenbecken und im lothringischen Minettegebiete heimisch.

Was waren nun die typischen Momente dieser Umwälzung? Aus neuen technischen Möglichkeiten, die sich bei stärkerer Kapitalbefruchtung durch die fortschreitende Volkswirtschaft verwirklichen ließen, ergaben sich Einrichtungen, die vom Klein- und Mittelbetrieb in den Großbetrieb überführten. Und Hand in Hand ging damit, zugleich unter Veränderung des Standortes der Fabrikation, eine Spezialisierung der Erzeugung.

Es sind Momente, die sich, vielleicht abgesehen von der Veränderung des Standortes, die nicht ganz gleichmäßig eintritt, in der Entwicklung von fast jeder größeren Fabrikation seit den fünfziger und sechziger Jahren wiederfinden, wenn auch die deutsche Volkswirtschaft in der Richtung der Spezialisierung im allgemeinen noch nicht so weit und nicht so reißend fortgeschritten ist wie die englische oder amerikanische oder diejenige Frankreichs. Indem nun aber die Spezialisierung auf diese Weise aufkam — nach dem, was wir bisher zunächst kennen gelernt haben, also als Schlußmoment der Entwicklung — machte diese Entwicklung doch bei ihr keineswegs

Halt. Vielmehr, in einem Zusammenhange, der sich in der Entfaltung der Volkswirtschaften mit derselben Regelmäßigkeit wiederholt wie Aktion und Reaktion auf individual- und sozialpsychischem Gebiete, folgte der neuen Arbeitsteilung alsbald eine neue Arbeitsvereinigung. Und indem diese eintrat, ergab sich, was bei der Spezialisierung keineswegs der Fall zu sein brauchte und tatsächlich auch häufig nicht der Fall war, eine höhere Form des fabrikmäßigen Betriebes. Es ist die Form, die man, mit einem schon halbwegs eingeführten Worte, als die der Fabrikationsanstalt bezeichnen kann.

Hierher gehört es schon, wenn ein Unternehmen etwa zunächst nur auf dem Boden der Metallurgie groß geworden ist, dann aber, zur zweckentsprechenden Durchbildung seiner immer spezifischeren Erzeugnisse, auch besondere Hammerwerke, Zain-, Streck- und Raffinierhämmer, einrichtet. Oder auch wenn, in umgekehrtem Entwicklungsgang, ein Unternehmen, das Lokomotiven herstellt oder sonstigen Eisenbahnbedarf oder Schiffsbedarf oder Maschinen irgendwelcher Art, nun auch zur selbständigen Durchbildung oder Erzeugung des Rohmaterials fortschreitet, weil es nur auf diesem Wege die Gewähr für die von ihm gewünschte Herstellung der fertigen Erzeugnisse erreichen zu können glaubt. Solche und verwandte Zusammenhänge waren es, soweit typische Ursachen in Betracht kommen, aus denen heraus in Deutschland die ersten großen Unternehmungskomplexe entstanden, so etwa auf dem Gebiete der Maschinenfabrikation die Firmen Kramer-Klett in Nürnberg, Hartmann in Chemnitz, Borsig in Berlin, Krupp in Essen, die um das Jahr 1870 über ein-, zwei-, drei- und achttausend Arbeiter verfügten, über diesen Massen aber noch, eine bezeichnende Erscheinung der Fabrikationsanstalt, ein stetig steigendes Personal von Zeichnern, Modelleuren, Ingenieuren, kontrollierenden Technikern wie einen ganzen Stab von volkswirtschaftlich und finanziell durchgebildeten Kaufleuten beschäftigten.

Aus all diesen Fabrikationsanstalten heraus ist dann in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vor allem die Firma Krupp zu einem Riesenunternehmen emporgewachsen, dem größten, das auf deutschem Boden bestand. Die Firma besaß anfangs die Gußstahlfabrik in Essen; dazu kamen im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die Grusonwerke bei Magdeburg (gepanzerte Drehtürme und Verwandtes) und die Germaniawerft in Kiel (Schiffs- und Maschinenbau). Des weiteren verfügte die Firma gegen Ende des Jahrhunderts über drei große Kohlenzechen und verschiedene Hunderte von Eisensteingruben in Deutschland und Spanien, derart, daß der gesamte Bedarf an Kohle und Eisen, 1200 Tonnen Roheisen und 3650 Tonnen Kohlen täglich, aus der eigenen Erschürfung dauernd gesichert war. Die Zahl der in diesen Werken unmittelbar beschäftigten Personen betrug im Jahre 1900 zwischen 46000 und 47000, davon zwischen 3000 und 4000 Beamte. Von ihnen waren am 1. April 1900 speziell in der Essener Gußstahlfabrik 26670 Mann tätig. Zu dieser Fabrik gehörten: zwei Bessemerwerke, vier Martinwerke, zwei Stahlformgießereien, ferner Puddelwerke, Schweißwerke, ein Schmelzbau für Tiegelstahl, die Eisengießerei, die Geschoßgießerei, die Messinggießerei, Glühhäuser, die Härtekammer, die Tiegelkammer, das Blockwalzwerk, das Schienenwalzwerk, das Blechwalzwerk, das Laschen- und Federstahlwalzwerk, die Fachwerkstatt, Preßbau und Panzerplattenwalzwerke, Hammerwerke, Räderschmiede, Herdschmiede, Hufschmiede, Bandagenwalzwerk, Satzachsendreherei, Kesselschmiede, Feldbohrbau, mechanische Werkstatt T, Feilenfabrik, vier Reparaturwerkstätten und noch eine Unsumme anderer Betriebe, darunter so wichtige wie ein Elektrizitätswerk, ein Gaswerk, ein Wasserwerk und Wassergewinnungsanlagen — der Wasserverbrauch war so stark wie der der Stadt Dresden —, lithographische und photographische Anstalten, eine ausgebildete Telegraphie, ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz usw.

Wurde nun die Organisation Krupps — an der Spitze der Firma stand ein Direktorium, das mehr zu sagen hatte als gar manches deutsche Ministerium — von der keines anderen deutschen Werkes erreicht, so war doch die Erscheinung der Fabrikationsanstalt auf deutschem Boden schon in ziemlich vielen Zweigen der Erzeugung verbreitet. Ein gutes Beispiel ihrer jüngsten Entwicklung bot vor allem das Aufkommen der Schiffswerften. Gewiß stand die deutsche Volkswirtschaft auf diesem Gebiete mit ihrer Erzeugung noch immer hinter dem Verbrauche zurück. Im Jahre 1901 waren die deutschen Werften am Gesamtschiffsbau der Erde nur mit 7,82 %, ihre englischen Konkurrenten dagegen mit 77,86 % beteiligt. Und im Jahre 1900 ließen deutsche Reeder in England noch immer für 70648 Tonnen Schiffe bauen: mehr als jede andere Nation. Gleichwohl war der deutsche Aufschwung unbestreitbar. Noch vor drei Jahrzehnten gab es an den deutschen Küsten nur einige kleine Werften, und der Bau eiserner Schiffe hatte auf ihnen erst Mitte der siebziger Jahre begonnen. Jetzt waren bereits eine ganze Anzahl weithin bekannter Firmen vorhanden, und unter ihnen solche, die die besten Erzeugnisse ihrer besonderen Gattung lieferten, wie Schichau in Danzig. Dieser Aufschwung hatte nun die Umwandlung der Werften in Fabrikationsanstalten modernster Art mit sich gebracht. Neben etwa einer Hälfte ungelernter Arbeiter beschäftigten die Werften schon damals eine andere Hälfte hochqualifizierter gelernter Arbeiter, die in den verschiedensten nebeneinandergeordneten Betrieben tätig waren: Maschinenbauer, Schmiede, Kesselschmiede, Kupferschmiede, Gießer, Modelltischler usw., und neben ihnen stand ein großer Stab hochgebildeter Techniker und Kaufleute. Aber auch auf Gebieten, wo man es nicht so leicht erwarten sollte, war in der Koordination einzelner Betriebe zur Bewältigung immer mehr spezifischer und immer mehr arbeitsteiliger Aufgaben die Fabrikationsanstalt erwachsen. So z. B. an mehr abgelegener volkswirtschaftlicher Stelle in der Württembergischen Metall-

warenfabrik. Sie zerfiel in acht Abteilungen: für Herstellung galvanoplastischer Bronzen, für Röhrenfabrikation, für Fertigstellung, für Glasfabrikation, für Modelle, für die graphischen Arbeiten, für die Arbeiten des inneren Fabrikbetriebes und für Bauten; und jede dieser Abteilungen zeigte wieder eine weitere Gliederung: so zerfiel z. B. die Abteilung für Röhrenfabrikation, die größte aller mit gegen 800 Arbeitskräften, in Walzerei, Glüherei, Zuschneiderei, Zinngießerei, Gelbgießerei, Metalldruckerei usw.

Dieser Entwicklung der Fabriken zu Fabrikationsanstalten folgte dann auch die Entfaltung der Transportgewerbe: sehr natürlich, da sie ja nichts sind als für den Verkehr besonders abgezweigte Formen der Unternehmung. Was hatte da z. B. schon um 1900 nicht eine größere Eisenbahn alles für Betriebe außer dem eigentlichen Transportbetrieb! Und selbst größere Straßenbahnen pflegten sich bereits solcher arbeitsteiligen und doch wieder arbeitsvereinten Bewältigung ihrer Aufgaben zu erfreuen. Was aber für die Eisenbahnen galt, das galt in fast noch höherem Grade für die Reedereien, deren ja einige der größten der Welt, die Hamburgisch-Amerikanische Paketfahrt und der Norddeutsche Lloyd, Deutschland angehören. Was war da nicht außer den Schiffen an Magazinen und Güterschuppen, an Hafenanlagen und Trockendocks, an Empfangshallen und Hotels und Landtransportgelegenheiten vorhanden! Und neben den Vermittlungsanstalten des groben Verkehrs standen gleich umfangreich entwickelt die Vermittlungsanstalten des feinen, die Banken. Auch auf diesem Gebiete hatte sich seit einigen Jahrzehnten für die Konzentration von Kapital und Kredit und deren Leitung von einer Hand in die andere eine außerordentliche Veränderung vollzogen: die zentralistische Entwicklung der Geschäfte in den großen Banken unter gleichzeitiger arbeitsteiliger Betriebsbewältigung war eingetreten, die sogenannte Hochfinanz als soziale Schicht entstanden. Als Beispiel diene die Deutsche Bank. Sie wurde im Jahre 1870 mit dem bescheidenen Kapitälchen von 15 Millionen

Mark gegründet; im Jahre 1880 waren Kapital und Reserven bereits auf den fast vierfachen Betrag (54 Millionen Mark) angewachsen, 1890 betrugen sie 103 Millionen Mark, am Schlusse des Jahrhunderts 199,3 Millionen Mark, und das erste Jahr des neuen Jahrhunderts sah den Anbruch der dritten Hundert Millionen (200,3). Die Bank beherrschte damals bereits nicht weniger als acht andere Banken, deren jede wiederum aus der Auffaugung mehrerer früherer selbständiger Unternehmungen entstanden war[1]). Und schon im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts lag die Finanzierung von Eisenbahngesellschaften und Hafenanlagen, von Bergwerken und Dampferlinien vornehmlich in ihrem Bereich; und ihre Direktoren hatten dabei hohen Mut und geschickte Hand bewiesen. Was dieses Großbankwesen dabei freilich eigentlich und im ganzen bedeutete, bleibt schwer zu präzisieren, denn Geld und Kredit entziehen sich vielfach der statistischen Behandlung. Einen ungefähren Einblick nach gewissen Seiten hin vermittelt am ehesten noch die Einsicht in die Zunahme der Papiere, die in den letzten Menschenaltern an der Berliner Börse gehandelt wurden. Es waren an Effekten — also unter Ausschluß von Wechseln, Papieren und Münzsorten — an der Berliner Börse notiert 1850: 53, 1870: 309, 1880: 613, 1890: 1162, 1900: 1872 Papiere. Mit dem neuen Jahrhundert ist dann eine Krise im Bankwesen eingetreten, die auch die Hochfinanz nicht gänzlich verschont hat.

Im übrigen war in der Organisation der Großbanken so wenig wie in der bisher geschilderten Ausgestaltung des Großtransportes und der Großproduktion schon die vollendetste Form der Arbeitsvereinigung gegeben, welche das Zeitalter der freien Unternehmung gezeitigt hat. Diese lag vielmehr erst vor, wo Organisationen des Großbankwesens, des Großtransportes und der Großerzeugung sozusagen in einer einzigen Hand, unter der Einwirkung wenigstens eines einzigen

[1] Sombart, Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrh., S. 206, 207.

Willens, mag dieser auch der Kollektivwille einer Genossenschaft sein, vereinigt erscheinen. Es war der amerikanischen Volkswirtschaft vorbehalten, zuerst solche Riesenprodukte der freien Unternehmung zu erzeugen und sie in ihren bisher durchgebildetsten Formen aufzuweisen. Innerhalb des Bereiches der deutschen Entwicklung wäre ihnen, der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeit nach, höchstens der preußische Staat als Unternehmer gleichzusetzen: ja, er wäre ihnen allen in hohem Grade überlegen, falls er seinen Grubenbesitz und seinen Bergbau, seinen Boden und seine Domänen, seine Bahnen und seine Verkehrsanstalten, seine Banken und seinen Einfluß auf den Geldmarkt privatwirtschaftlicher Behandlung unterziehen wollte.

Indem nun aber diese Entwicklung aus dem Kleinunternehmen zum Großunternehmen und schließlich zu den Unternehmen der Riesenakkumulationen und -organisationen der Gegenwart eintrat, waren zugleich allgemeine Keime der Unternehmung erst völlig zur Entfaltung gelangt, die der Wirtschaftstätigkeit innerhalb jedes einzelnen Unternehmens allmählich einen von den früheren Verhältnissen ganz abweichenden Charakter gaben. Es ist die innere Entwicklung der Unternehmung, der wir uns jetzt zuwenden müssen.

3. Das Wesen der Produktion des Mittelalters und auch noch vielfach des 16. bis 19. Jahrhunderts war mehr qualitativer als quantitativer Natur gewesen. Bis zu einem gewissen Grade brachte das schon der naturalwirtschaftliche Charakter der Zeit mit sich. Der Landmann, der hoffend den Samen der Erde anvertraut, erwartet von dem wechselvollen Wirken von Regen und Sonnenschein eine Ernte nach ihrer Art, mit bestimmten Eigenschaften, die nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse in unendlichen Schattierungen schwanken. Der Handwerksmann, der mit seiner Hände Arbeit schafft, hat in ihnen gleichsam ein paar Künstler angeboren, die niemals das gleiche Produkt erzeugen; nicht ohne inneren Grund hieß er daher zur Zeit seines Auf-

kommens im Mittelalter noch ein artifex, ein Künſtler. Und iſt künſtleriſches Schaffen nicht im Grunde immer ſein Ideal geblieben? Sieht das Handwerk von heute nicht auf jene Zeit als den Höhepunkt ſeiner Entwicklung zurück, da aus ihm erblühte, was man heute Kunſthandwerk nennt: auf jene Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters und der Reformation, da aus ſeinem Boden ein Dürer und ein Holbein erſtanden und ein Riemenſchneider und ein Viſcher hervorgingen? Nicht ſo ſehr die Quantität, die Qualität vielmehr der Erzeugung iſt das Ideal aller, die mit ihren Händen wahrhaft ſchaffen und ſie nicht gleichſam als Maſchinenteile gebrauchen; und nicht in einem wiſſenſchaftlich auf Quantität und damit rationale Sparſamkeit ausgeklügelten Prozeſſe waren ſie tätig, ſondern frei nach dem Weſen ihrer eigenen Anſchauung, auf Grund einer handwerklichen Überlieferung rein empiriſchen Charakters.

Nun aber kam die Unternehmung, kamen mit ihr Hausinduſtrie, Manufaktur und Fabrik: es verquickten ſich induſtrielle mit kommerziellen Intereſſen. Und bald ergab ſich, daß in dieſem Bunde, unter einer gleichzeitig erfolgenden Arbeitsteilung, in der das Handwerkliche aus der Induſtrie und das Transportgewerbliche aus dem Handel ausgeſchieden wurden, die kommerziellen Intereſſen die übermächtigen waren. Was aber will der Handel? Er will Abſatz, er iſt Organiſator des Abſatzes, ſein Ideal iſt, was man heute „Beherrſchung des Marktes“ nennt. Es iſt ein quantitatives Prinzip, von dem er ausgeht. Und die neuere Hausinduſtrie und Manufaktur und vor allem die Fabrik? Sie beruhen auf der Einſpannung der modernen techniſchen Energien, deren Bereitſtellung Ergebnis einer mechaniſch-quantitativ gerichteten Naturwiſſenſchaft iſt: ſie gehen nicht minder von einem quantitativen Prinzip aus. Und ſo trafen ſich, wie wir ſchon geſehen haben, die verſchiedenen Arten der Unternehmung in dem einen quantitativen Ideal: und das faſt ungeheuerliche äußere Anſchwellen der modernen Unternehmungsform von der ſimplen, kleinen Fabrik etwa der

vierziger Jahre bis zu den Fabrikationsanstalten schon der siebziger Jahre und den Riesenunternehmungen der Gegenwart war die Folge.

Gleichzeitig aber wandte sich diese innerste Lebenserscheinung des neuen Wirtschaftszeitalters, das quantitative Prinzip, auch gegen die qualitativen Ideale der alten Produktion: und so mußte es innerhalb der Erzeugungsvorgänge selbst zu den tiefgreifendsten Änderungen und zu einer wahren wirtschaftlich-technischen Revolution kommen.

Zwar der Landwirtschaft konnte der neue Geist der Unternehmung nicht so ganz auf den Leib rücken. Denn nach wie vor blieb das landwirtschaftliche Produkt teilweise das Erzeugnis unkontrollierter und, menschlicher Gewalt gegenüber, willkürlich waltender Kräfte, und darum ließ sich ihm sein Qualitätscharakter nicht völlig nehmen. Aber gleichwohl: welche Veränderungen sind doch selbst auf diesem Gebiete eingetreten! Im Körnerbau wie im Pflanzenbau wie auch in der Viehzucht wurden Züchtungskünste entwickelt, die nicht zum geringsten auch auf die Erzielung gleichmäßiger Qualität hinausliefen und damit quantitativer Behandlung massenhaft gleichmäßiger Produkte den Weg bahnten; und der Großhandel brachte es daraufhin, nicht ohne beständiges Hindrängen auf die Uniformierung der Erzeugung, auch zu einer gewissen Uniformierung der Ware, zu jener Austauschfähigkeit der Erzeugnisse untereinander, die Voraussetzung seiner jüngsten Entwicklung wurde.

Ganz anders aber hat das quantitative Prinzip der Unternehmung auf dem Gebiete der Stoffveredlung eingegriffen. Denn weit stärker als landwirtschaftliche Produkte sind industrielle Erzeugnisse veränderungsfähig; ja, solange sie allein von Menschenhand hergestellt wurden, waren sie sogar eigentlich in jedem Exemplar der Erzeugung eigenartig und einzig; und erst die Maschine hat an Stelle der alten singulären Manufakte die Herstellung nahezu identischer Fabrikate ermöglicht. Welch ein Vorteil aber war diese Art der Erzeugung für den Handel! Der Handel in seiner

aktuellen, modernsten Form kennt eigentlich das Warenindividuum nicht mehr — mit streng individueller Ware läßt sich sozusagen nur in vorzeitlicher Weise tauschen —, sondern er kennt nur das Exemplar: das Exemplar des Erzeugnisses, das in tausend und abertausend Ausfertigungen auf den großen Markt oder eine Summe von Märkten geworfen werden kann, um einen breiten Konsum zu befriedigen.

Zu befriedigen? In gewissem Sinne allerdings: solange der Konsument noch ein Urteil äußert und einigermaßen selbständig unter dem wählt, was der Handel ihm anbietet. Aber ist ein so gearteter Zustand das Ideal des modernen Handels? Nein: dazu ist dieser Handel viel zu aktuell, zu kriegerisch gleichsam und triumphhungrig: er will nicht bloß den Markt, er will auch den Konsumenten beherrschen, ihm seine Bedürfnisse erst „klar" machen; er ist es, der heute die Mode und die Bedürfniswahl beherrschen will, und nicht der Konsument. Indem nun aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Gegenwart unter zivilisierten wie unzivilisierten Nationen, im Binnenhandel wie im Export sozusagen vom Kaufmann gleichsam vorgeschrieben und geweckt werden, begreift sich, wie außerordentlich durch diesen Gang der Dinge innerhalb des Unternehmens das kommerzielle Interesse gegenüber dem industriellen gestärkt wird. Immer und immer mehr schwinden die alten industriellen, die qualitativen Vorstellungen, und stärker stets folgt die Stoffveredlung — nomen et omen — quantitativen Interessen. Dies um so eher, als der Wegfall der alten, mehr qualitativen Erzeugung durch zwei machtvolle, zunächst außerhalb der hier gepflogenen Betrachtungen liegende Entwicklungen des 19. Jahrhunderts noch besonders gefördert wurde: durch jene frühe Einführung der Gewerbefreiheit seitens eines zunächst rein doktrinär entwickelten Liberalismus, die das Handwerk dem Wettbewerb der Fabrik gerade in entscheidenden Jahren fast wehrlos preisgab, und durch die außerordentliche Zunahme der Vermögensbildung während der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts, die den Unternehmungen in so vollgerütteltem Maße Kapital zuführte, daß sie die ihnen innewohnenden Eigenschaften fast ungehemmt in jeder Richtung entwickeln konnten.

Die Wandlungen der Stoffveredlung, die auf diese Weise eingetreten sind, sind im ganzen in etwa zwei Stufen, mit einer Vorstufe vor diesen, verlaufen. Und sie können mit wenig Worten beschrieben werden, da sie in jedermanns Erinnerung sind. Einer Vorstufe wären die Erscheinungen der modernen quantitativen Herstellung zuzuweisen, die noch auf eine möglichst genaue Nachahmung der handwerklichen Erzeugnisse hinausliefen. Es ist die Zeit der noch unvollkommenen Maschinentechnik, da vielfach die menschliche Hand noch eingriff; sie hat in Deutschland bis etwa in die sechziger Jahre gewährt. Ihre Berechtigung und ihre längere Dauer erklären sich vornehmlich daraus, daß in diesen Jahren die handwerklichen Erzeugnisse gegenüber den Fabrikwaren zwar im Einkauf schon teurer waren, im Gebrauche aber sich noch als billiger herausstellten. Dann aber setzte eine erste Stufe wahrhafter Massenproduktion ein, in der es zum vornehmsten Streben der Fabriken wurde, die Handarbeit, gleichviel welcher Art, zunächst und unter allen Umständen auch für den Gebrauch durch Billigkeit zu schlagen; es war die Zeit des erbittertsten Kampfes zwischen alt und neu, in Deutschland die Periode der siebziger Jahre. In ihr wurde es in der Tat erreicht, Fabrikware herzustellen, die sich dauernd als billiger denn die Erzeugnisse des Handwerks bewährt, und damit das Handwerk an vielen Stellen endgültig zu schlagen. Mittlerweile aber, seit den achtziger und neunziger Jahren, entwickelte sich eine dritte Stufe, in der nun eine Abgrenzung gegenüber den alten Qualitätswaren eintrat, wobei diese ein freilich sehr beschränktes Daseinsgebiet behielten, und in der unter etwas größerer Ruhe als zuvor geschaffen wurde. Das war die Zeit, in der sich das Publikum der Konsumenten zunächst in das Unvermeidliche der Fabrik- und Quantitätsware zu fügen,

dann aber ihre ſtille Schönheit zu entdecken begann. Eine höchſt merkwürdige Zeit. Da wurde allmählich ſchön, was zweckmäßig, und nicht, was im Sinne des Geſchmückten verſchönt iſt; die Eleganz des modernen ſtoffmageren Werkzeuges, der aufs ſparſamſte gebauten Maſchine, die zurückgehaltene Wucht und faſt möchte man ſagen Erhabenheit einer eiſernen Brücke oder einer großen Bahnhofshalle, oder gar des Eiffelturmes dämmerten auf; und ein Körperideal bildete ſich, dem der Menſch nichts zu ſein ſchien als eine mit ſparſamſter Berechnung genial gebaute Maſchine, und eine Anſchauung der Natur, der die Landſchaft einſchließlich des Wolkenhimmels an erſter Stelle wie ein Schauplatz gedrungener phyſikaliſcher Vorgänge vorkam. Und auf dem mageren Boden dieſes neuen Schönheitsideals erwuchs etwas ſeit Jahrhunderten Unerhörtes, erwuchs ein Zeitſtil der bildenden Künſte und mit ihm, als Propheten hoffentlich einer wirklichen und vollen neuen Kunſt, eine neue Architektur und ein neues Kunſtgewerbe.

Aber verleibte ſich der Produktion nicht ein neues qualitatives Element ein, indem ſie ſo die Ideale einer neuen Kunſt in ſich gleichſam vorbildete? Eben das war das Bezeichnende und entwicklungsgeſchichtlich Lehrreiche. Hier, an den Brüſten noch der eignen Zeit, können wir einmal einen jener wichtigſten ſozialpſychiſchen wie individualpſychiſchen und damit überhaupt geſchichtlich überaus bedeutſamen Vorgänge in jeder Einzelheit betaſten, beſchauen, belauſchen: den Umſchlag urſprünglich quantitativer Elemente der Entwicklung in qualitative. Eine Maſſenproduktion begann und ein neues Stilgefühl beendete den Prozeß; Klagen über eine grenzenloſe Materialiſierung der Welt leiteten die Periode melancholiſch ein, und aus klingt ſie in dem Jauchzen über die Entdeckung einer neuen Welt phantaſievoll-idealen Tuns.

Allein mit alledem ſind die Wandlungen der Stoffveredlung in den letzten zwei bis drei Menſchenaltern noch nicht voll beſchrieben. Ein letzter Punkt bedarf noch der

Darstellung: der Einfluß der veränderten Stoffveredlung auf die seelische Haltung des Unternehmers muß geschildert werden.

Da liegt nun auf der Hand, daß eine zunächst aufs Massenhafte und Uniforme gerichtete Erzeugung, soweit bei ihr auf den Absatz gesehen wurde, demokratisch machen mußte und fortschrittlich und radikal: denn diese Erzeugung wendete sich an die Masse, wollte sie beherrschen, wollte ihr einerlei oder höchstens zwei- oder dreierlei Geschmack aufdrängen und bedurfte darum unabgetönter Argumente der Überredung und, sollten diese mit Überzeugung vorgetragen werden, unabgetönter seelischer Haltung überhaupt. Aber nicht dies war schließlich und eigentlich die charakteristische Einwirkung des Prinzips der quantitativen Erzeugung auf den Unternehmer: denn der Regel nach wurde diese Haltung gegengewogen durch aristokratische Empfindungen dieses Unternehmers gegenüber der Arbeiterschaft. Bei weitem wichtiger waren die Einflüsse, die sich aus der ständigen seelischen Anteilnahme an dem Arbeitsprozesse der Erzeugung selbst entwickelten. Hier ist klar, daß die kausalen Elemente, die in dem Fabrikationsvorgang gegenüber dem teleologischen der handwerklichen Produktion beschlossen liegen, daß das rechnerische und rationalistisch-ökonomische Verhalten der wissenschaftlichen Technik, das sich in jeder Maschine, jedem Arbeitsverfahren der Fabrik ausprägt, schließlich auch die Seele des Unternehmers ergreifen mußten. Er wurde auf die rationalen, vornehmlich die intellektuellen Seiten seines Innern gestellt. Und er wurde dies um so mehr, als das immer stärkere Eindringen kommerzieller Anschauungsweisen in die Produktion ihn genau denselben Weg wies. Er wurde Kopfarbeiter, und zwar Kopfarbeiter ganz speziell intellektuellen Charakters. Er wurde Überbrücker wirtschaftspsychologischer Spannungen, und diese Spannungen lagen auf den höchsten und feinsten Gebieten der Betätigung des modernen praktischen Intellektualismus. Und er wurde dies, teils geschoben von dem Charakter seiner Produktion, teils

ſchiebend als Vertreter überall ſich wieder eindrängender, gleichſam in der ganzen Wirtſchaftsbetätigung allgegenwärtiger kommerzieller Momente. So repräſentierte er den höchſten wirtſchaftlichen Intellekt der Zeit, und dies ſelbſt dann, wenn ihm, entſprechend einem allermodernſten Entwicklungsprozeſſe, von dem ſpäter eingehender zu reden ſein wird[1], die Fragen des Vertriebes ſeiner Produkte ferner zu treten begannen und er ſich mehr wiederum auf die Produktion zurückgezogen hatte oder zurückzog.

Muß nun noch betont werden, daß der ſoeben vorgetragene Entwicklungsgang ſich analog auch auf dem Gebiete des groben wie des feinen Verkehrsweſens vollzog? Es iſt klar, daß ein Spediteur nicht minder zum Rechner wurde wie ein Eiſenbahndirektor, und daß in dem Reigen dieſer Kopfarbeiter der Bankier, vom Spekulanten zu ſchweigen, nicht die letzte aller Stellen einzunehmen begann.

Aber es iſt Zeit, daß dieſes Kapitel geſchloſſen werde: ſchon führt es unmittelbar zur Pſychologie des Unternehmers hinüber.

[1] In der Geſchichte der ſozialen Entwicklung, Kap. III. Andeutungen ſchon oben S. 63 ff.

Soziale Entwicklung.

I.

Die Psychologie der freien Unternehmung.

1. Der deutsche Großkaufmann des 18. Jahrhunderts und auch noch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der am ehesten als unmittelbarer Vorgänger der modernen industriellen, kommerziellen und finanziellen Schichten der Unternehmung anzusprechen ist, war, von verhältnismäßig seltenen Ausnahmen abgesehen, ein behäbiger Herr; mit geröteten Wangen sah er unter seiner Perücke oder aus seinen Vatermördern in die Welt; jovial, behaglich, seiner Stellung und der Anerkennung seines Berufes, der in der Dichtung der Zeit so oft gepriesenen „Handlung", sicher. Denn in festen Schranken bewegte sich im allgemeinen das Geschäft, dessen „Kaufherr" er war; mit sicheren Regeln des Gebarens gegenüber den Kunden war es durch die Entwicklung jahrhundertealter Sitten, mit genauer Abgrenzung gegen Konkurrenz Einheimischer wie Fremder war es vom Staate her ausgestattet; monopolartig fast beherrschte es den Kundenkreis, fern der hastenden Ausbeutung im Sinne unserer Zeit, im ganzen getragen noch von dem Ideale ruhiger Lebenshaltung und wohlanstehenden Gewinns. Freilich: der Zeit selbst galt ein solches Geschäft schon als aufregend; ihr Ideal einer bürgerlichen Existenz war eine noch viel weiter zurückliegende Entwicklungsstufe des Bürgertums, die Stufe des Ackerbürgers. Wie verherrlicht sie nicht Goethes „Hermann und Dorothea":

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit dem Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind.

Wie anders fühlen wir! Uns erscheint der Kaufherr Goetheſcher Zeiten in verwandt idealem Lichte wie deſſen Zeiten der Ackerbürger; wir finden, daß den „vielbegehrenden" Großkaufmann des 18. Jahrhunderts die gewiß erſtrebenswerten Eigenſchaften des Gleichmutes und der Lebensfreude und, urteilen wir hart, die Fehler der Indolenz und des Phlegmas kennzeichneten. Wir ſind Kinder einer anderen Zeit, geiſtig und körperlich hart und ſtraff gebaut, fern der Grazie des Rokokos, dem Sachlichen zugewandt, bisweilen mit vor lauter Sachlichkeit inhaltsleeren Zügen; wir blicken wohl in ſtillen Stunden in die Vergangenheit der letzten anderthalb Jahrhunderte wie in ein verlorenes Paradies zurück, doch ihnen angehört zu haben, würde kaum in unſeren Wünſchen liegen: denn vorwärts ohne Raſt lautet das Wahlwort der Gegenwart, und zeitlos wäre, wer den Genuß eines nimmer müden Wechſels, der im Sinne des Fortſchrittes geſchaut wird, für das Linſengericht einer quietiſtiſch erſcheinenden Vergangenheit dahingäbe.

Was dabei aus unſerem Empfinden ſpricht, wenn es ſo veranlagt ſein ſollte, das iſt die Seele des heutigen deutſchen Bürgertums an führender Stelle, iſt der Geiſt der Unternehmung. Dieſe Seele, dieſer Geiſt iſt etwas Neues, das der Art einer früheren Zeit faſt im Sinne eines vollen Kontraſtes entgegenſteht, iſt das eigentliche Kennzeichen der Gegenwart; und in reißender Schnelligkeit hat ſich dieſer Geiſt im Laufe etwa der zwei letzten Menſchenalter und völlig erſt mit der letzten Generation entwickelt und der Nation als Ganzem mitgeteilt.

Woher kommt dieſes neue Seelenleben? Von ſeiner intellektuellen und auch voluntariſtiſchen Seite her kennen wir

die Antwort: aus den außerordentlichen pſychiſchen Spannungen, welche die Entwicklung einer Volkswirtſchaft der Unternehmung hervorrief, hat ſich eine Schärfung zunächſt des Wirtſchaftsverſtandes und ſeiner Funktionen, nicht minder aber auch der wirtſchaftlichen Energie ergeben, wie ſie kein Zeitalter der deutſchen Geſchichte zuvor gekannt hat. Und dieſe ſeeliſche Intenſivierung iſt nicht auf die Wirtſchaftshandlungen des Unternehmers beſchränkt geblieben, ſondern hat, nach dem bekannten Geſetze der pſychiſchen Relationen, deſſen ganzes ſeeliſches Weſen abgewandelt: wie ſollten Empfindung und Gemüt gegenüber der Entwicklung zunächſt der Verſtandes- und Willensfunktionen einſeitig zurückgeblieben ſein, da nach allgemeinen biologiſchen Geſetzen ſelbſt bei phyſiologiſchen Entwicklungen und Rückbildungen die Veränderung eines Organs diejenige aller anderen desſelben Organismus nach ſich zieht? Wenn aber ſo für die individuelle Seele des einzelnen Unternehmers der Satz gilt, daß ſich in ihr umfaſſende pſychiſche Ausgleichungen zur Gewinnung eines gemeinſamen veränderten ſeeliſchen Niveaus vollzogen haben, ſo trifft dies erſt recht auch für den ſozialpſychiſchen Bereich zu. Die intellektuelle und voluntariſtiſche wie die allgemeine Umformung des Seelenzuſtandes des Unternehmers wirkte hier, im Kreiſe der nationalen Geſellſchaft aller Schichten, nach dem Geſetze der pſychiſchen Relationen weiter: alle dieſe Schichten unterlagen mehr oder minder dem Geiſte des modernen Wirtſchaftslebens, dem Geiſte der Unternehmung. Und ſind ſie nicht auch ſchon rein äußerlich vielfach an Weſen und Geiſt des Unternehmens gekettet? Hat ſich nicht die Unſicherheit des Eigentums und der Arbeit und damit das faſt launenhaft Wechſelnde der wirtſchaftlichen Lage überhaupt, das die Periode der Unternehmung kennzeichnet, auf ſo gut wie alle Zeitgenoſſen übertragen? Die Mobiliſierung des Grundes und Bodens in Stadt und Land, der Eintritt großer Teile der Nation in abhängige Stellungen, der auf weiteſte Kreiſe verteilte Beſitz von Wertpapieren, die dem Bereiche der

Unternehmung angehören und den Eindruck der Konjunkturen des Wirtschaftslebens diesen Kreisen vermitteln, ja schon die Entstehung des Effektenmarktes an sich und tausend andre Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens wirkten und wirken in dieser Richtung.

Kann da an der gelegentlich noch immer vorgetragenen Auffassung festgehalten werden, daß der seelische Einfluß der Unternehmung, der individual- wie der sozialpsychische, doch in erster Linie nur ein intellektualistischer und allenfalls noch ein voluntaristischer gewesen sei? Die Zeit selbst hat sich anfangs zu dieser Meinung bekannt: man fühlte sich zunächst sogar ausschließlich intellektuell überbürdet, und tausend Klagen erscholen von allen Enden über diese Überbürdung, von den Bureaus und den Kontoren hin bis zu den höheren und mittleren Schulen, deren besondere Überbürdungsfrage, von einem angeblichen Zuviel des überlieferten Lehrstoffes ausgehend, in den achtziger Jahren wesentlich dadurch mit ihre Akzentuierung erhielt, daß die Erwachsenen, die sie erhoben, selbst unter Überbürdung litten oder zu leiden vermeinten.

Jedoch die Erscheinungen, welche das neue Wirtschaftsleben der freien Unternehmung hervorgerufen hat, sind keineswegs mit den Wirkungen auf dem Gebiete des Verstandes und des Willens erschöpft, so wichtig diese Einflüsse, zweifelsohne die allernächsten und unmittelbarsten, auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens wie nicht minder auf allen anderen Gebieten besonderer Verstandes- und Willensbetätigung geworden sind. Die neuen Erscheinungen griffen vielmehr um ein Beträchtliches weiter: ja sie erfüllten schließlich die ganze bestehende Kultur mit ihrer besonderen Atmosphäre und ihrem eigenartigen Geruch und schufen dadurch die Möglichkeit eines neuen Lebens und einer neuen Kultur[1]. Es ist ein Prozeß, der in seinem Verlauf nicht

[1] Daß dafür freilich auch noch andere Momente in Betracht kamen, und daß insbesondere zwischen der gesamtpsychischen Haltung

ohne allgemeines Interesse ist. Gewiß hat diesmal, wie immer, ein verändertes Denken zunächst einen veränderten Denkinhalt zu schaffen begonnen; und dieser wird als eines der großen Kennzeichen unserer Zeit, schließlich in philosophische, künstlerische und allgemein wissenschaftliche Formen gefaßt, fortleben für immer. Allein ehe diese Auskristallisationen eines neuen Intellektes und an sie sich anschließend Proklamationen neuer voluntaristischer, ethischer und politischer Ideale erfolgten — und noch sind beide weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein —, ging ihnen eine Fülle gleichsam von Ober- und Unter- und Nebentönen zur Seite: Gefühlselemente, Empfindungsweisen, dunkle Strebungen, die dann auf ihre schließliche Durchbildung nicht wenig Einfluß gewonnen haben. Denn allem klaren Erkennen und Wollen geht eine Neigung voraus und ein Trieb und Gefühlswert gleichsam als eine dunkle Nährmasse, als eine erst recht aufschließende und mitbestimmende Erdkruste des selbstsicheren Handelns.

Woher kamen nun diese neuen Stimmungen, diese Gefühlsmomente, welche die neue Kultur mit zu beherrschen begannen und deren neue Werte wir bald kennen lernen werden? Sie traten, wie sich fast von selbst versteht, auf als Begleiterscheinungen der Entwicklung der Unternehmung. Und genauer gesagt: in ihrer Vollendung als seelische Nebenprodukte jener Entfaltung der Unternehmung, die den zweiten Teil des 19. Jahrhunderts beherrscht hat, der freien. Denn erst in ihr wurden die seelischen Werte eines Wirtschaftslebens der Unternehmung völlig ausgeprägt. Wenn seitdem, mit dem Emporkommen einer Zeit der gebundenen Unternehmung, seit den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts leise schon wieder neue psychische Momente, Anfänge eines gegenüber dem früheren in gewissen Richtungen abgewandelten, ja ihnen entgegenstehenden Seelenlebens aufkamen, so werden sie uns hier noch nicht

der Gegenwart und dem Geiste der Unternehmung keineswegs das Verhältnis der Identität besteht, wird an anderer Stelle darzulegen sein.

beschäftigen; erst in einem späteren Bande unserer Darstellung, wo von den allerjüngsten Kulturerscheinungen und vor allem auch ihrer wirtschaftlichen und sozialen Seite die Rede sein soll, werden sie Berücksichtigung finden.

In welcher Weise aber können wir uns in den geistigen Besitz der Gefühlselemente der freien Unternehmung bringen, wie diese vor allem den sechziger bis neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts angehörte? Nur das anschaulichste Verfahren wird sie entschleiern. Versetzen wir uns in die Seele eines Unternehmers dieser Periode zu einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Anforderungen besonders stark und grell hervortraten, so daß sie leichter erkennbar werden, etwa in der Zeit einer wirtschaftlichen Krise. Und wählen wir hierzu der Anschaulichkeit halber letzte, besonders klare Ereignisse der heute schon abgelaufenen Periode.

Der Schluß des 19. Jahrhunderts wurde bekanntlich, insbesondere auch für Deutschland, durch Jahre eines außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwungs bezeichnet; und diese Periode gipfelte in dem Jahre 1899 und dem Anfange des Jahres 1900. Schon in den Vorjahren, seit 1895, war die Zahl der Neugründungen von großen Unternehmungen, ein ziemlich sicherer Maßstab der allgemeinen Prosperität, auf deutschem Boden ständig gewachsen; im Jahre 1898 waren 329 neue Aktiengesellschaften mit 463,22 Millionen Mark Kapital entstanden; 1899 wuchs die Zahl noch weiter auf 364 mit 544,39 Millionen. Zugleich nahm die Erzeugung in diesen letzten Jahren ungekannte Ausdehnungen an. Der Bedarf an Roh- und Hilfsstoffen wurde so stark, daß deren wichtigste, Kohlen, Eisen, Kupfer, Baumwolle, Wolle, reißend im Preise stiegen. Nicht minder stieg der Preis des Geldes, der Zinsfuß für Leihkapital. Der durchschnittliche Diskontsatz der Deutschen Reichsbank hatte 1894, im letzten Jahre vor der Zeit des Aufschwungs, 3,12 % betragen; von 1895 ab stieg er im Jahresdurchschnitt bis 1898 von 3,14 auf 4,26 %; 1899 betrug er nicht weniger als 5,05 %, und Ende De-

zember hatte er sogar die bis dahin für unmöglich gehaltene Höhe von 7 % erreicht.

Es waren Verhältnisse, in die man mit frohen Erwartungen eingetreten war, die man manches Jahr hindurch mit innerem Jauchzen und dem schließlichen Eingeständnis unerhörter Gewinne begleitet hatte. Aber konnte sich die deutsche Wirtschaft in diesem Zeitmaß des Ausbaues fortentwickeln? Schon 1898 und 1899 legten sich kluge Leute die Frage vor, und die Antwort lautete, anfangs zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, fortschreitend banger. Das neue Jahr 1900 wurde bereits mit einem halbamtlichen Mahnrufe in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wider die „wilde, fieberhafte Überspekulation und Überproduktion" eröffnet.

Es war das Wetterleuchten vor einem ersten Sturm in der Volkswirtschaft, der zunächst außerhalb Deutschlands ausbrach. Nachdem die deutsche Geschäftswelt starke russische Zahlungseinstellungen und Kursrückgänge hatte erleben müssen, verbreiteten sich im April 1900 erst vereinzelt, dann in stets vollerem Gestöber beunruhigende Nachrichten über die amerikanische Eisenindustrie: der Absatz stocke, die Preise würden herabgesetzt. Gut, — da konnte man sich mehr oder minder hastig auf eine Überschwemmung der europäischen Märkte mit amerikanischen Erzeugnissen einrichten. Eine Aussicht, die besonders schlimm auf die deutsche Bergwerksindustrie einwirkte, denn diese war schon in einer Produktion über den Bedarf begriffen. Die Börse nahm diese Zusammenhänge auf; der Markt der Kohlen- und Eisenpreise erlebte erste Erschütterungen, die sich auf weite Gebiete der Effektenbörse unheilkündend fortpflanzten: Anfang Juni 1900.

Aber handelte es sich wirklich um Zeiten allgemeinen Rückgangs? Die Börse erholte sich; die Produktion schien noch gesund zu sein; kaum eine Spur, daß sie in Mitleidenschaft gezogen wäre. Da gab es Anfang August an der Börse einen ersten wirklichen Krach, klein noch, leise; die Papiere

des Montanmarktes sanken tiefer. Aber ihnen folgten allmählich fast alle Industriepapiere! Tag für Tag wurde es klarer: auch die Erzeugung war längst krankhaft, war es vielleicht noch mehr, als man wußte; und mit dem laufenden dritten Quartal häuften sich schon Nachrichten über Betriebseinschränkung und Arbeiterentlassung.

Wie drohend sah jetzt im Grunde die Lage aus! War man chronisch leidend? An manchem Orte krachte es, — ganz sicher schien nichts mehr; so trat man in das Jahr 1901 hinüber. Die Börsen blieben matt, ja wurden es noch mehr auf Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatze, die einen langandauernden Kampf Englands mit den Boerenrepubliken als wahrscheinlich vermuten ließen, obgleich sich Genaues nicht sagen ließ; Banken und Börsen wünschten jedenfalls ihre Hände frei zu haben für den zu befürchtenden Fall, daß starke Ansprüche für Kriegszwecke den Geldmarkt plötzlich in Verwirrung stürzen würden. Gleichzeitig schränkten Nachrichten über den Rückgang namentlich der Eisenindustrie den Markt für Industriepapiere mehr und mehr ein; immer weitere Kreise erfüllten sich mit offenbarem Mißtrauen gegen die Börse; der Rückgang des Privatdiskonts auf die Höhe der Anfangszeit des letzten günstigen Jahrfünfts zeigte, daß auch die Geschäftswelt apathisch wurde: — oder wie war der Vorgang sonst zu verstehen? Die Rentenpapiere wurden allgemein gesucht; die Kapitalisten flohen zu den Regierungen; in den Finanzverwaltungen wurde die Frage erörtert, ob man zu dem Zinstyp von 3% zurückkehren könne, und in Sachsen bejaht.

Unterdes machte die Industrie weitere Rückschritte, vor allem die Zweige, die besonders geblüht hatten, Elektrizitätswerke, Eisenindustrie. Die Preise gingen herab. Aber noch arbeitete man ziemlich weiter. Doch aus welchem Grunde! Man hatte „den dringenden Wunsch, die teuren und reichlich vorhandenen Rohstoffe schleunigst loszuwerden, um nicht erdrückt zu werden von den Verpflichtungen, welche man gegen die Rohstoffverbände durch Kontrahierung großer

Abschlüsse zu hohen Preisen eingegangen war". Man half sich noch irgendwie durch unwirtschaftliches Aufzehren der eigenen Mittel! Aber wie schwer war selbst das, nachdem man in den letzten Jahren mit starken Betriebserweiterungen vorgegangen war . . . Und lauerten nicht hinter diesen Maßregeln schon letzte Fragen? Was würde geschehen, wenn alle Mittel aufgebraucht wären? Wenn sich auf dem Wege des Kredites keine Kapitalien mehr heranziehen lassen sollten? Wenn leise erst mit neidischem Spott die Wörter „Ruin" und „Bankerott" gezischelt und dann mit gellendem Hohne gerufen würden? . . .

Wir verfolgen diese Entwicklung nicht weiter. Wir fragen nur, was denn, wie so oft vorher, in den großen Krisen der Jahre 1857 oder 1873, oder in den kleinen so mancher anderen Jahre seitdem geschah. Und da sehen wir, psychologisch betrachtet, wie verschieden auch sonst der Verlauf und der Ursachenkomplex der Krisen gewesen sein möge, in deren bösen Tagen wie in den dazwischen liegenden guten eigentlich immer das gleiche Bild, wie es schon Wundt[1] unübertrefflich gezeichnet hat: zeitweiliges Ausruhen von früheren Verlusten, zunehmenden Geschäftseifer, wachsendes Vertrauen, Überschätzung der Erfolge, Aufregung und Überstürzung im Geschäftsabschluß, Stockungen und Depressionen, Not und halbe Verzweiflung und, wenn nicht der Bankerott eintritt, wiederum zeitweiliges Ausruhen, zunehmenden Geschäftseifer usw. Gewiß war dabei die Periodizität und Abfolge der Verlaufsstufen nicht durchaus regelmäßig. Aber klar sprang aus dem ganzen Bilde das eine hervor, daß in ihm, neben der grundlegenden intellektuellen Struktur — denn was der Unternehmer auch tat, es war Kopfarbeit der Spannungsüberbrückung, Anwendung wirtschaftlicher Umsicht und Voraussicht —, Gefühle und Affekte als Begleiter der Aufeinanderfolge der Erscheinungen eine gewaltige Rolle spielten.

Nun sind Geschäftszeiten nicht immer Krisenzeiten.

[1] Logik II, 2², 624—25 (1895).

Allein auch in ruhigeren Tagen wurde der Unternehmer schon der siebziger bis neunziger Jahre kaum einen Augenblick von lauteren oder leiseren Widerspielen der Affekte verlassen. Denn da er die Wirtschaftsformen, innerhalb deren er sich bewegte, alle rationalisiert hatte oder doch im höchsten Grade bestrebt war zu rationalisieren, so mußte er auch sozusagen jeden Augenblick jede Zuckung seiner Geschäfte und der Basis derselben miterleben; er fühlte gleichsam jeden Moment seine Bilanz; er war wie ein empfindliches Seismometer, das neben den großen Erdbebenkrisen auch alle kleinen Erschütterungen der mütterlichen Erde durch schon deutlich sichtbare Ausschläge verzeichnet; er befand sich weit mehr als ein anderer in dem Mittelpunkte eines ungeheuren Systems von Funktionen, innerhalb deren jeder Moment das Gleichgewicht der Kräfte verändern und beseitigen konnte. Und diese Lage vermochte nicht allein durch Intellekt und Willenskraft bewältigt zu werden, so sehr deren hervorragende Betätigung, wie ein ausgezeichnetes Spiel der Muskeln bei einem Akrobaten, vonnöten war. Es handelte sich vielmehr zugleich auch um eine überaus verfeinerte Überwindung stetig wirkender Affekte: um eine bewußte Selbstbeherrschung von einer bis dahin nur ausnahmsweise gekannten Intensität.

Wurde sie erreicht? Sehen wir von der Streitfrage ab, ob sich unser Gefühlsleben nur in den polaren Gegensätzen von Lust und Unlust oder auch noch in anderen bewege: auf alle Fälle erscheinen unsere Affekte beherrscht vom Gesetze des Kontrastes. Einem Gefühl mit positivem Vorzeichen folgt ein solches mit negativem, und der nach Ablauf des Affektes einsetzende Zustand der Indifferenz zeigt sich noch gefärbt von dem zuletzt erlebten Ereignis. Wie nun, wenn dieser Indifferenzzustand, die Breite des gesunden, ruhigen Gefühlslebens, die normale Gefühlslage, in die alle unsere Affekte immer wieder ausklingen sollten, wie die erregten Wogen des Meeres in den glatten Wasserspiegel eines schönen Sommertages: — wenn dieser

Zustand, die tatsächliche aequitas animi, überhaupt nicht mehr erreicht wird? Wenn, ehe er eintritt, schon wieder andere Affekte einsetzen, die Kreise ihrer Vorzeichen durcheinanderziehen, sich drängen, stoßen, ablösen, ohne doch alsbald wieder spurlos zu schwinden? Dann tritt jener Zustand des Wassers bei kurswechselndem Schiffe ein, der dem Blick in die erregten und durcheinanderwirbelnden Wogen etwas besonders Interessantes, richtiger gesagt etwas Prickelndes und Kapriziöses gibt. Dann kommt es zu einem jagenden Durcheinander der Gefühlskontraste, zu einer Hetze der Empfindungen: und das Ergebnis ist ein belastendes Bewußtsein der eigenen Kapriziosität, ist Unlust- und Spannungs- und Erregungsgefühl zugleich, — ist Nervosität. Denn „Nervosität ist diejenige Geistesstörung, bei welcher die psychische Reaktion auf körperliche oder psychische Reize — Eindrücke oder Erinnerungen — im Sinne einer Steigerung und eines Vorherrschens der Unlust-, Spannungs- und Erregungsgefühle verschoben erscheint“ [1]. In diesem Zusammenhange versteht man, warum der Beruf des Unternehmers so häufig, häufiger als irgend ein anderer moderner Beruf, unmittelbar zur nervösen Erkrankung führen konnte und führt und geführt hat, wie es denn unter diesen Umständen nicht mehr als Zufall erscheint, daß ein Arzt des vornehmlichsten Unternehmerlandes, der Vereinigten Staaten, Beard, in seinem Buche Nervous exhaustion, neurasthenia, das 1880 erschien, die Neurasthenie zuerst als besonderen Krankheitstyp erkannt, beschrieben und benannt hat.

Allein auch da, wo es, wie in den allermeisten Fällen, zu ausgesprochen nervösen Erkrankungen nicht kam, bildete sich doch bei dem Unternehmer ein besonderer nervöser Habitus, eine ausnehmend starke Empfindlichkeit für Reize aus und entfaltete sich zum eigentlichen entwicklungspsychologischen Kennzeichen des Wirtschaftslebens vor allem der freien Unternehmung. Dies noch dazu in dem Sinne,

[1] W. Hellpach, Politisch-anthropologische Revue Bd. I, 48 (1902).

daß diese Haltung keineswegs immer erst durch die berufliche Beschäftigung im Unternehmen selbst hervorgerufen wurde: es drängten sich vielmehr diejenigen, die von Geburt dieser Haltung zuneigten, von vornherein in den Unternehmerberuf, weil sie witterten, daß sie in ihm ihr Glück und ihre Befriedigung finden würden; und sie waren ja in der Tat die zunächst und wahrhaft „Berufenen".

Zudem verbinden sich mit angeborener nervöser Haltung auch sonst zumeist einige der Eigenschaften, die den glücklichen Unternehmer zu machen pflegen. Hierher gehört vor allem der sogenannte große und scharfe Blick, d. h. die Gabe, weite Räume und Zeiten und starke Kräfte in ihrem Zusammenhange und Verlaufe, überhaupt in ihren Gelegenheiten rasch übersehen, und zu ihrer Beherrschung fortlaufend und fehlerlos über die vollendeten Feinheiten diplomatischer Behandlung verfügen zu können. Es ist eine Gabe, die in der Hauptsache auf einem besonderen Reichtum an Assoziationen beruht, der seinerseits wieder eines der gewöhnlichsten Kennzeichen nervöser Naturen ist. Unternehmer, die deutliche Anlagen in dieser Richtung hatten, pflegten bewundert zu werden, wenn sie in kritischen Zeiten mit fast augenblicklicher Sicherheit zu entscheiden wußten, ob den kommenden Verhältnissen ihrer Erzeugung oder ihres Absatzes eine Erhöhung der Qualität oder ein zeitweiliges Billigerarbeiten besser entspreche, oder wenn sie gleichsam instinktiv neue Verbilligungen und wertsparende Kontrollen in der geschäftlichen Kalkulation, der Seele des Unternehmens, oder im weiteren Betriebe und Vertriebe erfanden.

Dabei war keineswegs ausgeschlossen, daß solche assoziativ besonders reich begabte Naturen nach andern Seiten hin Schranken, ja Mängel des Talentes und namentlich des Charakters aufwiesen. Ja, diese Mängel waren sehr häufig vorhanden, und schon Goethe kannte in seinem Greisenalter den in diesem Zusammenhange nicht seltenen Typ (an Zelter, 6. Juni 1825): „Fähige Köpfe, leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet,

ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind." Eben sie machten den Durchschnittsunternehmer aus, sie charakterisierten psychologisch den Stand; und nach ihrer Veranlagung verschob sich im Zeitalter der freien Unternehmung der Wertmaßstab für die Beurteilung praktischer Tüchtigkeit. Sie waren die Beweglichen und, nach Ansicht der „Idealisten", vornweg der Dichter, die Streber, die Unmoralischen, die im höheren Sinne eigentlich nicht zu wissen schienen, was sie wollten, und die schließlich doch die Welt schon vor Ankunft des Poeten verteilten:

Wer aufwärts will, muß Einsicht haben,
Mit Vorsicht brauchen seine Gaben,
Sich keiner Ansicht widersetzen,
Die Tat nach ihrer Aussicht schätzen,
Zu steter Nachsicht sich bequemen
Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
Daß er aus Vorsicht ganz und gar
Vergißt, was seine Absicht war. (Ludwig Fulda.)

Unendlich weit aber ragten die wirklich Großen, die Helden der freien Unternehmung aus dem Gewirr dieser Masse hervor. In ihnen verband sich reichste Assoziation mit starkem Charakter und leisestes Wittern des Künftigen mit energischem Wollen: es ist die Begabung reformatorischer Geister, die Begabung auch der großen Staatsmänner und Feldherren, mit denen man, vornehmlich freilich außerhalb Deutschlands, die bedeutenden Unternehmer so oft verglichen hat. Hier trat neben die Fülle des Einzelplanens eine stark aufs Ganze gerichtete, entscheidend dispositive Beanlagung, und beides wurde fruchtbar und erst recht lebendig gemacht durch eine zähe Entschlußfertigkeit, offenen und wachsamen Blick und methodisches Handeln. Es ist die Richtung, in der, nach den Äußerungen fremder Beobachter, die deutschen Unternehmer, im ganzen betrachtet, denen anderer Völker nichts nachzugeben, ja eher überlegen zu sein schienen, namentlich soweit es sich um die Schulung einer

eingeborenen Kraft handelte, methodisch zu denken und das methodisch als richtig Erkannte mindestens mit nie versagender Geduld, im günstigeren Falle mit rastloser Entschiedenheit zum Vollzuge zu bringen. Wie dem aber auch sei: gewiß bezeichnete eine solche Art ruhiger Führung freier Unternehmen gegenüber früheren Zeitaltern der Wirtschaft eine höhere Stufe der wirtschaftlichen Ausgestaltung und in ihr zugleich eine Vermehrung des Selbstbestimmungsvermögens überhaupt als derjenigen Fähigkeit, welche die Zukunft voraussieht und mit Bewußtsein gestaltet.

2. Faßt man zusammen, was sich nach dem bisher Gesagten als wesentliches Moment in der Psychologie des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung ergab und namentlich für deren Blütezeit, die sechziger bis etwa neunziger Jahre, charakteristisch war, so wird man von einem bis zum Unerträglichen gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühle reden können. Dies vor allem da, wo der Unternehmer, sei es als Bankier, sei es als Industrieller oder Angehöriger des Transportwesens, ganz auf eigenen Füßen stand: obwohl auch innerhalb des damals erst in geringerem Maße entwickelten Aktienwesens die Verantwortlichkeiten nicht gering waren. Im ausgeprägten und typischen Falle aber stellte die freie Unternehmung den einzelnen mit dem Kapital, das er vertrat, auf sich: vor ihm unendliche Bahnen nach allen Richtungen und unbegrenzter Wettbewerb. Gewiß Aussichten, die das Herz höher schlagen ließen! Aber auch Aussichten, die selbst dem entschiedensten Wollen ein gewisses Bangen einflößten. Es war die Existenz des Akrobaten auf hochgespanntem Seile, und selbst in minder ausgesprochenen Fällen noch die Existenz des Turners auf schwankendem Schwebebaum. Alle Muskeln mußten gerührt, alles Denken zusammengefaßt werden: und doch blieb ein ewig aktuelles Verantwortlichkeitsgefühl, das die Ruhe der Ausspannungszeit nicht minder durchdrang wie die Stunden des Geschäfts, das daheim kaum weniger

schwer lastete als in der Fremde: post equitem sedet atra cura!

Dennoch erzeugte die Sorge, die ganz anders verzehrt als jegliches, auch noch so angestrengtes Denken, nicht allein die Nervosität des Unternehmers. Andere, mehr akzessorische, mehr passive Erscheinungen traten hinzu, um sie nach ihrem besonderen Charakter zu vollenden.

Dahin gehörte vor allem als ein weithin sichtbares Motiv das Hasten des modernen Lebens. Was ist nicht schon alles über die beschleunigte Lebensführung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gesagt worden! Niemanden aber traf diese Beschleunigung mehr als den Unternehmer: denn jeder weitere Sieg über Raum und Zeit und Kraft bedeutete für ihn vermehrten Umtrieb seines Kapitals und somit Gewinn. Und indem er der erste war, der das rasende Zeitmaß unseres Lebens schuf in rücksichtsloser wirtschaftlicher Erweiterung des Kraftbegriffes und der Anschauung von Raum und Zeit, litt er auch am meisten unter den Nachteilen des Systems: an Überspannung, Übersättigung, Übermüdung, am Jagen der Eindrücke: und damit an dem unglückseligen Ruhebedürfnis der Nervösen, an dem krankhaften Bedürfnis nach Abwechslung. War die Arbeitszeit vollbracht, so litt es ihn nicht daheim: Theater, Konzerte und wohl gar Spiel und Ausschweifung sollten die allzu lebhaften Eindrücke verjagen, die noch aus den Verantwortlichkeiten des Geschäftes in ihm hafteten, sollten Ruhe schaffen und brachten doch nur neue Erregung. Der Erregungsgenuß wurde damit überhaupt zur Genußform des neuen Wirtschaftslebens und zum charakteristischen Genusse der Zeit überhaupt, sein seelisches Wesen begann das innere Wesen des Konsums zu bestimmen, des geistigen in Kunst und Wissenschaft, des höher sinnlichen in der Tracht, in der Wohnungsausgestaltung, im geselligen Verkehr, des grob sinnlichen im Essen und Trinken. Das Pikante und Interessante wurde Mode, und die Gegenstände des Verbrauches begannen einen eigenen Duft auszuströmen, den Duft der

leisen Erregung, und eine eigene Sprache zu reden, die Sprache des impotent Prickelnden. Leise Klänge zogen ein und erfüllten die Wohnräume mit farbigen Melodien des Geheimnisvollen, Unsagbaren; andeutungsvolle und doch nie zu enträtselnde Zierformen bereicherten Tastsinn und Auge; erwartungsvoll spannende Reflexe aus ungeahnten Lichtquellen durchfurchten die Luft und schufen ein Milieu, das fragte und doch auf seine Fragen keine Antwort erwartete. Und in diesen Gewässern feinster Erregung und kaum merklicher Kräuselungen, leise berührt von Sammetempfindungen und von Knistertönen umwallt, in ein süßes Nirwana des Bewußt-Unbewußten, des Nichtempfundenen und doch Erlebten versenkt, in einem ersterbenden Pianissimo gleichsam der Affekte ruhte der Überhastete aus.

Handelte es sich da um Erscheinungen, die in ihrer letzten modernen Sublimation keineswegs nur der Psychologie des Unternehmers angehörten, wenn sie auch, namentlich in den Anfängen der sechziger und siebziger Jahre, diesem Boden vornehmlich entsprossen waren und auf seine Zusammensetzung wiederum zurückwirkten, so ist die mit dem modernen Wirtschaftsleben verbundene Einseitigkeit des Tuns und Denkens doch im ganzen eine wirkliche Spezialität des Unternehmers. Schon in dem Worte prägt sich das aus, daß Geschäftsleuten heute nur zu sehr alles zum Geschäft werde. Und Geschäft heißt Geld, heißt Macht durch Geld:

> Maschinenlärm . . . eintönig-dumpfes Dröhnen,
> Dabei die Habgier träumt, die dunkle Pein,
> Das Ohr geneigt dem immer einen Tönen:
> Gold — und die große, weite Welt ist mein!
>
> (J. G. Oswald.)

Mag der Dichter in den Zeiten vollsten und freiesten Unternehmertums, die schon um mehr als zwei Jahrzehnte hinter der Gegenwart liegen, hier die Unternehmung aus einem angeborenen Gegensatze phantasievoller Empfindung gegen das, was die englische Zunge mit einem unübersetzbaren Worte business nennt, zu schwarz geschildert

haben: zu verkennen war es nicht; das Leben war schon zur vollen Blütezeit der freien Unternehmung einseitig geworden und moderner Fortschritt wurde selbst in seinen besten Richtungen bereits einseitig verfolgt; womit er ermüdend, erschlaffend, austrocknend, verheerend wirken mußte. Welche Gefahren da für Herz und Gemüt alsbald drohten, das hat Steffen[1] auf Grund der englischen Entwicklung, die bei weitem grellere Lichter und Schatten aufweist als die deutsche, einmal eingehend gezeichnet. „Man verhält sich zum eigenen Leben wie der ‚rekordbrechende' Radfahrer zur umgebenden Landschaft. Man muß so schnell als möglich weiter und gönnt sich darum nicht die Ruhe, nicht die Freiheit von der Sklaverei der Wettstreitsvorstellungen und Wettstreitsbedingungen, die nötig sind, um die Umgebung auf die Seele vertiefend, verschönend, veredelnd einwirken zu lassen. Nach beendetem Wettlauf des Lebens hat man sich in nichts anderem als im Wettlauf geübt. Ein gesellschaftlicher Scheinrang und eine verwüstete Seele sind oft der einzige Reingewinn von all dem Mühen und Hasten." Und in demselben Sinne, der hier gemeint ist, hat Hellpach[2] das traurige Wort geprägt: „Das Unternehmen ist eine endlose Beschäftigung." Nun versteht sich, daß ein solches Ergebnis nicht bloß Nervosität, sondern völligen Abbau des Nervensystems, Nervenverwüstung bedeuten kann; und damit den Anfang vom Ende. Der Mensch schien verloren gegangen, versachlicht. Eine typische moderne Nervöse hat damals gesagt[3]: „Es gibt ein Freimaurerzeichen einer geistigen Aristokratie: je mehr die Dinge an uns abgeben, desto mehr sind wir wert." Jawohl, wenn wir die uns einverleibten Dinge beherrschen. Wie aber, wenn dies nicht der Fall ist? Dann werden die Dinge uns beherrschen, — und der Untergang aller Kultur droht herbeizukommen.

[1] England als Weltmacht und Kulturstaat (1899) S. 215.
[2] Kulturprobleme der Gegenwart (1902) S. 61.
[3] Asenijeff, Tagebuch (1902) S. 48.

Und es gab Momente in der Psychologie des freien Unternehmens, die auch von etwas anderem Ausgangspunkte her auf diesen Weg der Betrachtung führen konnten.

Man konnte es damals als eine durchaus zentrale Erscheinung unseres Wirtschaftslebens bezeichnen, daß die Kapitalanhäufung einen Grad angenommen hatte, der für die freie Betätigung der Persönlichkeit wenigstens vieler kaum noch Raum ließ. Gewiß beruht alle Kulturentwicklung vornehmlich mit auf Vermögensbildung: sie erst hilft von der geistigen Gebundenheit früher Entwicklungsstufen befreien. Indem aber die Vermögen gleichsam nicht in arithmetischer, sondern geometrischer Proportion wachsen, und indem das Kapital auf höheren Kulturstufen vermöge der Entwicklung des Zinsfußes eine rechnungsmäßig nachzuweisende, jedermann augenfällige, selbständig wachsende Kraft erhält, überwältigen und knechten beide die freie Persönlichkeit. Dabei soll in dem hier behandelten Zusammenhang noch gar nicht an die rohen Formen einer solchen Bindung, an die Millionen von Arbeitern im Dienste von Unternehmungen, an die Milliarden gegenseitiger, oft recht drückender Schuldverhältnisse, an die Fesselung, die von rasch wachsendem und daher übertrieben erscheinendem Reichtum überhaupt ausgeht, gedacht werden: auch der Unternehmer wird Sklave seines Kapitals, gerät aus Verfügungsfreiheit in Gebundenheit. Man weiß, wie sich das in großen Geschäften in dem Zwange äußert, immer mehr und mehr zu produzieren und immer weitere Märkte aufzusuchen: aber es gilt in gleichem Sinne für jedes Unternehmen überhaupt. Das Kapital der freien Unternehmung ist tyrannisch; es will Gewinn, nicht bloß mehr Bedürfnisbefriedigung; es verachtet im Grunde und überschlägt alle Zwecksetzungen vernünftiger Volkswirtschaft.

Man hat dagegen wohl gesagt[1], ein solcher Zustand führe wie einerseits zur Herabsetzung des Leihsatzes für

[1] Wolf in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1899, S. 412—13.

Kapital so anderseits, zum Zwecke der Verwendung des Kapitals, zu einer größeren Arbeiternachfrage, also zur Erhöhung der Löhne und somit zum Aufsteigen der niederen Klassen zu größerer Selbständigkeit. Gewiß eine richtige Beobachtung. Wie aber, wenn das einheimische Arbeiterangebot der Nachfrage nicht mehr genügt? Dann werden fremde Arbeiter eingeführt. Liegt das aber im Interesse einer nationalen Wirtschaft, — geschweige denn eines gesunden sozialpsychischen nationalen Gemeinlebens? Man wird diese Ausführungen nicht für müßige Spekulation halten: die Tausende und aber Tausende polnischer Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriebezirk reden eine deutliche Sprache, es muß sich erst noch zeigen, ob sie national leicht assimilierbar sind oder dazu beitragen können, rasseverbessernd zu wirken; und längst haben nationale Politiker die Frage aufgeworfen, ob eine Großindustrie noch als volkswirtschaftlich tätig zu bezeichnen sei, die nicht mehr mit nationalen Arbeitskräften rechnet.

Wie man das Problem auch ansieht, immer erscheint die Gefahr als denkbar, daß selbst wir, von Franzosen und Engländern nicht zu reden, an unseren historisch aufgesummten Kapitalien ersticken: elendiglich und in ruhmlosem Verfall, wie die Bazillen an den Produkten ihres Stoffwechsels zugrunde gehen. Nur einen Ausweg scheint es zu geben: den der Übertragung unsers Überflusses in fremde Kulturen und fremde Lande, Auswanderung, Kolonisation, Kultivation, starke kapitalistische Beteiligung im Ausland. Aber auch auf diesem Wege findet der Deutsche mindestens das Hindernis starken Wettbewerbs des Engländers und Amerikaners und gelegentlich auch des Franzosen und der Angehörigen anderer Völker.

Nun versteht sich aber, daß diese Wirkung des Kapitalüberschwanges vor allem den Unternehmer traf: denn durch ihn an erster Stelle warb das Kapital. Und sie traf ihn an der Stelle, an der er seelisch am schwersten verwundbar war; da, wo er Halt suchen mußte gegenüber den besonders feine Nervenorganisation erfordernden und hervorrufenden

Seiten seines Berufes: in den Funktionen der Energie und des Willens. Das Kapital war es, das jetzt vielfach vorwärts drängte zu neuen Unternehmungen, nicht die morgenfrisch und froh in den Tag hineinschauende Energie des Mannes, der hinter ihm stand: matt nur und ungern folgte er diesen Lockungen, die für ihn schon zu lästigen Mahnungen zu werden begannen. Es war ein Zustand, dessen leise Ankündigung man in Deutschland darin finden konnte, daß die Neigung, „vom Staate alles zu verlangen“ [1], immer mehr die gesunden Regungen der Selbsthilfe verdrängte; der in den romanischen Völkern, auch in Frankreich, sich schon in der Tatsache zeigt, daß sie Rentenbesitz vorziehen und nicht mehr leicht das entwickeln, was der Franzose courage du capital nennt.

Indem aber die Willensäußerungen immer matter wurden, drohte sich das gesunde Selbstbewußtsein hoher Kulturen zu verlieren. Denn was ist Selbstbewußtsein anderes als unmittelbares Gefühl gesunden und kräftigen Zusammenhanges unserer Willensäußerungen? Und an die Stelle konnte etwas treten, das Platzhoff [2] sehr glücklich moderne Bewußtheit genannt hat: ein Selbstbewußtsein gleichsam mit einem der Regel nach besonders schwachen Willensinhalt. Da sah man sich getrennt in eine empfindende und eine denkende Hälfte; und jeder Moment des Handelns wurde mehr oder minder dadurch paralysiert, daß er im Augenblick des Handelns selbst schon beobachtet wurde. Es war eine Phase der Entwicklung, die nicht ohne Bedenken war; glücklicherweise aber hat die klare Einsicht in diese seit den achtziger Jahren drohenden, an manchen Stellen schon mehr als bedrohlich gewordenen Gefahren auch ihre Überwindung herbeigeführt.

Entwicklungsgeschichtlich aber bleibt nicht zu verkennen, daß die psychische Disposition der ausgesprochenen Bewußt-

[1] Nordd. Allg. Ztg. 1908, 8. Juni.
[2] Nation 1900, Nr. 44.

heit in den äußeren, gesellschaftlich und persönlich zutage tretenden Erscheinungen ihres Wesens viel Ähnlichkeit mit den Lebensäußerungen niedriger Kulturstufen hat. Was sie von ihnen — freilich am Ende in jeder Hinsicht und grundsätzlich — trennt, das ist das Innerste ihres Charakters: eben die Bewußtheit der seelischen Funktionen, der volle Genuß der Früchte vom Baume der Erkenntnis gegenüber der paradiesischen Unbewußtheit, dem seelisch instinktiven Naschen der Stufen niedriger Bildung. Diese Stufen leben und weben seelisch ähnlich den Kindern; in ihnen bestehen noch keine konstanten Willensrichtungen, denn es fehlen die reich entwickelten Hemmungsmotive höherer Kulturen; naiv und freudig bewegen sie sich in den ausgesprochensten Kontrasten, nehmen jede Anregung mit überschwenglicher Phantasie auf, um ihrer bald wieder überdrüssig zu sein: sind im Grunde und vor allem ein Spielball nervöser Einflüsse. Die Gegenwart dagegen und das Seelenleben, das dieser und noch mehr der jüngsten Vergangenheit das Gepräge gibt, entbehrte gelegentlich wohl auch, und gerade in vielen ihrer ausgesprochensten Vertreter, der eigentlichen Tätigkeit des Willens; aber sie ist sich dessen bewußt; und indem sie sich ferner bewußt ist, das Seelenleben bis auf seine niedrigsten, im Nervenleben verlaufenden Funktionen hin gleichsam abgebaut zu haben, ist sie dieser neuen Errungenschaft froh und prostituierte darum in ihren Anfängen mit einem staunenswerten Fanatismus der Wahrheitsliebe das Innerste der eigenen Persönlichkeit.

Eins aber blieb dabei doch klar: eine Volkswirtschaft, in der die Willensfunktionen durch Kapitalreichtum ebenso bedroht erschienen wie in früherer Zeit durch Kapitalarmut, mußte augenscheinlich das Mal des Ungesunden haben. Demgegenüber mußte der Wille befreit, die Energie emanzipiert, der Mensch wieder zu Ehren gebracht werden neben dem Kapital: und eine dahin gehende Entwicklung fing an zu siegen, indem die Unternehmung ungezügelter Konkurrenz abgelöst zu werden begann durch eine solche geregelteren Wettbewerbs.

Sollten aber, indem sich die Willensfunktionen von neuem zu regeln begannen, zugleich die nervösen Grundlagen des modernen Unternehmertums völlig verloren gehen? Es hätte nur dadurch geschehen können, daß die ungeheure Kulturentfaltung der letzten beiden Menschenalter ungeschehen gemacht worden wäre: es wäre eine andere Form des Verfalls gewesen. Aber diese Möglichkeit braucht kaum überlegt zu werden. Ist es etwa Viktor Emanuel I. von Piemont und Sardinien gelungen, die Spuren der großen Zeit Napoleons I. in Oberitalien zu vernichten dadurch, daß er die napoleonischen Heerstraßen verfallen ließ, oder hat Kurfürst Wilhelm von Hessen es fertig gebracht, die Einwirkungen derselben napoleonischen Zeit in seinem Lande dadurch ungeschehen zu machen, daß er sie totschwieg? Die Antwort der Geschichte war, daß man in Hessen von einem Regimente der Siebenschläfer sprach: — schon das Wirken eines Heros läßt sich nicht beseitigen. Um wie viel weniger die tiefen Eindrücke einer vollen Phase sozialpsychischer Entwicklung!

Nein, die Nervosität des Zeitalters der freien Unternehmung ist uns geblieben; sie ist ein nicht mehr auszuscheidender Bestandteil unserer Kultur.

Nun besteht aber darüber kein Zweifel, daß die sogenannten nervösen Erscheinungen der letzten Menschenalter durchweg auf einer erhöhten und verfeinerten Reizempfindung ihrer Träger beruhen. Wir haben im nervösen Menschen einen entwicklungsgeschichtlich höher entwickelten menschlichen Typus vor uns. Freilich, um die Frage ganz scharf zu stellen: auch einen krankhaften?

Nervosität ist heute nicht mehr Nervenschwäche. Wenn in diesem Abschnitt die Einwirkung der freien Unternehmung auf die ihrem Wirtschaftsleben leitend Angehörigen so geschildert worden ist, wie sie in den ausgesprochensten Fällen grell zutage trat, so war schon in der Mehrzahl der hierher gehörigen Fälle das Ergebnis nicht gleich disharmonisch. Nur eine gewisse Neigung zum Nervösen hin wurde als ständige seelische Haltung erworben. Und wenn wir die

eigene Lebenserfahrung der älteren Zeitgenossen befragen: hat sich nicht unser aller schließlich, auf Wegen, deren Verlauf im einzelnen später noch genauer nachgewiesen werden wird, eine gewisse Nervenstimmung bemächtigt, die zwar nicht mit der alten groben und krankhaften Nervosität identisch ist, von der man vor zwei bis drei Jahrzehnten allein sprach, — die aber doch eine Feinfühligkeit gegenüber Reizen aufweist, wie sie frühere Geschlechter nicht kannten? In dieser Erscheinung aber vermag die allgemeine Nervosität nicht mehr als eine Form der Entartung bezeichnet zu werden: vielmehr ist sie, so geartet, nichts als eine entwicklungsgeschichtlich herbeigeführte, und zwar im Sinne der Verfeinerung entfaltete Abart früherer Nervenstimmungen. Und darum wird man sie, um den Eindruck des Krankhaften, den das Wort Nervosität hervorzurufen nun einmal geeignet ist, zu vermeiden, als entwicklungsgeschichtliche Erscheinung besser mit einem anderen Worte bezeichnen: und schon ist hierfür der Ausdruck Reizsamkeit vorgeschlagen worden und hat in diesem Sinne Anklang gefunden[1].

Diese Reizsamkeit also als ein entwicklungsgeschichtliches Element der letzten zwei Menschenalter wird uns bleiben, wenn auch einige ihrer besonders scharf hervortretenden Eigenschaften durch eine neue Erstarkung der Willensseite des Daseins, sowie durch eine damit eingetretene größere

[1] So im wesentlichen der Text der ersten Auflage (Ergänzungsband II, S. 259—262 der Deutschen Geschichte). Das Wort „Reizsamkeit" ist inzwischen als Bezeichnung des Seelenlebens der Zeit der freien Unternehmung in Sprache und Wissenschaft übergegangen. Es ist der Grund, warum die frühere Darstellung an dieser Stelle, soviel es irgend anging, in ihrem ursprünglichen Wortlaut, weil konstituierend für die Einführung des neugebildeten Wortes „Reizsamkeit", belassen worden ist. Im übrigen wird, wer den Text an der obigen und an der zitierten Stelle miteinander vergleicht, leicht bemerken, daß die früher ausgesprochenen Vermutungen über den Gang der deutschen Entwicklung seit etwa 1900 sämtlich eingetroffen sind. Auf kulturgeschichtlichem Gebiete ist Prophezeien keineswegs schwer oder gar unmöglich.

Breite ausgeglichenen Gefühlslebens wieder mehr umgeformt und gedeckt worden sind. Sie wird uns bleiben, wie uns Elemente der Empfindsamkeit unserer Ahnen, der Romantik unserer Urgroßväter und Großväter geblieben sind. Und sie wird für immer auch Spuren beibehalten der frühesten und stärksten Quelle ihrer Entstehung, Spuren des Charakters der freien Unternehmung.

II.

Die freie Unternehmung und das Geistesleben der Zeit.

1. Wir haben gesehen: was den Beruf des Angehörigen der freien Unternehmung, gleichviel welcher Art, seit etwa den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts charakterisierte, war es nun als ererbtes Gut mit eingebracht oder war es im Berufe selbst erworben worden, das war eine größere Reizempfänglichkeit des Nervensystems als ein habitueller Zug, war die Reizsamkeit. Und wir haben weiter gesehen: wo sich diese Reizsamkeit, diese besondere Schnelligkeit des assoziativen Lebens, diese auffallend feine kritische Witterung, diese starke Begeisterungsfähigkeit für fernerliegende Ziele, diese hohe Impulsivität mit mächtiger Energie und klarem Willen verbanden, einem Willen, der zum Maßhalten aufforderte, da waren die Vorbedingungen für den großen Mann der freien Unternehmung gegeben.

Diese Beobachtungen erhalten nun aber ihre volle Bedeutung erst, wenn wir sie mit der Tatsache zusammenhalten, daß die freie Unternehmung die Wirtschaftsform war, die im Verlaufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unser ganzes Wirtschaftsleben, ja unser nationales Leben überhaupt durchdrang. Denn bei diesem Zusammenhange liegt es, wie gelegentlich schon berichtet[1], auf der

[1] S. oben S. 248 ff.

Hand, daß die seelische Haltung der freien Unternehmung einen Grundton abgegeben hat auch für das geistige Leben, den seelischen Charakter der jüngst verflossenen wie der noch verlaufenden geschichtlichen Phase überhaupt.

Daß der Geist der freien Unternehmung das ganze Wirtschaftsleben der jüngsten Vergangenheit durchwaltete und mit ihm auch das Gesellschaftsleben der Massen, dafür ist der Beweis teilweis schon geliefert, teilweis wird er bald eingehend erbracht werden. Und es ist auch schon ausgeführt worden, daß nach dem Gesetz der psychischen Relationen durchaus kein anderer Vorgang als dieser zu erwarten war. Die jeweils jüngste ebenbürtig gewordene Wirtschafts- und Gesellschaftsform wirkt jedesmal in tiefen Eingriffen auf die geschichtlichen Lagerungsverhältnisse der schon vorhandenen Wirtschaftsweisen und gesellschaftlichen Schichtungen zurück.

Allein über diesen an sich schon so ausgedehnten Kreis der Einwirkung hat der Einfluß des Geistes der freien Unternehmung, und das heißt der Reizsamkeit, noch weit hinausgegriffen. Er hat alles geistige Leben schlechthin getroffen. In welchem Sinne, soweit dieses geistige Leben sich in besonderen Berufen auswirkt, das ist in diesem Abschnitte auszuführen, ehe die besonderen Einflüsse der Unternehmung auf das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben dargestellt werden: denn erst wenn dieser allgemeine seelische Einfluß der freien Unternehmung ganz überblickt wird, wird man ihre wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen wahrhaft begreifen.

Verfolgen wir in der deutschen Geschichte die Entwicklung der Kopfarbeiter, soweit es sich um hochstehende Schichten und nicht bloß um vereinzelte Erscheinungen und subalterne Daseinsformen handelt, so zeichnet sich das ganze Mittelalter dadurch aus, daß neben den Ständen der Handarbeit und des kriegerischen Schutzes ursprünglich nur ein Stand der Kopfarbeiter vorhanden war: der Klerus. Diese Lage änderte sich dann in den frühesten geldwirtschaftlichen Zeiten:

es trat nicht bloß eine Teilung der vornehmlich handarbeitenden Stände in bürgerliche Kaufleute und Handwerker und in Bauern ein — woneben als kriegerischer Stand der des Rittersmanns erhalten blieb —, sondern zugleich entwickelte sich langsam der gelehrte Berufsstand: der Beruf der Universitätslaienbildung, vornehmlich der Rechtsgelahrtheit. Es war ein Stand, der im allgemeinen durchaus in den öffentlich-weltlichen Dienst eintrat, so wie der Klerus, seit dem 16. Jahrhundert beider Bekenntnisse, im öffentlich-kirchlichen Dienste lebte.

In alledem ergab sich ein Wandel erst langsam im Verlaufe des 17. bis 19. Jahrhunderts. Und zwar in doppelter Richtung. Einmal entwickelte sich auf dem geistigen Gebiete der Begriff und die Gesellschaft der Gebildeten. Wie er zu stande kam — eins der wichtigsten Kapitel und auch noch Probleme der deutschen Sozialgeschichte vornehmlich des 18. Jahrhunderts —, ist hier nicht zu erörtern: genug, daß die Anfänge der gebildeten Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegen, und daß diese in ihrer frühesten Vollgestalt etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden war. Auf Grund nun der Entwicklung dieser Gesellschaft bildeten sich neue freie Formen geistiger Berufe aus: die Berufe der Literaten und Journalisten, ferner der Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler, kurz der Künstler im modernen Sinne. Es sind Berufe, die im Laufe des 19. Jahrhunderts unendlich gewachsen sind[1]; längst ist die Zeit vorüber, wo ihnen nur diejenigen angehörten, die — wie eine frühere Begriffsbestimmung des Zeitungsschreibers lautete — ihren Beruf verfehlt hatten: eben das spezifisch Berufsmäßige charakterisiert bereits seit den letzten Menschenaltern auch sie. Neben diese freien gebildeten Berufe aber trat dann, vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert, als ein weiterer Beruf nunmehr fast ausschließ-

[1] Versuche, das Wachstum vor allem auch der Produktion dieser Berufe ziffernmäßig zu bestimmen, bei Sombart, Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, S. 474 ff.

licher Kopfarbeit das freie Unternehmen. Es ist eine bisher in diesem Zusammenhang noch nicht erörterte Seite der Entwicklung: das Unternehmen bildet die jüngste und vielleicht jetzt schon, auch bei engster Abgrenzung der ihm Angehörigen, zahlreichste Klasse der Kopfarbeiter.

Natürlich hat es aus diesem Zusammenhange heraus die älteren Berufe der Kopfarbeit nicht wenig beeinflußt. Dabei besteht aber ein starker und bestimmter Unterschied zwischen der Weite, in welcher sich die freien Bildungsberufe und die alten gelehrten Berufe einschließlich der Geistlichkeit der Einwirkung des Geistes der Unternehmung zugänglich erwiesen haben.

Geistlichkeit und gelehrter Beruf, soweit er in fester, zumeist staatlicher Beamtenstellung zum Ausdruck gelangt, beruht im Grunde auf einem der freien Unternehmung diametral entgegengesetzten sozialen und sittlichen Prinzip. Dies Prinzip kann geschichtlich nicht verstanden werden, ohne daß die Erzählung weit zurückgreift. Wir haben früher gesehen, daß in vorstaatlichen und vorkirchlichen Zeiten die natürlichen genealogischen Zusammenhänge das im Grunde tiefste Bindemittel der menschlichen Gesellschaft waren. Die Art aber, in der sie so einwirkten, war durchaus sozialistisch. Nun entstanden Staat und Kirche und nahmen zum großen Teil die Einflußgebiete der bisherigen Geschlechterzusammenhänge auf: damit aber auch deren sozialistischen Charakter. Staatsschutz wurde allgemein verbürgt; kirchliche Wohltaten sollten jedem zugute kommen; die Bildungsideale, die von Kirche und Staat aufgestellt wurden, sind jederzeit sozialistische gewesen, von der allgemeinen Schulpflicht für die niedere Bildung an bis zu der leichten Zugänglichkeit mittlerer und hoher Schulen, deren Klienten früher zum großen Teile in Konvikten erhalten wurden und auch heute noch im Schulgeld nicht entfernt die Kosten aufbringen, die ihre Ausbildung verursacht. Und im selben Sinne haben auch die Ideale der staatlichen und kirchlichen Verwaltung immer etwas Sozialistisches, ja

Kommunistisches behalten: so in der Rechtsprechung und in der Wohlfahrtspflege des Staates und innerhalb der Kirche im Empfang der Sakramente durch die Laien und in allen, auch den nicht sakramentalen Amtshandlungen der Geistlichkeit.

Um es kurz zu sagen: im ganzen Bereich der Amtstätigkeit der Kirche wie des Staates besteht noch heute viel von dem Sozialismus des Geschlechterstaates: sehr zum Segen unserer Entwicklung. Und dem entspricht es denn, wenn auch den Berufen des Staates und der Kirche noch immer ein Korpsgeist starken sozialistischen Charakters innewohnt.

Zudem aber: kirchliches und staatliches Beamtentum, in Theologie und Jurisprudenz gipfelnd, repräsentieren die ersten großen Auswirkungen angewandter Geisteswissenschaft. Alle Wissenschaft aber, und in ganz besonderem Grade die Geisteswissenschaft, beruht schließlich auf kommunistischen Motiven: wirtschaftlich-individualistische Produktion liegt ihrem innersten Wesen fern: Gedanken sind zollfrei. Oder meint man etwa, Herz oder Clausius hätten sich den Nachweis des Wesens der Elektrizität oder die Aufstellung des zweiten Satzes der Wärmelehre bezahlen lassen? Oder Ranke und Mommsen hätten in den Honoraren für ihre großen geschichtlichen Darstellungen mehr wie ein Symbol des Wertes, ja etwa gar ein Äquivalent ihrer geistigen Leistung empfangen? Ein durchaus kapitalistisch-unternehmerisch charakterisiertes Verlagsrecht hat heute, sehr zum Schaden der geistigen Produzenten hohen Ranges, diese einfachen Tatsachen verdunkelt; es ist hohe Zeit, daß sie wieder in ihrem wirklichen Wesen erkannt werden.

Aus alledem geht hervor, daß das Wesen vor allem auch der in älteren Berufen organisierten geistigen Tätigkeit in vollem grundsätzlichen Widerspruch trat zu den Prinzipien und Tendenzen des freien Unternehmens: denn dieses beruht auf dem Prinzip des freien Wettbewerbes, einem Grundsatze also des extremsten Individualismus.

Indem nun diese Gegensätze sich in der Entwicklung der letzten Menschenalter trafen, wurde die Einwirkung des Geistes der freien Unternehmung auf die Angehörigen der kirchlichen und staatlichen Berufe wesentlich begrenzt: es ist der stärkste Widerstand, auf den dieser Geist in seinem Eroberungszuge überhaupt gestoßen ist, und auf die hier bezeichnete grundsätzliche Differenz lassen sich all jene zahlreichen Antipathien zurückführen, die zwischen den Ständen der freien Unternehmung und denen des Beamtentums bestanden haben und teilweis noch heute bestehen.

Viel mehr boten sich dagegen die Angehörigen der freien geistigen Berufsstände — und auch derjenigen Beamtenkreise, die diesen Kreisen näher stehen, z. B. schriftstellern — den Einwirkungen des freien Unternehmertums dar: auf diesem Boden ist es vielfach geradezu zu Verquickungen von geistigem Beruf und wirtschaftlichem Unternehmertum in dem Sinne gekommen, daß das wirtschaftliche Unternehmertum die geistigen Berufe überrumpelt, überholt und in seine Dienste gestellt hat. So auf dem Gebiete der Kunst in der Führung von Konzerten und Theatern, soweit zunächst deren äußere Erscheinung in Betracht kommt: in dieser Hinsicht sind Theater und Konzerte bekanntlich wirtschaftliche Unternehmungen geworden. Der merkwürdigste Entwicklungsvorgang in diesem Bereiche aber hat sich wohl auf dem Gebiete des Buchhandels abgespielt, und vielleicht auch der national- und universalgeschichtlich wichtigste: denn die literarische Jahreserzeugung im Deutschen Reiche betrug um 1900 fast ein Drittel der Erzeugung der Welt überhaupt; seit drei Jahrzehnten hatte sie sich dem Werte nach etwa verdreifacht; und sie belief sich zur genannten Zeit — abgesehen von den 7500 periodischen Schriften — im Jahresdurchschnitt auf etwa 24000 Werke des Buch- und 13000 Werke des Musikalienverlages. Nun war der deutsche Buchhandel ursprünglich durch den Buchführer persönlich im Hausier- und Marktabsatz betrieben worden; und hinter diesem hatte der Verleger gestanden. Dann entstanden statt des

Wanderhandels feste Detailhandlungen, die sogenannten Sortimente. Zwischen die Sortimente und die Verlagshandlungen schob sich fernerhin später der Kommissionshandel ein, dessen Organisation es ermöglichte, daß jeder Verleger jedem Bedürfnis jedes Sortimenters jederzeit rasch gerecht werden konnte. Es war eine Organisation, die zur Verfügung jedes Verlegers und jedes Sortimenters stand; ein sozialistischer Hauch, entsprechend dem noch stärker kommunistischen Grundcharakter der Bildung des 18. und 19. Jahrhunderts, ging durch sie hindurch; das System bildete sich bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hin vollends aus und blühte dann, am meisten wohl in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in der besonders energischen Durchbildung durch den Börsenverein der deutschen Buchhändler. Während nun aber dieses System der allgemeinen Lebensauffassung der alten gelehrten Berufsstände am besten entsprach, indem es jedes Buch an jedem Orte deutscher Zunge zur Ansicht wie zum Kauf ohne allzuviel Spesen zur Verfügung stellte, begann auch in den Buchhandel der moderne Geist der freien Unternehmung einzudringen. Das Ideal des nun entstehenden neuen Buchhandels war ein anderes. Es ging auf ganz große Verlagsgeschäfte, die zugleich auch den Druck der Bücher besorgten, auf Massenproduktion vornehmlich und womöglich ausschließlich besonders gangbarer Werke und auf Absatz dieser durch einen eigenen, jedem Verlagshaus speziell angehörigen Vertriebsorganismus. Dabei erschien der Verfasser des Buches als ein dieser arbeitsteiligen Unternehmung einrangierter Diener am Gesamtwerke, als ein geistiger Unterarbeiter: denn Tendenz, Umfang, allgemeiner Inhalt und womöglich Titel der zu produzierenden Bücher wurden in den ausgesprochenen Fällen der neuen Buchunternehmung von dem Vorstand des Ganzen, dem Unternehmer, selbst bestimmt. Natürlich trat dabei der früher durchaus vorherrschende wissenschaftliche und literarische Geist der Produktion in den Hintergrund: an dessen Stelle erschien das

Bedürfnis der Rentabilität, der sorgsamen Mache, der gefälligen äußeren Form, des Geschäftes.

Es war eine Bewegung, die sich noch deutlicher fast als im Buchverlage im Zeitungswesen vollzog. Von älteren Zeitungen verlangte man wohl so gut wie ausnahmslos, daß sie eine „Gesinnung" haben sollten. Die jüngere Unternehmerzeitung setzte sich über diese Anforderung hinweg. Sie wurde Nachrichtenblatt schlechthin; sie sah die Kunst des Journalisten vornehmlich in der Kolportage fast gleichviel welchen Inhaltes; und sie ersetzte in gewissen Fällen den schreibenden Zeitungsmann, ihrer Ansicht nach aufs vortrefflichste, durch den photographierenden Kodak.

Muß noch gesagt werden, daß derartige Organisationen die Angehörigen der freien gebildeten Berufe, ja gar nicht selten auch Angehörige der gelehrten Amtsberufe unterjochten? Sogar solche Fälle kamen nicht selten vor, daß etwa ein Maler in Jahresgehalt fest angestellt wurde mit der Verpflichtung, jährlich ein „Prachtwerk" zu „liefern". Und wurde nicht, dem eigentlichen Lebensinhalte nach, wenn auch nicht formell, die Stellung jener Theaterdichter, die jährlich ihr Stück, jener Romanschreiber, die jede Weihnachten ihr Buch „lieferten", eine ähnliche?

Hier ist nicht bloß die Psyche der Unternehmung in die seelische Atmosphäre der geistig tätigen Stände eingedrungen, sondern auch die geschäftliche Form: und diese Form hat die Berufssitten der Kopfarbeiter älterer Herkunft unterjocht und geknechtet. Wie Fabrikat eines modernen Unternehmens und Erzeugnis eines alten Kunsthandwerks stehen sich jetzt eine freie und eine unfreie Literatur, eine freie und eine unfreie Kunst, eine freie und unfreie Musik, eine freie und unfreie öffentliche Meinung gegenüber; und wenn das Fabrikat nicht zu verdrängen ist — es hat ein Recht, zu sein, denn es ist Ausfluß tiefster Lebensströmungen der Gegenwart —, so sollte wenigstens seine Ehre darin gesucht werden, daß es stets als solches zu erkennen sei.

Mit all diesen Bemerkungen ist aber die Zahl der

Einwirkungen noch keineswegs erschöpft, welche die Macht des modernen Unternehmens auf die psychische Disposition der alten kopfarbeitenden Stände ausgeübt hat. Um partikulare Einflüsse zu übergehen, so kommt vor allem noch hinzu, daß sich diese Stände zu einem immer größeren Teil eben aus den Kreisen der Unternehmer rekrutieren und damit deren Geist in die seelische Disposition der alten Stände hinübertragen.

Noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Deutschland nicht eigentlich eine Klasse, aus der als solcher die Angehörigen der gelehrten Berufsarten zu stammen pflegten. Vielmehr kamen diese aus den verschiedensten Schichten her; das Entscheidende war zumeist die Begabung; eine regelmäßige Vorbildung, die unmittelbar zu den untersten Stufen der amtlichen Laufbahn geführt hätte, wurde nicht verlangt, obwohl z. B. die preußischen Vorschriften über das Abiturientenexamen schon vom Jahre 1788 datieren.

Das wurde um etwa Mitte des 19. Jahrhunderts anders. Die Vorschriften über die Vorbildung zu den Staatsämtern wurden weit strenger gehandhabt; und im Zusammenhang mit der Tatsache, daß dementsprechend eine gelehrte Berufsart nur noch schwer vor dem vollendeten fünfundzwanzigsten Jahre ein hinlängliches Einkommen zu bieten begann, erschien bald eine große Anzahl von weniger vermögenden Gesellschaftsschichten von der Wahl eines gelehrten Berufes ausgeschlossen. Dabei entwickelte sich diese Lage mit den steigenden Kosten der Ausbildung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in immer schärferer Betonung. Gegen Ende des Jahrhunderts war die Vorbildung zu einem gelehrten Berufe nicht leicht ohne Aufwendung einer Summe von etwa 15000 Mark denkbar. In welchen sozialen Schichten aber war die Möglichkeit solcher Ausgaben, unter Umständen für mehrere Söhne, noch vorhanden? Sieht man von den besonderen Fällen einer Nachhilfe durch Stipendien u. dgl. ab, so beschränkt sie sich auf diejenigen, die man,

regelmäßiger wohl zuerst am Rhein um 1880, als die Stände „der Bildung und des Besitzes" zu charakterisieren begann, d. h. zum überwiegenden Teile auf die Schichten der modernen Unternehmung. In wie hohem Grade diese in der Tat von Jahr zu Jahr wachsend das Rekrutierungsgebiet der gelehrten Berufe geworden sind, ergeben nicht bloß die Universitätsstatistiken im einzelnen, sondern auch die allgemeinen Ziffern der studentischen Bewegung im Laufe des 19. Jahrhunderts. Charakteristisch kann hier schon erscheinen, daß die Zahl der Studenten in dieser Zeit weit stärker gewachsen ist als die der Bevölkerung; in Preußen z. B. ist sie von 1820 bis 1900 auf das Fünffache, die der Bevölkerung dagegen noch nicht auf das Dreifache gestiegen. Wachsender Reichtum — und das heißt zum guten Teil wachsende Entwicklung der Unternehmung — ermöglichte einem immer größeren Prozentsatz der Bevölkerung die Aufnahme des Universitätsstudiums. Dabei ist die Frequenz aller Fakultäten gestiegen mit Ausnahme der theologischen beider Bekenntnisse: derjenigen Fakultäten, zu denen sich die den Kreisen der Unternehmung entstammenden Jünger der Wissenschaft im allgemeinen am wenigsten getrieben fühlen. Am meisten aber beweisen für die starke Zunahme der Studenten aus den Kreisen des modernen Wirtschaftslebens die Schwankungen der Frequenz. Bis in die achtziger Jahre hinein hatte jeder wirtschaftliche Aufschwung eine Abnahme, jede Depression eine Zunahme der Studenten zur Folge gehabt: die Laufbahn des gelehrten Berufes erschien noch als eine Zufluchtsstätte in weniger guten Zeiten. Dagegen unterbrach der wirtschaftliche Aufschwung der neunziger Jahre die Steigerung der Zahl der Studenten nicht wesentlich: die Kreise des modernen Wirtschaftslebens hatten jetzt die Universitätslaufbahn eines Teiles ihrer Angehörigen als regelmäßigen Lebensweg betrachten gelernt.

Daneben waren es diese Kreise wiederum, aus deren Initiative zum guten Teile die modernen Hochschulen, die Polytechniken, die landwirtschaftlichen, die Handelshoch-

schulen hervorgingen, und deren Angehörige eben diese Schulen besuchten. Zeigte sich nicht hier in äußerlichen Formen schon eine Veränderung des nationalen Bildungsideals durch den Geist der Unternehmung, die dessen Sieg in vielen Richtungen bedeutete?

In der Tat war dies das eigentlich Charakteristische der Invasion der Unternehmung in die bisherige seelische Verfassung der alten kopfarbeitenden Stände, daß sie zunächst auf dem Gebiete der Ideale der Erziehung und Bildung tief eingreifend, ja grundstürzend wirkte. Es ist das weite Feld des Kampfes zwischen humanistischem und realistischem Unterricht, zwischen dem alten Gymnasium der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Realschule sowie ihren Zwischen- und Mischformen, das sich hier unseren Blicken auftut, ohne von uns jetzt schon für länger betreten zu werden[1]. Man weiß, daß der auf diesem Felde hin und her wogende Krieg, der sich so oft in Plänkelszenen und Gefechte auflöste, so oft auch in wahren Schlachten entlud, noch nicht ausgekämpft ist, daß aber in ihm gegen Ende des Jahrhunderts ein Waffenstillstand mit der von allen Seiten angenommenen Hauptlosung: Gleichwertigkeit aller Mittelschulformen! eintrat. Was bedeutete aber diese Losung anderes als die Ebenbürtigkeitserklärung des modernen Wirtschaftsgeistes neben der seelischen Verfassung der älteren Kopfarbeiter? Ebenbürtigkeitserklärung eines jüngeren Rivalen aber heißt in vielem Betrachte dessen Triumph.

Gewiß handelte es sich dabei nicht um Ablösung der einen Ideale durch die anderen: wo wäre ein solcher Wandel je geschichtlicher Vorgang gewesen? Weithin haben sich die Träger des modernen Wirtschaftslebens mit den zumeist humanistischen Idealen der älteren Kopfarbeiter erfüllt oder sie, wenigstens in den älteren jetzt lebenden Schichten, noch eingehend kennen gelernt. Und mit nichten entbehrt ihr

[1] Eingehend über diesen Kampf wird in einem späteren Bande zu erzählen sein.

Bildungsideal jedes geschichtlichen Anschlusses an die Vergangenheit unseres Volkes und an die Antike. Aber bestehen bleibt doch, daß die Momente, welche das Wesen des modernen Seelenlebens im allgemeinen bestimmen und also das Charakteristikum, die besondere Note der jüngsten Vergangenheit und auch noch teilweise der Gegenwart ausmachen, einstweilen noch weit mehr den Kreisen der Kopfarbeiter des neuen Wirtschaftslebens als denen der älteren Stände der Kopfarbeit entstammen.

2. Wenn nun der Einfluß des Geistes der freien Unternehmung auf die Stände der Kopfarbeiter so groß war und noch ist, daß ihm die jüngeren Bildungen dieser Stände fast ganz, die älteren wenigstens zum guten Teile, und zwar gerade in ihren geistig regsten Gruppen, anheimfielen: glaubt man da, daß sich die älteren Stände der materiellen Arbeit, des Handels und des Verkehrs, der Industrie und der Landwirtschaft ihm hätten entziehen können? Mehr als zur Genüge kann der Nachweis erbracht werden, daß alle diese Stände sich unter dem Drucke des Wirtschaftslebens der Unternehmung aufs tiefste abgewandelt haben: und daß gerade in den Vorgängen dieser Abwandlung ein großer Teil der sozialen Erscheinungen und Probleme der jüngsten Vergangenheit beschlossen ist.

Unter diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß es in der Tat kein Gebiet modernen Seelenlebens gibt, das nicht durch den Geist der Unternehmung als durch eine Energie von maßgebender Gewalt ergriffen oder wenigstens in seiner Entwicklung mitbestimmt worden wäre. Ja wir werden sehen, daß diese indirekten Wirkungen neben den leichter zu beobachtenden direkten so groß sind, daß sich schon aus diesen Zusammenhängen heraus behaupten läßt, die Reizsamkeit, als der zunächst und vornehmlich auf dem Boden der freien Unternehmung erwachsene und sie in ihrer Auswirkung bedingende Komplex seelischer Eigenschaften, müsse ein Gemeingut der Zeit überhaupt, müsse

der ihr Seelenleben, soweit dieses zeitcharakteristisch ist, bedingende Faktor geworden sein[1].

Denn es gibt schlechthin kein Gebiet der modernen Kultur und kein Seelenleben eines modernen Standes, das nicht eben die wesentlichsten Seiten seiner Signatur, wenn nicht durch direkte, so doch wenigstens durch indirekte Einwirkungen des Unternehmungsgeistes erhalten hätte und auch noch erhielte. Der Beweis in dieser Richtung ist zunächst für die Bevölkerung der Großstädte leicht zu erbringen. Wie oft ist hier nicht schon ausgeführt worden, daß die Äußerungen des modernen Verkehrslebens bereits in ihren sinnlichsten Formen, im Lärm der Straßen und im Gedröhne der Eisenbahnen, in der Hetzjagd des Personenverkehrs und in den Erregungen überhäufter Genüsse, einen allgemeinen Zustand der Reizsamkeit, ja darüber hinaus eine erschreckende Häufigkeit wirklicher nervöser Erkrankungen herbeigeführt haben! Jedermann weiß, was unter einem Großstadtkind zu verstehen ist: es wird durch einen speziell modernen, in dieser Art früher endemisch niemals vorhanden gewesenen Zustand des Nervenlebens gekennzeichnet. Und die Erwachsenen werden dann reizsam, namentlich soweit sie schaffend und schöpferisch eingreifen in den Gang der Zeit, und nicht wenige überschreiten dabei selbst heute noch das Wesen der Abart hin bis zu nervöser Entartung. Im Bereiche der Berliner städtischen Schulen erhielten im Schuljahre von 1900 auf 1901 Krankenurlaub von 2744 Lehrern (einschließlich Rektoren) 604, von 1407 wissenschaftlichen Lehrerinnen 504, von 441 Fach- und technischen

[1] Daß deshalb die allgemeine Reizsamkeit, als seelisches Diapason der modernen geistigen Kultur, nicht unmittelbar gleich der Unternehmerreizsamkeit ist oder auch nur aus dieser unmittelbar hervorgegangen ist, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Welches die Beziehungen zwischen dem allgemeinen Zustand der Reizsamkeit, namentlich soweit aus ihm schöpferische Geister hervorgingen, und der spezifischen Unternehmerreizsamkeit gewesen sind, wird an anderer Stelle eingehend erörtert werden.

Lehrerinnen 109. Dabei waren unter den Krankheiten nervöse Störungen derart häufig vertreten, daß von den Lehrern etwa jeder siebenunddreißigste, von den wissenschaftlichen Lehrerinnen jede achtzehnte, von den Fach- und technischen Lehrerinnen jede neunundzwanzigste ihretwegen beurlaubt werden mußte.

Aber auch auf dem platten Lande hielt die Reizsamkeit Einzug; und auch hier wurden nervöse Erkrankungen häufig, ja, wenn man die relativ geringere Zahl der an sich zur Reizsamkeit besonders neigenden Kopfarbeiter auf dem platten Lande in Betracht zieht, nach ärztlichen Erfahrungen ebenso häufig wie in der Stadt. Das „moderne Leben" drang eben auch hier ein mit seiner Unrast, mit seinem Unbehagen an dieser und doch der gleichzeitigen Freude am Wechsel, mit seiner Kalkulation jedes noch irgend möglichen Gewinnes und seiner unabläßigen, nie endenden, ewigen Arbeit. Und die Anpassung an dies neue Leben vollzog sich in ländlicher Umgebung langsamer als im Leben der Großstadt.

So wenig aber wie irgendeine Gegend ist irgendein Stand verschont geblieben. Ja gerade die Angehörigen niederer Klassen nahmen, soweit sie geistig rege waren, an dem spezifisch modernen geistigen Leben und der ihm zugrunde liegenden seelischen Disposition starken Anteil, wenn auch ihre vollen nervösen Berufserkrankungen, z. B. die Unfallsneurose, anderer Art waren als die der Unternehmer. Denn für sie galten die Impulse des modernen Wirtschaftslebens erst recht; und was die Gegenwart den Angehörigen der oberen Schichten an Verbindungen mit der modernen Wirtschaft aufdrängt und gewährleistet: Post und Telegraph, Eisenbahn und gar Straßenbahn und Omnibus, Zeitung und öffentlicher Anschlag und öffentliches Schaufenster: das genossen auch sie in wesentlich gleicher Weise. Darin eben beruht der Demokratismus unserer Zeit; die moderne Wirtschaft schafft für die Masse; und wenn dabei die Anfangszeiten des freien Unternehmertums die Massen-

verbreitung gerade der geistigen und seelischen Elemente des modernen Lebens vernachlässigten, so holten die Zeiten der Blüte und der Vollendung dies Versäumnis reichlich nach: davon zeugte die Vermehrung der Zeitungen und das Wachsen ihrer Auflagen, zeugten Volksbibliotheken und unentgeltliche Lesezimmer, Arbeitervorstellungen und Arbeiterkonzerte, billige Wochenschriften und Zehnpfennigliteratur, Wandervorträge und Volkshochschulbewegung, — tausend anderer Veranstaltungen nicht zu gedenken. Ja die geistig-sittliche Haltung der Massen färbte in diesem Austausche modernster geistiger Beeinflussungen geradezu auf die Haltung der oberen Klassen ab: im äußeren wie im inneren Habitus des Seelenlebens trat zwischen den einzelnen Klassen mehr als früher ein gewisser Ausgleich ein, freiere Lebensformen teilten sich der Menge mit, und nicht immer und überall hielten sich die Sitten des Durchschnitts der oberen Klassen fern von Verrohung.

Diese Beobachtungen führen unvermerkt auf ein anderes Gebiet über: auf das Gebiet einer ganz allgemeinen inhaltlichen Erfüllung der modernen Psyche mit spezifischen Lebensäußerungen gerade der ökonomischen Reizsamkeit. Der Beobachtungen, die hier gemacht werden könnten, sind Legion; nur einzelnes besonders Charakteristische sei herausgegriffen.

Man wird Einflüsse dieser Art gern und an erster Stelle auf dem Gebiete der Sitte und Sittlichkeit suchen; denn eng grenzen namentlich Sitte und Wirtschaft aneinander. Aber man wird da auch nicht selten ungerecht werden. Vom geschichtlichen Gesichtspunkte aus wenigstens ist nichts damit gewonnen, wenn man als ein Ergebnis des freien Wettbewerbs und seiner rücksichtslosen Ausgestaltung den neuen oberen Klassen schlechtweg Genußsucht und Materialismus, Maitressenwirtschaft, Geldheiraten und kinderlose Ehen, Frivolität nach unten und Servilismus nach oben, den unteren Klassen aber Leichtsinn und verdumpften Neid, Unbotmäßigkeit und Pessimismus, proletarische Ver-

mehrung oder unsittliche Enthaltsamkeit vorwirft. Und noch weniger Eindruck wird es auf eine wahrhaft geschichtliche Erfahrung machen, wenn man einige „eklatante" Fälle besonderer moderner Sittenlosigkeit in entrüsteter und oft doch sonderbar detaillierter Ausführlichkeit vorträgt. Der Historiker weiß, daß jedesmal, wenn große wirtschaftliche und soziale Revolutionen den bestehenden sittlichen Boden verändern, aus den nicht zu vermeidenden Spalten moralische Miasmen mehr oder minder zahlreich hervordringen: Begleiterscheinungen, die den innersten Gang der Dinge nicht weiter berühren. Und er weiß auch, daß es so massive Leidenschaften, wie man sie den modernen Ständen vorwirft, zu allen Zeiten gegeben hat: mehr oder minder. Aber nicht nach quantitativen Maßstäben urteilt die Sittengeschichte, wenn sie mehr ist als verdichtete Chronique scandaleuse. Sie verfolgt die leisen Änderungen der sittlichen Gesamthaltung nach ihrer qualitativen Seite: und dazu bedarf sie feinerer Wertbegriffe als derer, die mit Maitressenwirtschaft oder Unbotmäßigkeit gegeben sind. Übrigens selbst wenn man sich auf den so oft eingenommenen Quantitätsstandpunkt zu stellen geneigt wäre: würde man dann im vorliegenden Falle nicht wenigstens mit dem Urteil zu warten haben, bis sich die Sittlichkeit der freien Unternehmung ganz und über ihre Blüte hinaus bis zum Verfalle entwickelt hat? Man bedenke, daß großstädtisches Leben und damit großstädtischer Lebensernst selbst in Berlin doch eigentlich erst seit 1880 voll erstanden sind.

Das, was die Sittlichkeit der modernen Unternehmung qualitativ und im Innersten kennzeichnet, hat Steffen[1] für die vollendetste Kultur dieser Art, die englische, in folgenden Bemerkungen zusammengefaßt: „Die Engländer sind ein Volk mit ‚praktischem Idealismus', d. h. ein Volk, das den ‚Erfolg' in allen seinen juristisch nicht strafbaren, wirtschaftlich nutzbringenden Formen anbetet und sich deshalb frei-

[1] England als Weltmacht und Kulturstaat S. 68.

willig den politisch und ökonomisch erfolgreichen Persönlichkeiten unterordnet. Für die Engländer — vom Pair bis zum Hafenarbeiter — gilt der tiefsinnige Moralspruch: nothing succeeds like success. Bei den höheren Gesellschaftsklassen wie beim niederen Volke fordert man die Ermöglichung des Erfolges für die wenigen Auserwählten, die durch Kraft, Dreistigkeit, Schlauheit, Talente, Vermögen oder Vorrechte von vornherein für den Erfolg am besten ausgerüstet sind. Reichtum und soziale Macht sind die Ziele des Erfolges, um den es sich handelt, und die Fähigkeit, das Glück zu erhaschen und festzuhalten ist es, was ohne tiefsinnige Erforschung der heiklen Frage, worin diese ‚Fähigkeit' oder das ‚Glück' eigentlich beständen, bewundert wird. Für die höheren kulturellen Talente hat die englische Demokratie das denkbar geringste Verständnis. Neue Gebietserwerbungen für das Leben der Seele gehören im allgemeinen nicht zu dem success. Im Charakter der englischen Demokratie findet sich ein Zug von materialistischem Aristokratismus."

Gewiß ist dies Urteil einseitig; Lobredner könnten, um es abzuschwächen, mit einem gewissen Rechte hervorheben, wie sehr England das Land der feinsten sozialen Instinkte, der sichersten Redlichkeit, der uneigennützigsten Armenpflege genannt werden müsse; wie man auf englischem Boden Geistesgröße mehr achte als anderswo. Und gewiß wird man an der Hand der deutschen Entwicklung, wie sie bisher verlaufen ist, eine Charakteristik wie diejenige Steffens nicht so klar und so eingehend und namentlich so schroff formulieren können. Sicherlich aber hat man die Pflicht, sie geschichtlich zu unterbauen.

Hier ist ein wichtiges Moment, daß alle moderne Entwicklung seit dem 17. und 18. Jahrhundert den inneren Frieden ein für allemal festgestellt hat. Wenn in den Dramen Shakespeares und seiner deutschen Zeitgenossen sich die Personen noch totschlagen nach Herzenslust, mit und ohne Zweikampf, so konnte das die Herzen der Zuschauer

des 16. Jahrhunderts noch überaus rühren: denn jedermann konnte damals noch leicht und um unendlich vieles leichter als heute in die Lage kommen, sich aus irgendwelchen leidenschaftlichen Trieben an Leib und Leben des Nächsten zu vergreifen. Im 17. Jahrhundert lagen die Dinge schon etwas anders. Modérez, heißt es in Molières „Tartufe“:

Modérez, s'il vous plaît, ces transports éclatants.
Nous vivons sous un règne et sommes dans un temps
Où par la violence on fait mal ses affaires.

Heute ist der Fall der freien Gewalttätigkeit der Einzelperson jenseits aller Grenzen der einfachsten Rechtsnormen fast so gut wie ausgeschlossen. Jene Verbrechen, die auf der Gewalttat eines leidenschaftlich aufwallenden Gemütes beruhen, hat der moderne Staat im Verhältnis zu ihrer Zahl in früheren Zeiten beinahe beseitigt. An die Stelle der Gewalt ist daher die List getreten. Es sei dabei dahingestellt, inwiefern an dieser Wandlung auch der fortschreitende Intellektualismus — auch er wieder ein Moment teilweise der wirtschaftlichen Entwicklung — mitwirkend zu denken ist.

Wie mußten nun unter diesen modernen Umständen die sittlichen Wandlungen in einem Stande verlaufen, der einerseits hochgemut, aufsteigend aus der Masse, auf neue wirtschaftliche Eroberungen auszog, anderseits aber für die Entwicklung der Form dieser Eroberungen, der Unternehmung, ein bindendes Recht noch nicht vorfand? Denn der moderne Staat konnte das Recht der Unternehmung vielfach erst entwickeln seit und nachdem diese da war, — soweit er es überhaupt schon entwickelt hat. Es war klar: der neue Stand mußte dem neuen Ziele, das für ihn ein Ideal bezeichnete, zunächst nachgehen mit allen Gesinnungen des Idealismus, zugleich aber auch mit aller innerhalb der bisherigen Zustände entwickelten Ellbogenkraft der List. Indem er dann aber auf diesem Wege über die bestehenden Rechtszustände und deren gleichsam dicke Luft emporbrang in die dünnere Atmosphäre der Unternehmung, für die noch

kein Recht bestand, und damit in eben erst recht seine Lebensluft: mußte er mit dieser List auch das Kampfmittel der alten, mehr rechtlosen Zeiten verbinden, die Gewalt. Und so wurde eine Gewalttätigkeit freien Tuns zu seiner Signatur, die sich nach Bedürfnis auch in die Form der List umsetzte. Indem aber diese Haltung eine dauernde, zuständliche wurde, stellte sich leicht eine merkwürdige Mischung von Egoismus und Idealismus, von Aufrichtigkeit und Heuchelei, von Brutalität und Berechnung ein: eine sublimierte Zusammensetzung gleichsam der Eigenschaften, die schon früh den Kaufmann auszumachen begonnen hatten. Und von diesem Standpunkte aus erwuchs dann eine ganz neue Moral; und diese Moral war nach nichts anderem orientiert als nach dem Erfolge, so lange das ungeschwächte Prinzip freien Wettbewerbes galt.

Das war die Moral des modernen Wirtschaftslebens der freien Unternehmung, die Moral, gegen die Nietzsche mit dem Ideal der bloßen aufrichtigen Gewalttat, mit dem urzeitlichen Ideal der blonden Bestie Front machte: wie schon aus diesem generellen Gegensatze hervorgeht, die Moral des modernen Lebens gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts überhaupt. Oder wer möchte, sei es nun im Guten, sei es im Schlechten, die ganz allgemeine Erscheinungsweise dieser Moral verkennen, von der Politik Bismarcks und dem Orientierungssatz für die Werturteile der politischen Geschichtschreibung, daß Macht vor Recht gehe, bis hin zu den kleinen Streberkniffen und Gesellschaftskunstgriffen der Angehörigen vornehmlich der führenden Schichten.

Aber wie diese Moral, soweit sie um sich griff, doch zunächst ein Ausfluß des modernen Wirtschaftslebens war, so trugen auch ihre wichtigsten Auswirkungen in die Gebiete des Rechts, der Sitte und des Glaubens noch etwas hinein von dem speziell ökonomischen Ursprung.

Niemand kann da zunächst in der modernen Ausgestaltung des bürgerlichen Rechts den Sieg des spezifischen Ehrgefühls des Unternehmers, der Sittlichkeit der modernen

wirtschaftlichen Geschäftspraxis verkennen. Und was in den neuen Sitten unseres neuen Familienlebens, in der Ausdehnung des Konnubiums über alle Gebiete ja über die Grenzen des Reiches, in der Verselbständigung der Werbung seitens des Bräutigams, der Wahlfreiheit seitens der Braut, in der Lösung der Entschlußbetätigung beider von dem Rate der Sippe und Vetternschaft, in dem Nebeneinanderleben der Ehegatten unter stärkerer Wahrung der beiderseitigen Persönlichkeiten in Denken und Tun, in der Kindererziehung zu früher Selbständigkeit in Urteil und Handeln lebendig geworden ist, das zeigt denselben Einfluß.

Auf dem Gebiete der Weltanschauung aber erscheint diese Einwirkung erst recht unverkennbar. Sie trat hervor in einem erst neuerdings wieder und einstweilen auch nur von den höherstehenden Naturen und Schichten überwundenen praktischen Materialismus — keiner der Philosophien, die aus einer theoretisch-spekulativen Auffassung der Materie hervorgehen können, sondern einem bloßen Vorwalten materieller Motive für das praktische Handeln und einer Abschätzung der Handlungen nach ihren sichtbar massiven Folgen: einem Ablehnen mithin alles Transzendenten und transzendent Gedachten, des Geschlossenen einer Weltanschauung überhaupt, und einem Kultus der persönlichen Einwirkung, der menschlichen Kraft und vor allem der Arbeit und wiederum der speziell wirtschaftlichen Arbeit:

Der Glaube starb, ein neuer, wilder
Gesang umbraust das Ohr der Zeit:
Nicht frommes Ahnen, gläub'ges Wähnen,
Nicht Mönchsgebet und Martyrtränen:
Die Arbeit ist's, die euch befreit! —
(Wilhelm Gittermann.)

Es ist hier nicht die Aufgabe, die Moral oder gar auch noch die Sitte und den Glauben der jüngsten Vergangenheit schon in ihrer ganzen Ausdehnung darzustellen; geschähe dies, so müßte vor allem auch von gewissen, ganz anders charakterisierten Komplementen der soeben ge-

schilderten Eigenschaften: von der Entwicklung einer ungeahnten Feinheit der Begriffe Treu und Glauben und ihrer Verbreitung unter den weitesten Schichten, von jenem praktischen Idealismus, der sich z. B. in Werken sozialer Hilfe oder in dem stillen Wirken von unzähligen Instanzen der Selbstverwaltung ausspricht, von dem Wachstum einer zwar noch nicht religiösen Weltanschauung, wohl aber einer Bildung und gleichsam Aufnahmestellung für eine solche und tausend anderen Dingen die Rede sein. Geschieht das nicht oder nicht ausführlich, so ist zu bedenken, daß der Nachweis des Einflusses einer bestimmten sittlichen Haltung über weite Kreise hin dann immer am eindringlichsten und klarsten geraten wird, wenn man ihn von den moralisch schlechteren Seiten her durchführt: Häßlichkeit ist charakteristischer als Schönheit. Es sind Erwägungen, die in Erinnerung bleiben müssen, wenn wir uns jetzt dem Nachweis zuwenden, bis zu welch tiefem Grunde auch das Denken und Anschauen der jüngsten Vergangenheit und auch noch der Gegenwart durch spezifische Züge des Geistes der freien Unternehmung bestimmt ist.

3. Was zunächst das Denken angeht, so ist kein Zweifel, daß die Urteilsmöglichkeit in den letzten Jahrzehnten und Menschenaltern infolge einer ungeheuren Summe neuer Erfahrungen im höchsten Grade gewachsen ist, und daß diese Erfahrungen zunächst und vornehmlich wirtschaftlicher Art waren und darum dem wirtschaftlichen Denken an erster Stelle zugute kamen. Hierher gehören an erster Stelle alle die Mittel zur Bereicherung der Erfahrung, die der moderne Verkehr als ein Moment des Wirtschaftslebens der Unternehmung zur Verfügung gestellt hat: Gedankenaustausch durch Brief und Zeitung, Post und Telegraph; Entwicklung von äußerer Menschen- und von Charakterkenntnis durch massenhafte Vereinstagungen, wirtschaftliche, künstlerische und politische Feste, Ausstellungen, wissenschaftliche Kongresse; Erfahrungserweiterung durch vermehrte und

länger gewordene Reisen, Urlaube und Ferienaufenthalte an fremdem Ort, förmliche Expeditionen in die Fremde unter sachkundiger Führung, endlich Schiffsreisen, wie sie namentlich seit etwa dem Jahre 1890 aufgekommen sind und in den Reisen der Gesellschaftsjacht „Viktoria Luise" der Hamburg-Amerikanischen Gesellschaft, einem ganz neuen Schiffstypus, seit 1901 ihren damals modernsten Ausdruck fanden.

Die Folgen dieser vermehrten Möglichkeit der Erfahrung sind bekannt. Eine Weltkenntnis hat sich der Nation, an erster Stelle ihrer wirtschaftlich führenden Kreise, bemächtigt, wie man sie früher nie besaß; und die Urteilsfähigkeit hat entsprechend zugenommen. Heimische Besonderheiten des Denkens erscheinen abgeschliffen, die Kenntnis der typischen Tiefen eines Gegenstandes wird gesucht, die bloß äußerliche Beschreibung einer Sache erscheint als von Vorurteilen getrübt und genügt seltener den Absichten der Erkenntnis.

Freilich: mit dem ungeheuren Andrang neuen Stoffes zog auch, vornehmlich in den Anfangsstadien der neuen Zeit, viel flüchtiges Leben ein und eine gewisse Schwäche der Erinnerungsbilder. Damit kam man zum Mangel an Innerlichkeit, zum Drang auf das Sensationelle, zur Voreiligkeit im Urteil und zur Neigung blasierten Absprechens — und schließlich ganz folgerichtig zum unsicheren Schwanken jeglicher Meinung überhaupt: bis man sich zu um so intensiverer Betrachtung der Dinge entschloß und einen neuen, impressionistischen Materialismus des Denkens entwickelte, der reizsame Nerven erforderte und doch anfangs ganz im Tatsächlichen stecken blieb, ohne die Kraft einer Subsumtion der Einzelerscheinungen unter die klare Gediegenheit einer ruhigen Urteilskraft. Und diese Schwierigkeiten des modernen Denkens wurden trotz allen Fortschrittes zu größerer Intensität — der schließlich auch eine tiefer fundamentierte Urteilsbildung folgen muß — um so bedenklicher, als gleichzeitig, wiederum vornehmlich infolge

von Verkehrsentwicklungen, eine ungeheure Verbreitung der wichtigsten und gerade auch der neuesten Erfahrungen in die weitesten Kreise stattfand, die nun auch mitzusprechen begannen und dabei oft, indem sie die Kompetenz zum Urteil durch dessen eifrige Formulierung ersetzen zu können glaubten, zu noch stärkeren Schwankungen in der Bewältigung der neuen Erfahrungen beitrugen.

Da, wo nun alle diese ungünstigen Einzelmomente im modernen Denken zusammenwirkten, konnte dann das Ergebnis auf eine solche Unsicherheit und Verworrenheit, auf ein so bedenkliches Beisammenwohnen und Zusammenfallen von Widersprüchen in demselben Bewußtsein hinauslaufen, daß die inhaltliche Einheit des Bewußtseins, ja auch nur der Gedanke, daß eine solche Einheit zu suchen sei, auch in solchen Kreisen verloren ging, wo sie früher im praktischen Verlaufe des Lebens ganz oder wenigstens in Anfängen vorhanden gewesen war. Weit mehr Zeitgenossen als in früheren Perioden, und vor allem wieder die wirtschaftlich tätigen, verloren sich darum an die Dinge, statt sie geistig zu beherrschen; Weltanschauung erschien als ein unrentabler Luxus, der Glaube ging verloren, der Glaube an die Einheit der Welt und schließlich auch die feste Zuversicht an die Einheit des eigenen Bewußtseins. Und eine an sich viel ältere rein assoziative Psychologie prägte diese Erfahrungen unter dem Beifall der Zeitgenossen mehr als je in wissenschaftlich breiten Formulierungen aus.

Aber auch da, wo man bestrebt war, die ungeheure Summe herandrängender neuer Erfahrungen zu ordnen — solche der neuesten Kulturentwicklung wie älterer Kulturen, solche der intensiveren Erkenntnis der eigenen Landesnatur wie der zunächst noch extensiven fremder Länder —, kam man in Verlegenheit. Indem man die Ankömmlinge einer neuen Erkenntnis mit dem alten Besitze verglich, mußte man erkennen, daß fast alles, was bisher als festes Element des Lebens erschienen war, in dieser alten Form wenigstens unhaltbar wurde: es ward flüssig, und indem sich diese Wahr-

nehmung vornehmlich auch auf die Elemente der ästhetischen und moralischen Empfindungen, ja selbst auf die Formen unseres Erkennens erstreckte, war die nächste Folge ein ungeheurer Wirrwarr, ein Chaos der Begriffsbildung.

Gewiß ergab sich nun schon früh für die Erscheinungen der Natur, später auch für die der Menschenwelt der evolutionistische und in sittlicher Nuancierung der deterministische Gedanke als der leitende Faden, an dem sich alle Einzelerfahrung von neuem anordnen ließ. Es ist kein Zufall, daß das Volk fortgeschrittenster moderner Wirtschaft, das englische, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts intellektuelle Großtaten eigentlich nur auf dem Gebiete des Evolutionismus aufzuweisen hat: Darwin, Spencer, Wallace, Huxley. Allein wurde das leitende Prinzip des Evolutionismus seinem Inhalte nach alsbald so klar erkannt und so sicher festgelegt, daß ein neuer Pol in der Flucht der Erscheinungen wirklich gewonnen schien? Keineswegs, — auch heute noch ist dies Prinzip selbst in den Naturwissenschaften, geschweige denn in den Geisteswissenschaften nicht mit dem Erfolg gänzlich allgemeiner Zustimmung aufgenommen. Und so blieben denn einstweilen nur die prinzipiell leitend zu denkenden tatsächlichen Einzelheiten der Evolution übrig und hinderten auch da leicht die Ausbildung eines festen Drehpunktes des Denkens, wo man von der Notwendigkeit eines solchen persönlich überzeugt war.

Waren das die Nöte der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und sind es die teilweise auch noch der Gegenwart, so fehlten doch auch nicht positiv vorwärtsweisende und erhebende Elemente eines neuen Denkens. Die Entwicklung einer neuen Anschauung des Raumes, eines neuen Zeit- und eines neuen Kraftbegriffes waren Tatsachen, denen ein unendlicher allgemeiner Wert innewohnte, wenn sie auch zunächst vornehmlich dem wirtschaftlichen Denken zugute kamen. Und die Erscheinung, daß gerade die neueren Wirtschaftsformen eine Unsumme von menschlicher Muskelarbeit ersparten, die nach dem Grundsatze der Krafterhaltung höheren

menschlichen Funktionen, vor allem dem Denken, zugute kommen mußte, eröffnete weite und selbst heute schwerlich schon ganz überschaubare Perspektiven. Anderseits engte sich der Raum wenigstens und in gewissem Sinne auch die Zeit, die für die geisteswissenschaftliche Erkenntnis unser selbst in Betracht kommt, dadurch ein, daß wir ihre empirischen Grenzen jetzt glauben mußten erreicht und dadurch ein wesentlich abgeschlossenes Gebiet künftiger Erkenntnisarbeit erhalten zu haben: wo würde uns die Geschichte noch viel über das 7. Jahrtausend v. Chr. in intimerer Überlieferung hinausweisen, und wo würden noch Völker mit anderen sozialpsychischen Entwicklungsgängen als den bekannten zu entdecken sein? Der Raum der Erde aber schien erst recht erschlossen, und wir schienen zu wissen, daß wir uns mit den $7^1/_2$ Millionen Geviertmeilen würden begnügen müssen, welche die neuere Geographie der Ökumene zuweist.

Indem aber so die Zeit bloßer zusammenraffender Erfahrungsernten, welche vornehmlich die letzten zwei Menschenalter umfaßte, langsam abgelöst wurde durch ein Zeitalter der Sichtung und Vertiefung dieser Erfahrungen, begann eine neue Periode der kulturellen Entwicklung, die gerade unserer Nation Vorteile zu bringen bestimmt scheint. Denn die Entwicklung leitender Gedanken, die disziplinierte Einordnung der Erfahrungsinhalte in das Ganze des Denkens ist von jeher ein Stück der besonderen deutschen Begabung gewesen: und noch heute sind wir in diesem Sinne das Volk der Denker[1]. —

Am wenigsten, kann man auf den ersten Blick meinen, habe das moderne Seelenleben auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit durch die Reizsamkeit des Wirtschaftszeitalters der freien Unternehmung Einwirkungen erfahren. Wer weiß schließlich nicht, daß in Deutschland nicht minder wie in England die Jugendperiode des Großindustrialismus,

[1] Über die soeben berührten Zusammenhänge wird später, im IV. Bande dieses Werkes, genauer zu reden sein.

schöpferisch betrachtet, auf fast allen Gebieten der Kunst von außerordentlicher Unfruchtbarkeit gewesen ist? In England mußten so eigenartige Erscheinungen wie Ruskin, diese seltsame Vereinigung ästhetisch-wirtschaftlicher Antriebe mit anderen, schließlich überquellenden Zusätzen von sittlichem Pathos, die Unternehmer aufrütteln; in Deutschland fehlten einstweilen gleich stimulierende Erscheinungen, und die erste, ja noch die zweite Generation unserer Unternehmer war fern von jeder Beziehung zur Kunst, sei es auch nur in der Form eines für anständig gehaltenen Mäcenats; im besten Falle sonnte es sich in dem bescheidenen Glanze des künstlerischen Historismus der fünfziger bis sechziger Jahre: Mahagonimöbel und sogenannte altdeutsche Kunst, Romane von Ebers und Butzenscheibenlyrik.

Dennoch waren die inneren Beziehungen des neuen Wirtschaftslebens und der neuen, seit den siebziger Jahren voll aufkommenden Kunst die engsten. Denn in den wirtschaftlichen Kreisen zuerst wurde jener Rationalismus neuen Stils geboren, der den Dingen aufs sinnlich intensivste zu Leibe ging, jener Rationalismus zugleich der naturwissenschaftlichen Forschung, mit dessen Übertragung auf das anschauliche Gebiet, wie Zolas Beispiel zeigt, der moderne Impressionismus begonnen hatte. Hier wie sonst ergab sich jener engste Zusammenhang zwischen intellektueller und ästhetischer Entwicklung, von dem schon früher gelegentlich gesprochen worden ist[1]: jede schärfere Rationalisierung der Welt bedeutet zugleich ihre intensivere Veranschaulichung.

Selbstverständlich aber ist und wohl kaum noch zu erwähnen, daß deshalb nicht etwa alle künstlerischen Begabungen wie auch alle wissenschaftlichen aus den Kreisen der wirtschaftlichen Reizsamkeit direkt hervorgegangen sind. Denn nicht das ist die Art der jeweils sozialpsychisch führenden Mächte, daß sie nun zugleich alle Kraft der Neuschöpfung

[1] S. oben S. 71 f.

für jegliches Gebiet menschlicher Kultur in sich trügen und aus sich gebären würden: nur die Kraft zur schöpferischen Erhaltung der neuen allgemeinen seelischen Grundstimmung, in unserem Falle der Reizsamkeit, tragen sie in sich; und in diese Stimmung wächst von Talenten hinein, was die Nation nur immer in ihren verschiedensten Schichten von verwandt begabten Naturen darbietet.

Wir gelangen damit zur Beschreibung der Grenzen des Einflusses des wirtschaftlich führenden Standes. Wohl selten treten die Probleme dieser Begrenzung in einem konkreten Falle lehrreicher hervor, als in dem des Zusammenhanges der modernen geistigen Kultur mit den Erscheinungen des gleichzeitigen sozialen und wirtschaftlichen Daseins. Denn hier erhebt sich eine Frage, die sich mit Sicherheit geschichtlich nur selten und nur im Falle besonders reicher und leicht zugänglicher Überlieferung beantworten läßt.

Gesetzt, daß die Grundstimmung, das seelische Diapason des Geisteslebens in Kunst und Dichtung, in Weltanschauung und Wissenschaft der Hauptsache nach aus dem seelischen Wachstum der sozialen Schichten und der mit ihrer Entfaltung eng verbundenen wirtschaftlichen Entwicklung gewonnen wird: hält es dann in seiner weiteren Entfaltung in einem bestimmten Zeitalter mit der Entwicklung dieses mehr materiellen Substrates gleichen Schritt? Oder können das Zeitmaß und damit der Verlauf der beiderseitigen Entwicklung verschieden sein?

Die Entwicklung der freien Unternehmung zu sozialer und sozialpsychischer Bedeutung hat in der deutschen Geschichte in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts leise begonnen, politisch bedeutsamer wurde sie spätestens im Laufe der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, und ihr Höhepunkt lag in den siebziger Jahren; denn wir haben schon gesehen und werden noch mehr sehen, daß seitdem in merklicher Stärke Bewegungen eingesetzt haben, die in eine neue Zeit, die der gebundenen Unternehmung, hinüberführen. Dabei läßt sich aber schwerlich verkennen, daß das Zeitalter der

freien Unternehmung auch heute noch in starken Resterscheinungen fortwährt.

Die Entwicklung der Reizsamkeit als einer Grundlage der Entfaltung der geistigen Kultur kann in schon wesentlichen, wenn auch noch einen Übergangscharakter tragenden Erzeugnissen, ebenfalls bis in die vierziger Jahre zurück verfolgt werden: Wagners erste Periode und Hebbels naturalistische Zeit gehören ebenso hierher wie Menzels erste wichtige Tätigkeit in der Ölmalerei und auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste. Allein es dauerte lange, ehe eine volle Kultur der Reizsamkeit erblühte und das Feld gewann; erst im Verlauf der siebziger und achtziger Jahre ist das geschehen.

Wie aber steht es heute? Die Erzeugnisse, welche den sichersten Eindruck dieser Periode, einer reinen Kultur der Reizsamkeit, vermitteln, gehören schon der Geschichte an; die Zeit des Impressionismus war mit spätestens dem Ende des Jahrhunderts abgelaufen: das besagt der Consensus gentium, das beweist die Tatsache, daß die Kunst des Impressionismus um diese Zeit schon ins Breite zu wirken begann — Popularisierung in weiten Schichten, Einbürgerungsversuche in den Schulen —, das noch mehr das Auftreten der Ärzte, vor allem der Nervenärzte (Oppenheim, Binswanger), gegen eine Lebensführung im Sinne des Impressionismus, die schon als schädlich erkannt war.

Dem Impressionismus sind längst, wenn auch natürlich und selbstverständlich auf seiner Grundlage und damit auf der Grundlage naturalistischer Reizsamkeit, idealistische Kulturerscheinungen gefolgt: rasch, nach etwa drei Jahrfünften, ist die impressionistische Strömung durch eine Gegenströmung ersetzt worden. Da vollzog sich die wohlbekannte Wendung zu einer neuen Seelen- und Heimatkunst vornehmlich in Malerei und Lyrik; da trat aus all den impressionistisch-intensiven Denk- und Vorstellungsversuchen heraus eine Konzentration des Denkvermögens und eine Sublimierung der Empfindungen ein, die in verschwimmendes

Bewußtsein und gelähmtes Gemütsleben und durch sie hindurch in eine intellektuelle Lyrik und eine Scholastik der Wiedergabe des Erlebens führte, welche, an sich wirklichkeitsleer, religiösen Stimmungen jeder Art Raum ließ; da wurde Nietzsches Ethik weiten Kreisen annehmbar, ein nur scheinbar subjektivistisches System, das im letzten Ziele ebenfalls religiöser Gebundenheit zustrebt.

Gebundenheit in irgendeiner Form: das wurde zum Ziele dieser neuen, von etwa 1895 ab bereits deutlicher heraustretenden, in einigen Erscheinungen teilweise sogar schon im Laufe der achtziger Jahre einsetzenden Kultur. Denn Idealismus bedeutet gegenüber Impressionismus Kultus irgendwelchen Inhaltes gegenüber dem Kultus der Form: und Kultus des Inhaltes bindet.

Hat sich nun parallel dieser Entwicklung oder gar ihr vorauseilend eine ähnlich entschiedene Umwandlung der wirtschaftlichen und sozialen Kultur vollzogen?

Die Frage muß, ins ganze betrachtet, verneint werden. Wie dem Impressionismus das Prinzip des freien Wettbewerbes, so würde dem neuen Idealismus ein Prinzip gebundenen Wettbewerbes entsprechen müssen. Denn soziale und wirtschaftliche Gebundenheit geht mit geistiger Gebundenheit grundsätzlich zusammen: das ist eine Fundamentalerfahrung aller Geschichte, die sich heute z. B. in den der evangelischen Kirche gegenüber weit engeren Beziehungen der katholischen Kirche zum Genossenschaftswesen äußert. Demgemäß müßte sich in der materiellen Kultur bald eine starke Bindung der Unternehmer, u. a. etwa durch Abschluß und Legalisierung der Kartellbewegung und verwandte Vorgänge, gebildet haben. War dies nun der Fall?

Wiederum ist zu antworten: schwerlich; so sehr auch Ansätze zu einer solchen Bindung seit langem sichtbar erschienen.

Man stand also vor dem eigenartigen Fall, daß eine geistige Bewegung, ursprünglich in engstem seelischen Zusammenhang mit einer sozialen und sozialpsychisch wesentlich

aus deren Nährboden hervorgegangen, das Zeitmaß der Entwicklung dieser Bewegung überholte und in mehr oder minder starker Emanzipation aus ursprünglichen sozialen Zusammenhängen Wege einer eigenständigen, wenn auch der mütterlichen Entwicklung anfangs noch analogen Entfaltung einschlug.

Konnte nun ein solcher Vorgang auf die Dauer und bis zum Ende glücklich verlaufen? Wir haben in der deutschen Geschichte ein großes Beispiel einer verwandten, wenn auch nicht ganz gleichartigen Entwicklung. Es ist das der Reformation. Die Renaissance und die Reformation, der ganze geistige Aufschwung des letzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des sechshunderts sind wesentlich aus den sozialen Wandlungen dieser Zeit erwachsen, wie sie durch ein erstes Aufblühen der Städte und des großen Bürgertums charakterisiert waren. Nun weiß man aber, daß diese sozial und politisch so gewaltige und vorwärtsdrängende Zeit plötzlich abbrach, — längst, ehe selbst alle unmittelbaren sozialen und politischen Folgerungen aus ihr gezogen waren[1]. Wie erging es da nun dem Geistesleben, das auf diesem Boden erwachsen war, und von dem man wohl auch sagen kann, daß es in seinen entwicklungsgeschichtlichen Erscheinungen in den Jahren von 1510—1530 denen der materiellen und sozialen Kultur vorausgeeilt war? Es blühte, ja entwickelte sich noch eine Zeitlang fort und über den Verfall dieser Kultur hinaus, in gewissem Sinne bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Dann aber brach es in sich zusammen. Es waren gleichsam die Drehungen eines Rades, die noch weiterdauern, nachdem der Antrieb aufgehört hat, bis schließlicher Stillstand eintritt.

Eine geistige Kultur ohne festen, ihr konformen sozialen Untergrund wird auf die Dauer unfruchtbar. Das ist die

[1] Über Gründe und Verlauf dieser Bewegung s. schon oben S. 44 f., 59 f.

Erwägung, die sich aus den Erfahrungen des 16. Jahrhunderts aufdrängt, soweit sie nicht allein schon aus der Wirkung sehr einfacher und bekannter psychologischer Gesetze folgt; das die Erwägung, die sich auch gegenüber der neuesten Entwicklung unserer geistigen Kultur nicht gänzlich umgehen läßt: denn schon werden Erscheinungen sichtbar, die auf ihre Notwendigkeit hindeuten. Am augenscheinlichsten wohl auf dem modernsten und volkstümlichsten Gebiete der Dichtung, auf dem des Dramas. Das große impressionistische Drama ist dahin, darüber ist kein Zweifel. Der Weg hat zum idealistischen Drama weitergeführt. Aber wurde dieses wirklich durchgebildet? Das idealistische Drama bedarf großer, durchgehender und unerschütterlicher sittlicher Überzeugungen, deren Inhalt Dichtern und Zuschauern gemeinsam ist. Solche Überzeugungen bilden sich nur im Bereiche einer irgendwie gebundenen sozialen Kultur. Haben wir sie heutzutage? Keineswegs, trotz aller Anerkennung ihrer Notwendigkeit. Und darum ist dem impressionistischen Drama noch kein annähernd ebenbürtiges idealistisches Drama zur Seite getreten. Eine durchaus lebensvolle idealistische Kultur wird doch erst dann einsetzen können, wenn eine gewisse soziale Gebundenheit, und das heißt an erster Stelle eine gewisse Gebundenheit der Unternehmung, erreicht ist.

Es ist ein Ziel, das sich schon um die Wende des 19. Jahrhunderts den Blicken zeigte, und das darum, wenn auch vornehmlich in unbewußter Evolution, so doch auch schon unter bewußter, wenn auch in ihren Wirkungen begrenzter Beihilfe der herrschenden Gewalten, vor allem des Staates und der Kirchen, erreicht werden kann[1].

Erscheint aber in dieser Weise das Geistesleben an das soziale, ja auch wirtschaftliche Leben gebunden, wie die Blüte an Zweig, Stamm und Wurzel, so soll gerade in

[1] Die hier kurz angedeuteten Zusammenhänge werden uns in der zweiten Hälfte dieses Werkes, von Band IV ab, weit eingehender beschäftigen.

dieſem Zuſammenhange auch keinen Augenblick verkannt werden, daß doch das Geiſtesleben wiederum ſchließlich ganz vornehmlich, ja faſt allein weltgeſchichtlich befruchtend wirkt: denn es allein beſitzt die Eigenſchaft, ſich gleichſam von der gröberen pſychiſchen Materie einer Zeit zu trennen und durch die Zeiten hindurch fortzuwirken: wie der Duft, der von der Blüte ausgeht und weite Umkreiſe, ja, vom Winde getragen, ungeahnte Fernen mit ſeinem Gehalte zu füllen vermag.

Würde darum die gewaltige wirtſchaftliche und ſoziale Entwicklung der jüngſten Zeit von univerſalhiſtoriſcher Bedeutung ſein, wenn ſie abgebrochen würde, ehe ſie in idealen Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft gleichſam eine weltgeſchichtlich rentable Kapitaliſation gefunden hätte? Schwerlich: ſie wäre nur eine partikulare, mit ſich ſelbſt verſchwindende, ſich ſelbſt verzehrende Erſcheinung. Es iſt eine Überzeugung, die uns ſchon jetzt nicht verlaſſen darf, wenn wir nunmehr den Einfluß der freien Unternehmung auf die andersgearteten wirtſchaftlichen und ſozialen Mächte der Zeit weiter verfolgen.

III.

Einwirkungen der freien Unternehmung auf die älteren sozialen Formen der Industrie und des Handels.

1. Die Stoffveredlung des Bauernhauses ist für die deutsche Entwicklung, soweit die Überlieferung einen klaren Rückblick gestattet, die älteste Form der industriellen Tätigkeit. Wir sehen Urzeiten vor uns, in denen der Bauer mit der Arbeitsgemeinschaft seines Hauses nicht bloß sein eigener Fleischer und Bäcker, sein eigener Weber und Schneider, sondern auch sein eigener Maurer, Wagner und Schmied war. Und diese Zeiten haben durch weit mehr als ein Jahrtausend unserer schriftlich und urkundlich beglaubigten Geschichte fortgedauert: ganz lebendig treten sie noch aus den Bauernrechten des 13. bis 16. und noch weiterer Jahrhunderte, den Weistümern, entgegen; und selbst Immermann entnahm jene Eröffnungsszene des Oberhofes wohl noch der Wirklichkeit, in der der Hofschulze mit kräftiger Hand das Eisenwerk eines Wagens ausbessert und seine Arbeit mit dem echten Bauernwort abschließt: Ein Narr, der dem Schmied gibt, was er selbst verdienen kann. „Er nahm den Amboß, als sei er eine Feder, auf und trug ihn nebst Hammer und Zange unter einen kleinen Schuppen zwischen Wohnhaus und Scheuer, in welchem Hobelbank, Säge und Stemmeisen, und was sonst zum Zimmer- und Schreinerwerk gehört, bei Holz und Brettern mancher Art

ſtand, lag oder hing." Welch ein Gegenſatz zu jener modernen Hagsfelder Bäuerin, von der Hecht in ſeinem Buche über drei Dörfer in der badiſchen Hardt erzählt[1], ſie könne nicht einmal mehr die Zeit finden, um die Wäſche ihrer Familie ſelbſt zu reinigen: alle ſchmutzige Wäſche werde in Karlsruher Dampfwaſchanſtalten geſchickt.

Tatſächlich ſpielte die bäuerliche Stoffveredlung noch bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus in der Bauernwirtſchaft die erheblichſte Rolle. Man trug noch ſelbſtgeſponnene und ſelbſtgewebte Röcke und Hemden aus ſelbſtgebautem Flachſe; der Hausvater zimmerte und fügte noch das Lehmfachwerkhaus mit ſeinem ſchützenden Strohdach zum beſten Teile ſelbſt; wo aber beim Veredeln ſelbſterzeugter Stoffe die eigene Geſchicklichkeit nicht mehr genügend feine Ergebniſſe bot, da nahm man den Handwerker wenigſtens gern nur als Lohnarbeiter, in der ſogenannten Stör, ins Haus, ſo den Schneider, den Schuſter, Tiſchler; und bloß da, wo ganz beſondere maſchinelle Vorrichtungen, die man daheim nicht hatte, für die Stoffveredlung in Frage kamen, wandte man ſich — übrigens gern wiederum nur zur eigenen Benutzung fremder Apparate — nach außen, wie nach uralter Sitte ſchon für gewiſſe Schmiedearbeiten und das Mahlen des Brotkorns.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber hatte dieſer alte Hausfleiß der bäuerlichen Familie für den eigenen Bedarf ſehr nachgelaſſen; nur in Spuren fand er ſich noch, wenn auch weit verbreitet, vor; und keineswegs beherrſchte er mehr den Verbrauch der bäuerlichen Wirte an veredelten Stoffen.

Aus dem alten Hausfleiße des Bauernhofes aber war ſchon früh im Mittelalter eine andere, mehr induſtrielle Form, der Anfang einer Hausinduſtrie im engeren Sinne, hervorgegangen. Dies anfangs vornehmlich wohl auf einem Gebiete der Stoffveredlung, das als beſonders ſchwierig

[1] Angeführt bei Sombart, Kapitalismus I, 574.

galt und unter Deutschen besonders angesehen war, auf dem der Schmiede, und allgemeiner auf dem der Metallverarbeitung und des Bergbaues, der dieser angeschlossen war. In Gegenden mit leicht zutage tretenden Metallschätzen, namentlich mit einem altererbten Eisengrubenbau, hatte sich der bäuerliche Schmiedebetrieb aus gelegentlicher zu ständiger Arbeitsübung entwickelt: besonders entschieden vielleicht da, wo „der Märker Eisen reckt", in den welligen Mittelgebirgen des Nordwestens. Und die Erzeugnisse dieser Tätigkeit wurden von den Verfertigern selbst oder von Vertreibern, die diesen sozial gleichgeartet waren, auf dem Wege des Hausierhandels weithin abgesetzt. So entsprang denn in diesem Falle besonders deutlich und einfach aus dem bäuerlichen Hausfleiß eine freie ländliche Hausindustrie mit anknüpfendem Hausierhandel; aber diese Bildung entwickelte sich auch sonst vielfach auf deutschem Boden und für viele andere Waren, z. B. für solche der Leinen- und Tonindustrie.

Neben diese Form aber war zugleich eine andere Bildung getreten, die, wenn auch nicht der Hausindustrie als solcher angehörig, doch entwicklungsgeschichtlich in mehr als einem Betracht in diesen Zusammenhang gehört. Während der Bauer die Leinen- oder Metallindustrie neben seiner besonderen Beschäftigung, der landwirtschaftlichen Pflege der mütterlichen Erde, nicht aufgegeben hatte, war manch junger Sohn aus altem Hofe und auch wohl mancher Vollbauer zu einer anderen Ausbeutungsform dieser Erde übergegangen. Als freier Schürfer hatte er sich mit seinesgleichen zusammengetan und ein geeignetes Feld bergbaulich auf gemeinen Verlust und Genuß zu bearbeiten begonnen, gebunden nur an die Satzungen der eigenen Genossenschaft, die Regeln gemeinsamen Gewinnes und die uralten bergrechtlichen Bestimmungen des Königsrechts. Es ist eine der frühesten Formen deutscher, wenn man will, industrieller Genossenschaft; eine Bildung, die sich der besonderen hausindustriellen Entwicklung zur Seite stellen läßt.

Dann aber überzog alle beide Formen, die mehr sozialistische der bergbaulichen Gewerkschaft wie die mehr individualistische der freien bäuerlichen Hausindustrie, im späteren Mittelalter und vornehmlich zu den Zeiten des großen kapitalistischen Aufschwunges der Städte vor und nach 1500 zum ersten Male, und zwar mit wuchtiger Wirkung, der Geist der Unternehmung. Unternehmer faßten den zerstreuten Hausfleiß der bäuerlichen Wirtschaft vornehmlich auf textilem Gebiete zusammen, indem sie den Absatz seiner Erzeugnisse in ihren Händen vereinigten, und verbanden ihn mit den Mühen der inzwischen stark entwickelten städtischen Hausindustrie, deren Absatz sie nicht minder an sich gerissen hatten, zu größeren Wirkungen des Exports: so entstanden über den einzelnen Hausindustriellen als dienenden Meistern des Gewerbes die Kontore der kapitalistisch-unternehmenden Verleger; und bald beeinflußten die Verleger auch die Erzeugung der Hausindustriellen nach manchen Richtungen hin und machten sie und ihre Meister dadurch innerlich immer mehr von sich abhängig.

Nicht minder aber wurde das alte, noch immer halb bäuerliche und freie Wesen des Bergbaues und seiner genossenschaftlich gegliederten Gewerken unterbunden. Unternehmer kauften die Gewinn- und Verlustanteile der einzelnen Gewerken auf und einzelne Gewerken wurden reich: die anderen Gewerken begannen dadurch zu etwas wie zu einer bloßen Arbeiterschaft, zu einer Knappschaft herabzusinken: über ihnen erhob sich das Konsortium der Anteilsinhaber, deren einer oft gar viele Anteile besaß, nunmehr eine neue, kapitalistische Gewerkschaft, zu jenem unternehmermäßigen Betrieb des Bergbaues unter noch fortdauernder starker regalistisch-staatlicher Bevormundung, der dann tief bis ins 19. Jahrhundert hinein geherrscht hat.

Daneben blieben gewiß vereinzelte bergbauliche und hausindustrielle Organisationen in alter Weise bestehen: mit freier Erzeugung und freiem Absatz, mit freiem Gewinn und Verluste der Einzelpersonen, die ihnen angehörten;

aber auch sie wurden wenigstens mittelbar durch den neuen Geist, durch den innerlich fast noch ungezügelten Wettbewerb der primitiven, der „wilden" Unternehmung getroffen.

Dazu kam, daß, vornehmlich freilich erst seit Ende des Mittelalters und dann in einem neuen, stärkeren Impulse wiederum vom 18. Jahrhundert ab, die Unternehmer, zumeist Kaufleute der größeren Städte, von sich aus die alten hausindustriellen Neigungen vornehmlich des platten Landes auszunützen und für die Organisation neuer Hausindustrien zu gewinnen wußten. Sie suchten zu diesem Zwecke namentlich weniger fruchtbare Gegenden mit geringen Lohnhöhen und viel freier Zeit des Landvolks in langwährenden Wintern auf und bürgerten hier Industrien ein, deren Herstellung sich auf diese freie Zeit beschränken ließ, während der Absatz gleichwohl reichen Gewinn versprach. Namentlich die Mittelgebirge mit ihren unfruchtbaren Höhen und rauhen Jahreszeiten wurden unter diesen Umständen Stätten einer neuen Hausindustrie, und keine unter diesen wohl mehr als die zusammenhängenden Ketten des großen herzynischen Zuges, dessen langhin streichende Höhen schon den Römern als für das innere Deutschland so charakteristisch erschienen waren: schlesische Gebirge, Erzgebirge, Frankenwald, Thüringerwald und auch noch Harz und westfälisches Bergland. Neben den Industrien des Schwarzwaldes und des fränkischen und schwäbischen Juras entstanden hier, vornehmlich im Zentrum dieses Zuges, jene neuen Textilgewerbe des Strickens und Wirkens und Klöppelns, jene Industrien der Holzbearbeitung und der Bearbeitung von Metallen und Erden, die noch heute für sie bezeichnend sind.

Wenn aber in den Zeiten spätmittelalterlicher Stadt- und Territorialwirtschaft sich die Entwicklung der Unternehmung hinein in die Hausindustrien willkürlich und unbeaufsichtigt vollzogen hatte, so blieben später, in den Jahrhunderten des fürstlichen Absolutismus, die durch das Eindringen der Unternehmung hervorgerufenen sozialen Zu-

stände, die im einzelnen Falle sehr verschiedenartig gestalteten Verhältnisse zwischen Verlegern und Hausindustriellen, zwischen Unternehmergewerken und Knappschaft und in den freien Hausindustrien zwischen Hausierern und gewerblich tätigen Genossen wohl nirgends ohne staatliche Regelung. Nicht frei konnte sich in diesen frühen Stufen seiner Entwicklung, in dieser Zeit einer quantitativ erst spärlichen Ausgestaltung der Geist der Unternehmung entfalten, sondern er unterlag, noch dem Bereiche älterer, gebundenerer Wirtschaftszeiten eingeordnet, der staatspolizeilichen Behandlung, die für die eigentlichsten und regelmäßigsten industriellen Lebensgemeinschaften dieser Zeiten, die Zünfte, entwickelt worden war. Das ist die in den letzten Jahrzehnten besonders eingehend untersuchte Reglementierung der älteren Hausindustrie, der entwicklungsgeschichtlich in dieser Hinsicht gleichbedeutend der Ausbau der älteren Bergbauverfassung in fast regalistischen Formen zur Seite trat: Vorgänge, in denen freier Wettbewerb, freie Ausbeutung der untergeordneten Arbeitskräfte, freie Wahl der Erzeugungsart und freier Vertrieb der jungen Unternehmungen vom absolutistischen Staate den mannigfachsten Beschränkungen und Regelungen teils aus fiskalischen, teils aus sozial- und wirtschaftspolitischen Beweggründen unterworfen wurden.

Allgemein betrachtet war gleichwohl mit dieser Entwicklung eine höhere Stufe der Stoffveredlung hinaus über die der eigentlichen freien Hausindustrie wie auch des zünftlerischen Handwerks erreicht, und zwar, ohne daß das Handwerk in den wesentlichsten Richtungen seiner Berufstätigkeit allzusehr gestört worden wäre; derjenigen Bedürfnisse vor allem, die vom Handwerke noch nicht oder nur schwach befriedigt wurden, bemächtigte sich die neue Wirtschaftsform, so z. B. der Uhrenindustrie, der Handschuhmacherei, der Seidenweberei, der Herstellung von Hüten und Posamenten, während sie anderseits freilich in der alten Hausweberei und Metallarbeit, wie sie außerhalb des Schattens des Handwerks hausindustriell geblüht hatte, uralte und primitivste

Bedürfnisse aufgriff und in einer neuen Art der Befriedigung zusammenfaßte.

Unter diesen Umständen waren denn Gewerkschaft und Hausindustrie — diese in ihren verschiedenen Formen, abgeleiteten wie primitiven — keineswegs mehr nebensächliche Erscheinungen der Volkswirtschaft schon des 18. Jahrhunderts. Und seitdem, seit den letzten Jahrzehnten des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nahmen sie auch noch überaus zu: ja die ersten großen und blühenden Industrien dieser Zeit gehörten eben ihnen an. So vor allem die Industrie der Webstoffe und die Montanindustrie.

Überblicken wir jetzt, etwa um das Jahr 1840, auf der Schwelle des Zeitalters der modernen Wirtschaftsentwicklung, die gesamte Lage dieser alten Gewerbe, so stellt sich heraus, daß weitaus der größte Teil der vorhandenen deutschen Industrie, soweit sie außerhalb des Rahmens des Handwerks stand, dem geschilderten System und zum großen Teile den Umbildungen angehörte, die es seit dem 15. und 16. Jahrhundert und dann wieder vornehmlich im 18. Jahrhundert und auch noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfahren hatte.

Was war nun das Schicksal dieser Bildungen und der in ihnen lebenden Gesellschaftsklassen in den Zeiten, da sie von der modernen Wirtschaftsform des 19. Jahrhunderts, der freien Unternehmung, immer stärker erfaßt wurden? Es fiel zunächst das System der absolutistischen Reglementierung; immer mehr trat es im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück: bis sich mit spätestens den sechziger Jahren seine Zusammenhänge überall vor dem Eindringen des freien Wettbewerbes und seiner Magna carta, dem Kodex der deutschen Gewerbeordnungen, verloren hatten. Indem aber diese Schranke fiel, rief der einziehende Geist der freien Unternehmung sehr mannigfache Zersetzungen und Umbildungen hervor.

Am geschlossensten, wenn auch allerdings eigenartig, wurde das allgemeine Bild der Entwicklung durch die Um-

bildung der Gewerkschaften widergespiegelt. Auf diesem Gebiete war seit dem 15. und 16. Jahrhundert wohl am wenigsten von einem weiteren Durchdringen des Unternehmungsgeistes zu spüren gewesen, obwohl die Unternehmung mit ihrem Kapital, wie wir wissen, in die Gewerkschaften eingedrungen war: denn der Staat hatte sich hier, indem er auf der herkömmlichen Grundlage stärkster regalistischer Eingriffe verharrte, die Regelung des Betriebes in einem sonst schwerlich wieder vorkommenden Umfange vorbehalten. So nahm z. B. in dem vielleicht wichtigsten Bergreviere schon dieser Zeit, dem rheinisch-westfälischen, das staatliche Bergamt die Arbeiter an und stellte die Löhne sowie die Höchstdauer der Arbeit fest; und noch eine Verordnung vom Jahre 1839 wies in diesen Gegenden die Revierbeamten an, bei Abschließung der Gedinge mit den Arbeitern ebensosehr auf das Wohl aller „Knappschaftsindividuen" wie auf den Vorteil des Grubenbetriebes bedacht zu sein.

Aber freilich hatte sich schon im 18. Jahrhundert gezeigt, daß selbst eine so starke Reglementierung die Entwicklung der freien Unternehmung nicht mehr zu hemmen imstande sein würde — sogar die Mißstände dieser, das Truckſystem z. B., waren schon aufgetaucht —; und im Beginne des 19. Jahrhunderts war man bereits so weit, daß es in einem Teile des rheinisch-westfälischen Gebietes geradezu zu einer Revolte gegen die Vorschriften der Bergpolizei kam, — nicht von seiten der Arbeiter, sondern von seiten der Arbeitgeber, die sich den Härten der Reglementierung nicht mehr fügen wollten. In der Tat wurden diese Vorschriften einem neuen Zustande der Dinge nicht mehr gerecht, der infolge steigender Intensität des Abbaues und wachsenden Eingreifens des internationalen Wettbewerbes zu immer stärkeren Aufwendungen privaten Kapitals hindrängte. Die alten Vorschriften wurden zur Plage; und um die Mitte des 19. Jahrhunderts fiel darum die staatliche Reglementierung des Bergbaues, soweit sie dem Begriffe des freien Unternehmens widersprach. In Preußen

speziell brachte die Berggesetzgebung der fünfziger und der ersten Hälfte der sechziger Jahre ein neues Recht der freien bergbaulichen Unternehmung; der Gewerkschaft wurde durch Annäherung an die Aktiengesellschaft eine moderne Form gegeben, und die Regalverfassung, die staatliche Anteilnahme am Ertrage der Bergwerke sowie die reglementierende Bevormundung gegenüber den Privatgewerken wurden beseitigt.

Was sich aber auf dem Gebiete des Bergbaues um die Mitte des 19. Jahrhunderts in besonders klaren und abschließenden Formen vollzog, die Überführung der überaus gebundenen Unternehmung des früheren Zeitalters in die freie der jüngsten Vergangenheit, das war zumeist schon früher der Vorgang auch auf den Gebieten der Hausindustrie gewesen.

Soweit da zunächst diejenigen Industrien in Betracht kamen, die noch ohne Verlag durch Hausierer des Standes der Hausindustriellen selbst ihre Waren vertrieben, so zeigte sich freilich, daß sie ohne staatliches Gängelband kaum in der Lage waren, sich dauernd zu erhalten; im Laufe des 19. Jahrhunderts sind sie fast alle zugrunde gegangen und in die Form der Verlagsindustrie übergeführt worden. Ihr Vertrieb krankte daran, daß ihre Angehörigen kaum etwas von dem weiten Horizont und der Sicherheit kaufmännischen Blickes und kaufmännischer Ausbildung besaßen, die nunmehr zur Durchführung größerer Unternehmungen unerläßlich wurden, und daß sie demgemäß der ihnen zur Seite stehenden Industrie nicht den richtigen Einblick in die Geschmacks- und Bedürfniswandlungen des Publikums verschaffen konnten. Aber auch da, wo dies vielleicht geschah, trat in der Regel keine Modernisierung der Industrien ein. Denn der Einfluß der Hausierer erwies sich im allgemeinen als zu gering, um die Arbeiter zur Änderung hergebrachter Erzeugungsarten zu veranlassen, zumal diese sich von alters her in bestimmter Weise in die Hand arbeiteten, so daß z. B. in der Kleineisenindustrie der Schleifer vom Klingenmacher, der Reider

vom Schleifer abhängig war: was eine überaus schwierige gemeinsame Verständigung verhältnismäßig sehr selbständiger Meister über eine gleichzeitige Änderung ihrer Berufstätigkeit nötig gemacht hätte.

Glücklicher war das Schicksal der eigentlichen Verlagsindustrie — und dies war ja die wesentliche Form der großen Hausindustrie —, wennschon auch hier gewaltige Umwandlungen eintraten und manch schweres Geschick der Arbeiter sich nicht vermeiden ließ. Im ganzen handelte es sich da um das Ineinandergreifen von zwei Vorgängen, die sich in den einzelnen Fällen unter den mannigfachsten Verquickungen und Mischungen kreuzten: um die Umbildung der eigentlichen Verlagsverfassung in moderne Formen und um das Eindringen der geschlossenen, fabrikmäßigen Produktionsweise. Von diesen beiden Prozessen verläuft der erste vornehmlich in der ersten, der zweite vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; und ihr Wesen wie ihr Ineinanderwirken läßt sich wohl nirgends besser beobachten als auf dem zugleich hervorragendsten Gebiete aller Verlagsindustrien, dem der Textilindustrie.

Die Industrie der Webstoffe hatte sich während des 15. bis 18. Jahrhunderts und vornehmlich wieder in dem letzten dieser Jahrhunderte zu einer Breite entwickelt, von der das eigentliche Mittelalter noch keine Vorstellung hatte. Neben die Leinenweberei und die Wolltuchfabrikation, alte landständige Gewerbe, war als nun immer wichtiger und als die erste große, auf importiertem Material beruhende Textilindustrie die Baumwollweberei getreten, und mit der steigenden Bedeutung aller Weberei überhaupt hatte sich zugleich die Spinnerei und aus ihr wieder die Fabrikation der Zwirne und Garne zu einer selbständigen Industrie entwickelt. Dazu trat dann seit Mitte des 16. Jahrhunderts, aus den Niederlanden nach dem sächsischen Erzgebirge eingeführt, die Spitzenklöppelei; dann, seit Ende des 16. Jahrhunderts, zunächst ebenfalls im Erzgebirge, die Posamentierkunst; ein Jahrhundert später, flüchtigen Hugenotten ver-

dankt, die Strumpfwirkerei vornehmlich in Württemberg, Sachsen und Thüringen; endlich, gleichfalls aus Frankreich kommend, die Korsettweberei. Von diesen Nebenzweigen, deren Zahl noch beträchtlich größer war, als hier berichtet, war die Wirkerei wohl die wichtigste.

Alle bedeutenderen dieser Industrien wurden nun an besonderen Arbeitsmaschinen ausgeübt, die, anfangs sämtlich für die Kraft eines Menschen berechnet und in den Wohnungen der Hausindustriellen, zumeist auf dem platten Lande verteilt, durch deren persönliches Wirken in Bewegung gesetzt wurden. Diesen Industriellen gab dann der Verleger den von ihm angeschafften Rohstoff zur Bearbeitung auf den Maschinen und nahm ihnen später wiederum das Fabrikat gegen Zahlung eines bestimmten Arbeitslohnes ab. Dabei war er in den Zeiten der reglementierten Unternehmung an ganz bestimmte Vorschriften gebunden, und solche Vorschriften bestanden auch für die Praxis seines Vertriebes.

Nun begannen, im allgemeinen nach den Freiheitskriegen, diese Reglements zu fallen; die Verleger suchten jetzt billiger arbeiten zu lassen und zugleich ihren Vertrieb zu erweitern: wobei sie immer stärker mit dem Weltmarkt in Berührung kamen und damit auch dessen schwankenden, infolge der in England schon durchgeführten fabrikmäßigen Herstellung häufig sehr niedrigen Preisen unterworfen wurden. Die Folge waren starke, anfangs nicht völlig verstandene Risiken und daher Krisen, deren Effekt dann zum großen Teil auf jene Arbeiter abgewälzt wurde, die an sich schon zu niedrigen Preisen zu arbeiten veranlaßt worden waren. Im Grunde waren es so vor allem die Arbeiter, die unter der Umwälzung litten: litten oft bis zu Hunger und Elend. Gleichwohl erfolgte, veranlaßt eben durch die Absicht der Verleger, durch Erweiterung des Vertriebes Verluste einzubringen und nach dem Grundsatze des geringen Nutzens bei großem Absatze zu verdienen, eine immer stärkere Ausdehnung des hausindustriellen Betriebes:

nicht bloß auf dem weiten Felde der Textilindustrie, auch darüber hinaus sah man die Zahlen der hausindustriellen Arbeiter namentlich des platten Landes bis in die vierziger Jahre hinein mächtig anwachsen. Es war ein Vorgang, der freilich zugleich auch durch Elemente der agrarischen Entwicklung mitbedingt erschien, wie später erzählt werden soll.

Während sich aber so das Eindringen der freien Unternehmung zunächst im starken Anschwellen der hausindustriellen Arbeiterschar zeigte, setzte das andere, zweite Motiv ein, das, wenn nicht ein stark vermehrter Absatz der Erzeugnisse helfend und mildernd dazwischen trat, auf eine ebenso starke Verminderung dieser Arbeiterschar hindrängen mußte: an die Stelle des Hausbetriebes trat die geschlossene Fabrikation.

Die frühe Entwicklung des Fabrikwesens, teilweis auf den Trümmern einer untergehenden Hausindustrie, hatte England schon gegen Schluß des 18. Jahrhunderts jenen Vorsprung auf dem Weltmarkte namentlich der Textilstoffe gegeben, der mit zu den Nöten der deutschen Verleger und ihrer Arbeiter in der Zeit von etwa 1835 bis 1840 geführt hatte: jetzt stellte sich diese Ursache starker Umwälzungen, die bisher nur indirekt zur Wirkung gelangt war, auf deutschem Boden auch unmittelbar ein.

Gewiß hatte es in Deutschland vereinzelt auch schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mechanisch betriebene Stätten der Textilindustrie, Spinnereien z. B., gegeben, aber da man an Wasser und Wind sowie Tierkräfte als Motoren gebunden war, so hatten sie auf dem Lande gelegen und den verhältnismäßig recht kleinen Bruchteil der hausindustriellen Bevölkerung, der in ihren Betrieb hineingezogen wurde, in seiner sozialen Lage nicht eben viel verändert. Dann war wohl in den ersten drei, vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Motor die Dampfkraft, wenn auch nicht eben sehr verbreitet, hinzugekommen. Aber auch jetzt waren die Fabriken noch auf dem Lande geblieben, und ihre Arbeiter standen noch immer mit einem Fuße in

der Landwirtschaft, wie die Mehrzahl der Bergleute, und waren an Zahl gering.

Das begann sich nun seit den fünfziger, sechziger Jahren zu ändern. Einmal zogen sich mit dem zunehmenden Ausbau und noch mehr mit der wachsenden Konzentration der neuen Verkehrsmittel die Industrien — und nicht bloß die textilen — vielfach aus dem platten Lande als einem leidlich gleichmäßigen Nahrungsgebiete zurück: in große Städte und neue Industrieorte. Das veränderte natürlich den sozialen Charakter der ihnen angehörigen Bevölkerung. Vor allem aber: die Verwendung mechanischer Motoren zum Betriebe der Arbeitsmaschinen und damit zugleich die Änderung des Charakters dieser Arbeitsmaschinen schritt jetzt so reißend fort, daß nunmehr nur noch die Verleger in der Lage waren, die Arbeitsmittel beizustellen, daß überall der Typ der geschlossenen Fabrik mit modernem Motor siegend auftrat, daß der Hausindustrielle vom Fabrikarbeiter abgelöst ward, und daß zugleich, bei der ungeheuren Multiplikation der Erzeugung durch die Maschine, trotz aller Erhöhung des Verbrauches durch die einheimischen wie durch fremde Bevölkerungen, eine große Anzahl menschlicher Arbeitskräfte überflüssig wurde. Wo sollten diese Kräfte nun einen Unterschlupf suchen, da ihr Beruf zerstört, ihre Fertigkeit wertlos geworden war? Es sind die schweren Zeiten der jüngsten hausindustriellen Umwälzung.

Denn dieser langwierige Prozeß begann, soweit die Textilindustrie in Betracht kam, etwa in den fünfziger Jahren und ist noch heute nicht gänzlich abgeschlossen. Dabei war die Baumwollweberei die erste Textilindustrie, welche litt: der Umstand, daß sie Importmaterial verarbeitete, stellte sie den analogen Industrien anderer Länder gleich; und da bewirkte der überlegene Wettbewerb der englischen Fabriken ihre Umwandlung zur eigentlichen Fabrikindustrie auch auf deutschem Boden. Dann folgte, seit den sechziger Jahren, die Wollweberei, wenn auch schon die fünfziger Jahre für die Hausweberei kritisch gewesen waren: „Von

351 Meistern der Tucherinnung", heißt es z. B. für diese Zeit aus Roßwein in Sachsen, „betreiben 120 Meister und zwei Meisterwitwen das Gewerbe; 229 betreiben es nicht, weil sie ihr Brot nicht dabei finden." Dann ergriff der Prozeß in den siebziger Jahren die Leineweberei, bis zuletzt seit den neunziger Jahren auch die Seidenweberei hinzutrat.

Um die Wende des Jahrhunderts gab es auf dem Gebiete der Textilindustrie wohl noch etwa hunderttausend Handweber, welche infolge besonders guter Webstühle für besondere Zwecke oder wegen sonst besonders schwieriger Arbeit als solche noch konkurrenzfähig waren; doch waren allein in der Zeit von 1882—1895 die hausindustriellen Betriebe noch um 35—43 % zurückgegangen, während die Großbetriebe um 69 % wuchsen.

Dieser Übergang der Textilindustrie von der Hausindustrie zur Fabrikation stand aber keineswegs vereinzelt da. Andere und auch wieder besonders bedeutende Industrien erlebten ihn ebenso, und zwar vornehmlich auch von den fünfziger und sechziger Jahren ab. So z. B. die Kleineisenindustrie: in ihr waren schon um 1855 die Nadler, die Sporenmacher, die Gelbgießer, die Gürtler und andere Berufe zumeist den großen Fabrikanstalten gewichen. Und auch da, wo der Übergang zur geschlossenen Fabrik nicht eingetreten war, führte wenigstens das erste Motiv, das Eindringen der freien Unternehmung, zu einer radikalen Umgestaltung der hausindustriellen Verhältnisse. Bei den kleineren Industrien geschah das zumeist auch schon seit den sechziger Jahren. So bei den Nadlern in Pappenheim und Schwabach, bei den Blecharbeitern im Erzgebirge, bei den Tafelmachern und Schieferarbeitern im Fichtelgebirge, bei den Holzschnitzern und Spielwarenverfertigern um und in Sonneberg, bei den Bürstenbindern in der Pfalz usw. Vereinzelt trat die Krise auch früher ein. So erfolgte z. B. die Umwälzung in der Schwarzwälder Uhrenindustrie schon in dem Anfang der vierziger Jahre. Aber hier genügte die Errichtung der Furtwanger Uhrmacherschule sowie

das Aufkommen einer Anzahl tüchtiger Werkzeugmacher bei ungemein billigen Arbeitskräften, um die Hausindustrie auf lange Zeit zur Fähigkeit des Wettbewerbes mit der geschlossenen Fabrikindustrie zu heben.

In welcher Richtung sich im allgemeinen die innere, die soziale und seelische Umbildung derjenigen Hausindustriellen bewegt hat, die wohl von den Konsequenzen der freien Unternehmung, nicht aber zugleich von den Folgen der Einrichtung geschlossener Fabrikation getroffen wurden, darüber läßt sich am besten aus denjenigen Hausindustrien heraus urteilen, die unter dem Wehen des Geistes der freien Unternehmung erst erstanden waren, also möglichst getreu dessen Charakter zeigten. Diese modernsten aller Hausindustrien befanden sich zunächst meistens nicht mehr auf dem platten Lande, das der bevorzugte Sitz aller älteren Hausindustrien war, sondern in den Städten, und zwar in den Mittel- und vornehmlich in den Großstädten; und sie verwendeten in ihren ausgeprägtesten Formen, etwa denen der Konfektionsindustrie, mit Vorliebe nicht mehr männliche Kräfte, sondern weibliche: Kräfte, die im Verborgenen arbeiteten, nicht selten unter starken Nebenverdiensten des Lasters, Kräfte, die zu fast unglaublich geringen Preisen tätig waren. So hören wir z. B. von den Näherinnen für Damenkonfektion in Posen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, daß sie verdienten: im ersten Jahre — nichts; im zweiten Jahre 6—10 Mark monatlich; nach 10 Jahren im Höchstfall 30 Mark auf den Monat. Wäschenäherinnen erhielten für ein Dutzend einfacher Damenhemden 2 Mark, für elegante Herrenhemden 3 Mark; die höchste noch mögliche Leistung betrug dabei fünf Hemden den Tag. So entstanden jene Formen der Hausindustrie, denen die Engländer den furchtbaren Namen des sweating system gegeben haben; schlimmste und niedrigste Formen des modernen Wirtschaftslebens. Sie zeigten, daß sich die alte Hausindustrie, auch noch die im 16. bis 18. Jahrhundert begründete Verlagsindustrie, in dem Sinne, in dem sie damals

begründet wurde, überlebt hatte: sie hielt sich nur noch da, wo man sie, etwa weil sie Saisongewerbe war, das ein großes stehendes Kapital nicht lohnte, nicht durch eine motormäßige Fabrikation ersetzen konnte, kurz, wo ausnahmsweise Gründe gegen das geschlossene Fabriksystem sprachen. In allen diesen Fällen aber lief sie, wenn es sonst die besonderen Umstände zuließen, jeden Augenblick Gefahr, durch weit intensivere Formen der Ausbeutung ersetzt zu werden, als das 16. bis 18. Jahrhundert sie gekannt hatten: durch die Formen eines verschämten und unverschämten großstädtischen Schweißsystems, dem namentlich unzählige weibliche Existenzen zum Opfer fielen.

Eine wirkliche Besserung innerhalb dieses Gebietes, das auch heute zum Schmache unserer Volkswirtschaft noch besteht, wird wohl leider auf dem Wege bloßer Gesetzgebung schwerlich erreicht werden können; erst eine Wandlung des Wesens der Unternehmung, das Auftauchen einer sich selbst bindenden Motivenreihe in derselben kann hier gründlich Wandel schaffen. Einstweilen aber muß gesagt werden, daß sich auf dem Boden der Hausindustrie, sowohl der älteren, zumeist ländlichen, soweit sie noch besteht, wie der modernen, städtischen, die traurigsten wirtschaftlichen Daseinskämpfe abspielen, welche die jüngste Vergangenheit erlebt hat und auch die Gegenwart noch kennt, höchstens das stille Elend gewisser Handwerkerkreise würde ihnen zur Seite zu setzen gewesen sein.

Übersehen wir jetzt ganz allgemein die Wirkung, die das Eindringen der freien Unternehmung auf die verschiedenen Arten der hausindustriellen Bildungen, sowie auf die bergbauliche Gewerkschaft gehabt hat, so läßt sich folgendes sagen. Die freiesten und ältesten dieser Bildungen, der arbeitsgemeinschaftliche Hausfleiß des Bauern, die freie ländliche Hausindustrie mit einem selbständigen Vertriebssystem des Hausierens, die freie alte Gewerkschaft des Bergbaues, wurden so gut wie ganz zerstört; heute bestehen sie höchstens noch in kleinen Resten. Zerstört wurden

auch große Teile der modernen Formen jener Hausindustrie, die schon seit dem Ausgange des Mittelalters ein Verlagssystem aufgewiesen hatten oder gar erst aus einem solchen entstanden waren; an ihre Stelle traten Formen des geschlossenen Fabrikwesens, mit denen zugleich der Geist der freien Unternehmung aufs innigste verbunden war. Soweit sich aber jene Hausindustrien erhielten, erfuhren sie eine starke Umbildung, und zwar durchweg in dem Sinne, daß der untergeordnete Hausindustrielle zum modernen Arbeiter gemacht wurde, zum Arbeiter eines Betriebes, der alle Zeichen wiederum der freien Unternehmung aufwies. Endlich entstand noch eine gewisse Zahl durchaus moderner Hausindustrien, vornehmlich in den großen Städten; und von ihnen galt natürlich erst recht, wie es denn auch in grellen Farben zutage trat, daß sie dem Wirtschaftsleben der freien Unternehmung angehörten.

Im ganzen hat innerhalb der Hausindustrie der Geist der freien Unternehmung zerstörend und revolutionierend und nur in geringem Grade zu neuen Formen auferbauend gewirkt.

2. Die Umbildung der Formen der Hausindustrie war der Hauptsache nach in zwei Zeitstufen vor sich gegangen, deren Anfänge in den vierziger und den siebziger Jahren liegen. Im ersteren Falle hatte es sich wesentlich um einen ersten Einfluß der freien Unternehmung an sich gehandelt, wie diese im Begriff war, in Deutschland aufzukommen, wenn auch daneben die Entwicklung der geschlossenen Fabrik in England und der dadurch geschärfte internationale Wettbewerb eine Rolle spielten; für den zweiten Zeitabschnitt war zu den fortwirkenden Ursachen des ersten die Entfaltung des geschlossenen Fabriksystems mit starkem Motor in Deutschland selbst hinzugekommen.

Die Stufen dieser Umbildung kehren auch in der modernen Geschichte des Handwerks wieder; auch hier machen die vierziger und siebziger Jahre im allgemeinen Epoche.

Die erste Krise im deutschen Handwerk des 19. Jahrhunderts setzt ziemlich genau mit dem Jahre 1840 ein, nachdem im Jahre 1839 eine Handelskrise geherrscht hatte. Sie brachte im ganzen noch keineswegs Übelstände zum Ausbruch, die sich durch übermächtige Konkurrenz freier Unternehmungen oder gar schon einheimischer Fabrikation entwickelt hätten. Dies war auch in den nächsten beiden Jahrzehnten noch nicht eigentlich der Fall, wenngleich die Handwerke durch den Wettbewerb der heimischen, immer unternehmungsmäßiger ausgestalteten Hausindustrie, soweit diese nicht von Meistern betrieben wurde, wie auch durch die Konkurrenz der englischen Fabrikation in manchen Artikeln bereits schwerer litten. Im ganzen waren es doch mehr Schwächen der eigenen, inneren Entwicklung, über die geklagt wurde. Auch da, wo eine grundsätzlich durchgeführte Gewerbefreiheit noch nicht die Anfänge der freien Konkurrenz gebracht hatte, erlebten die Handwerke die Auflösung ihrer alten Organisationsformen: Lehrlinge und Gesellen wollten sich nicht mehr in Lehrgang und Gehilfentum alter Art fügen; die herkömmlichen Schranken des jeder Zunft zugewiesenen Arbeitsbereiches wurden nicht mehr innegehalten; Bönhasen traten in Masse auf und blieben zumeist unverfolgt; Verkaufsmagazine schossen aus der Erde, in denen Unzünftige Zunftarbeit feilhielten und Zünftige mit Artikeln handelten, die nicht zur Arbeit ihrer Zunft gehörten. Erwies sich so die alte Zunftorganisation an allen Ecken und Enden als brüchig, so ließen sich zugleich all die großen und kleinen Schäden ziemlich ausnahmslos auf einen einzigen Ursachenkomplex zurückführen. Die Zunftorganisation war ursprünglich eine reine Arbeitsorganisation gewesen, also grundsätzlich auf die gleiche Arbeitskraft aller aufgebaut worden, wobei der Kapitalbesitz der Meister, weil sehr gering, als außer Betracht bleibend behandelt worden war. Da hatte sich denn bereits spätestens gegen Ende des 14. Jahrhunderts, mit dem Aufkommen des Zeitalters der mittelalterlichen „wilden" Unternehmung und den Jahr-

hunderten des wirtschaftlichen Aufschwunges hin bis um etwa 1600, die Fiktion geringen und deshalb irrelevanten Kapitalbesitzes als unhaltbar erwiesen. Dadurch, daß unter den Meistern derselben Zunft die einen arm blieben, die anderen reich wurden, war es zu schweren inneren Wandlungen der Zünfte gekommen; neben den kleinen Meister, der in alter Weise fortarbeitete, waren Meister getreten, die sich nicht selbständig machen konnten und darum bei reicheren Meistern als Gehilfen — dies der Ursprung der Gesellen — eintraten; und die verhältnismäßig wenigen wirklich reichen Meister hatten weite Werkstätten eröffnet mit vielen Gesellen, ja waren wohl dazu fortgeschritten, arme Meister außerhalb ihrer Werkstatt zu beschäftigen und so eine jener weniger wichtigen Formen der Hausindustrie zu begründen, von denen oben die Rede war. Dann war freilich, seit dem 17. Jahrhundert, diese Entwicklung wieder zurückgegangen. Die reichen Meister hatten sich von der Zunft emanzipiert und waren Verleger und Manufakturinhaber geworden; der Rest hatte sich innerhalb des althergebrachten Organismus der Zunft nun um so fester eingekapselt und war in ihr langsam verknöchert. In diese dürren sozialen Gehäuse fuhren nun seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts Windstöße neuen Geistes, Stöße, die den Sturm der nahenden Unternehmung verkündeten. Die tatkräftigeren und darum zumeist bald wohlhabenderen Handwerker begannen sich von neuem den Formen des alten Zunftrechtes zu entwinden; sie wurden kleine Unternehmer mit einigen Gesellen und freier Wahl ihrer Arbeit wie freiem Vertriebe; die Zurückbleibenden beschworen vergebens die Hilfe verstaubter Privilegien; und übermäßig viel neue Elemente, gute und schlechte, arme und reiche, drängten in das Handwerk hinein, hindurch durch die Fugen und Schranken eines nirgends mehr dichten und abschließenden Zunftrechts.

Das ist die Bewegung, die leise schon in den dreißiger Jahren begann, recht augenscheinlich aber erst ward in den

vierziger Jahren. Da hört man von Klagen der Berliner Stadtverordneten — und nicht anders sprach man am Rhein —: alles Handwerk sei übersetzt, die Bankrotte nähmen zu, die Arbeit werde schlechter; die Ausgaben der Berliner Armenkasse seien von etwa 104 000 Talern im Jahre 1821 auf etwa 374 000 im Jahre 1838 gestiegen. Luft machte sich dieser Zustand, soweit die Handwerker selbst in Betracht kamen, im Jahre 1848. Schon im April 1848 erschien ein offenes Sendschreiben von zweiundzwanzig Leipziger Innungen mit Forderungen und Klagen über die moderne Willkür der Konkurrenz; dann tagte von Mitte Juli bis Mitte August in Frankfurt a. M. das Handwerkerparlament und begann seine stürmischen Sitzungen mit einem „feierlichen, von Millionen Unglücklicher besiegelten Protest gegen die Gewerbefreiheit". Die Verfluchung von freiem Wettbewerb und Gewerbefreiheit ist charakteristisch; keineswegs revolutionär war man, sondern reaktionär; und wie die Bauern der Aufstände des 15. und 16. Jahrhunderts zurückgewollt hatten, zurück zu den Paradieseszuständen der alten Markgenossenschaft, so forderten die Handwerker von Anno 1848 Maßregeln im Sinne mittelalterlicher Zunftpolitik. Und sie hatten einen Erfolg in der neuen preußischen Gewerbeordnung vom Februar 1849. Allein konnten staatliche Eingriffe, sei es der Gesetzgebung, sei es sogar der Verwaltung, helfen bei der unendlich tiefen Verursachung der bestehenden Mißstände? Diese Ordnung hat weder genützt noch geschadet; das Leben selbst mußte sich seine neuen Formen finden.

In Wahrheit beginnt in den fünfziger Jahren leise eine neue Organisation des Handwerks, sei es innerhalb der umgewandelten Form der alten Zunft, sei es außerhalb des Schattens der alten Organisation. Die Zünfte sorgen für besseren Unterricht ihrer Lehrlinge; Fortbildungsschulen und Fachschulen, nicht selten staatlich unterstützt, in Württemberg früh, schon in den sechziger Jahren, zu einem großen System ausgebaut, treten auf; und freie Assoziationen,

wie sie vereinzelt schon bis in die dreißiger Jahre zurückreichen, Gewerbevereine, Kreditvereine, Arbeiterbildungsvereine, werden häufig. Hand in Hand damit nimmt das handwerkliche Geschäft des vorwärtsstrebenden Meisters langsam andere Formen an. Dieser Meister braucht nicht so sehr auf Vorrat zu arbeiten; er hält einen Laden, oft schon ein Magazin mit anderen als nur eigenen Erzeugnissen. Er fängt an, im Verhältnis zur bisherigen Breite seiner Produktion nur noch Spezialitäten zu erzeugen; er kauft einige Teile der Arbeit schon fertig als Halbfabrikat; er stellt mehr Gehilfen ein, so daß die Zahl der Gesellen im allgemeinen steigt, und er organisiert sie arbeitsteilig, so daß im allgemeinen die Arbeit keines von ihnen sich noch mit der Arbeit eines anderen deckt. Kurz, er wird ein kleiner Unternehmer. Und sind die Verhältnisse günstig, so hat er wohl auch schon eine technische Schule besucht, ist weit gereist noch in alter Handwerksburschenart, versteht aber auch das Kaufmännische und handhabt den Vertrieb mit leidlich weitem Blicke.

Eine günstige Umbildung: die Entwicklung von unten her hinein in das neue Zeitalter der freien Unternehmung! Aber freilich: sie gelang nur Naturen, die sich geistig und körperlich tapfer regten; diese allein formten die Handwerkerklasse der self-made men, wie man damals gern sagte. Und ihr Kreis, wenn er auch ständig und weit über diese erste Periode hinaus bis hinein noch in die Gegenwart neuen Zuwachs erhielt, nahm doch verhältnismäßig mit der Zeit wohl eher ab als zu. Jedenfalls aber sank neben ihm schon die mittelbegabte Klasse. Denn schon sie blieb ohne Fortschritt am Alten hängen, spießbürgerlich, wie ehedem, auf Zunftrechte und Zunftstatuten pochend und schließlich mutlos. So verließen denn viele ihrer Angehörigen das Handwerk, suchten kleine Beamtenposten auf, Anstellungen bei Eisenbahnen, industriellen Gesellschaften und dergleichen, wurden Kommissionäre, Agenten, elende Kleiderhändler oder wanderten aus. Wie schwer aber war gar das Los der

noch tiefer Stehenden! Lethargisch, mißmutig, verzweifelt verdumpften und versumpften sie, und viel noch war es, wenn auch sie zur Auswanderung gelangten. Damals sind, vornehmlich aus dem Süden und Südwesten, aus Schwaben, aus dem Elsaß, aus der Pfalz jene Massen von Landsleuten nach den Vereinigten Staaten verschlagen worden, die dem deutschen Element in der Neuen Welt auf lange und teilweise noch bis auf heute seinen spezifischen Charakter gegeben haben; und unter ihnen war die Zahl der Handwerker beträchtlich. Andere Handwerker sind freilich wohl auch auf das platte Land der Heimat gezogen und haben dort, anfangs nicht ohne Spott und Mißgunst der städtischen Genossen, Fuß gefaßt: bis sie erkannten, daß das Handwerk hier, fern von Mauer und Graben, nicht selten noch einen goldenen Boden hatte.

Im ganzen brachten damit die zwei oder drei Jahrzehnte nach 1840 eine erste Krisis des anständigen kleinen Bürgertums, eine Krise, die die schwersten sozialen Probleme in sich schloß, und von der gleichwohl nicht viel die Rede war. Denn es handelte sich hier um eine wesentlich sedimentäre, fast vegetative Klasse, die, gewaltsam von außen aufgerüttelt, wohl noch immer eine schier unerschöpfliche Reserve lebendiger Kräfte aufzuweisen hatte, die aber, sich selbst überlassen, in ihrer anständigen Arbeitsamkeit, ihrem ängstlichen Sparsinn, ihrer hergebrachten Verehrung der Autorität und der vollendeten Tatsache kein anderes Mittel der Lösung ihrer sozialen Gebrechen fand als jenes von Luther einstmals gegenüber bösen Obrigkeiten vorgeschlagene liebenswürdige Rezept, das Rezept der Auswanderung.

Mit den siebziger Jahren war im ganzen und großen diese Phase der Entwicklung vorüber. Offenkundig hatte sich der innere Verfall des alten, noch voll zünftlerischen Handwerks vollzogen; nur häßliche Nacherscheinungen füllten noch wie Marodeure die folgenden Jahrzehnte; im ganzen war man jetzt auf den inneren Verfall eingerichtet. und niemand von einigem Ernste hat wohl noch nach 1870 die

mittelalterliche Zunft und ihre Ideale ganz wieder auffrischen wollen. Statt dessen traten jetzt andere Feinde des Handwerks entschiedener als bisher hervor: dem inneren Verfall des Handwerks, der fortdauerte, stellte sich als ein zweites Hauptmotiv stärkster Umwandlung seine zunehmende Bedrängung durch eine mächtig steigende Großindustrie zur Seite. Dabei war es nicht bloß die steigende Macht der Fabrikation und auch der weiter entwickelten Hausindustrie an sich, die dem Handwerk entgegentrat; besonders verhängnisvoll wurde, daß die neuen Mächte jetzt auch viel mehr als bisher das eigentliche Gebiet der herkömmlich handwerksmäßigen Tätigkeit ergriffen. Gewiß ist es richtig, daß schon diese Großindustrie nicht eine vergrößerte Kleinindustrie war; gewiß erschien sie im ganzen als eine andere Art von Produktion und hatte vielfach andere Aufgaben: Lokomotiven und große Schiffe z. B., Dampfkrane und Schnellpressen, Brücken und Straßenbahnen kann man nicht bei einem Handwerker bestellen. Aber daneben gab es doch auch eine gewaltige Anzahl von Artikeln der fabrikmäßigen und hausindustriellen Großindustrie, die zu schaffen auch dem Handwerker leicht gefallen wäre, hätte er aus anderen Gründen den Wettstreit mit dieser Industrie aufnehmen können. Man ist jetzt doch wohl geneigt, zu unterschätzen, welche Unsumme von Lebensbedarf der Erzeugung des Handwerkers durch die große Unternehmung dennoch entzogen worden ist: schon deshalb, weil nicht wenige dieser Artikel inzwischen eine ganz andere Form angenommen haben, als sie, jetzt freilich allein fabrikmäßig herzustellen, zu der Zeit besaßen, da sie aus der Hand des Handwerkers hervorgingen. Und bezeichnend für den Produktionsvorrang der großen Unternehmung war, daß neue Materialien der Stoffveredlung, wie z. B. Kautschuk, Guttapercha, Zelluloid, überhaupt kaum noch bis zum Kleingewerbe hinab zur Verarbeitung gelangten.

Wie sehr hier die große Unternehmung, mit Vorliebe in der Form der Fabrik, aber auch in der Herausbildung der neueren Hausindustrien, in das Gebiet des handwerk-

lichen Betriebes eingriff, wird am besten an einigen eingehender behandelten Beispielen augenscheinlich werden.

Auf dem Gebiete der Herstellung von Nahrungsmitteln gab es für die Bäckerei in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts neben dem noch vielfach — namentlich im Nordosten — üblichen Hausbacken fast nur die handwerksmäßige Produktion; Brotfabriken waren noch selten, kamen eigentlich nur in Berlin, Köln, Trier, Stuttgart vor. Um 1900 waren sie eine gewöhnliche Erscheinung. Ähnlich auf dem Gebiete der Fleischerei. Früher hatte es nur den handwerklichen Fleischer gegeben, und die Zahl der Fleischer war im ganzen entsprechend der Zunahme der Bevölkerung gestiegen: es waren stetige Verhältnisse. Erst die Zeit nach 1870 brachte die Fabriken von Wurst- und Fleischwaren.

Derselbe Prozeß läßt sich auf dem Gebiete, das neben dem der Nahrungsmittelzünfte handwerklich mit das wichtigste war, auf dem Gebiete der Bekleidung, verfolgen. Hier waren schon in den fünfziger Jahren neben den Lohn- und den Kundenschneider Kleidermagazine getreten mit fertigen Waren für Männer wie Frauen. Der Übergang stand wohl in Zusammenhang mit der Tatsache, daß im Anfange des sechsten Jahrzehnts die Nähmaschine in Deutschland eingebürgert wurde; zugleich auch mit der anderen, daß seitdem statt der alten schweren Stoffe und Tuche immer mehr die viel billigeren, aber auch weit weniger dauerhaften Cheviotstoffe aufkamen: ein Moment, das der Mode und damit auch der industriellen Konfektion den größten Anstoß geben mußte. Für diese Konfektion waren nun die Großstädte mit ihren billigen, namentlich weiblichen Arbeitskräften ein besonderer Anziehungspunkt: es entstand jene traurige moderne Art der Hausindustrie, von der schon erzählt worden ist; Gerson in Berlin lieferte schon ums Jahr 1851 etwa 16—20000 fertige Mäntel, Mantillen usw. Allein der eigentliche Aufschwung der Kleiderkonfektionsgeschäfte datierte doch erst aus dem Ende

der sechziger Jahre: nun erst entstanden die großen Bazare, und jetzt erst entwickelte sich die moderne Spezialisierung des Betriebes. Da kam es zu besonderen Konfektionen nicht bloß der Frauen-, Herren- und Arbeitergarderobe, sondern wiederum auch der einzelnen Anzugsteile. In der Damenkonfektion z. B. ließ der eine Unternehmer nur noch Mäntel, der andere nur noch Schürzen, der dritte nur noch Blusen anfertigen usw. Nicht anders aber als in den Stoffbekleidungsgewerben verlief die Entwicklung in den Gewerben der Lederbekleidung, wenn sie auch etwas später eintrat. Da hatte, um zunächst von der Lederindustrie zu reden, in den sechziger Jahren noch eine ganze Anzahl mittlerer und kleinerer Gerbereien bestanden. Aber bald waren sie einer verhältnismäßig sehr rasch und zeitig erfolgenden Konzentration der Lederbearbeitung gewichen, schon deshalb, weil die neueren, von der Chemie in buntem Wechsel zur Verfügung gestellten Gerbe-, Lackierungs- und Färbemethoden durchweg sehr exakte Behandlung und wissenschaftliche Kenntnisse erforderten. Soweit aber das eigentliche Lederbekleidungsgewerbe, insbesondere die Schuhmacherei, in Betracht kam, war der Vorgang derselbe wie bei der Stoffbekleidung. In den sechziger Jahren waren Schuhfabriken im allgemeinen noch unbekannt. Seitdem kam es zu einer Entwicklung der Maschinenarbeit, die der Großunternehmung alle Vorteile versprach; es erwuchs die moderne Schuhwarenfabrik und mit ihr die Praxis „eleganter Schuhwarenmagazine".

Soll jetzt derselbe Wechsel der Entwicklung noch einmal, etwa auf dem weiten Gebiete der Baugewerke verfolgt werden? Soll gezeigt werden, wie hier der Schreiner durch die Einstellung der Werkzeugmaschinen, der Band-, Kreis- und Dekupiersägen, der Hobel-, Kehl- und Nutmaschinen, der Bohr- und Fräsmaschinen seit Ende der sechziger Jahre zugunsten der Großunternehmung und der Fabrik depossediert wurde? Wie sich die Parkett-, Kisten-, Rahmen-, Kehlleisten- und Stuhlfabrikation bildete? Am

Ende des Jahrhunderts gab es allein schon auf dem Gebiete der Möbelfabrikation nicht weniger als vierzig Spezialitäten in Möbelarten und Möbelteilen, von der Fabrikation gangbarer Salonmöbel an über die der Restaurant- und Kontormöbel hinab bis zur fabrikmäßigen Herstellung von Küchenschrank, Küchenstuhl und Küchentisch.

Faßt man die Vorgänge, die hier nur an einzelnen wichtigsten Beispielen und genauer auch nur in ihren, freilich besonders lehrreichen Anfängen verfolgt werden konnten, in einem allgemeinen Bilde zusammen, so ergibt sich: die fabrikmäßige oder modern-hausindustrielle Herstellung im großen, in den fünfziger und auch noch teilweise den sechziger Jahren wesentlich nur auf anderen Gebieten als denen des Handwerks tätig und eigentlich allein in einigen Exportindustrien mit diesem in entschiedenem Wettbewerb, drang seitdem immer mehr in das eigentliche Handwerkergebiet konkurrierend ein: und das um so mehr, je reicher die Nation wurde, und je mehr Kapitalien Unterkunft suchten.

Dementsprechend schmolz die Zahl der ohne Konkurrenz dastehenden Handwerke immer mehr zusammen. Was hielt man früher nicht alles noch neben der Fabrik und dem hausindustriellen Großunternehmen für lebensfähig! Später gingen die Hoffnungen in dieser Hinsicht immer mehr zurück. Gegen Ende des Jahrhunderts gelangte eine eingehende Untersuchung für die noch bestehenden Handwerke etwa zu folgenden, sehr bescheidenen Ergebnissen[1]. Ganz ausgeschlossen sei der Fortbestand des Handwerks in der Seilerei und Gerberei. Neben den übrigen Betriebsformen werde das Handwerk in einer Reihe von Gewerben noch weiterhin existenzfähig sein. Hier seien vor allem zu nennen: Tischler, Klempner, Schlosser und Schmied, Tapezierer, Sattler, Buchbinder, Schuhmacher, Schneider, Bäcker und Konditor,

[1] Mendelson, Die Stellung des Handwerks in den hauptsächlichsten der ehemals zünftigen Gewerbe. (Sammlung nationalökon. und statistischer Abhandl. des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle, Bd. 22.) 1899. S. 239—40.

Fleischer, sowie auch Böttcher und Drechsler. Bei den Gewerben, die für die Bautätigkeit in Betracht kommen, bleibe dem Handwerk in den meisten Fällen die Anbringungsarbeit, die immerhin erhebliche Bedeutung besitze; im Baugewerbe selbst werde der Großbetrieb noch wesentlich an Ausdehnung gewinnen. Im Barbiergewerbe sei die Stellung des Handwerks noch unerschüttert, werde es voraussichtlich auch bleiben.

Man kann gegen diese Diagnose und Prognose allerlei einwenden: fast bei jedem der genannten Handwerke. Aber nicht darauf kommt es an. Bestehen bleibt, daß tatsächlich eine überaus große Verschiebung und an vielen Punkten ein starker Rückgang des Handwerks stattgefunden hatte. Und ebenso richtig war es, daß Versuche, das bestehende Handwerk durch mehr oder minder abwandelnde Stärkung seiner alten Daseinsgrundlagen zu erhalten, etwa durch Erweiterung der Rechte der gewerblichen Genossenschaften, durch Normierung des Befähigungsnachweises oder durch Abgrenzung der Gewerbeberechtigungen, mißlungen waren, wie namentlich die Wirkung der österreichischen Gesetze vom Jahre 1883 gezeigt hatte. Und auch Maßregeln außerhalb des Bereiches halb reaktionärer Heranziehung älterer Wirtschaftsformen, wie etwa die Einführung von Kleinmotoren oder die Durchführung einer kleingewerblichen Kreditorganisation oder von Produktivgenossenschaften, konnten die Umbildung des Handwerks zwar in ihren Folgen für den einzelnen mildern, zu verhindern aber vermochten sie sie nicht. Es handelte sich hier um Vorgänge jenseits der Macht bewußt-menschlichen Eingreifens, Vorgänge, in denen das gesamte alte Handwerk unter dem Hauche des Geistes der freien Unternehmung Umbildungen erfuhr.

Hier kann es nur die Aufgabe sein, die wesentlichsten dieser Umbildungen darzustellen, ohne die Absicht, die Zahl der tatsächlichen Änderungen und ihre Motive zu erschöpfen. Denn nur eine sehr eingehende Schilderung könnte der ungeheuren Summe von Kombinationen gerecht werden, in

denen sich auf diesem Gebiete Altes und Neues zu veränderten Bildungen gemischt hat.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß es eine Menge von Fällen gab, in denen ein unmittelbarer und in einer einfachen Kausalitätsreihe nachweisbarer Einfluß der freien Unternehmung auf das Handwerk vorlag; diese Fälle sollen an erster Stelle besprochen werden, zumal sie auch vielfach die älteren sind. Daneben aber stand eine indirekte Einwirkung der Unternehmung auf alles Handwerk, die, namentlich seit Ende der sechziger Jahre, zu ebenso großen Veränderungen geführt hat; von ihr soll an zweiter Stelle die Rede sein.

Am sichtbarsten trat der direkte Einfluß der Unternehmung da auf, wo zwar die Form des Handwerks äußerlich erhalten blieb, dieses aber nunmehr von irgendeiner Art der Unternehmung gleichsam umrahmt, in sie einrangiert und nicht selten gleichsam von ihr fast erdrosselt erschien. Der einfachste, altherkömmliche Fall war hier der, daß sich über einer Anzahl von Handwerksmeistern ein Verlag aufbaute, der den Vertrieb ihrer Erzeugnisse übernahm: also der Fall einer handwerklichen Hausindustrie. Er wurde jetzt, namentlich in den größeren Städten, zu einem unendlich häufigen. All die großen Magazine in den Städten entwickelten ihre „Arbeiter" hinter sich: d. h. handwerkliche Meister, die zumeist einen Teil der zum Verkauf gestellten Waren produzierten, gewiß aber reparierten, was zur Ausbesserung gebracht wurde. Und daneben entstanden dann die modernen großstädtischen Hausindustrien der Konfektion mit ihren tausend Zweigen, falls sich nicht für die Konfektion gar schon die geschlossene Fabrikationsweise in Abhängigkeit von einem großen Motor einbürgerte. Große Massen moderner, vornehmlich großstädtischer Meister gerieten so in gebundene Verhältnisse.

Und doch waren sie in gewissem Sinne sozial noch besser daran als andere sogenannte freie Meister, die in anscheinend losere Abhängigkeit vom freien Unternehmertum geraten

waren. Welche Schuldknechtschaft schlimmster Art legten ihnen nicht in Wirklichkeit moderne Unternehmer besonderer Art auf! Da waren z. B. jene Möbelmagazine, die nicht mehr hausindustriell produzieren ließen, sondern von diesen „freien" Meistern kauften: Meistern, die in der Regel nur irgendeine Spezialität lieferten: etwa nur geschweifte Stühle, oder nur Nußbaumbüfette, oder nur kieferne Bettstellen. Diese freien Meister arbeiteten dabei auf eigene Rechnung und verkauften, richtiger verschleuderten am Schlusse jeder Woche ihre Arbeit. „Sind die Arbeiten fertiggestellt," so äußert sich ein Berliner Bericht über sie[1], „sind die Händler mit Holz, Leim und Fournieren angepumpt, der Arbeiter auf seinen Lohn vertröstet bis zum Verkauf der Arbeiten, so beginnt der ‚Meister' den Verkauf. Die Arbeiten werden auf einen Möbelwagen geladen, dann fährt der ‚Meister' — Sonnabends — von Geschäft zu Geschäft, anfragend, ob seine Arbeiten gebraucht werden; je später es wird, desto billiger ist er mit seinen Forderungen, bis er schließlich für einen Preis die Arbeit an den Mann gebracht hat, welcher kaum Arbeitslohn und Holz deckt. Allwöchentlich wiederholt sich dies, bis der ‚Meister' pleite geht, um dann in irgendeiner Weise weiter zu vegetieren." Da waren weiterhin Bauspekulanten, die in ihren Häusern Magazine anlegten, um sie an solche kapitallose Handwerker zu höchst lästigen Bedingungen, Gewinnanteilen u. dergl. zu verleihen, die eines Ladens zu ihrem Gewerbebetriebe unbedingt bedurften: an Barbiere und Friseure, an Bäcker und Fleischer; auch die Gastwirte wären in diesem Zusammenhang zu nennen. Da waren ferner die Großunternehmer, die armen Handwerkern nicht selten die Fabrikate und Halbfabrikate gegen Kredit förmlich aufdrängten, deren diese, namentlich auch zum Anfang eines selbständigen Gewerbes, bedurften: um sie dann später an dem Bande des gewährten Kredits fest-

[1] Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland (Verein für Sozialpolitik) 4, S. 414.

zuhalten und zu weiteren Einkäufen stets nur von ihrer Firma zu veranlassen. Unzählige freie Handwerker befanden sich in den Fesseln einer solchen privaten Schuldknechtschaft; am gewöhnlichsten war auch hier wieder der Fall der Bäcker, die nur noch Diener der Mehllieferanten, der Fleischer, die nur noch ausführende Organe der Viehhändler, der Gastwirte, die nur noch Abzapfer des Bieres von Großbrauern waren. Zu ganz besonders schlimmen und eigenartigen Formen aber pflegte diese Kreditknechtschaft sich im Baugewerke zu entwickeln. Hier war zunächst der ausführende „Bauunternehmer" in den großen Städten nur zu häufig nichts als ein einfacher Zimmermanns- oder Maurerpolier, wenn nicht gar noch weniger: kurz ein Mann ohne Kapital und darum ganz in den Händen des Spekulanten am Grund und Boden. Dieser Mann, in seiner Stellung dem durch Kredit unterhaltenen Fleischer, Bäcker oder Gastwirt gleich, begann nun zu bauen. Natürlich nur gegen Kredit: gegen Kredit namentlich, soweit es sich um die Bezahlung der am Bau beteiligten Handwerker handelte: sie mußten die Ware stunden, bis später die Zeit der Ausnutzung des Grundstücks eintreten würde, — und häufig tatsächlich stunden bis auf den Sankt-Nimmerleinstag. Aus diesen Verhältnissen heraus gingen den Handwerkern in Berlin allein angeblich 20 bis 30 Millionen Mark jährlich verloren; und fest stand zur Charakteristik der sogenannten „Bauunternehmer", daß bei den 830 in Berlin in den Jahren 1891—1892 errichteten Neubauten nicht weniger als 222 dieser „Unternehmer" von ihren Arbeitern Krankenkassenbeiträge unterschlugen[1].

Von diesen Arten des Handwerksverfalls, in denen die innere Abhängigkeit von einer Unternehmung bei scheinbarer äußerer Freiheit die verschiedensten Schattierungen aufweisen konnte, führten dann tausend leise Übergänge hinüber zu den zahlreichen Fällen, in denen Handwerker im Sinne

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus Bd. 1, S. 499.

von besseren Arbeitern gewissen großen Unternehmungen direkt einverleibt waren: zu dem Schlosserpersonal der Maschinenbauerei, dem Kartonnagenpersonal der großen Konfektion, den Lithographen der Schokoladenfabrik, den Firmenstickern und -stickerinnen der feinen Wollindustrie.

Eine Unsumme von verschiedenen Abhängigkeiten war auf diese Weise geschaffen worden; gemeinsam war ihnen allen, daß die äußere Form des Handwerks geblieben, die innere mehr oder minder geschwunden war. Darüber hinaus aber hatte die moderne Unternehmung auch das Handwerk vielfach geradezu aus seinen Produktionsgebieten vertrieben: sei es teilweise, in Schmälerung hergebrachter Handwerksbetriebe, sei es ganz, durch volle Einbeziehung bisher handwerklicher Produkte in die Erzeugung namentlich der geschlossenen Fabrik.

Wo blieben da z. B. die Gewerbe der Nadler und Spängler, der Schwertfeger, der Nadel-, Messer- und Zeugschmiede, der Kammacher und Kartenmacher, der Lebzelter, Kerzenzieher und Seifensieder, der Hut- und Handschuhmacher? Manche von ihnen leben heute nur noch in Eigennamen fort; von diesem oder jenem trifft man wohl noch verblichene und verstaubte Firmen: aber nur selten noch blüht hinter ihnen das Handwerk. Der Hauptsache nach sind ihre Angehörigen, wenn sie überhaupt noch existieren, zu nichts als Verkäufern der Fabrikware ihres Gewerbes geworden.

Freilich: dieser Fälle, daß die Herstellung im großen ein Handwerk durchaus und ganz verdrängte, waren es doch nicht allzu viele; und zumeist handelte es sich dabei nur um kleinere Gewerbe, wenngleich auch ein so großes Handwerk wie das der Weberei, außer für gewisse Ausnahmefälle, auszusterben drohte. Viel häufiger war jedenfalls das Vorkommen einer bloßen Schmälerung der handwerklichen Berufe. Diese Schmälerung aber trat dann in den allerverschiedensten Formen auf; und so zahlreich fast, wie Vorstellungsassoziationen sein können, waren die hier auf-

tretenden Kombinationen von alt und neu: sei es, daß eine fabrik- oder verlagsmäßige Produktion wesentliche Teile alter handwerklicher Erzeugungsgebiete hinwegriß, wie etwa die Fabrikation gebogener Möbel oder die Drahtseilfabrikation, sei es, daß dem Handwerk nur einzelne lohnende Artikel in immer steigender Zahl entzogen wurden, bis es gleichsam blutleer und bis auf wenige Zeichen des Lebens zur Ader gelassen erschien, wie dies z. B. für die Buchbinderei oder die Korbmacherei zutraf; sei es, daß die Massenherstellung sich vor allem auf die Erzeugung handwerklicher Halbfabrikate legte, wie z. B. von Hufeisen, Schlössern, Fensterrahmen, und dem Handwerker nur das Beschlagen überließ; sei es endlich, daß gewerbliche Unternehmer eine Summe von bisher isoliert arbeitenden Handwerken zusammenfaßten und durch deren arbeitsteilige und damit auch arbeitbeschränkende Organisation neue Erzeugungsformen begründeten: wenn z. B. etwa eine Möbelfabrik entstand aus dem Zusammenarbeiten von Tischlern, Holzbildhauern, Drechslern, Polierern, Malern, Lackierern oder eine Kinderwagenfabrik durch Kombination der Arbeit von Wagnern und Korbmachern, Tischlern, Drechslern, Malern und Lackierern, Schlossern, Schmieden und Sattlern.

Überschaut man diese Fälle wie die früher angeführten der Ertötung oder Umklammerung der Handwerke durch die Formen der freien Unternehmung, so begreift man, wie unendlich tief der Einfluß des neuen Wirtschaftslebens auf das Handwerk gewesen ist. Und doch war er damit noch keineswegs erschöpft. Vielmehr ist eben dies das Charakteristische, daß der Geist dieses neuen Lebens allmählich jegliches Handwerk überhaupt durchdrang, wie er jegliche Art der Hausindustrie durchdrungen hatte, so daß also auch das fortlebende Handwerk durchaus unter seinen Einfluß zu stehen kam.

Unter dieser Einwirkung nahm denn dies fortlebende Handwerk seit Ende der sechziger Jahre allmählich im wesentlichen drei Formen an. Die ordnungsmäßige alte Handwerksnahrung, die ihren Mann mit Weib und Kind an-

ständig ernährte, wurde in der großen Stadt entweder zum Kleinunternehmen erweitert oder sank zu traurigen und zersetzten Resten früherer Lebenshaltung herab; in der alten Form der mittleren, leidlich behäbigen Existenz flüchtete sie sich dagegen im wesentlichen in die kleine Stadt und auf das platte Land und blühte hier, doch nur in gewissen, durch das moderne Wirtschaftsleben charakteristisch umgestalteten Formen, einstweilen noch leidlich fort. Soweit aber das Handwerk Initiative und Kapital genug besaß, um den Geist der Unternehmung im letzten Menschenalter bei sich wirklich heimisch werden zu lassen, vermochte es dies auf die Dauer doch zumeist nur unter einer Bedingung: der der Spezialisierung. Denn als für die handwerklichen Funktionen immer zahlreichere Arbeitsmaschinen aufkamen und ein Motor für diese immer unerläßlicher wurde, hätte die Beibehaltung der ganzen Breite des herkömmlichen Erzeugungsgebietes viel zu starke Kapitalaufwendungen erfordert. Man mußte sich also der Breite der Herstellung nach, und das heißt qualitativ beschränken. Aus diesem Zusammenhange heraus vor allem erfolgte die unendliche Spezialisierung der handwerklichen Berufe in unseren Großstädten. So gingen z. B. allein aus dem Schlosserhandwerk die Kunstschlosser, Bauschlosser, Kassaschrankfabrikanten, Monteure von Gas- und Wasseranlagen, Elektrotechniker, Brücken- und Tafelwagenbauer und Inhaber von mechanischen Werkstätten hervor, der weiteren Abzweigungen wiederum dieser nicht noch zu gedenken. Indem sich aber die Betriebe spezialisierten, wurde die Produktion auch quantitativ eine andere: es mußten besonders starke Massen der der Formenzahl nach begrenzteren Ware erzeugt werden; das moderne Prinzip der Massenproduktion drang ein. Und mit ihm der Grundsatz kaufmännischer Wirschaftsführung: mit einem Worte die Unternehmung. Schon äußerlich machte sich das vielfach an der Tatsache bemerklich, daß diese modernen Handwerker große Verkaufsmagazine begründeten. Noch mehr aber innerlich. Handwerker dieser

Art wurden tatsächlich zu kleinen Unternehmern. Oft aus den kleinsten Verhältnissen herkommend, entwickelten sie sich zu „Geschäftsinhabern" mit einer beträchtlichen Anzahl von Köpfen als „Personal", mochten diese nun Gesellen oder Heimarbeiter oder Kontoristen sein; alle Anzeichen des Unternehmertums traten auf, u. a. auch eine rasch steigende, an die Zinseinnahmen von Hunderttausenden, ja gelegentlich Millionen heranreichende Wohlhabenheit. Eine neue Schicht des Mittelstandes bildete sich so aus: weit hinweg über das Niveau des alten Handwerkes mit seinem Ideal der bloß auskömmlichen Lebenshaltung, der „Nahrung".

Aber zu diesen emporsteigenden Schichten, die der Zahl nach naturgemäß begrenzt waren, traten die viel zahlreicheren Männer des städtischen Handwerks in Gegensatz, die unter das wenn auch noch so kümmerlich gefaßte Ideal der Nahrung hinabsanken. Wir sehen hier in einen seit den siebziger Jahren immer trostloseren Verfallsprozeß, der sich im einzelnen in sehr verschiedenen Formen abspielte, der sich auch in sehr verschiedenem Zeitmaß vollendete, je nach lokal verschiedenen Bedingungen, in dem aber schließlich fast sang- und klanglos, weil vielgestaltig und darum nicht durch klare Massenwirkungen imponierend, und unaufhaltsam und rettungslos der Untergang eines großen Teiles des alten deutschen Kleinbürgertums zutage trat.

Zunächst erschienen die bürgerlichen Handwerke fast überall übersetzt, denn den älteren Nahrungen war durch Erweiterung der Großerzeugung, vielfach auch durch Verschiebung der Bedürfnisse ein großer Teil ihres früheren Arbeitsspielraumes benommen; und auf dem Reste hatten sich nun diejenigen einzurichten, die zahlreicher oder mindestens ebenso zahlreich als früher noch dem Ideal des alten Handwerkes nachlebten. Kein Wunder, daß ihnen das schon wegen dieses geringeren Spielraumes nicht mehr gelang, ganz abgesehen davon, daß sie dem Geiste der Zeit entgegenarbeiteten. Brachten sie dabei alle Voraussetzungen des alten Handwerkes, namentlich den Besitz eines Hauses und

die verwandtschaftlichen Beziehungen einer alten, ehrenfesten Familie mit, so mochte ihnen das noch eine Zeitlang gelingen: die Verwandten hielten sie mit über Wasser, und die steigende Grundrente des Hausbesitzes wehrte manchem Mangel. Aber über kurz oder lang kam die Zeit, da diese Lückenbüßer versagten; das Handwerk allein erwies sich jetzt des goldenen Bodens bar, und nun begann die Zeit des industriellen Experimentierens. Natürlich im Bereiche der einmal festgehaltenen handwerklichen Lebensstufe: und daher in all den Formen, in denen sich schon einmal in der deutschen Entwicklung im 16. Jahrhundert handwerkliche Übersetzung und Handwerksverfall Luft gemacht hatten. Man pfuschte den verwandten Gewerben ins Handwerk, man suchte Nebengewerbe oft sehr sonderbarer Art auf, man begann ein mit dem Berufe mehr oder minder zusammenhängendes Ladengeschäft. Aber all diese Mittel halfen nicht, wenn nicht der neue Wirtschaftsgeist erfaßt, wenn althandwerklicher Sinn festgehalten wurde. Geschah dies letztere, so machte ein voller Ruin, ein Untergang von oft düsterer Tragik den Schluß. Die Gesellen verlassen den Meister, der nichts mehr für sie zu tun hat; ist der Meister gewissenlos, so nimmt er noch Lehrlinge an, deren schwache Arbeitskraft ihn halten soll, die in Wahrheit von ihm zu jungen Nichtsnutzen erzogen werden. Schließlich ist die Verarmung offenbar, und wo empfindliches Schuldgefühl nicht in Elend und Tod treibt, da ist der Spittel die letzte Zuflucht.

Diesem Martyrium des alten Handwerks zu entgehen, gelang am ehesten noch denjenigen, die sich aus der Luft der mittel- und großstädtischen Unternehmungen in die Kleinstadt und vornehmlich auf das platte Land retteten oder dort unter für sie gesünderen Verhältnissen von vornherein ihr Handwerk begründeten. Nicht als ob nun hier der Verfolger des alten Handwerks, der Geist der freien Unternehmung, völlig gefehlt hätte. Auch der Bauer begann ein moderner Wirtschafter zu werden; längst hatte ihn das

Maschinenzeitalter erreicht, und zahlreiche Bedürfnisse deckte er durch Einkauf in städtischen Magazinen. Dennoch zeigt die Statistik, daß sich das Handwerk auf dem Lande noch verhältnismäßig am wohlsten fühlte, wie es denn auch an Zahl der Meister — bei freilich verhältnismäßig wenig Gehilfen — stieg; über 50% aller deutschen Handwerksmeister gehörten um das Jahr 1900 dem platten Lande an. Und dieser Unterschied der Entwicklung gegenüber der der Stadt ist auch wohl zu begreifen. Sehen wir von den sozialpsychischen Elementen ab, der immer noch etwas patriarchalischen Lebenshaltung, dem immer noch freundlichen Bande der Nachbarschaft in der Dorfgemeinde, so waren die Bedürfnisse der Landwirtschaft auch an sich in vieler Hinsicht noch immer viel individueller als die der Stadt und erforderten daher noch immer häufig den Eingriff der menschlichen Hand. Und wie zahlreich und umfangreich waren vor allem die Reparaturen! Dazu stand und steht der Handwerker auf dem Lande zumeist doch nicht bloß im Handwerk. Er hat sein Häuschen, seinen Garten. Er ist ein wenig, wenigstens wirtschaftlich, eingerückt in die Stellung des handwerklichen Ackerbürgers des 18. Jahrhunderts, „welcher ländlich Gewerb und Bürgererwerb paart". Freilich: war dies Idyll längerer Dauer sicher? Eilends entwickelte sich auch ein ländlicher Industrialismus, und wer mochte wissen, ob nicht auch die Tage des handwerklichen Zufluchtsdaseins auf dem Lande gezählt seien.

Blicken wir jetzt rückwärts, überschauen wir noch einmal das breite Gebiet der Tätigkeit des Handwerks in den vierziger Jahren, und verfolgen wir raschen Schrittes seine seitdem erlebten und erlittenen Schicksale, so werden wir keinen Augenblick verkennen: das alte Handwerk hörte nicht minder auf zu bestehen wie die alte Hausindustrie. Nur Reste erinnern heute noch an die Wirklichkeit früherer Zeiten; was emporblühte, war anderer Art, gehörte der kleineren Unternehmung an; und zahlreich waren die Existenzen, die dem Entwicklungsgange des Handwerks entfallen,

die deklassiert eingemündet sind in andere, später zu beschreibende Bahnen, die Bahnen des vierten Standes. Der alte Handwerkerstand als ein klar charakterisiertes Gebilde, als die Schöpfung von drei bis vier Jahrhunderten einer an sich ziemlich folgerichtigen Entwicklung verschwand fast so gut wie ganz, und die Reste von ihm, die noch bestehen, kränkeln fast ausnahmslos, soweit sie sich nicht aus großstädtischer in ländliche Luft geflüchtet haben, und sie sind auch in dieser vielleicht im Begriff zu verfallen.

3. Aber nicht bloß das Handwerk wurde durch das Wirtschaftsleben der freien Unternehmung aus seinen alten Beziehungen herausgerissen, innerlich verändert und teilweis unter Trümmern begraben. Auch den alten Handel erreichte ein ähnliches Schicksal, jenen Handel vornehmlich, der, dem Fernhandel früherer Zeiten nur äußerlich wesensverwandt, sein Lebensideal viel eher analog den Idealen des Handwerkes gebildet hatte, den Handel, den das Mittelalter in allen seinen Formen Kramhandel genannt hatte. Nur daß die Veränderungen, die hier unter dem Hauche der freien Unternehmung eintraten, wenigstens teilweis etwas anders charakterisiert waren. Das Handwerk war umgebildet worden, indem ihm so weit als möglich ein kommerzielles Element einverleibt worden war. Ein verhältnismäßig noch einfacher Prozeß. Konnte nun der Handel in gleich leichter Weise durch Einverleibung industrieller Momente im modernen Sinne lebensfähig erhalten werden? Wir werden sehen, daß dieser Weg der Entwicklung weit größere Schwierigkeiten darbot.

Dasjenige Element aber, das mit am frühesten und am empfindlichsten durch das Emporkommen der neuen Wirtschaftstendenzen getroffen wurde, war noch nicht einmal der Kramhandel. Es war ein entwicklungsgeschichtlich noch älteres Element: der Hausierhandel. Und — merkwürdige Wendung der Dinge: der Hausierhandel wurde eben deshalb so schwer beeinträchtigt, weil er, ursprünglich

dem Fernhandel angehörend, dem Handel des Wirtschaftslebens der modernen Unternehmung, wie wir ihn schon kennen gelernt haben[1], zu wesensähnlich — und eben deshalb nicht gewachsen war.

Die älteste auf deutschem Boden überhaupt nachweisbare Form des Handels, und zwar so wohl einheimischer als fremder Kaufleute, war die des Hausierens, eine Form also, bei der Transport und Einkauf wie Verkauf der Ware aufs innigste verbunden erscheinen. Es ist eine Form, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, und die in nicht allzu weit zurückliegender Vergangenheit von noch recht großer Bedeutung war.

Das, was den Hausierer von vornherein, wenn auch in quantitativ recht begrenztem Grade, dem Kaufmanne im modernen Sinne ähnlich machte, war die Tatsache, daß er nicht bloß Waren feilhielt, wie der mittelalterliche Krämer, sondern Waren anbot. Er allein rückte dem Konsumenten auf den Leib; er lehrte ihn neue Bedürfnisse empfinden, er schwatzte ihm Tand auf und Nützlichkeiten; er zuerst sah in einem Tausch, der rein auf seine Initiative hin erfolgte, ein Geschäft. Kein Wunder daher, daß der Hausierer dem Krämer, dem bürgerlich-seßhaften Kaufmann des Mittelalters, und auch noch dessen Nachfolgern hinein bis ins 19. Jahrhundert ein Greuel war. Was wußte er von der „ehrbaren Nahrung"!

Die mittelalterlichen Städtegesetzgebung schon und nicht minder die Territorialgesetzgebung des absoluten Staates war daher dem Hausierer keineswegs hold; selbst zu den Märkten, auf denen doch sonst Handelsfreiheit herrschte, wurde er gelegentlich nicht zugelassen; er war der Bönhase des Handels. Und eben aus diesem Grunde wenigstens mit verschmolz er besonders leicht mit dem Vagabunden, mochte er nun im 13. Jahrhundert mit den Lotterpfaffen

[1] S. oben S. 179 ff.

mit dem fliegenden Haare zusammenreisen oder im 17. Jahrhundert mit den Tabulettkrämern aus Welschland.

Als dann aber das 19. Jahrhundert die Auflösung der alten Wirtschaftsordnung auch des Handels brachte und die Freiheit des Verkehrs, da blühte zunächst das alte Hausierertum, wie es namentlich im Anschluß an gewisse freie Hausindustrien sich trotz allem gehalten hatte, mächtig und in allen Zweigen empor: denn es bekam nun seit langem zum ersten Male wieder volle Lebensluft, die Luft des freien Bewerbes. Und vor allem geschah das von dem Augenblicke an, da neben der alten Industrie nun auch die neue Industrie des Großbetriebes mit ihren zwar anfangs vielfach schlechten, doch auch sehr billigen Waren aufkam. Der Grund hierfür war, daß der neue Unternehmergeist in dieser Zeit seine innere Wesenseinheit mit dem Hausierertum entdeckt hatte, daß er sah: hier liege für ihn ein von vornherein wohlgeschicktes Organ zur Vertreibung moderner Großbetriebsfabrikate vor. Freilich: nur auf eine gewisse Zeit war dies die Lage — für die Kinderzeit der deutschen Unternehmung, die Jahre, deren industrielles Ergebnis Reuleaux zur Zeit der Weltausstellung von Philadelphia mit den Worten „billig und schlecht" charakterisierte. Als später immer mehr, seit den achtziger Jahren und mit voller Entschiedenheit seit den neunziger Jahren, die deutsche Industrie sich der Herstellung besserer Erzeugnisse zuwandte, da konnte sie den armen Hausierer wenig mehr gebrauchen, da er bessere Dinge als Tand nicht zu verkaufen wußte: jetzt bedurfte es ganz anderer Mittel des Wanderhandels, um an den Konsumenten heranzugelangen. Und so schwand das Interesse der modernen Unternehmung an dem alten Stand, und dessen Strohfeuer moderner Entwicklung brannte überraschend schnell nieder. Mit unzweifelhafter Härte wandte sich die Gesetzgebung schon der neunziger Jahre gegen den kleinen Hausierer; für ihn galt nicht mehr das gute, alte Wort quisquis praesumitur bonus; mit einer geradezu strafenartigen Besteuerung wurde er bedrückt; und auch die

Beschränkung der Hausierscheine auf Personen über 25 Jahre ist nur aus Unterdrückungstendenzen verständlich. Nur in seiner alten Stellung an der Seite gewisser Hausindustrien — soweit diese nicht inzwischen unternehmermäßigen Verlag entwickelt haben — hält er sich deshalb noch hier und da; und die alten ihm angehörigen Familien sind vielfach deklassiert und in andere Erwerbskreise gedrängt worden.

Aber auch der bedeutendste, wenn auch etwas jüngere Zweig des alten Handels, der Kram- oder Detailhandel, hat keine freudigen Tage erlebt. Diese Art des Handels bezog sich ursprünglich auf alle dem größeren Publikum gewöhnlichen Handelsbedürfnisse, lief also auf den Betrieb eines heutigen Gemischte-Waren-Ladens hinaus: nur daß die Zahl der Verkaufsartikel noch gering war. Später trat dann eine Differenzierung nach der Herkunft der verkauften Erzeugnisse ein. Man unterschied den Kolonialwarenladen, der vom Großkaufmann bezog, von dem Landesproduktenladen, der vom Landmann und Müller direkt aufkaufte; daneben standen die Eisenhandlung, der Glas- und Porzellanladen, die Galanteriewarenhandlung und der Althändler: dieser früher eine weit wichtigere Person als heute. Neben dem eigentlichen Krämer kann man dann, sozial betrachtet, auch den kleinen Schankwirt zu der hier besprochenen Klasse rechnen.

Die Läden dieser Krämer und die Lokale dieser Wirte waren nun nach heutigen Begriffen durchaus primitiver Art; im Laden fehlte das Schaufenster oder war nur in unscheinbaren Anfängen vorhanden; das „Gewölbe" bot wenig, was das Auge erbaute, ja nur den Blick anzog; die Zahl der Gehilfen war gering. Und das Ideal des Krämers wie des Wirtes war noch nicht so sehr, um jeden Preis Geld zu verdienen, als in erster Linie anständig zu leben; er hatte seinen bestimmten lokalen Kundenkreis, der ihm genug tat; auch er war zufrieden, seine „ehrbare Nahrung" zu haben.

Eine Änderung dieser Verhältnisse trat merklich schon

in den vierziger Jahren ein, wenigstens für einige Zweige. In Preußen stieg die Zahl der Schankwirte so, daß 1843 einer auf 289 Einwohner kam. Es war in den ersten Zeiten politischer Erregung, — in Zeiten zudem, wo die Gefahr übermäßigen Wachstums der ganzen Klasse noch neu und darum wenig erkannt war, so daß die Behörde das Zulassungswesen lässiger handhabte. Später, als man strenger wurde, trat dann ohne Schaden für das Publikum eine Abnahme ein: 1849 kam ein Schankwirt auf 343, 1861 erst auf 487 Einwohner[1]. Ähnlich wie die Schankwirte aber mehrten sich im allgemeinen auch die Kolonialwarenhändler; und auch in anderen Zweigen begann man über Übersetzung zu klagen. Und diese Klagen hörten seitdem nicht wieder auf; ja sie nahmen gerade in der späteren Entwicklung, seit etwa Mitte der achtziger Jahre, an Eindringlichkeit und Aufdringlichkeit zu. Im Jahre 1895 zählte man im Reiche 563300 Hauptbetriebe und 122900 Nebenbetriebe des Warenhandels; beschäftigt waren in ihnen 1142000 Personen, wovon 520000 als Betriebsleiter; und es mochte zutreffen, wenn man von den Betrieben mindestens neun Zehntel dem Detailhandel zurechnete.

Woher nun diese grobe Übersetzung? Die Gründe waren im ganzen dieselben, die schon einmal, in den Zeiten primitiver Blüte des Unternehmertums, im 15. und 16. Jahrhundert, eine starke Übersetzung des Kramhandels herbeigeführt hatten, nur daß sie diesmal viel stärker wirkten. Vor allem war der Geist des neuen Wirtschaftslebens in die kleinen Kapitalisten gefahren: sie glaubten ihm in einem Kramladen am gewinnreichsten und vor allem am mühelosesten, nämlich ohne Fachkenntnis und starke Arbeitsaufwendung huldigen zu können. Wie Luther einst klagte, jeder wolle Kaufmann werden, so konnte man seit den fünfziger und wieder stärker seit den siebziger Jahren diese Klage für die Angehörigen des besseren Mittelstandes

[1] Schmoller, Kleingewerbe S. 334 ff.

namentlich der Klein- und Mittelstädte wiederholt hören. Sie drängten sich geradezu zum „Tütendreher". Hierzu kam, namentlich für gewisse besondere Zweige, wie das Tuchausschnittgeschäft und den Eisenhandel, der immer stärkere Wettbewerb der Juden. In dem ersten Menschenalter der Emanzipation vielfach noch dem Hausierhandel angehörig, drängten sie jetzt vorwärts in die höhere Stufe des spezialisierten Kramhandels; und bald waren sie in ihr unverhältnismäßig stark vertreten. Im Jahre 1895 waren unter denjenigen Personen der Reichsbevölkerung, die dem Hauptberufe nach im Geld-, Kredit- und Warenhandel mit stehendem Geschäftsbetrieb beschäftigt waren, 11 % Juden, während die Juden nur 1,15 % der Gesamtbevölkerung ausmachten. Und gewiß gehörte von diesen 11 % die weitaus überwiegende Mehrzahl dem Detailhandel an.

Was aber, neben einer Fülle von weniger allgemeinen Ursachen, die Übersetzung des Detailhandels noch ganz besonders erhöhte, das war der Umstand, daß sich auch Handwerker mit der Umwandlung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung in steigendem Maße neben dem Betriebe ihres Gewerbes dem Handel widmeten: zunächst mit eigenen Erzeugnissen, dann mit den Fabrikaten ihres Gewerbes, bald auch darüber hinaus mit „in das Geschäft einschlagenden" Waren. Eine volle Umgestaltung des Kramhandels trat nicht zum geringsten mit durch diesen Vorgang ein, der freilich zugleich auch durch die veränderten und steigenden Bedürfnisse der Konsumenten und durch Wandlungen in der Produktion herbeigeführt wurde. Jetzt entstand jene Durchbildung des Detailhandels, die man heute selbst in den kleinsten Städten schon anzutreffen gewohnt ist; jetzt entwickelte sich aus dem Kolonialwarengeschäft die Delikatessenhandlung, aus dem Tuchausschnitt das Konfektionslager, aus dem Eisenhandel das Geschäft mit Maschinen, Küchengegenständen, eisernen Bettstellen usw. Bot nun diese ständig fortschreitende Erweiterung des Detailhandels einer Fülle von Personen Unterkunft, nament-

lich inſofern dieſe irgendeine Spezialität mit Erfahrung und Eifer ergriffen, ſo war trotz allem der Andrang, namentlich auch in den kleineren Städten und zu den nicht ſpezialiſierten Geſchäften, ſo groß, daß immer von neuem die Gefahr der Überſetzung drohte. Und dieſe chroniſche Überfüllung zeitigte nun allerlei Krankheitserſcheinungen, welche ihrerſeits wiederum den Verſuchen der großen Unternehmung, in den Detailhandel einzudringen, einen nur allzu günſtigen Rückhalt gewährten.

Vor allem erhöhte der überſetzte Detailhändler, um bei geringem Abſatze beſtehen zu können, die Preiſe derart, daß der Konſument nach Abhilfe ſchrie, und daß derjenige, der dieſe Abhilfe brachte, noch immer einen ſchönen Verdienſt herausſchlug. Das iſt das Grundmotiv, an welches die Feinde der kleinen Detailliſten, die Großunternehmer anknüpften: mit ihrem größeren Kapital verſuchten ſie bei geringerem Verdienſt am Einzelſtück einen größeren Abſatz zu erzielen, um eben durch das Moment des größeren Abſatzes den kleinen Detailliſten in der Höhe des abſoluten Gewinnes ſchließlich nicht nur zu erreichen, ſondern noch um ein Erkleckliches zu überholen. Aus dieſem Zuſammenhange ergibt ſich, daß es dem Großunternehmen, das in den Kramhandel eintrat, zunächſt keineswegs um alle Artikel dieſes Handels zu tun war; es griff vielmehr, und namentlich anfangs, nur diejenigen Artikel heraus, in denen ſich mit Leichtigkeit ein ſtarker Umſatz erzielen ließ. Wie aber wurde nun dieſer Umſatz erreicht? Eins der früheſten und einfachſten Mittel war, den alten Gedanken des Hauſierertums gegen den Kramhandel wiederum mobil zu machen, wenn auch in teilweis abgeänderten Formen. Da gab man beſonders gewandten Hauſierern die Waren gegen teilweiſe Zahlung erſt nach Verkauf; vor allem aber begründete man in den Maſſen der modernen Geſchäftsreiſenden, die ſich an den Konſumenten direkt wenden, ein ganz neues Hauſiererperſonal des größeren Betriebes. Es war ein Gedanke, der ſchon früh gefaßt wurde, der aber ſo recht

erst seit dem Ausbau der Eisenbahnen, mit den fünfziger bis siebziger Jahren durchdrang, — zugleich aber jene Wendung des Unternehmertums gegen die älteren Formen des Hausierens herbeiführte, von der oben gesprochen worden ist. Neben den Commis voyageur, diese Lieblingsfigur der „Fliegenden Blätter", den kommerziellen Fahrenden und Vaganten der Gegenwart, traten dann später noch andere Formen moderner Hausiererei von Stadt zu Stadt, wenn auch nicht mehr von Konsument zu Konsument: die Wanderlager, die jetzt einer durch den Kramhandel gegen sie in Bewegung gesetzten Gesetzgebung schon wieder erlegen sind, und die Auktionsgeschäfte, die sich ebenfalls geringer Sympathien seitens der Obrigkeit erfreuen. Dazu kamen aber schließlich noch solche neue Formen des Hausierens, die den Konsumenten auch aus der Ferne aufzufinden wußten. Die Voraussetzung ihrer Entfaltung war natürlich die volle Entwicklung des modernen Verkehrs: vor allem billiges Porto der Post für Drucksachen, Warenproben, Pakete, daneben billige Preise für Zeitungsanzeigen, Reklamen aller Art, unter anderem auch Plakate. Da entstanden zunächst die eigentlichen Versandgeschäfte, anfangs und besonders auf dem Gebiete der Artikel, die stark der Mode unterworfen sind und daher nicht rasch in jeden Kramladen eines stillen Ortes dringen: allen voran die Versandgeschäfte für Damenmoden, die großen Pariser Häuser des Louvre, des Bonmarché, des Printemps, der Samaritaine, die ursprünglich sehr viel in Deutschland absetzten — und auch heute noch recht viel absetzen! — dann die Berliner und Leipziger verwandten Geschäfte: Gerson, Herzog, Steckner, Polich. Und neben sie trat dann das Versandgeschäft überhaupt: für Wurst und Schinken in Westfalen, in Braunschweig und Gotha, für Papierkragen und Herrenkonfektion und tausend andere Artikel in Leipzig, für Wäsche in Schlesien, für Butter in Friesland und Schleswig-Holstein usw. Der Umsatz dieser Geschäfte war schon früh außerordentlich, wenn auch noch nicht so groß

wie bei den entsprechenden Geschäften in Frankreich oder England. Neben diese Versandgeschäfte, die in ihrer reinen Form vornehmlich auf einen weiten Abnehmerkreis für bestimmte Waren einer Gattung rechneten, trat dann später in den größten Städten ein anderer Typus des Detailhandels im Großbetrieb: das sogenannte Warenhaus. Man könnte es auch das Großkramgeschäft nennen; denn es ging zumeist darauf aus, für eine bestimmte Schicht von Konsumenten, meistens die der breiten Masse, alle Waren, deren sie bedürfen, in nicht allzuviel Qualitätsabstufungen an einem Orte zu vereinen: so daß es den Angehörigen dieser Schicht möglich war, sich an diesem einen Orte in allen Dingen gleichsam zu verproviantieren, ohne noch viel Zeit durch Laufen von Straße zu Straße und von Laden zu Laden zu verlieren. Exemplare dieser Warenhäuser waren bald in allen mittleren und größeren Städten zu finden; in Berlin wuchsen sie sich rasch zu den Riesenunternehmen von Wertheim und Tietz aus, die auch schon für verschiedene Ansprüche und abweichende Geschmacksrichtungen Auswahl boten.

Gerade diese Häuser wurden dem Kleinhandel besonders verderblich. Denn sie verkauften trotz eleganter Aufmachung und hoher Magazinmiete wenigstens einige Lockartikel erstaunlich billig; und dies wurde ihnen möglich, weil sie wegen des Massenkonsums beim Produzenten direkt und, wenn indirekt, so doch auch unter besonderen Vergünstigungen gegen bar bestellen konnten und bei nur gangbaren Artikeln und ohne großes Warenlager rasch umsetzten, während der kleine Detaillist aus zweiter, wenn nicht dritter Hand teuer kaufen mußte und bei verhältnismäßig großen Lagerbeständen einen weit langsameren Umschlag seines Kapitals erzielte. Kein Wunder daher, wenn gerade diese Geschäfte Gegenstand heftiger Angriffe seitens der Kramhändler wurden, und wenn nicht wenige Volksvertretungen der Einzelländer sich zu Trägern dieser Angriffe machten, so namentlich der bayerische Landtag: hier schlug man eine

staatliche Besteuerung solcher Warenhäuser bis zu 3% des Umsatzes vor, so daß z. B. in München solche Geschäfte mit Einschluß der Gemeinde- und Kreisumlagen bis zu 7½% des Umsatzes belastet und d. h. so gut wie unmöglich gemacht worden wären. Anderswo war man nicht so grimmig; in Sachsen z. B. wurde den Gemeinden verboten, mehr als 2% Umsatzsteuer zu nehmen, während eine Staatssteuer überhaupt nicht bestand.

Als besondere Arten dieser Großunternehmungen ließen sich wiederum das Engrossortiment ansehen, ein Warenhaus, aus dem her der kleine Detaillist seinen Laden ausstattete, und volkswirtschaftlich vielleicht noch wichtiger, das Abzahlungsgeschäft: ein Warenhaus, das gegen Ratenzahlungen verkaufte, und das von gewissen Schichten vor allem zur Begründung einer ersten Einrichtung herangezogen wurde; in Berlin sollten nach der Schätzung eines besonders Sachverständigen, Höhnes, des langjährigen Dirigenten der Prozeßabteilung 4 des Landgerichts I, acht Zehntel der Gesamtbevölkerung mittelst Abzahlungsgeschäftes kaufen[1].

Übersieht man nunmehr die stattliche Reihe dieser Formen eines neuen Großbetriebes des Detailhandels — und diese Formen sind mit der gegebenen Aufzählung noch keineswegs erschöpft —, so begreift man, wie außerordentlich dieser Wettbewerb, trotz allen Wachstums der Bedürfnisse der Konsumenten und aller Vermehrung der Bevölkerung auf den alten Kramhandel drücken mußte. Wie viele Existenzen wurden hier nicht ruiniert, — auch in Deutschland. Freilich besitzen wir keine so klassische Schilderung des Unterganges der älteren Formen des mit Handwerk verbundenen Kramhandels, wie sie Zola in seinem Romane „Au bonheur des dames“ gegeben hat.

Allein mit all dieser neuen Ausgestaltung des Wettbewerbes war es noch nicht genug. Wie im Handwerk, so drang auch im Kramhandel die Unternehmung selbst in die

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus Bd. 1, S. 385.

alten Formen ein und unterhöhlte sie. Und zwar, da es sich nicht um den Kampf von Unternehmungsgeist gegen Arbeit, sondern wesentlich um den von größerem Kapital gegen kleineres handelte, der Hauptsache nach in der Form der Kreditgebung. Wie viele Detaillisten wurden nicht zu bloßen Statthaltern des hinter ihnen stehenden Unternehmers, mochte dieser nun ein Bauherr sein, der die Ladenmiete vorschoß, oder ein Unternehmer-Industrieller, der die Waren kreditierte!

Und auch damit noch nicht genug. Das, was schließlich den Krämer im Innersten traf, die neue Gewalt, der er sich unterordnen mußte unter allen Umständen, wenn er nicht verderben wollte, das war der unternehmerische Geist des neuen Kramhandels selbst. Es war jetzt aus mit dem gemächlichen Dahinschleifen in einem gegebenen Kundenkreis, mit dem behaglichen Verbrauch der ohne weiteres zufließenden „Nahrung". Es hieß unter allen Umständen sich im Wettbewerb um die Kunden mühen und die dafür gegebenen und immer und immer wieder erweiterten Mittel anwenden: die Reklame nach außen, sei es in tausend Formen gedruckter Anzeigen, sei es in anziehender Schaufensterauslage, sei es sonst auf möglichst mannigfache und überraschende und daher „wirksame" Art, und die Kulanz im Innern, das liebenswürdige Benehmen gegen den Kunden, die Fähigkeit, dem Geschmacke des Käufers rasch zu folgen, und die Besonnenheit, selbst den Launen dieses Käufers gerecht zu werden. War der Erwerb dieser Eigenschaften so leicht? Wie viele gerade der ehrsamsten Krämer sind daran zugrunde gegangen, daß weder sie noch die Ihrigen sie erringen konnten!

Im ganzen aber vollzog sich auf dem Gebiete des Detailhandels eine soziale Verschiebung und Umschichtung, die verhältnismäßig schwerlich geringer war als die auf dem Gebiete des Handwerks. Gewiß litten, sozial betrachtet, Handwerk und Krämerei, Bildungen verwandten Ursprungs, nicht so sehr als Hausierertum und Hausfleiß —

auch ihrerſeits wieder Bildungen verwandter Art: die ältere von dieſen beiden Gruppen wurde von der jüngſten Entwicklung ſtärker getroffen, vielleicht eben, weil ſie die ältere war. Aber dafür war der Kreis der dem Handwerk und der Krämerei Angehörigen doch auch gleichmäßiger im Wirtſchaftsleben verbreitet und machte zugleich auch einen wichtigeren Beſtandteil dieſes Lebens aus: und ſo griffen die ſozialen Folgen der hier eintretenden Veränderungen wohl faſt noch tiefer. Wir werden ſie ſpäter kennen lernen, wenn von der Bildung neuer ſozialer Schichten ſeit den vierziger bis ſechziger Jahren zu ſprechen iſt.

Innerhalb des Handels aber machten die Einwirkungen der neuen Zeit nicht beim Kramhandel halt. Sie griffen höher, auch in die Sphäre derjenigen Kaufmannſchaft hinein, die ſich über der Krämerei entwickelt hatte.

Dieſe Kaufmannſchaft war doppelter Art: ſie vermittelte entweder zwiſchen dem Ausland und dem Binnengebiet, oder ſie ſtellte eine höhere Stufe bloßen Binnenhandels dar. Soweit die erſte Kategorie und damit der eigentliche Fernhandel in Betracht kommt, iſt von ihr ſchon gelegentlich der Schilderung der Formen des internationalen Handels geſprochen worden[1]. Es mußte das geſchehen, weil die auf dieſem Gebiete eingetretenen Veränderungen wirtſchaftlich von der höchſten Bedeutung waren, während ſie für die Weiterbildung der allgemeinen geſellſchaftlichen Struktur einſtweilen weniger ausſchlaggebend waren. Dabei ergab ſich als das weſentlich ſoziale Element, ſoweit ein ſolches vorhanden war, daß der Zwiſchenhandel immer mehr zugunſten des Kommiſſionshandels ausgeſchaltet wurde, — mithin die alten Zwiſchenhandelsformen zugunſten von Kommiſſionshäuſern hinwegfielen.

Ganz entſprechend verlief nun auch die Entwicklung auf dem Gebiete des reinen Binnenhandels. Hier war es eine der weſentlichen Aufgaben des alten Zwiſchenhandels

[1] S. oben S. 185 ff.

gewesen, den Kramhandel mit seinem Bedarf zu versehen und den kleinen Produzenten ihre Roh- und Halbstoffe zu liefern. Anfangs war das freilich noch vielfach seitens der größeren Produzenten unmittelbar geschehen, solange sich bei diesen noch kein stärkerer Großbetrieb ausgebildet hatte: noch in den dreißiger und vierziger Jahren in der Form, daß solche größere Produzenten in Person oder deren Beauftragte die Märkte, in früherer Zeit noch mit der Ware selbst, später mit Musterstücken bezogen und hier direkt an die Krämer und kleinen Produzenten verkauften. Neben diesem größeren Produzenten aber hatte dann doch, ihn vielfach überragend, auch der größere Händler als Zwischenhändler, z. B. für Eisen, Porzellan, Glas, Kolonialwaren, gestanden und seine Geschäfte ebenfalls zumeist persönlich betrieben, auch wohl in der größeren Stadt, in der er saß, gern den Besuch der Kunden aus der Kleinstadt empfangen.

Dieser Betrieb änderte sich, als die Eisenbahnen häufiger wurden. Der Marktbesuch der größeren Produzenten hörte jetzt zumeist auf; sie ließen sich von den Kunden, wie schon von alters her die Zwischenhändler, besuchen, sandten aber noch lieber und bald vornehmlich Reisende. Reisende sandten jetzt aber auch die großen Produzenten von Eisen und Stahl, von Glas und Porzellan wie die Importeure von Kolonialwaren. Indem aber diese Art der Reisenden aufkam, wurde dem kaufmännischen Zwischenhändler der Existenzboden zum guten Teile entzogen. Denn da er in diesen Zeiten, entsprechend der Organisation des Kramhandels nach der Provenienz der Waren (Kolonial-, Eisen-, Gewebe- usw. Handlung), gewisse Waren eben nach diesem Grundsatz der Provenienz aus einer bestimmten Produktion führte, so war nicht einzusehen, warum die Großproduzenten dieser Waren, wenn sie jetzt einmal Reisende einführten, welche die größten Entfernungen durchmaßen, nicht auch denjenigen Teil der Kundschaft mitbesuchen und direkt mit Waren versehen sollten, der bisher durch den Zwischenhandel bedient

worden war. Und so kamen für den alten Zwischenhandel nach dem Grundsatz der Warenprovenienz unter der Einwirkung dieses Umstandes schlimme Zeiten. Das um so mehr, als sich, gerade für den Verkehr mit den Detailliſten, die großen Unternehmerproduzenten mit dem bloßen Aussenden von Reisenden bald nicht mehr begnügten. Sie betrauten vielmehr einerseits, um billiger zu arbeiten, häufig Kommissionäre mit der Vertretung ihrer Erzeugnisse an einem bestimmten Platze oder in einer gewissen Gegend und übergaben anderseits da, wo eine besonders energische Einwirkung auf die Kauflust der Kunden nötig schien, den Verkauf sogenannten Agenten, die, an sich selbständig, nur nach der Masse der gemachten Geschäfte remuneriert wurden, — sich also zum Reisenden etwa verhielten wie der Tageslohnarbeiter zum Arbeiter im Akkord. Und diese Organisation, die sich in ihren entschiedensten Ausläufern erst in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vollends entwickelte, wurde dann sogar gelegentlich und immer mehr nicht bloß gegenüber kaufmännischen, sondern auch gegenüber Privatkunden zur Anwendung gebracht.

Indem sich nun diese Entwicklung vollzog, war klar, daß dem Zwischenhändler alten Stils das Feld seiner Tätigkeit sehr beschränkt wurde, und er handelte zeitgemäß, wenn er sich durch die Organisation eines sogenannten Engrossortimentes zu retten suchte. Dieses Geschäft, von dem schon einmal kurz gesprochen wurde[1], läuft in einer seiner vollendetsten Formen darauf hinaus, in einem einzigen Betrieb eine große Anzahl oder wenigstens die wichtigsten derjenigen Waren zum Verkaufe zu stellen, deren ein kleineres Kramgeschäft oder auch manche Produzenten nach dem modernen Grundsatz des Absatzes für eine bestimmte Gesellschaftsklasse bedürfen, und durch diese Vereinigung eben die Inhaber solcher Geschäfte und solche Produzenten zu Einkäufen im ganzen anzulocken. Man sieht: es war

[1] S. 360.

ein Ausweg in der Richtung einer neuen Art des Zwischenhandels, den schließlich nur energische und kapitalkräftige Kaufleute einschlagen konnten: im ganzen ist der Zwischenhandel in seinen älteren Formen als ein unter den heutigen Verhältnissen des Verkehrs und der freien Wirtschaft nicht mehr notwendiges Glied der Handelsorganisation zugrunde gegangen.

Dabei kann es als eine der Lebenstendenzen der modernen Wirtschaft überhaupt bezeichnet werden, daß der Produzent so viel wie möglich direkt den Konsumenten zu treffen sucht: daß mithin der Produzent unter allen Umständen, indem er die Vermittlung seiner Ware an den Verbrauch selbst in die Hand nimmt, zugleich Händler — und also im ganzen Unternehmer wird. Gänzlich durchgeführt würde diese Tendenz den vollen Sieg der freien Unternehmung auf wirtschaftlichem und auch auf sozialem Gebiete bedeutet haben.

Freilich: wäre es ein Sieg gewesen ohne Niederlage und ohne Stachel? Wir werden an späterer Stelle eingehend eine nicht minder entschieden vertretene Tendenz des neueren Wirtschaftslebens kennen lernen, die darauf hinauslief, daß auch der Konsument seinerseits ohne jede Zwischenstufe, also auch ohne die Vermittlung des Produzenten, zu diesem vorzudringen suchte: eine Tendenz, deren radikales Durchdringen die Abstreifung der Händlereigenschaft vom Produzenten und somit den Untergang der modernen Unternehmung bedeuten würde.

IV.

Die freie Unternehmung und die Stände der Landwirtschaft.

1. In der Schilderung der sozialgeschichtlichen Wandlungen, die sich während der letzten beiden Menschenalter des 19. Jahrhunderts in Handel und Industrie vollzogen haben, ist auswärtiger Einwirkungen nur von Zeit zu Zeit gedacht worden. In der Tat spielte der fremde wirtschaftliche Wettbewerb, um den es sich hier an erster Stelle handeln würde, in diesen Zusammenhängen nur eine geringere Rolle; nur für die erste Periode des Verfalls des Handwerks und gewisse Wandlungen der Hausindustrie in früher Zeit kam er als ausschlaggebend mit in Betracht; im ganzen waren die sozialen Wandlungen auf dem Gebiete des Verkehrs und der Gewerbe, wie sie sich unter dem Einfluß der freien Unternehmung vollzogen, ein zunächst innerdeutsche Entwicklungsvorgang.

Anders auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Hier spielte das Eingreifen des auswärtigen Wettbewerbes eine solche Rolle, daß die populäre Betrachtung der landwirtschaftlichen Krisen gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem dies eine Moment zu sehen und aus ihm den ganzen Entwicklungsprozeß herzuleiten gewohnt war. War das nun im höchsten Grade einseitig, so besteht doch darüber kein Zweifel, daß die auswärtige Konkurrenz für die Landwirtschaft viel mehr zu bedeuten gehabt hat und auch noch heute bedeutet als für Handel und Gewerbe. Warum? Aus dem-

selben Grunde, aus dem das Grundrentenproblem für den Landwirt wichtiger ist als für den Kaufmann oder Industriellen. Die landwirtschaftliche Produktion ist an sich begrenzt; sie ist zwar großer, aber doch keineswegs so unbedingter Steigerungen fähig wie die industrielle Erzeugung; und mit zunehmender Produktion wachsen daher in ihr im allgemeinen die Kosten, während sie auf industriellem Gebiete zu fallen pflegen. Das Problem noch weiter gefaßt, kann man sagen, daß der landwirtschaftlichen Erzeugung in ausgesprochener Weise etwas vom Monopolcharakter anhafte: ein Wesen, das für sie in mancher Richtung besondere Vorteile, zugleich aber auch besondere Schäden zur Folge hat. Zu den letzteren gehört, daß sie, in der Masse ihrer Erzeugnisse, wie wir sahen, begrenzt, allein schon bei besonders rasch zunehmendem Verbrauche, anderer Möglichkeiten einstweilen noch nicht zu gedenken, Gefahr läuft, eine auswärtige Konkurrenz an ihrer Seite zu sehen.

Unter diesen Umständen können die Schicksale der Landwirtschaft und ihrer Stände in den letzten zwei Menschenaltern des 19. Jahrhunderts als ein Vorgang der inneren Entwicklung nicht voll verstanden werden, wenn nicht vorher eine Übersicht über die Entfaltung und Bedeutung des auswärtigen Wettbewerbs gewonnen worden ist. Und da muß immerhin bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgegriffen werden.

Um diese Zeit gab es nur wenige Länder in Europa, in denen die Ernährung der einheimischen Bevölkerung eines Zuschusses von außen her bedurfte: es waren England, Holland und Skandinavien. Auf Grund dieser Verhältnisse hatte sich im europäischen Norden ein größerer Getreidehandel von den südlichen Küstenländern der Ostsee, die über ihren Bedarf hinaus produzierten, nach den genannten Ländern gebildet: ähnlich wie im späteren Mittelalter für die Ernährung des damals einfuhrbedürftigen Italiens ein pontischer Plantagenbau und Getreidehandel entstanden war, eine Ausbeutung der Küstenländer des Schwarzen Meeres,

die später verloren gegangen und erst wieder seit dem Vordringen Rußlands zur Küste und seit der Gründung Odessas (1795) aufgenommen worden ist. Abgesehen aber von diesen Export- und Importbeziehungen der Küstenländer der Ost- und Nordsee, behalfen sich um 1800 die europäischen Länder im allgemeinen mit den Erzeugnissen ihres eigenen Anbaues; und dem entsprach es, daß, bei der gering entwickelten Ausgleichungsmöglichkeit voneinander entfernt gewonnener Erträge, noch starke Preisschwankungen der gewöhnlichsten Lebensmittel an der Tagesordnung waren und Teuerungen, ja selbst Hungersnöte auch in Zentraleuropa noch nicht als ausgeschlossen gelten konnten.

Diese Lage begann sich im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam und in der zweiten Hälfte rapid zu ändern. Vornehmlich aus zwei Gründen. Einmal hatte schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine starke Fortentwicklung der Landwirtschaft stattgefunden; über den Körnerbau hinweg war man zum entschiedenen Anbau von Hackfrüchten (Kartoffeln, Rüben, Krautarten usw.) fortgeschritten. Und diese Bewegung setzte sich dann in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch kräftiger fort. Ihr Ergebnis war, daß das Brachfeld innerhalb der im allgemeinen noch bestehenden Dreifelderwirtschaft nunmehr fast durchweg besömmert wurde, zum Anbau gelangte: was der Vermehrung des Baulandes um etwa ein Drittel seines bisher erreichten Umfanges gleich kam. Und eine Folge wiederum dieser Wandlung war eine außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung, — eine Erscheinung, die der Bevölkerungszunahme der jüngsten Vergangenheit im allgemeinen verhältnismäßig wenig nachgab. Indem aber diese Bevölkerungsvermehrung, wie sie begreiflicherweise namentlich in den Landbaugegenden eintrat, durch ein oder zwei Menschenalter hindurch zur Gewohnheit geworden war und bei der von der neueren Landwirtschaft schließlich erreichten Grenze der Produktionsfähigkeit nicht haltmachte, sondern sie überschritt, kam es gegen Mitte des 19. Jahr-

hunderts zu Erscheinungen der Übervölkerung, die den Import von Nahrungsmitteln unmittelbar nach sich zogen. Der zweite Grund aber, der um diese Zeit den herkömmlichen Zustand aufhob, wonach ein jedes Land im allgemeinen für die Ernährung seiner Bevölkerung selbst sorgte, lag in der nunmehr beginnenden großartigen Entfaltung der modernen Transportmittel[1]. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Bevölkerungen Mittel- und Westeuropas, die infolge ihrer zunehmenden Industrialisierung für fremde Bodenerzeugnisse kaufkräftig wurden, trotz ihres steigenden Überschusses noch weit über die Grenze der heimischen Ernährungsfähigkeit hinaus zu erhalten; und es entwickelte sich allmählich jener gewaltige internationale Getreidehandel, der heutzutage schon weit mehr als den zehnten Teil aller Welthandelswerte umfaßt.

Als einfuhrbedürftige Länder ergaben sich neben England, den Niederlanden und Skandinavien jetzt auch die Länder der antiken Kultur im Süden: Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, und das Gebiet etwa des heutigen Deutschen Reiches; als Ausfuhrländer kamen anfangs vornehmlich Rußland und die Vereinigten Staaten in Betracht. Es war eine Lage, die sich in den sechziger Jahren zu akzentuieren begann; Ende der siebziger Jahre hatte sie bei den niedrigen Preisen der eingeführten Nahrungsmittel schon zu mehr oder minder starken agrarischen Krisen der Importländer geführt, deren diese im ganzen und großen zunächst durch Zollschutzgesetzgebungen Herr zu werden suchten.

Deutschland speziell war dabei schon ziemlich genau seit Mitte des Jahrhunderts zu einem Getreide einführenden Lande geworden, noch bevor der russische und amerikanische Wettbewerb auftrat; vor allem Roggen wurde seit Anfang der fünfziger Jahre mehr vom Ausland bezogen als an dieses abgegeben. Doch überwog für Getreide im all-

[1] S. oben S. 125 ff.

gemeinen immer noch die Ausfuhr nach England, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz. Und so blieb es noch bis in den Anfang der sechziger Jahre; nur in Roggen, der Hauptfrucht für die Ernährung Norddeutschlands, bestand im Jahre 1860 schon eine Mehreinfuhr von 259000 Tonnen. Aber bereits mit dem Anfange des nächsten Jahrzehnts war eine Änderung eingetreten, indem nicht bloß Roggen, sondern auch Gerste und Malz, Hafer und Mais in größeren Beträgen mehr über die Grenze hereinkamen als hinausgingen. Nur beim Weizen ließ sich noch ein Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr verzeichnen. Im Jahre 1880 aber war auch dieser Überschuß verschwunden: das Reich war zu einem Importland für alle Körnergattungen geworden; und diese Bewegung hat sich seitdem immer kräftiger fortgesetzt; im Jahre 1900 betrug der Einfuhrbedarf schon etwa zwei Fünfzehntel der eigenen Erzeugung.

Minderbetrag oder Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr in Tausenden von Tonnen während der entscheidenden Jahrzehnte des Umschwungs:

Getreideart	1860	1870	1880	1890
Weizen	— 211	— 175	+ 88	+ 672
Roggen	+ 259	+ 269	+ 672	+ 880
Gerste und Malz . .	— 39	+ 45	+ 124	+ 801
Hafer	— 16	+ 52	+ 118	+ 187
Mais	?[1]	+ 17	+ 339	+ 561
Bevölkerung in Millionen	37,7	40,8	45,2	49,4

Dabei ist das Einfuhrbedürfnis keineswegs auf Getreide beschränkt geblieben; es hat auch die Tiere, Fleisch- wie Nutztiere, ergriffen; bei Schafen stand die deutsche Aufzucht Ende des 19. Jahrhunderts weit hinter dem einheimischen Bedarfe zurück; auch bei Pferden und Rindvieh ergab sich

[1] Mais ist 1860 noch statistisch im Weizen enthalten.

ein Ausfall; nur bei Schweinen überstieg die eigene Zucht, aber in bescheidenem Maße, den Verbrauch.

Und dies alles, obwohl die landwirtschaftliche Erzeugung stärker gewachsen war als die Bevölkerung. Denn sie stieg im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts von 12,1 auf 16,15 Millionen Tonnen netto (d. h. nach Abzug der Aussaat), also um 38 %, während sich die Bevölkerung nur um 18 %, also noch nicht die Hälfte von 38 %, vermehrte. Kein Zweifel also, daß der Getreide- (und auch der Fleisch-) Verbrauch in weit stärkerem Maße gewachsen ist als die Bevölkerung, verhältnismäßig vielleicht um 20 bis 25 %.

Diese ganze Entwicklung würde nun für die deutsche Landwirtschaft und überhaupt für die mittel- und westeuropäische Produktion nicht so große Schwierigkeiten gebracht haben, wenn nicht gleichzeitig die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse außerordentlich gesunken wären.

Es gingen in Preußen, verglichen mit der Periode von 1876—80, die Durchschnittspreise zurück um Prozent:

Getreideart	1881/85	1886/90	1891/95	1896/1900
Weizen	10,3	17,7	20,7	23,5
Roggen	3,7	13,4	8,5	18,3
Gerste	16,4	11,9	10,2	13,5

Dabei ist noch zu bedenken, daß die sinkende Tendenz seit 1879 durch Getreidezölle bekämpft wurde. Vgl. auch Troeltsch S. 36, 41.

Und dieses Sinken machte sich um so fühlbarer, als es eine Zeit außerordentlichen Steigens ablöste. Dazu wichen die Preise nicht bloß beim Getreide, sondern auch bei den wichtigsten Erzeugnissen der landwirtschaftlichen Nebengewerbe, namentlich des Großgrundbesitzes, so vor allem bei Zucker und Spiritus.

Woher nun dieser Umschwung? Soweit er aus dem ausländischen Wettbewerb zu erklären ist — auch eine Fülle innerer Gründe wirkten mit —, wird er namentlich durch folgende Momente verständlich. Die Länder, die nach dem Reiche importierten, waren anfangs vornehmlich Rußland,

auch Rumänien und die Vereinigten Staaten. Später kam Oſtindien dazu, wenn es ſich auch keineswegs zu dem gewaltigen Gegner auswuchs, den man befürchtet hatte, ſowie einige ſüdamerikaniſche Staaten, Uruguay z. B. und vor allem Argentinien; vielleicht daß in Zukunft auch einige Teile Innerafiens ſtärker mit in Frage kommen dürften, Sibirien etwa, Kleinaſien, Meſopotamien, Turkeſtan. Alle dieſe Länder nun, ſo verſchieden ſie auch ihrer Wirtſchaft nach untereinander ſind — Rußland erzeugte Ende des 19. Jahrhunderts, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, kaum ein Zehntel der Getreidemenge der Vereinigten Staaten —, zeichneten und zeichnen ſich doch gemeinſam dadurch aus, daß in ihnen die Geſtehungskoſten des Getreides weit geringer ſind als in Deutſchland. Vor allem galt und gilt das für die Länder, die noch jungfräuliches Land in großen Mengen aufweiſen. Um zunächſt das Beiſpiel der Vereinigten Staaten anzuführen, ſo waren in dieſen im Jahre 1850 erſt 113 Millionen Acres (1 Acre = 40,5 Ar) unter Kultur, 1870 aber 189 Millionen und 1890 358 Millionen: das bedeutete für die zwei Jahrzehnte von 1870 bis 1890 eine Erweiterung des angebauten Landes um 169 Millionen Acres, während die Erweiterung in den zwei Jahrzehnten vorher (1850 bis 1870) nur 76 Millionen betragen hatte. Dabei waren im Jahre 1890 noch immer nicht über 18,6 % des Unionsgebietes bewirtſchaftet (improved): welche ungeheure Fülle jungfräulichen Bodens harrte alſo immer noch des Pfluges! Natürlich konnte und kann unter dieſen Umſtänden überaus billig produziert werden. Aber noch vorteilhafter lagen und liegen die Dinge in Argentinien. Man berechnet hier die geſamte weizenfähige Fläche auf 64 Millionen Hektar: das Doppelte der heute in Deutſchland überhaupt landwirtſchaftlich genutzten Fläche. Zieht man von dieſen 64 Millionen 25 % ab als einſtweilen noch notwendig erſcheinendes Weideland für Zugtiere, ſo bleiben rund 48 Millionen. Von dieſen 48 Millionen waren im Jahre 1897 etwas über 3 Millionen

in Kultur genommen und davon etwas über 2 Millionen mit Weizen bebaut: so daß also die Kultur- und Weizenfläche mindestens noch auf das Sechzehnfache der bisher genutzten gebracht werden konnte. Nun bieten allerdings Rußland, Indien und auch die innerasiatischen Gebiete so außerordentliche Vorteile der Landnutzung einstweilen wohl nicht, aber auch in ihnen kann überall Brotfrucht immer noch weit billiger erzeugt werden als in Deutschland, denn die Fruchtbarkeit ist bei geringerer Düngung meist größer, und die Arbeitslöhne sind niedrig.

Aber zu den geringen Erzeugungskosten trat noch ein anderes Moment, um den ausländischen Wettbewerb zu einer Gefahr für die deutsche Landwirtschaft zu machen. Das war die überaus billige Verfrachtung nach Deutschland. Hier griff die rapide Zunahme der Eisenbahnen und des Seeverkehrs in die Entwicklung ein. Dabei kamen die Eisenbahnen zunächst nur zur Erschließung der neuen Getreidequellen vom Binnenlande her und hin zum Seeverkehr in Betracht; denn nur für Rußland und Rumänien vermittelten sie zugleich einen Teil des Handels noch über die Grenze hinaus bis unmittelbar nach Deutschland. Und da sind nun die hauptsächlichsten der deutschen Getreidelieferungsländer, Rußland und die Vereinigten Staaten, in der Zeit der Zunahme ihres Wettbewerbs auch an Eisenbahnen gewaltig gewachsen.

Eisenbahnen in Rußland und den Vereinigten Staaten (in Kilometerlänge):

	1835	1845	1855	1865
Rußland	—	144	1 048	3 940
Vereinigte Staaten . .	1 282	7 454	29 566	56 452
	1875	1885	1895	1900
Rußland	19 584	26 847	37 746	45 121
Vereinigte Staaten . .	119 220	207 508	292 431	307 112

Und was nicht minder von Bedeutung war: zugleich fielen die Frachtraten auf diesen Bahnen, vornehmlich für den Transport von Ausfuhrgetreide, beträchtlich. Weit

mehr geschah das aber noch mit den Preisen der Seefracht. So betrug z. B. der Frachtsatz von Odessa nach Hamburg im Jahre 1863 noch 1,65 Mark für den Doppelzentner Getreide, 1895 dagegen 1 Mark. Der Frachtsatz von Rumänien nach Hamburg war 1870: 3,70, 1898: 1,10 Mark. Noch stärker aber sind die Differenzen in Amerika, vor allem in den Vereinigten Staaten. Die Fracht von Neuyork nach Liverpool hatte 1873 noch die Höhe von 21 Cents für den Bushel; 1895 war sie auf 2 Cents herabgegangen. Und im Jahre 1898 standen die Dinge, von Deutschland aus betrachtet, so, daß der Doppelzentner Weizen vom Schwarzen Meere nach Mannheim für 1,90 Mark, von Neuyork für 1,80 Mark, vom La Plata für 2,30 Mark geliefert wurde.

Das waren so geringe Sätze, daß ihnen, zumal wenn sie in Verbindung mit den niedrigen Getreidepreisen der Ursprungsländer auftraten, die deutsche Landwirtschaft kaum gewachsen sein konnte; und wirksam konnte sie in dieser Hinsicht, wie der geschilderte Eingriff in das deutsche Wirtschaftsleben ein mechanischer war, nur durch mechanische Gegenmittel, vornehmlich die Schutzzölle seit dem Jahre 1879, über Wasser gehalten werden.

Gleichwohl waren es keineswegs die geschilderten Vorgänge allein, welche die deutsche Landwirtschaft der jüngsten Menschenalter vornehmlich bedrückten. Neben diesen mechanischen Einwirkungen ging vielmehr eine überaus schwierige innere Umwandlung her, die dadurch hervorgerufen wurde, daß die freie Unternehmung in die Landwirtschaft eindrang und sie von Grund aus umgestaltete. Soll dieser Vorgang ganz verstanden werden, so muß freilich ziemlich weit in die Sozialgeschichte des platten Landes zurückgegriffen werden. Die Erzählung wendet sich im folgenden der damit gestellten Aufgabe zu.

2. Die mittelalterliche Landwirtschaft hat im allgemeinen nur zum eigenen Verbrauche der ihr Angehörigen oder zum

unmittelbaren Tausche ihrer Produkte gegen andere Erzeugnisse gesät und geerntet. Auch die Entwicklung der Städte brachte diese Regel im Grunde weit weniger ins Schwanken, als man zunächst zu glauben geneigt sein könnte. Die Städte besaßen fast durchweg große Feldfluren, von denen wichtige Teile sogar nicht selten innerhalb der Mauern lagen; ihre Geschlechter waren zugleich Grundbesitzer, und auch der Handwerker stand mit einem Fuße im Ackerbau, hielt Groß- wie Kleinvieh und trieb Geflügelzucht. Und wie klein war zudem der Prozentsatz der städtischen Bevölkerung im Verhältnis zur ländlichen! So war denn der Fall, daß ein landwirtschaftlicher Produzent mit seinen Erzeugnissen im eigentlichen Sinne Handel trieb und auf diesen hin produzierte, sehen wir vom Kolonialgebiete im Osten ab, im ganzen selten, und eine Ausnahme machten der Hauptsache nach nur die Produzenten besonderer Art, sei es, daß es sich um den Anbau von Wein, Waid, Hanf und anderen Handelsgewächsen handelte, sei es, daß von kleinen Leuten in der Nähe größerer Städte Gemüsebau, Geflügelzucht und dergleichen zum Verkaufe der Produkte getrieben wurde. Mit Rücksicht auf diese Kreise also, die spezialisierenden und kleinbäuerlichen, konnte man am ehesten im Mittelalter von ländlichen Produzenten für den Handel und regulären kleinen Unternehmern reden; diese Klassen sind es darum auch gewesen, die sich im 19. Jahrhundert am frühesten und behaglichsten dem Einflusse des Geistes der freien Unternehmung hingegeben haben. Sie gleichen hierin den Hausierern ebenso, wie diese ihnen ähnlich im Mittelalter früh die Vortruppen kommender Gesellschaftsschichten der Unternehmung gebildet haben.

Im übrigen aber trat noch im Mittelalter eine innerliche, von der Landwirtschaft selbst ausgehende Umgestaltung landwirtschaftlicher Betriebe zur Unternehmung eigentlich nur an einer Stelle ein, und zwar an einer der Kleinwirtschaft diametral entgegengesetzten: im Großbetrieb. Und das geschah sofort zu der Zeit und in den Gegenden, wo

sich auf deutschem Boden zum ersten Male überhaupt ein wirklicher ländlicher Großbetrieb auszubilden begann: während des 14. und 15. Jahrhunderts in der Gutsherrschaft vornehmlich des kolonialen Nordostens. Es ist eine Entwicklung von höchstem Interesse, schon insofern ihre unmittelbaren Folgeerscheinungen bis in die Gegenwart hereinreichen; aber ihr Verständnis ist nur möglich, wenn man von ihr auch um Jahrhunderte rückwärts in frühe Zeiten deutscher Agrargeschichte Einschau hält.

Man trifft da, in der Periode etwa vom 7. bis 12. Jahrhundert, innerhalb der ländlichen Kreise als höchste wirtschaftliche und soziale Entwicklungsform in den Gebieten des deutschen Mutterlandes — das koloniale Deutschland, das heutige Ostelbien, ist bekanntlich erst im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts entstanden — die Grundherrschaft an. Was will sie, und wie hat sie sich entwickelt?

Die landreichen Leute, mochten sie dem weltlichen oder dem kirchlichen Adel angehören, welche im 6., im 7. oder 8. oder in späteren Jahrhunderten Bauernhöfe oder Hufen — die ordnungsmäßige Wirtschaftsausstattung des freien Mannes — in verschiedenen Orten und Dörfern besaßen, waren nicht imstande gewesen, diese ganz in den genossenschaftlichen Betrieb des Dorfes eingeordneten, dem Flurzwang der Dorfgemeinde unterworfenen Gebilde nach freiem Ermessen zu bewirtschaften oder bewirtschaften zu lassen: sie hatten sie vielmehr im allgemeinen an bäuerliche Wirte verpachten müssen; und nur auf den großen Flächen des Rottlandes und sonst in Ausnahmefällen war ihnen die Möglichkeit eigener ausgedehnterer Wirtschaft geworden. Dabei war aber die Verpachtung in den Zeiten noch ungebrochener Naturalwirtschaft, in denen wir uns vom 7. bis zum 12. Jahrhundert befinden, nicht möglich gewesen gegen einen Geldbetrag, sondern nur gegen Zahlung von Naturalerträgen und vor allem auch, da die Bebauung des Pachtbodens nicht einträglich genug war, um starke Über-

schüsse über den Bedarf des Pächters hinaus zu liefern, gegen Leistung von persönlichen Diensten. So erklärt es sich, daß der Pächter vor allem auch persönlicher Diener des Pachtherrn wurde: er frondete einige Tage der Woche auf den Rottländereien des Herrn, er leistete Dienste höheren Aufwartens in dessen Wohnräumen, der Residenz, der Burg, er zog mit ihm als reisiger Mann zu Feld: das Verhältnis von Pächter zu Eigentümer ward in dieser naturalwirtschaftlichen Zeit ohne weiteres zu dem des persönlich an den Herrn und dessen Dienst Gebundenen: hierin beruhte die soziale Stellung des Standes der Grundholden im früheren Mittelalter.

Nun versteht sich aber, daß dieses Verhältnis, das den Grundholden ursprünglich überaus eng an den Grundherrn fesselte, mit eindringlicherem Anbau und steigender Grundrente immer freier werden mußte; denn der Genuß des steigenden Rentenzuwachses fiel nach dem bestehenden Zinsrechte nicht dem Herrn, sondern dem Grundholden zu. Und so kam es denn dazu, daß die Grundholden, etwa im 12. Jahrhundert, wirtschaftlich immer unabhängiger wurden, ja zu behäbigem Wohlstande aufstiegen, während der Herr nur im Besitze der kärglichen, im 8. oder 9. Jahrhundert mit dem Grundholden vereinbarten Zinse blieb — und im Besitze der persönlichen Dienste.

In diesem Momente konnte nun zweierlei eintreten. Entweder der Herr hielt an der unfreien Qualität persönlicher Gebundenheit des Grundholden fest, verlor aber den wirtschaftlichen Genuß seines Landes: dann wurde er aus einem Grundherrn sozusagen zu einem Landesherrn; und war das Glück gut, und flossen ihm die unentbehrlichen Rechte staatlicher Hoheit aus dem Auflösungsprozesse der Reichsverfassung zu, so konnte er es wohl zum Fürsten bringen. Oder aber: der Herr vereinbarte mit dem Grundholden die Beseitigung seines persönlich gebundenen Verhältnisses gegen Zahlung einer wirklichen einheitlichen Pacht ohne persönliche Dienste, wie diese nun jetzt, in den An-

fängen geldwirtschaftlicher Zeiten und bei höherem Ertrage des Landes, sehr wohl schon möglich war: dann trat er wieder in den vollen Genuß der Bodenrente, und der bisher gebundene Grundholde wurde zum freien Pächter.

Von diesen beiden Möglichkeiten ist die erste in Deutschland unendlich viel häufiger eingetreten als die zweite; aber auch von der zweiten finden sich, namentlich längs der Westgrenzen, gewichtige Spuren. Und vor allem: in Verbindung mit ihrer Entwicklung, sei es direkt durch sie angeregt, sei es nur äußerlich parallel, doch innerlichst mit ihrer Tendenz verbunden, entstand im äußersten Westen, so vor allem in den Niederlanden, wohl schon viel früher, im 10. und 11. Jahrhundert, ein selbständiges freies Pachtrecht. Es kam auf, wo bisher ungenutzter Boden zur Besiedlung ausgegeben wurde, — wo noch nicht irgendwelche grundherrlich-grundholde Beziehungen aus früherer Zeit bestanden, — wo sich die modernsten Vertragsformen einer werdenden neuen Wirtschaft entwickeln konnten: und so ward es von vornherein zu einem Pachtrecht der Besiedlung.

Welch unendliche Bedeutung aber hat es dann aus dieser Eigenart heraus erlangt! Schon die ersten niederländischen Kolonisten, die im Beginn des 12. Jahrhunderts durch den geistlichen Fürsten des Landes vom Utrechter Bistum her in die Bremer Moore berufen wurden, sind nach diesem freien Pachtrecht angesiedelt worden; und alsbald ward es zur Grundlage der Siedlungsverträge jener Tausende und Abertausende, die sich, anfangs den Nordabhängen der deutschen Mittelgebirge entlang, bald aber auch auf anderen Wegen, ja schließlich zur See der Kolonisation des Ostens zuwandten. So wurde dieses Pachtrecht, wenn auch vielfach in modifizierten Formen, zu dem Bauernrecht der neuen Siedlungsländer, zum freien agrarischen Rechte des heutigen Ostelbiens.

Allein auf diesem kolonialen Boden hatte dies besonders günstige Recht binnen wenigen Jahrhunderten ein Schicksal, dessen Geschichte sich fast wie ein Märchen, wie

der Bericht einer genauen Umkehrung der Entwicklung des Grundholdenrechts anhört. Neben den Bauern eines Kolonialdorfes pflegte hier im Dorfbereiche zugleich auch ein Ritter, ein Junker zu sitzen und in einer umfangreicheren Gutsanlage mit einem meist in sich geschlossenen Landareale hauszuhalten: mit der Möglichkeit also, ganz im Gegensatz zu dem frühmittelalterlichen Grundherrn mit seinem Streubesitze im Westen nicht bloß eine Gutsherrschaft zu üben, sondern eine wirkliche größere Gutswirtschaft zu betreiben. Dabei standen ihm anfangs für seine Wirtschaft und für deren Vergrößerung bäuerliche Kräfte gar nicht oder nur in geringem Maße zur Verfügung: die Bauern waren frei und zinsten nur ihrem Pachtherrn. Nun wurden aber die Junker im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts und auch noch später in den meisten Territorien des Koloniallandes, die mit vielen finanziellen und militärischen Verlegenheiten zu kämpfen hatten, von den Fürsten mit der Gerichtsbarkeit über das Dorf, in dem sie saßen, ausgestattet, falls sie sie nicht von Anbeginn besaßen: sie erhielten sie gegen bar oder gegen besondere, meist militärische Dienste. Sie wurden also gleichsam zu kleinen Herrschern in ihrem Dorfbereiche in eben den Zeiten, in denen sich die großen Grundherren des Mutterlandes, indem sie sich von den rein lokalen Verhältnissen loslösten, immer mehr zu Landesherren durchbildeten; während im Westen die kleinen Territorien des 16. bis 18. Jahrhunderts entstanden, bereitete sich im Osten unter den Landesherren die dörfliche Junkerherrschaft derselben Jahrhunderte und noch des 19. Jahrhunderts vor. Und damit nicht genug. Es ergab sich für den einzelnen Dorfjunker auch bald als vorteilhaft, seine Gutswirtschaft entschiedener durchzubilden und womöglich auch — vielfach durch Heranziehen von Bauernland — zu vergrößern. Die Gründe hierfür waren mannigfaltiger und örtlich teilweis verschiedener Art, sehr vielfach aber griffen sie schon auf das Gebiet der Unternehmung über: schon im 14. und 15. Jahrhundert waren die Niederlande und wohl durch-

gängig auch England für Getreide importbedürftig; dies Getreide kam aus den Küstenländern der Ostsee, und so verlohnte es sich auch in den deutschen Kolonialgebieten des Baltikums schon, Getreide über den eigenen Bedarf hinaus zu bauen und an die Ostseehäfen zum Export zu verhandeln. Es war auf großagrarischem Gebiete vielleicht der erste bedeutendere Fall, in dem das Motiv der Unternehmung sich geltend machte: es ist auf deutschem Boden das agrarische Gegenstück zu den Anfängen des industriellen Unternehmertums im 14. und 15. Jahrhundert.

Woher aber die Arbeitskräfte für den Betrieb der erweiterten Gutswirtschaft nehmen? Hier wurde nun noch einmal, und zum letzten Male wohl in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens, der Herrschaftsgedanke, so, wie ihn der Großgrundbesitz des früheren Mittelalters entwickelt hatte, von Bedeutung. Aber während damals, in der großen Grundherrschaft des 7. bis 12. Jahrhunderts, der Verlauf der gewesen war, daß aus einem naturalwirtschaftlichen Pachtsystem mit starken Dienstleistungen grundholder Leute bei steigender Kultur ein System der Untertanschaft und der hoheitlichen Herrschaft hervorgegangen war, war hier der Verlauf der umgekehrte. Aus der Gerichtsherrschaft folgerten die Junker für ihre Bauern Zinsabhängigkeit und Fronde, und diese ehemals freien Elemente wurden aus Gerichtsuntertanen zu Hörigen und in mannigfachen Pflichten abgestuften Grundholden: es war in der Tat, als ob in den Gegenden des damit aufkommenden Systems der neuen Gutsherrschaft eine Bewegung einsetzte, die zum allgemeinen Verlauf der Entwicklung entgegengesetzt strömte. Und doch war dies nur teilweise der Fall. Denn die durchgebildete Unternehmung, das Produzieren zum kaufmännischen Verkaufe, bedarf, wo sie gedeihen soll, überall starker abhängiger Arbeitskräfte. Das Besondere war nur, daß hier, in einem überaus frühen Falle, diese Kräfte noch nicht in einer der modernen Formen der Arbeitsabhängigkeit, sondern wesentlich in der Form der frühmittelalterlichen, grund-

hörigen Arbeitsabhängigkeit gewonnen wurden: und daß sich demgemäß das wirtschaftliche Unternehmerdasein des Junkers mit der Ausübung von Herrschaft, daß sich nach unseren Begriffen private und öffentliche Rechte aufs engste verquickten.

Diesen besonderen Zusammenhang muß man im Auge behalten, will man sogar noch die heutige Lage des ostelbischen Rittergutsbesitzes sowie den privaten und öffentlichen Charakter dieses Besitzes richtig verstehen. Zwischen dem deutschen Mutterland und dem deutschen Kolonialgebiete ist, wenn auch in starker Abschwächung, lange Zeit hindurch und noch heute nachwirkend etwas von dem Gegensatze vorhanden gewesen, der zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union vor der Aufhebung der Leibeigenschaft bestand. Hier wie dort waren es persönlich abhängige Arbeitskräfte, die die Entwicklung größerer agrarischer Unternehmungen, in dem einen Falle im Plantagenbau, in dem anderen im Rittergute des deutschen Nordostens, ermöglichten.

Die geschilderten Zusammenhänge aber reichten auch in Deutschland noch unmittelbar bis hinein ins 19. Jahrhundert. Ja gerade am Schlusse dieser langen Periode vom ausgehenden Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, in den Jahrzehnten vor der Zeit der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, die ihre Grundlagen zu erschüttern drohte, ergab sich ein besonderer Anlaß, sie noch einmal, wenn auch in gewissen Abwandlungen, eingehender zu begründen. Wie wir schon wissen, kam in England um die Mitte etwa des 18. Jahrhunderts — und zwar hier zuerst in ganz Europa — ein Zeitalter modernen Wirtschaftslebens empor: und damit wuchs unter steigender Bevölkerung der Bedarf an Landesprodukten, Flachs, Wolle, Vieh, Getreide derart, daß auch die rasch fortschreitende einheimische Landwirtschaft ihn nicht mehr zu decken vermochte. Daher zog man auswärtige Hilfsquellen heran, und in einem gegenüber früheren Zeiten wesentlich erhöhten Maße entwickelte sich ein Export bal-

tischer, vornehmlich preußischer Landeserzeugnisse nach England. So kamen frohe Zeiten für die Rittergutswirtschaft des Nordostens: Weizen und Wolle namentlich stiegen gewaltig im Preise, und die Intensität der Wirtschaft wurde, zum Teil unter Ausnutzung des weiten Kreditsystems der fridericianischen Landschaften, wesentlich gesteigert: bis die Störung der bestehenden Wirtschaftsverhältnisse durch die Kontinentalsperre und nach ihr die Drohungen der Stein-Hardenbergschen Reformen immer stärkeren Eintrag taten. Das dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachte dann eine schwere Krise; das erste Zeitalter des teilweise noch mittelalterlich gebundenen agrarischen Unternehmertums der Gutsherrschaft war vorüber, und ein neuer, nun ganz moderner, auf starke Kapitalverwendungen hinauslaufender Aufschwung setzte erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wiederum ein.

Ehe wir indes diese späteren Zeiten genauer verfolgen, wird es nötig sein, die Umwandlungen kennen zu lernen, denen auch die bäuerliche Wirtschaft schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Richtung auf die freie Unternehmung hin unterlegen war.

Versetzen wir uns in das Wirtschaftsleben des platten Landes in Deutschland während der zwanziger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, so stoßen wir, trotz der der emanzipatorischen Gesetze der Franzosen- und Rheinbundszeit im Süden und Westen und trotz der Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen, im ganzen doch noch auf Verhältnisse, die nicht allzusehr von dem ländlichen Dasein des vorhergehenden Jahrhunderts abwichen. Und das gilt für alle ländlichen Kreise, die des Großbesitzes wie des Mittel- und Kleinbesitzes, in besonderem Maße aber für den Mittelbesitz, die bäuerliche Wirtschaft. Noch immer war damals das wirtschaftliche Dasein des Vollbauern, wie vielfach auch des kleineren Grundbesitzers, tief eingesenkt in das alte Gemeindeleben des Dorfes. Das Wort „Nachbar" hatte noch viel von seinem alten gewichtigen

Sinn und Klang: die Nachbarschaft verband die Dorfgenossen noch zur Abwehr gemeinsamer Gefahr des Wassers und Feuers und zu gemeinsamer Aushilfe der Schäden, die dem einzelnen sonst von übermenschlichen Mächten drohten; sie hieß noch Gemeinschaft des Fühlens und Wollens in Freud' und Leid, hieß gemeinsame Feier der Hochzeit und gemeinsamer Grabgang. Wenn irgendwo, so lebte vor allem in den echten Bauerndörfern noch ein Stück Mittelalter fort: der Satz, daß sich Kulturreste vergangener Zeitalter in den konservativen Schichten des Volkslebens vererben über Menschenalter, Jahrhunderte, Jahrtausende, hier galt er einmal besonders umfassend.

Sogar für die individuellste Seite des Lebens, die Wirtschaft. Noch war in den meisten Gegenden die alte Gemeinheit des Waldes und der Weide nicht aufgelöst, noch bestand, wenn auch vielfach durch Landesordnung und behördlichen Eingriff reguliert und der Absicht der Eingriffe nach verbessert, markgenossenschaftliches Dasein. Noch kamen die Bauern jährlich mehrmals zu Hauf, um den gemeinsamen Wirtschaftsplan der Flur zu besprechen; noch erholte sich der arme Häusler mit einer Kuh oder ein paar Ziegen an dem Gemeindebesitz der Gemeinde, an der Grasnarbe des Wegraines, an den der Weide offen stehenden Wiesen und im Laubgang des Waldes. So lebten auch die Kleinen zwar oft kümmerlich oder wenig behäbig dahin, doch selten arm: noch griff auch die Armut in Wonne und Weide, in den schier unerschöpflichen Vorrat des Gemeindebesitzes. Und da, wo im Dorfe ein Gutsherr saß, waren diese Verhältnisse wohl oft gedrückter und bald mehr, bald minder verschoben zugunsten dieses Herrn: im ganzen aber hatten sich auch hier beträchtliche Teile des alten Markwesens in Recht und Sitte erhalten; und der Arme und auch der Arbeiter gutsherrlichen Dienstes genoß noch zahlreicher freier Gaben nach altem Recht der Allmende.

Was sich aber vor allem wenigstens in den ländlich-behäbigen Schichten erhalten hatte, und zwar wiederum

beim Bauer als dem Urtypus ländlicher Wirtschaft, am meisten, das war das alte Selbstgenügen der einzelnen Wirtschaft und eine Form der haus- und hofwirtschaftlichen Erzeugung, in der die Familie des Eigentümers wie das Gesinde unter dem Befehlswort des Haus- und Hofherrn in einer großen Erzeugungs- und vielfach auch Verbrauchsgemeinschaft zusammen arbeitete. Da ließ der einzelne Vollbauer noch wenig Geld aus dem Hofe gehen, und wenig Geld kam auch in den Hof hinein. Er baute noch, wessen er bedurfte; er war noch sein eigener Handwerker; er trug noch selbstgezogene, selbstgesponnene und oft auch selbstgewebte und selbstgefärbte Leinwand; Wolle galt ihm als Luxus. Und in seiner Absicht, ganz auf sich gestellt zu sein, ein freier Herr seiner Wirtschaft, half ihm groß und klein, Mann und Weib; ein wichtiger Teil der hausgewerblichen Tätigkeit fiel von alters her den Frauen zu; und die Spinnstuben sahen wie zur Zeit der Ahnen im Winter allabendlich die Vereinigung von Arbeit und Frohsinn. Es war ein Leben, das in gar manchem unmittelbar an die Hausgemeinschaft der Urzeit erinnerte, oft ganz in sich zurückgezogen, ungern der Verkehrswelt der Städte zugewandt: noch in den sechziger und siebziger Jahren haben deutsche Bauern in hochkultivierten Gegenden Papiergeld ungern genommen, sie zogen den Silbertaler vor: pecuniam probabant veterem et diu notam (Tac. Germ. c. 5).

Der kleine Mann auf dem Dorfe aber war in gewissem Sinne den großen Produktionseinheiten, sowohl der des Dorfes wie der der einzelnen Wirtschaft, einrangiert, mochte er nun selbständig auf einem Häuschen sitzen, „auf eigenem Herde rauchen und von eigenem Dache traufen", oder mochte er auf der Arbeitsstelle eines Bauernhofes oder auch in der Arbeitsstraße eines Gutshofes Platz halten. Stand er für sich, so war sein nächstes Lebensziel, die Selbständigkeit bäuerlichen Daseins nachzuahmen, — fern war er der Entwicklung eines eignen agrarischen Lebensideals. Stützte er sich auf die Stelle eines Bauern- oder

Gutshofes, so nahm er an der Hauswirtschaft dieser Stätte als Arbeiter und Empfänger von Produktionserträgen ständigen Anteil.

Diese vielfach noch so „patriarchalischen", freilich auch schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in manchem Betracht archaischen Zustände erfuhren nun bis in die vierziger Jahre hin einen ersten Wechsel. Dabei sind die Ursachen der Wandlung heute noch nicht völlig aufgeklärt, wie denn überhaupt die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an vielen Stellen eingehender Bearbeitung noch harrt; doch ergeben sich die folgenden Zusammenhänge als teilweis evident, teilweis wenigstens höchst wahrscheinlich.

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine große Anzahl von wichtigen Veränderungen im Betriebe der Landwirtschaft eingeleitet worden, die, anfangs zumeist auf größeren Gütern erprobt, doch auch an den mittleren Besitz übergehen konnten: Verbesserung des Körnerbaues vornehmlich und Bebauung der bisher zu periodischer Brache verurteilten Äcker, insbesondere des jeweils rastenden Flurdrittels der Dreifelderwirtschaft, mit Hackfrüchten: Schubarth von Kleefeld, der Einführer des Kleebaues, ist 1787 gestorben; der hundertundfünfzigste Geburtstag Thaers konnte im Jahre 1902 gefeiert werden. Indem nun diese Verbesserungen, vor allem der Kartoffelbau, auch in die bäuerliche Wirtschaft eindrangen, erlebte diese ein starkes Ansteigen ihrer Erträge; ein gut Teil jener Errungenschaften der deutschen Landwirtschaft, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer durchschnittlichen Verdoppelung der Produktion führten, gehört schon der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an.

Naturgemäß war damit ein Moment gegeben, das zu größerer Behäbigkeit der bäuerlichen Zustände führte. Dazu kam aber, besonders auch für die kleineren bäuerlichen Besitzer, noch ein zweites. In derselben Zeit etwa, die den landwirtschaftlichen Aufschwung sah, und vornehmlich seit

dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begann die Industrie leise, und in den folgenden Jahrzehnten immer deutlicher, ihren Anlauf zu der gewaltigen Entwicklung der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu nehmen. Das geschah aber der Hauptsache nach zunächst auf dem platten Lande, sowohl, insofern es sich um die sehr beträchtliche Entfaltung der Hausindustrie handelte, wie teilweis auch, insoweit das Fabrikwesen in Betracht kam: denn auch die Fabrik, anfangs meist auf natürliche Bewegungskräfte angewiesen, war zuerst vielfach ein Kind des platten Landes. So fiel denn dem Landvolk zur Zeit der agrarischen Verbesserungen zugleich in den Industrielöhnen ein unerwarteter und vielfach nicht unbedeutender Nebengewinn zu; und an nicht wenigen Stellen wuchs sich dieser Nebengewinn zum Lebensunterhalt, das Nebengewerbe zum Berufe aus.

Auf diese Weise ergaben sich für den Bauer wie den kleinen Wirt der ländlichen Kreise ständig wirkende Antriebe zu höherer Lebensgestaltung. Und da ist denn für die Zeit und die sittliche Struktur von Land und Leuten bezeichnend, daß diese Zusammenhänge ihren letzten und einheitlichsten Ausdruck in einer steigenden Tendenz der Geburten erhielten. In dem Menschenalter von 1816 bis 1845 wuchs die Bevölkerung innerhalb des heutigen Reichsgebietes von beinahe 25 auf 34½ Millionen oder um 38,7 %, während sie im folgenden Menschenalter, von 1845 bis 1875, nur um 24,1 und in der nächsten Generation auch nur um etwa 32 % gestiegen ist: es war verhältnismäßig die stärkste Bevölkerungsvermehrung während des ganzen Jahrhunderts. Und zwar vermehrte sie sich vor allem in den spezifisch ländlichen Gebieten. Sombart[1] hat darauf hingewiesen, daß die Zunahme in den preußischen Regierungsbezirken Marienwerder, Köslin und Bromberg rascher war als in Düsseldorf; in Gumbinnen und Stralsund rascher als in

[1] Kapitalismus Bd. 2, S. 147. Ebenda S. 146 die oben gegebenen allgemeinen Bevölkerungsziffern.

Arnsberg und Köln; in Posen und Königsberg rascher als in Breslau, Magdeburg und Minden. Und im ganzen ergab sich für Preußen, daß sich die Bevölkerung in Gegenden mit ärmeren Böden von 1819 bis 1845 sogar rascher vermehrte, nämlich um 46 %, als in solchen mit reicheren Böden, wo die Vermehrung nur 45 % betrug.

Die letztere Erscheinung, obwohl mit dem geringen Ausschlag nur eines Prozentes, ist doch charakteristisch. Die Zunahme, an sich durchaus normal, hatte schließlich doch einen etwas proletarischen Charakter angenommen: sie war bei weitem stärker als der Fortschritt im Ertrage der Landwirtschaft, sie mag diesen etwa um das Doppelte, wenn nicht noch mehr überholt haben. Eine an sich berechtigte, glückliche Tendenz war also zu lange und darum übertrieben verfolgt worden: der erste agrarisch-technische und teilweis industrielle Aufschwung der neueren Zeit rächte sich bitter am Bauern und kleinen Mann des Landes: lange Zeiten der Not, ja für die kleinen Leute Zeiten des Hungers traten in den vierziger Jahren ein; Motive wurden laut, die die passive Haltung des Bauerntums und die revolutionäre Stimmung eines Teiles des ländlichen agrarischen und industriellen Proletariats in der Revolutionszeit des Jahres 1848 erklären.

Sehen wir aber genauer zu, was denn nun eigentlich geschehen war, so ergibt sich das Folgende. Ein starker Aufschwung der landwirtschaftlichen Intensität und dadurch erhöhte Einnahmen der mittleren ländlichen Bevölkerung waren von dieser nicht zur Kapitalansammlung und dadurch zur Möglichkeit, den Betrieb noch weiter zu steigern, benutzt worden, sondern vornehmlich der Vermehrung der Bevölkerung zugute gekommen. Diese Vermehrung war dann so rasch fortgeschritten, daß sie die Steigerung der Intensität des Anbaues überholt hatte: und Zustände der Not waren eingetreten.

Es war eine im Grunde noch wenig moderne Entwicklung. Mit Recht kann man sie ihrer inneren Struktur

nach in gewissen Beziehungen mit der Entwicklung der Gutsherrschaft, soweit wir diese bisher kennen gelernt haben, vergleichen. Wie in dieser die Arbeitskräfte alles waren und die Notwendigkeit, stärkeres Kapital in den Boden zu werfen, sich erst langsam seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufzudrängen begann, so wurde hier fast jede Möglichkeit der Fortentwicklung noch in der Vermehrung der Arbeitskräfte der Bevölkerung gesucht und gefunden.

Ja, es waren im Grunde noch geradezu primitive Formen der Erweiterung der ländlichen Wirtschaft, die letzten Endes darauf beruhten, daß die alte Erzeugungs- und Verbrauchsgemeinschaft zwischen Herr und Gesinde, zwischen Hausvater und Familienmitgliedern noch immer mit lebendiger Kraft fortwährte. Soweit die rein bäuerliche Seite der Entwicklung in Betracht kommt, wird man daher sogar noch recht stark an einzelne Vorgänge des bäuerlichen Aufschwunges im 12. und 13. Jahrhundert erinnert. Damals führte der Schluß jener Besiedlung des Heimatlandes, die mehr als ein Jahrtausend lang den jungen Leuten ohne ländliche Wirtschaft die Möglichkeit der Begründung eines eignen Hofes gewährt hatte, zu einem raschen Steigen der Grundrente und damit auch des bäuerlichen Wohlstandes: zugleich aber auch zu den ersten ganz ausgesprochenen Erscheinungen einer zunehmenden bäuerlichen Übervölkerung. Es war eine Kombination, in vielen Stücken der der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ähnlich. Sie hätte auch damals zu Notständen führen müssen (und durch diese hindurch zu einer rascheren Steigerung der Intensität des Anbaues und zu einem früheren Übergang in geldwirtschaftliche Zeiten), wenn nicht in diesem Augenblicke entlastend und unter ganz anderen Gesichtspunkten rettend die Kolonisation des Ostens eingetreten wäre: in der Besiedlung und Eroberung der Gegenden jenseits der Elbe und die Donau hinab entlud sich der Überschuß der Bevölkerung und des Wirtschaftsmutes der ländlichen Klassen.

Ähnlich war nun auch das schließliche Ergebnis im 19. Jahrhundert; ja, an Mächtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung übertraf es zweifelsohne die verwandten Erscheinungen des Mittelalters. Aus den behäbigen und doch unter starker Kinderzahl leidenden mittleren und kleineren ländlichen Haushaltungen Deutschlands löste sich Mann auf Mann und Jüngling auf Jüngling und aus den übervölkerten Gemeinden Haushalt auf Haushalt los und zog zu nicht geringem Teile den Weg der Kolonisation jungfräulichen Bodens. Freilich nicht mehr in der Nähe der Heimat. Wo war da noch freies Land zu finden? Längst war die Unkultur des mittelalterlichen Osteuropas höheren Bildungen gewichen: ein polnisches und ein Magyarenreich festeren Wesens waren schon im 14. und 15. Jahrhundert entstanden und hatten noch der mittelalterlichen Kolonisation ein allzu frühes Endziel gesteckt; und hinter ihnen hatte sich seit dem 18. Jahrhundert die kompakte Macht Rußlands gebildet. So hieß es weiter wandern, hinaus in neue Welten, in die Länder über See: vor allem nach Nordamerika, das einen tüchtigen Ansiedlerstamm zu nähren bereit schien. Der breite Strom der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten entwickelte sich, wie er Jahrzehnte hindurch gedauert hat, erst Süddeutschland ergreifend und dessen bevölkertste Gebiete, vor allem die Pfalz und Württemberg, dann vornehmlich genährt durch Auswanderer aus dem deutschen Nordosten. Wird diese große Bewegung dem Mutterlande dereinst noch nützen, wie die mittelalterliche dem damaligen Mutterlande Segen gebracht hat, — nach Jahrhunderten: in der Entwicklung Preußens und Österreichs, in der Gründung des neuen Reiches?

Aber nicht alles Volk des platten Landes, das überflüssig erschien, zog jetzt wie einstmals neuer Landarbeit zu, ging über See. Neben die Auswanderung trat die Abwanderung: hin zu den großen Industriezentren der Heimat, die in erster Bildung begriffen waren, und hin zur größeren Stadt. Es war ein früher Strom, der das weite Meer

des modernen vierten Standes mit bilden half; wir werden an späterer Stelle sehen, was er in dieser Hinsicht bedeutete.

Indes mit dieser doppelten Leerung des platten Landes, der Aus- und der Abwanderung, waren die Wirkungen der bäuerlich-agrarischen Bewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch nicht erschöpft. Wenn auch zunächst ohne viel Kapital, nur mit stärkeren menschlichen Wirtschaftskräften, mit mehr Händen ausgestattet, war man doch zu einem intensiveren Anbau fortgeschritten und verfolgte diesen Weg immer weiter. Konnten nun die damit verbundenen Änderungen im Wirtschaftsleben ohne Einfluß auf die althergebrachte Produktionsgemeinschaft des bäuerlichen Hofes bleiben? Es war nicht anders möglich, als daß sie diese lockerten. Geschah dies aber, so konnte ein neues bäuerliches Wirtschaftsdasein der Regel nach nur in einem Sinne entwickelt werden, der der modern wirtschaftliche war und immer mehr wurde: im Sinne des Betriebes auch der Landwirtschaft als einer rechnerisch-kommerziell zu führenden Unternehmung. Gewiß war das ein Zug der Entwicklung, der zunächst leise genug einsetzte: allein nachdem einmal ein Anfang gemacht worden war, wirkte dieser, durch den allgemeinen Verlauf des nationalen Wirtschaftslebens beständig unterstützt, immer stärker: bis schließlich wenigstens die fortgeschrittenen bäuerlichen Wirtschaften einen modernen Zug der Unternehmung annahmen. Von Bedeutung in dieser Richtung wurde es, wenn auch noch nicht so sehr in diesen Frühzeiten als später in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß nun der Bauer bei steigender Wirtschaft auch des Kapitals bedurfte: künstlicher Dünger mußte angewandt, Maschinen mußten gekauft werden. So hatte man zu sehen, wie Geld ins Haus kam: immer stärker wurde die Produktion auf den Verkauf; immer sichtbarer drang auf diesem massivsten aller Wege der Geist der Unternehmung ein. Und wo die Ertragsüberschüsse zur Durchführung modernen Anbaues nicht genügten, da wandten sich „unternehmendere" Bauern wohl bald auch dem Kredit zu: und

neben den alten verderblichen Verbrauchskredit heillos verschuldeter Landleute trat, als eine fast neue Form der wirtschaftlichen Befruchtung, der produktive Kredit des aufstrebenden mittleren Landmannes. Im ganzen aber wurde auf diese Weise doch schließlich auch von dem mittleren und kleineren Grundbesitze derselbe Weg eingeschlagen, den der Großbesitz zumeist schon früher betreten hatte: der Weg zur modernen Unternehmung.

Das volle Beschreiten dieses Weges aber, die mehr oder minder starke Unterwerfung unter den Geist der freien Unternehmung, bedeutete für alle diese Formen einen schweren Bruch mit der Vergangenheit, einen Eintritt grundstürzender Veränderungen. Es sind die Wehen einer ganz neuen Zeit, deren Geschichte wir nunmehr verfolgen müssen.

3. Die Vorerscheinungen des modernen agrarischen Wirtschaftslebens, die wir soeben kennen gelernt haben, lassen sich nunmehr mit wenigen Worten kennzeichnen: innerhalb des Großgrundbesitzes eine primitive Form der Unternehmung, in der an Stelle modernen Kapitals noch Dienstleistungen im Grunde naturalwirtschaftlichen Charakters zur Anwendung gelangen; innerhalb der bäuerlichen Kreise eine noch mittelalterliche Betriebsform, die bäuerliche Hauswirtschaft, in der gesteigerte Intensität des Betriebes Überschüsse ergibt, die aber nicht an erster Stelle zur Vermehrung des Betriebskapitals und zu einer unternehmungsmäßigen Umformung der Wirtschaft, sondern vielmehr zu einer starken Vermehrung der arbeitenden Stände, der Bevölkerung Anlaß geben. In beiden Fällen noch nicht eine eigentlich moderne Wirtschaft; dazu fehlt im ersten Falle trotz allen vorhandenen Unternehmersinnes noch die Umwandlung der naturalwirtschaftlichen Betriebsformen in geldwirtschaftliche und im zweiten Falle trotz vorhandenen Kapitals der Unternehmersinn. Die Entwicklung schreitet nun so fort, daß diese beiden Momente beseitigt werden: und zwar beide Male von außerhalb der Landwirtschaft her, heraus aus

einem Unternehmertum vornehmlich bürgerlichen Charakters. Das ist die große Peripetie der landwirtschaftlichen Stände in den jüngsten Zeiten; sie geraten unter die geistig-wirtschaftliche Vormundschaft der Unternehmung, und diese Unternehmung ist eine Lebensform an erster Stelle jener Klassen, die sie bisher als sich untergeordnet betrachtet haben, der bürgerlichen. So wird die Landwirtschaft abhängig und gerät in Gefahr, ihre bisher führende Stellung zu verlieren.

Dieser Vorgang ist nun im einzelnen zu schildern. Dabei kann aber das gewünschte Ziel nicht erreicht werden, wenn sich die Erzählung nicht gleichsam in verschiedene Kanäle zerteilt entwickelt, zuerst vom Bauern und den kleineren Besitzern, auch freien Tagelöhnern des platten Landes spricht und darauf erst vom Gutsherrn.

Die ersten Elemente der Dekomposition, die den freien Bauer, den kleineren Besitzer und den Tagelöhner zugleich trafen, waren diejenigen, die in Verhältnisse eindrangen, an welchen sie alle zugleich beteiligt waren, in die Verhältnisse der uralten Gemeinwirtschaft des Dorfes. Da hatte die liberale Gesetzgebung seit den Stein-Hardenbergschen Reformen im Norden und Nordosten und seit der Einführung des Rechts der französischen Revolution in großen Teilen Süddeutschlands und des Westens die entscheidende Bresche zu legen begonnen. Das neue preußische Recht beruhte mehrfach auf englischem und französischem Vorbild, das französische wiederum auf der Anwendung rechtlicher Begriffe der römischen Kaiserzeit: in beiden Fällen ging die neue Gesetzgebung auf den rechtlichen Ausdruck von Zeitaltern der Unternehmung zurück. So stand sie unter dem leitenden Gedanken des freien Wettbewerbs aller Kräfte und der Verselbständigung, der Subjektivierung jedes Wirtschaftsdaseins. Wie hätte sie da den mittelalterlich-sozialistischen Tendenzen der alten deutschen Markengemeindeverfassung gerecht werden sollen? Sie hob dieses wirtschaftliche Gemeinleben auf, soweit es die Zeit des Absolutismus noch hatte bestehen lassen; und sie vernichtete zu diesem Zwecke

außer der Aufhebung der Gemengelage der Äcker namentlich die materiellen Grundlagen dieses Gemeinlebens, die Allmende und die mannigfachen Nutzungsrechte der Gemeinden an staatlichem oder sonstigem ehemaligen Obereigen, Wäldern, Mooren, intensiv bisher noch nicht genutztem Lande. Es sind die mannigfachen Gesetze über Ablösung von Servituten- und Gemeinheitsteilungen in den deutschen Ländern, die hier in Betracht kommen, in Preußen vornehmlich die Gemeinheitsteilungsordnung vom Jahre 1821 und das ergänzende Gemeinheitsteilungsgesetz vom Jahre 1850. Diese Gesetzgebung hat dahin gewirkt, daß wenigstens in Preußen gegen Schluß des 19. Jahrhunderts die Aufteilung gemeinschaftlich benutzter Grundstücke im wesentlichen beendet war, wenn sich auch im Westen noch gewisse Reste der alten Marken erhalten haben: ein Zustand, der im allgemeinen auch für Südwestdeutschland zutrifft[1].

Die Folge der Gemeinheitsteilungen war für den Bauer die Beschränkung mehr auf den eigenen Hof und die Möglichkeit, den Wirtschaftsplan seines Landbaues persönlicher aus sich heraus zu gestalten; und diese Möglichkeit wurde noch verstärkt durch die Ablösung zahlreicher Nutzungsrechte an Wald und Weide, an Wasser und Moor, die ihm bisher zugestanden hatten; zugleich bekam er auch durch die Aufhebung dieser alten Rechte vielfach Kapital in die Hand, das zur Meliorierung des Bodens benutzt werden konnte. Es waren Veränderungen, die günstig wirken konnten, wo klare Einsicht in die Richtung der modernen Wirtschaftsentwicklung vorhanden war, die dazu führen konnten, den Bauer zum modernen agrarischen Kleinunternehmer, zum „Gutsbesitzer" zu machen. Freilich, zunächst wesentlich negativer Art, waren diese Änderungen höchst zweischneidiger Natur: bei geringerer Einsicht in den

[1] S. die Berechnungen bei Sombart, Deutsche Volkswirtschaft S. 403 ff.

Lauf der Dinge wie bei auch nur einmaliger Verwendung des erhaltenen Kapitals zu unproduktiven Zwecken konnten sie rasch bergab führen.

Überwiegend vom Übel aber war die Aufhebung der Nutzungen und die Gemeinheitsteilung für den kleinen Mann. Er verlor nicht bloß das Gemeinheitsgefühl wie der Bauer — und es hatte für ihn doch noch immer einen moralischen Zusammenhang mit der dörflichen Aristokratie bedeutet —, er verlor auch den eigentlichen Ressort seines wirtschaftlichen Daseins, die letzte Hilfsquelle, den eisernen Bestand gleichsam seiner materiellen Existenz, wie er in den Weideberechtigungen auf den Äckern, Wiesen, Angern, Wäldern, in den Forstberechtigungen zur Mast, zum Mitgenuß des Holzes und zum Streuholen, in den Berechtigungen zum Plaggen-, Heide- und Bultenhieb bestanden hatte. Alle diese Wohltaten waren nun verschwunden, aufgehoben; und der kleine Mann war im wesentlichen leer ausgegangen; er war expatriiert aus der engen Dorfheimat, die ihm einst naturalwirtschaftliche Zeiten bereitet hatten. Und er fühlte sich auch verelendet. So verließ er Heimat und Dorf der Väter und wanderte neuen Zielen und neuem Leben, fast durchweg der Stadt und dem Dasein eines jüngsten, vierten Standes, zu.

Aber auch das andere, noch ältere Element des dörflichen und vornehmlich des vollen bäuerlichen Daseins, die Hausgemeinschaft der Familie auf ererbtem Hofe, wurde schließlich durch die Aufhebung der Gemeinwirtschaft des Dorfes schwer geschädigt, wenn auch auf ihre volle Zerstörung stärker wohl noch andere Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens eingewirkt haben.

Wie groß war doch diese Gemeinschaft in früheren Zeiten gewesen! In Gegenden mit Erbfolge gleich naher Erbberechtigter zu gleichen Teilen waren oft die „Gemeiner", wie sie sich bezeichnenderweise nannten, die Gleichberechtigten zusammengeblieben; sie hatten nicht geteilt, hatten die alte Gemeinschaft der Familienmitglieder im Anbau des Hofes

zu gesamter Hand aufrechterhalten. Und wo die Erbfolge eines bevorzugten Sohnes, sei es des ersten oder des letzten, bestanden hatte, da hatten die anderen Söhne wohl unter dem Bruder gedient: als eine zum Empfang des Dienstes berechtigte Person gleichsam von ewiger Dauer hin durch die Geschlechter war das Landgut der Väter erschienen. Und um die Familie in ihren verschiedenen Zweigen hatte sich das Gesinde gruppiert, sie gleichsam nur ergänzend, noch im weiteren Sinne zu ihr gerechnet, mit gemeinsamem Kirchgang und gemeinsamer Atzung: geistig und körperlich ihr gleichwertig. Dies Ganze aber wiederum der menschlichen Wirtschaftseinheit eines Hofes hatte diesem nach uralten, von den Ahnen heraus vererbten Satzungen des Anbaues und der Stoffveredlung gedient zur direkten Deckung etwa aller jener Bedürfnisse, die die Lutherſche Erklärung der vierten Bitte aufführt.

Jetzt brach die neue Zeit in diese Wirtschaftseinheit ein. Teilweis in mehr äußerlichen Einwirkungen: wer wollte noch Leinwand wirken und Röcke tragen nach Altväterweise in Jahren, da der städtische Händler als Vertreiber fabrikmäßiger Webwaren schon weit billiger lieferte und die Tracht anfing, immer mehr durch die Mode bestimmt zu werden? Und wer wollte und konnte noch sein eigner Schmied und Stellmacher sein im Zeitalter aufkommender Maschinen der Landwirtschaft? Vor allem die häusliche Stoffveredlung ging durch äußere Einflüsse zurück und teilweis zugrunde. Das alles störte aber die alte Arbeitsordnung überhaupt. Da hatte das Gesinde in den Zeiten, die von Landarbeit frei waren, im Winter vornehmlich, gesponnen und geschnitzt und gestellmachert, Dächer geflickt und Ställe gebaut; jetzt baute der Maurer massiv und deckte der Dachdecker mit Ziegeln, und die Handwerker drangen in das ständige Leben des Hofes ein: ein Teil des Gesindes wurde überflüssig, und für jederlei Arbeit bedurfte es andrer Verteilung.

Was aber wichtiger war: der Geist selber der Wirt-

ſchaft änderte ſich. Die höhere Intenſität des Anbaues, das Wegfallen alter Routine dörflich gemeinſam beſchloſſener Arbeit auf Grund der Allmende, die Beſeitigung herkömmlicher Nutzungen, die andere Lage der Hofäcker infolge von Separation oder Verkoppelung der Dorfflur: dies alles und tauſend andere Neuerungen geringfügiger wie wichtigerer Art warf das alte Wirtſchaftsſyſtem um, führte zu ſtändigen Änderungen, brachte ſchärfere Berechnung des Vorteils und Nachteils: legte eine perſönliche, ſubjektive Dispoſition, legte wirtſchaftliche Spannungen nahe, die das Gegenteil waren alten Brauches und von den Vätern heraus vererbten Denkens.

Es waren Wandlungen, unter denen Herrſchaft und Geſinde ſich allmählich ſeeliſch veränderten. Der Herr begann zu rechnen, nicht weniger die Glieder ſeiner Familie. Und dieſe Glieder fanden nicht ſelten, daß ſie draußen, in der Fremde, weiter kommen würden wie daheim in dienender Stellung: ſie emanzipierten ſich, ſie zogen dem Sterne eigenen Glückes nach zur Stadt, in die Fabrik, zum Heer, in den Königsdienſt, nicht ſelten hinaus ins Freieſte, in fremde Weltteile, in die Lande jenſeits des Waſſers. Und ähnlich wie ſie dachte das Geſinde. Der ſogenannte patriarchaliſche Zuſtand ſchwand dahin: der Herr rechnete, und der Diener rechnete, und zwiſchen beide trat immer mehr, ein kalter Ausdruck ihres kalten Rechnens, das Geld.

Es ſind Zuſtände, deren Anfänge ſich ſcharfen Beobachtern unter den Zeitgenoſſen ſchon in den dreißiger und vierziger Jahren ankündigten; wie lehrreich iſt es, ihre erſten Keime z. B. in den Schriften von Jeremias Gotthelf zu verfolgen! Es iſt eine zunächſt ſozialpſychiſche Wandlung; aber alsbald zieht ſie ſtarke Veränderungen der tatſächlichen wirtſchaftlichen Haltung nach ſich und des Rechtes, das dieſer Haltung gegolten hatte. Vor allem das Familienrecht, ſoweit es ſich auf das Gut bezog, alſo vornehmlich das Erbrecht, wurde von ihr ergriffen. Das alte Recht und die alte Sitte, ſo, wie ſie aus noch naturalwirtſchaft-

lichen Zeiten herkamen, hatten da bei Gleichberechtigung aller Erben zumeist Vorkehr getroffen gegen allzu starke Zerstückelung der Güter im Erbgang: mehr wie eine Viertelung der alten Hufe, des normalen großen Bauerngutes, war meist vermieden worden. Es war ein Zustand, der bei guter Wirtschaft die alte, behäbige bäuerliche Hausgemeinschaft aufrechtzuerhalten gestattete, denn die Konsequenzen der Viertelung wurden gegenüber dem Genuß des ganzen alten Vollgutes in früherer Zeit im allgemeinen durch intensivere Bewirtschaftung noch ausgeglichen. Dann aber hatten viele Landrechte der absolutistischen Zeit die freie Teilung des Bodens im Erbgang eingeführt: und eine solche Teilung entsprach den Idealen des neuen Wirtschaftslebens der freien Unternehmung und wurde darum rechtlich zunächst im 19. Jahrhundert fast überall zulässig. Konnte nun die innerlich schon in Gefahr geratene bäuerliche Hausgemeinschaft den Verlockungen dieses neuen Rechts auf die Dauer widerstehen? Keineswegs: wo einmal die alte Produktionssitte in Verfall geraten war, verhalf gerade dieser Umstand dem neuen Erbrecht zum Siege. Und so folgte denn dem Verfall der bäuerlichen Personalverfassung der Verfall der Verfassung des Gutes: das Erbe wurde stärker geteilt, oder die Erben, die an einem Teile berechtigt waren, diesen aber nicht erhielten, wurden von demjenigen der Erben, der das ungeteilte Gut übernahm, in starken Zahlungen abgefunden. Dabei stellten sich denn in dem einen wie dem anderen Falle Schwierigkeiten ein; im Fall der Teilung kam es zu einer unproduktiven Parzellenwirtschaft, und man sank aus einst besseren Verhältnissen herab unter die kleinen Leute, die zumeist des industriellen Nebenverdienstes bedurften, um sich zu halten; im anderen Fall kam es zu tief verschuldetem Besitze des Vollgutes.

Verschuldung der größeren Bauerngüter wurde aber auch sonst eine der schwersten Nöte der Zeit. Nach Auflösung der alten Produktionsgemeinschaft hieß es moderner wirtschaften. Hierzu bedurfte es stärkeren Kapitales:

Maſchinen mußten angeſchafft, Kunſtdünger verwandt, Ent- und Bewäſſerungen vorgenommen werden. Und das alles, wenn das Kapitalerbe der Väter nicht ausreichte, auf einen Kredit hin, der vielfach nicht langfriſtig genug und zu teuer war, um ſichere und fruchtbare Ergebniſſe zu geſtatten. Auch auf dieſem Wege ergab ſich eine immer drückendere, immer ſchwerer zu tilgende Verſchuldung. Und ſie wirkte um ſo ſchlimmer, als man ſich nur zu leicht daran gewöhnte, landwirtſchaftliche Inſtallationen auf Kredit mit den Augen des gewöhnlichen kaufmänniſchen Unternehmers zu betrachten. Denn dieſe Auffaſſung iſt für die Landwirtſchaft kaum oder nur in ſeltenen Fällen anwendbar. Immer bleibt der Landwirt an die geduldig-langſame Arbeit der Jahreszeiten gebunden gegenüber dem haſtenden Kapitalumſchlag der Induſtrie und des Handels; immer hängt er von der Treue und Untreue ſeines Bodens und des heimatlichen Klimas ab; und immer faſt ſind für ihn die Abſatzbedingungen wechſelnder, die Verkehrsverhältniſſe ſchwieriger als für den ſtädtiſch-bürgerlichen Unternehmer. Wie vermag er da mit dieſem in der Ausnutzung eines gegebenen Kredits zu wetteifern und damit auch in der Leichtigkeit, Kredit zu erlangen? Der Unternehmergeiſt, durch tauſend Motive der eigentlichen landwirtſchaftlichen wie der ſtädtiſch-induſtriellen und kommerziellen Entwicklung auf den Landmann übertragen, wurde dieſem und ganz beſonders dem Bauer gegenüber zur Übermacht; ſo ſehr er ſich in ſeinen Sielen plagte, und ſo energiſch er auch vorwärts ſtrebte „im Sinne der Zeit“: nur zu oft unterlag er. Es waren die ſchweren Stunden des Bauernſtandes vornehmlich ſeit den fünfziger Jahren.

Dennoch hat der Bauernſtand, wenn auch ſeine Verſchuldung in neuerer Zeit beſonders zugenommen hat, im ganzen die Kriſis überſtanden! Der Hauptſache nach durch eigene Kraft. Er wußte ſich nach der Decke zu ſtrecken, er machte Abzüge an ſeiner Lebenshaltung, während die Lebenshaltung der übrigen Stände ſtieg; er begann auch auf dem Gebiete der Kreditnahme an Selbſthilfe zu denken, indem

er sich die Schöpfung Raiffeisens, die landwirtschaftliche Kreditgenossenschaft, zwar langsam, aber schließlich mit zähem Zugreifen zu eigen machte und das ländliche Genossenschaftswesen von heute, die blühendste aller korporativen Bildungen, zum besten Teile entwickeln half. Erst verhältnismäßig spät ist ihm dann auch, vornehmlich durch eine für den Westen bedeutsame Wuchergesetzgebung, das allgemeine Interesse und die öffentliche Gewalt zu Hilfe gekommen: zu einer Zeit erst, in der aus mehr mechanischen Anlässen seit den siebziger Jahren eine neue Krise infolge auswärtigen Wettbewerbes zu drohen begann. —

Der Entwicklung des Bauerntums verwandt ist im Grunde die der modernen Gutsherrschaft: sind doch seit der Befreiung des Grundeigentums durch die Reformen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts die Unterschiede zwischen Bauerngut und Rittergut zum guten Teile mehr quantitativer als qualitativer Art geworden. Nur daß die einzelnen Entwicklungserscheinungen hier entschiedener hervortreten, statistisch und historisch besser bekannt sind und durch das in die gutsherrliche Bewegung verflochtene Schicksal zahlreicher dienender Kräfte des platten Landes ihre besondere Färbung erhalten.

Die Grunderscheinungen der jüngsten Entwicklung traten in der Gutswirtschaft schon einmal, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, auf: sehr begreiflich, denn schon damals waren die Gutswirtschaften Unternehmungen, wenn auch noch nicht spezifisch kapitalistischen Charakters. Wir haben schon gesehen[1], wie wenigstens die norddeutsche Gutsherrschaft in dieser Zeit, vornehmlich durch gesteigerte Ausfuhr nach England, eine hohe Blüte erreicht hatte. Und früh hatten sich auch die Folgen dieser glücklichen Lage geltend gemacht; man hatte den Betrieb verbessert und höhere Erträge erzielt; es waren die ersten Zeiten rationellerer

[1] S. oben S. 381 ff.

Landwirtschaft unter der Führung Thaers, und die Preise der Landgüter stiegen beträchtlich. Dabei konnte die ganze Entwicklung als überaus günstig erscheinen, vorausgesetzt daß sie sich ohne Rückschlag fortsetzte. Geschah das nicht, so mußte sich freilich herausstellen, daß bei sinkenden Preisen der Produkte auch die Preise der Güter wiederum sinken würden, während die Verzinsungspflichten für die zur Erhaltung des Betriebes schließlich doch aufgenommenen Kapitalien sowie für die stehen gebliebenen Erbanteile abzufindender Miterben und andere Lasten die alten blieben: und eine Krisis war unvermeidlich. Und die Pfandbriefschuld der alten preußischen Provinzen belief sich im Jahre 1805 immerhin schon auf beinahe 54 Millionen Taler! Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, nach den unerhörten politischen Wechselfällen des ersten, kam dann der gefürchtete Augenblick: vornehmlich der nordostdeutsche Grundbesitz begann eine Zeit wirtschaftlichen Rückgangs zu erleben.

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hat sich darauf diese Krisis, die zunächst einen internen Charakter trug, wiederholt, wurde aber zugleich durch besondere, von auswärts her wirkende Ursachen noch außerordentlich verschärft.

Nachdem während der Krisenzeit durch Bankrotte und Besitzwechsel die Lage vielfach geklärt und befestigt worden war und zugleich die Ablösung der alten Untertänigkeiten, die Bauernbefreiung dem größeren preußischen Grundbesitze allein 260 Millionen Mark zuzuführen begonnen hatte, trat ein neuer Aufschwung ein, der vor allem infolge der Zunahme des inneren Marktes bei stark steigender Bevölkerung ein ständiges Steigen der Preise, vornehmlich von 1850 bis etwa 1875, herbeiführte. Es hoben sich in den alten preußischen Provinzen von 1831/40 bis 1871/80 die Preise von Roggen um 69, von Weizen um 60, von Gerste um 90, von Butter um 104 und von Rindfleisch um 148 Prozent. Gewaltige Summen flossen so der Landwirtschaft zu. Und wer wollte leugnen, daß sie, namentlich auch vom Groß-

grundbesitz, wenigstens teilweis in produktivem Sinne angelegt worden seien? Es sind die Anfänge jener Landwirtschaft, die mit den experimentellen Wissenschaften und den Kräften der modernen Mechanik zu wirtschaften weiß: 1840 erschien in Liebigs Handbuch die Grundlage für einen von chemischem Standpunkte aus wissenschaftlichen Pflanzenbau und führte allmählich eine Revolution in der Behandlung der Saatfrucht und des Ackers herbei; die Drainierung verbreitete sich, die Tiefkultur kam auf, der Gebrauch künstlicher Düngemittel und die Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen begann: und das intensiv bebaute Areal wuchs ständig auf Kosten von Brache und Hutung. Ja selbst der Wald wurde in intensivere Kultur genommen, die Hinterwaldung beschränkt, die Produktion auf Nutzholz gefördert. Was endlich die Viehzucht anging, so stieg auch hier die Intensität und die Zucht teils auf Wolle und teils auf Nutzfleisch: auf Hauptgroßvieh veranschlagt ist im ganzen 19. Jahrhundert ein Zuwachs von 8,7 auf 17 Millionen Stück, also mehr als eine Verdoppelung eingetreten, und der Qualitätsertrag der Tiere hat sich außerdem um mindestens 20 % gesteigert. Zugleich entwickelte sich damit unter dem Rückgang der weniger rentablen Kulturen, wie z. B. des Flachsbaues, langsam eine neue Differenzierung in der Produktion: hier führte man Körnerbau durch, dort Rübenbau, dort Milchwirtschaft und hier Zucht von Fleischtieren; allmählich unternehmerhaft je nach den Konjunkturen von Zeit und Ort entwickelte sich eine immer mannigfaltiger gestaltete Großwirtschaft; und völlig heraus wuchs die alte Großwirtschaft aus den Urzuständen des Markdorfes, dem auch sie anfangs noch vielfach mitangehört hatte, aus Gemeinacker, Gemeinheitsbesitz und Hutungsrecht wie den unterschiedlichen Servituten an Wald und Weide. In diesem Aufschwung bildeten sich dann eigentlich erst recht auch die sogenannten landwirtschaftlichen Gewerbe und Industrien aus: vornweg die Zuckerindustrie und die Spiritusbrennerei; ja man hat mit Recht behaupten können, daß

diese Gewerbe eigentlich diejenigen gewesen seien, an denen Deutschland sich zuerst zur wirklichen modernen wirtschaftlichen Großmacht entwickelt habe, so wie etwa Baumwoll- und Eisenindustrie den Grund zu Englands Größe gelegt haben.

Dieser außerordentliche Aufschwung der Landwirtschaft bei ständig zunehmenden Preisen der Erzeugnisse führte zu einem mächtigen Steigen der Grundrente und der Bodenpreise, und indem man in diesen Preisen schon die Hoffnungen weiteren Fortschrittes realisierte, überstiegen deren Zunahmekoeffizienten sogar bei weitem diejenigen der Preise landwirtschaftlicher Produkte.

So nahm z. B. die Höhe des Pachtzinses der preußischen Domänen in den alten acht Provinzen von 1849 bis 1879 um 156 % zu, und das Wachstum des Verkaufswertes des Bodens wird von Trötsch (S. 33) für die Zeit 1830/39 bis 1870/79 auf 200 bis 300 % berechnet.

Natürlich war dieser Aufschwung nur möglich, wenn außerordentliche Kapitalien für einen intensiveren landwirtschaftlichen Betrieb flüssig gemacht wurden. Und gewiß ist dies zunächst seitens der Großgrundbesitzer selbst aus ererbten und ersparten Mitteln her geschehen. Allein die so zur Verfügung stehenden Summen reichten bei weitem nicht aus, und so mußte Kredit in Anspruch genommen werden: bis in die Zeiten des größten Aufschwunges unserer Industrie nach 1870 hinein war wohl eben die Landwirtschaft, und vor allem der Großgrundbesitz, der größte der Schwämme, die die Flut der nationalen Ersparnisse aufsogen. Nur schwer lassen sich dabei und in einer Totalsumme wohl kaum die Massen flüssigen Kapitals berechnen, die sich in die Landwirtschaft ergossen. Eine Vorstellung aber von der Zunahme weniger der Masse an sich als ihres steigenden Zuflusses ergibt sich vielleicht aus der Entwicklung der Pfandbriefschuld in den alten preußischen Provinzen: sie stieg von 1825 bis 1845 um etwa 25, von 1845 bis 1865 um rund 78, von 1865 bis 1885 um rund 255 Millionen

Taler. Es waren Summen, die namentlich dem nordostdeutschen privaten Großgrundbesitze zuströmten.

Geschah dies nun aber durchaus im Bereiche des bei voller Vorsicht noch Möglichen? In der Kreditgebung wie in der Kreditnahme war beinah ständig das entscheidende Moment die Meinung, die man sich auf Grund der Annahme auch zukünftig ständig steigender Erträge gemacht hatte: die Meinung, wie sie in Grundrente und Verkaufspreis der Güter zum Ausdruck gelangte. Und so kaufte, belieh und belastete man auf die Annahme einer bloßen Konjunktur hin, die in den tatsächlichen Erträgen des in Frage stehenden Gutes noch keineswegs zum Ausdruck gelangt war, und kam damit selbstverständlich, sobald die gute Konjunktur, z. B. infolge der Zunahme des ausländischen Wettbewerbs seit den siebziger Jahren, nicht anhielt, zu mehr oder minder imaginären Werten.

Es war eine Entwicklung, die sich sehr wohl mit der bäuerlichen der zwanziger und vierziger Jahre vergleichen läßt. Damals hatte die Erwartung stetig und unabläßig steigender Produktion bei noch mittelalterlichem wirtschaftlichem Denken wenigstens teilweise die Überspannung der Vorstellungen eines künftig möglichen Konsums und damit Übervölkerung zur Folge; diesmal führte dieselbe Erwartung in Kreisen, die sich bereits dem modernen wirtschaftlichen Denken stärker näherten, zur Übertreibung der Vorstellungen einer künftig möglichen Produktion und damit zur Überschuldung des Großgrundbesitzes durch kreditmäßige Vorwegnahme künftig zu erwartenden Grundwertes.

Es ist eins der wichtigsten Momente für den Rückgang des modernen Großgrundbesitzes. Daneben aber wirkten andere, die wir schon in der Entwicklung des Bauerngutes kennen gelernt haben, die aber hier viel klarer zu übersehen sind und in deutlicherer Wucht auftreten. Während der Bauer gern auf der Scholle der Väter sitzen blieb, auch wenn sein Gut im Preise stieg, war der Großgrundbesitzer schon vielfach Kaufmann und Unternehmer genug, um das

rasche Steigen seines Gutswertes durch Verkauf auszunutzen und das Geld, das nach dem Verkaufspreis des Gutes im Verhältnis zum Ertrage nur 6 oder 5 oder gar 4% (der Gegenwart näher vielleicht noch weniger) trug, in anderen Unternehmen mit viel ergiebigerem Zinsertrage werben zu lassen. So kam es auf der ganzen Linie fast des Großgrundbesitzes zu einer rasch verlaufenden Mobilisierung des Grundeigens. In den preußischen Ländern und Provinzen Kur- und Neumark, Ostpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen z. B., in denen die Zahl der Rittergüter 11771 ist, fanden in den Jahren 1835 bis 1864 nicht weniger als 23654, d. h. 200,9%, Besitzveränderungen statt, von denen weit über die Hälfte, nämlich 14404, freiwillig waren. Bei diesen Besitzveränderungen blieben nun häufig auf die immer steigenden Preise Restkaufgelder stehen: natürlich mehrten sie nochmals, und dazu in so gut wie völlig unproduktiver Weise, die Verschuldung. Das gleiche war aber auch mit den Erbanteilen abzufindender Familienmitglieder der Fall; und diese Lasten wirkten um so drückender, als die Erbanteile vielfach, wo sie nicht eine alte Überlieferung auf eine bestimmte Summe festlegte, nach dem eben gültigen Kaufwert des belasteten Gutes ausgemessen wurden.

Die Folge dieser Überlastung mußte bei sinkendem Ertrage der Güter alsbald eine Krisis sein: denn woher sollte jetzt die Verzinsung der kreditierten Kapitalien erfolgen?

Diese Krisis trat seit Mitte der siebziger Jahre etwa ein und wirkt selbst bis auf heute noch fort, ohne daß ihr Ende abzusehen wäre. Da sanken zunächst die Preise der ländlichen Erzeugnisse, der verschiedenen Getreidearten, des Zuckers, des Branntweins. Und dann folgte ein starker Rückgang der ländlichen Grundrente und mithin auch der Grundstückpreise. So brachte z. B. die Verpachtung der preußischen Domänen seit Anfang der neunziger Jahre immer geringeren Gewinn; die Mindererträge beliefen sich bei Neuverpachtungen auf den Hektar 1896 auf 5, 1897

auf 7, 1898 auf über 8 Mark, was einem Rückgang von 15, 17 und 22% gegen den Ertrag der früheren, meist um 1880 beginnenden Pachtperioden entsprach. Und im Posenschen sanken in der Zeit von 1881/85 bis 1891/95 die Verkaufspreise für Land im Großbesitz um 17% und für Land im Mittelbesitz um 7%, während der Kleinbesitz allerdings noch um 20% höhere Preise erzielte.

Fragt man, welche Umstände diese Krise verschuldeten, so ist gewiß an erster Stelle auf die Veränderungen hinzuweisen, welche jener zunehmende landwirtschaftliche Wettbewerb des Auslandes, dessen einzelne Phasen wir früher kennen gelernt haben[1], hervorrief. Allein erklärt ist mit der Einführung dieses Motives das Ganze der neueren Entwicklung des Großgrundbesitzes noch keineswegs. Was hier vielmehr aus der ganzen Erzählung der Ereignisse, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllt haben, als so charakteristisch hervortritt, daß der Nachweis im einzelnen nicht erst mehr zu führen ist, das ist die Umbildung der Großgrundwirtschaft zum modernen Unternehmen, die Industrialisierung nicht bloß, nein, auch — wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu bilden — die Kommerzialisierung der alten Gutsherrschaft. Und eben darin beruht mit die Gefahr der Lage, daß damit auf den landwirtschaftlichen Großbetrieb Formen des modernen Wirtschaftslebens angewendet erscheinen, die zunächst nur für die Industrie und den mit ihr verbundenen Handel entwickelt worden sind.

Sind aber diese Formen, in denen sich der Geist der freien Unternehmung verkörpert hat, nur auf den Betrieb des Großgrundbesitzes übergegangen? Keineswegs; wir haben gesehen: auch der Bauer und der kleine Landwirt, ja, selbst der freie Tagelöhner nahmen an ihnen teil. Und auch damit war der Kreis der Beeinflussung noch nicht geschlossen. Durch Vermittlung der Wandlungen, die der Großgrundbesitz durchmachte, wie nicht minder auf direktem

[1] S. oben S. 369 ff.

Wege drang der Geist des modernen Wirtschaftslebens auch in die dienenden Schichten des platten Landes ein, in die Kreise der Knechte und Mägde, der Heuerlinge und Insten.

In den früheren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bestand im Verhältnis des Gesindes zum Herrn auf dem Lande wohl ohne Ausnahme noch der sogenannte patriarchalische Zustand. Das heißt: der Knecht wurde vom Bauern noch als Teil der Familie betrachtet, und der Dienstmann der Gutsherrschaft fühlte sich in allen großen Lebensfragen als deren unmittelbarer und, im günstigen Falle, vertrauensvoll gebundener Untertan. Es waren Verhältnisse, wie sie beruhten einerseits auf der Fortdauer eines uralten Familienbegriffs, der im Hausvater noch den Hausherrn sah und in der Gutsherrschaft nichts als die erweiterte Hausherrschaft, und anderseits auf der Fortdauer der alten Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft, die um alle Hofhörigen ein gemeinsames Band gleichartiger Interessen schlang. Zum Ausdruck kamen sie vor allem in der Art der Ablohnung der Untergebenen. Da war es ganz gewöhnlich, daß diese noch am Tisch des bäuerlichen Herrn mitaßen oder wenigstens beim Bauer ganz und auch beim Gutsherrn teilweis in der Nahrung des Herrn standen, und daß sie ferner am Ertrage des Landes teilnahmen durch Überlassung eines Stückes Land etwa zum Flachs- oder Körnerbau, oder auch durch einen bestimmten Anteil am Erdrusch des Getreides, etwa den zehnten oder zwölften Scheffel; und ebenso selbstverständlich war es, daß sie auf dem Hofe wohnten, sei es in den gemeinsamen Gesinderäumen des Bauern, sei es in einer Katensiedlung der Herrschaft. Der Lohn aber, der über all diese Emolumente hinaus gegeben wurde, hatte, alter Gewohnheit folgend, ebenfalls noch zumeist die Form naturalwirtschaftlicher Reichnisse.

Diese noch ganz patriarchalische Haltung des Gesindes und der Dienstleute begann nun mit steigendem Wachsen des Unternehmergewinnes in der Landwirtschaft immer mehr

zu schwinden. Am frühesten wohl da, wo die Landwirtschaft schon in früheren Jahrhunderten den Charakter des Unternehmens anzunehmen begonnen hatte, in den Großbetrieben des Koloniallandes; hier wurden Insten und Dreschgärtner schon bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts von seiten der Herren sogar zu Arbeitern im Sinne des modernen vierten Standes gemacht[1]. Aber auch in den Großbetrieben des Mutterlandes wie allenthalben in den bäuerlichen Verhältnissen setzte dieselbe Bewegung leise mit den dreißiger und vierziger Jahren ein, um in den siebziger Jahren, als schlimme Zeiten für die Landwirtschaft kamen, die die Landwirte zu genauerem Rechnen zwangen, augenscheinlich und reißend hervorzubrechen. Gesinde- und Dienstmannsgeist verschwand; der Begriff des modernen Arbeiters begann auch auf dem Lande einzuziehen: Stellung rein auf dem Boden eines wohl abgezirkelten Vertragsrechtes, Geldlohn, Verselbständigung der Lebensweise des früher dem Hause angeschlossenen Gesindes. Es war eine Bewegung, die allerdings auch heute noch nicht abgeschlossen ist: die Emanzipation aus der alten Konsumtions- und Produktionsgemeinschaft des Hauses und Hofes.

Wen der größere Teil der „Schuld" an dieser Entwicklung traf, die Herren oder das Gesinde, wer wollte es entscheiden? Auch in den hauswirtschaftlichen Verhältnissen der städtischen Familie vollzog sich derselbe Umschwung und vollzieht sich noch, bis zu dem Grade, daß die Dienstmädchen in gewissen Städten schon nicht mehr in der Wohnung der Familie mithausen wollen, sondern nur auf Stunden erscheinen, gleich einer Aufwartefrau oder einer Primadonna, die ohne festes Engagement auf Gastrollen reist: es ist ein gemeinsamer, elementarer Zug der Entwicklung, der über die Köpfe der Individuen hinweg alte Vertrauensverhältnisse in Rechtsverhältnisse, Sitte in Vertrag, virtuelle Dienstleistungen in gemessene verwandelt.

[1] S. darüber Genaueres unten in Kap. V Nr. 3.

Für einen solchen Wechsel mag bei dem Dienstboten das Beispiel freien Lebens der Industriearbeiter von Bedeutung gewesen sein; gewiß aber auch der eigene Vorteil: wollte er auch nur seine Stellung behaupten, so mußte er sich auf gleiches Niveau setzen mit einer Volkswirtschaft, die immer mehr in Geld und Rechnung, in Bilanz und Hauptbuch aufging. Und war nicht das Motiv bei dem Herrn, nun dem Arbeitgeber, das gleiche? Schließlich trafen sich beide in der Umwandlung des alten Dienstverhältnisses in den modernen Arbeitsvertrag.

Doch zeigte sich bald, daß der Herr bei dieser Umwandlung in agrarischen Verhältnissen den kürzeren zog. Die Landwirtschaft, auch in den modernsten Formen, behält immer noch etwas Virtuelles und Potenzielles; sie läßt sich nicht gleich einem industriellen Großbetrieb fast rein auf Heller und Pfennig stellen, fast ganz in exakt zu kontrollierende Zwangsbewegungen von Maschinen auflösen. Darum bleibt der in ihr beschäftigte Arbeiter immer mehr Mensch: er muß nicht bloß etwas, er muß sogar viel können, und er muß ein auch in unvorhergesehenen Fällen sich bewährendes Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, muß eine sittliche Persönlichkeit sein: im allgemeinen mehr als der einfache Industriearbeiter. Sittliche Persönlichkeit aber heißt in den unteren Klassen noch weit mehr als in den oberen: eine an die Sitte gebundene, in ihr lebende Natur. Nun wurde aber gerade durch das Eindringen des Unternehmungscharakters dieses Moment sittenmäßiger Bindung zwischen Herr und Gesinde zerrissen. An die Stelle der potenziell und virtuell bindenden Sitte und eines untrüglichen Verantwortlichkeitsgefühls traten abgezirkelte Pflicht und vertragsmäßige Leistung. Konnten sie dem Landwirt genügen? Allgemein erschollen die Klagen über die Unzuverlässigkeit, die Interesselosigkeit des modernen Gesindes.

Und diese Arbeiter selbst, nicht mehr an einen dem Herrn und den Dienern gemeinsamen Anteil am Ertrage des Bodens gebunden, sie reckten ihre Köpfe höher, blickten

umher, sahen ihrer Stellung scheinbar analoge Verhältnisse in der Industrie und verglichen. Verglichen zunächst auf Heller und Pfennig. Und fanden, daß ihre länger währende und schwerere Arbeit schlechter bezahlt wurde als die Arbeit da draußen. Fanden dann weiter, daß sie von den Zahlungen, die sie erhielten — und sie erhielten fast weiter nichts mehr als Zahlungen —, da draußen viel besser, bunter, vergnüglicher kaufen und leben konnten. Fanden endlich, daß ihnen auch andere Bedürfnisse eines höheren Daseins, Belehrung, Mitleben mit der Zeit, ästhetische Freuden primitiver Art in der Stadt geboten wurden, für deren Ersatz daheim fast nur die Kirche, und diese oft einseitig und kümmerlich, sorgte. Zu schweigen von den Dingen, welche die Sinnlichkeit der Jungen lockten.

Und da sie nichts weiter hielt, so wanderten sie fort, hinein in das neue Leben. Bis zu welchem Grade dies ganz allgemein geschah, ist statistisch schwer zu fassen. Aber es gibt Anzeichen, die eine für die agrarische Entwicklung höchst bedenkliche Ausdehnung der Bewegung außer Zweifel stellen. Die einschneidendste Beobachtung, die sich auf diesem Gebiete machen läßt, ist wohl die folgende. Wir sehen überall, wo die Unternehmung eindringt, sich Organisationen bilden derart, daß die Zahl der Abhängigen in der Bevölkerung zunimmt: man kann einen solchen Zahlenverlauf geradezu als ein sicheres Anzeichen der günstigen Entwicklung moderner Wirtschaftsformen betrachten. Und hier ergibt sich nun für das industrielle und kommerzielle Deutschland folgendes Bild der Entwicklung[1].

Die Zahl der Selbständigen betrug auf 1000 Seelen:

1882: 64,2, 1895: 56,1; also 1895 weniger 12,6.

Die Zahl der abhängigen Personen auf diesem Gebiete betrug auf 1000 Seelen:

1882: 120,8, 1895: 157,4; also 1895 mehr 30,5.

[1] S. Tröltsch S. 140 f.

Ganz anders in der Landwirtschaft. Hier gab es auf 1000 Seelen:

Selbständige 1882: 48,4, 1895: 49,8; also mehr 2,9,

Abhängige 1882: 131,5, 1895: 110,4; also weniger 16,1[1].

Diese Daten zeigen, wie das Eindringen des Unternehmens in die Landwirtschaft auf diesem Gebiete keineswegs die üblichen Folgen gehabt hat, sondern entgegengesetzte: die „Arbeiter" haben die Umformung in die Unternehmung schließlich in der für sie eintretenden Fassung nicht angenommen; sie sind weggewandert.

Und was schlimmer ist: sie sind kaum an einer Stelle des Reiches durch neue, gute Elemente ersetzt worden. Gewiß mag sich mancher Abgewanderte aus den rußigen Straßen der Stadt, aus dem Qualm und dem Getöse der Fabrik, aus seiner traurigen Hofwohnung im vierten oder fünften Stock wieder heimsehnen in Gottes freie Luft, nach dem frischen Brodem der Ackerkrume: aber geht er wieder hinaus? Es ist eine ständig wiederkehrende Erfahrung, daß, während industrielle Arbeiter von Fabrikation zu Fabrikation nicht selten wechseln, Arbeiter zur Landwirtschaft nur selten und ungern zurückkehren: die Arbeit ist zu schwer, zu mannigfaltig für den ausgemergelten und in einseitiger Muskelarbeit ungelenk gewordenen Körper. Und so ertönten von überall her, und keineswegs bloß etwa im Osten, die Klagen über den Mangel an ländlichen Arbeitern.

Dies Schicksal des ländlichen Arbeiterstandes wurde nun eine Hauptursache für die Verschiebung der sozialen Bedeutung der Landwirtschaft innerhalb des nationalen Daseins. Denn wenn ein Maßstab für die Wichtigkeit der einzelnen Zweige nationaler Erzeugung gesucht wird, so wird ihn ein gesunder Sinn nicht so sehr in der Produktionshöhe an sich finden — einem zudem sehr schwankenden Begriff, da die Produktionshöhe eines bestimmten Erzeugnisses immer wieder auf die Höhen anderer bezogen werden kann

[1] S. Tröltsch S. 140—141.

und nicht zu sagen ist, welchem Erzeugnis dann die Grundbedeutung zuzusprechen sei —, sondern vielmehr in der Zahl der in dem betreffenden Erzeugungsgebiet beschäftigten Seelen. Denn die Menschen und der Menschen Seelen sind es schließlich, die Glück und Unglück bestimmen und in Hoffnung und Erfolg, in Absicht und erreichtem Ziel jenes vielverschlungene Gewebe herstellen, das wir Geschichte nennen. Wenden wir aber diesen Maßstab an, so hat eben die Abwanderung der Landarbeiter die prozentuale Beteiligung der Landwirtschaft an der Volkswirtschaft gewaltig verschoben. Gewiß ist es die Abwanderung der Arbeiter allein nicht gewesen. Auch die kleinen Stelleninhaber, die selbständig waren, sind vielfach abgewandert; auch Bauern haben ihr ererbtes Gut verlassen, auch Rittergüter sind ausgeschlachtet worden und ihre Geschlechter eingegangen als Bestandteil der ländlichen Bevölkerung. Aber der Kopfzahl nach werden doch die ländlichen Arbeiter und die ihnen nahestehenden Bestandteile des Landvolkes (jüngere Söhne von Bauern in Knechtsstellung beim brüderlichen Wirt u. a. m.) die Hauptmasse der Abwandernden gebildet haben.

Was ist nun unter gleichzeitiger Zunahme der industriellen, kommerziellen und kopfarbeitenden Klasse das Ergebnis dieser Abwanderung für die Stellung der Landwirtschaft im Volkskörper gewesen? In den dreißiger Jahren waren noch mindestens vier Fünftel der deutschen Bevölkerung dem Berufe nach Landwirte, in den sechziger Jahren waren es noch drei Fünftel, im Jahre 1882 noch mehr als zwei Fünftel, gegen Ende des Jahrhunderts wurden diese zwei Fünftel schon längst nicht mehr erreicht. Die entscheidende Zeit war wohl die Mitte des Jahrhunderts hin bis zu den siebziger Jahren. Damals machte die landwirtschaftliche Bevölkerung noch reichlich die Hälfte aller Erwerbstätigen aus; später ist der Prozentsatz gesunken. Freilich doch nicht so stark, wie die angeführten statistischen Ziffern zum Ausdruck bringen. Denn in ihnen sind die zahlreichen Fälle nicht mit einbegriffen, in denen Erwerbs-

tätige im Nebenberufe noch etwas Landwirtschaft treiben; im Jahre 1895 waren dies 3,7 Millionen. Zieht man diesen Umstand mit in Betracht, so wird man wohl sagen können, daß von den sechziger Jahren an bis zum Ende des Jahrhunderts der Anteil der ländlichen Bevölkerung am Gesamtkörper der Nation um mehr als 10 % abgenommen haben mag: so daß sich schließlich, roh gerechnet, bei Ansetzung aller anderen (freieren) Berufsarten auf 20 %, Landwirtschaft einerseits und Handel und Industrie anderseits mit je 40 % der Bevölkerung die Wage halten mochten. Freilich: über die Richtung der Entwicklung konnte dabei keine Frage mehr sein: sie mußte dem Personenbestand der Landwirtschaft immer ungünstiger werden.

Daß eine solche Entwicklung nun in manchem Betracht ungesund und bedenklich war und ist, kann vom nationalen Standpunkte aus kaum einem Zweifel unterliegen. Ist sie doch schon längst so stark, daß zur Bearbeitung des heimischen Bodens Nachschübe von Arbeitern fremden Stammes notwendig geworden sind.

Natürlich aber litt bei einem solchen Entwicklungsgang der ländlichen Bevölkerung auch die landwirtschaftliche Produktion in ihrer Bedeutung. Und auch hier erfolgte der Umschwung etwa um die Mitte des Jahrhunderts. Bis dahin war die landwirtschaftliche Erzeugung Deutschlands schon deshalb ausschlaggebend für die Nation, weil sie vollständig ausreichte, um deren Bedarf zu decken. Seitdem war das nicht mehr der Fall; und zugleich verschob sich der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugung immer ungünstiger im Verhältnis zum Werte der industriellen. Gegen Schluß des 19. Jahrhunderts wurde die Jahresproduktion für die Landwirtschaft auf etwa 6 Milliarden Mark, für das Klein- und Großgewerbe dagegen etwa auf das Doppelte angenommen, — und das Einkommen aus landwirtschaftlichem Betrieb mag etwa 3, das aus Handel und Industrie etwa 13½ Milliarden betragen haben.

Was diese Ziffern, so wenig sicher und mancher

Korrektur bedürftig sie an sich sein mögen, für die Gesamtentwicklung der Landwirtschaft und das Verhältnis der Bedeutung der landwirtschaftlichen Bevölkerung von einst und jetzt eigentlich besagten, das wird allerdings erst ganz klar, wenn wir sie in den Gesamtverlauf der europäischen und der deutschen Bevölkerungsbewegung während des 19. Jahrhunderts stellen. Europa hatte — nach Levasseur — im Jahre 1800 175 Millionen Menschen; im Jahre 1890 waren es 350 Millionen und im Jahre 1900 etwa 400 Millionen. Es ist also im 19. Jahrhundert wohl mehr als eine Verdoppelung der Bevölkerung eingetreten. Dabei bestand aber in den letzten zwanzig Jahren in West- und Mitteleuropa eine deutliche Tendenz allmählichen Rückganges der Geburten. Was Deutschland speziell anging, so war in dem heutigen Reichsgebiete eine Verdoppelung der Bevölkerung schon in etwa 75 Jahren, nämlich von 1816 bis 1890, erreicht worden: so unrichtig es also ist, sich die deutsche Bevölkerungsbewegung dieser Zeit als gegenüber anderen Völkern in ganz einzigartiger Weise begünstigt vorzustellen, so sehr trifft es doch zu, daß die deutsche Volkszahl im Durchschnitt etwas mehr als die europäische gestiegen war. Nun lag aber die stärkere Seite dieses Wachsens keineswegs in so hohem Grade, wie das zumeist geglaubt wird, nur in der mehr industriellen zweiten Hälfte des Jahrhunderts, sondern fiel zu einem nicht geringen Teile auch der ersten Hälfte zu. In der Tat gab damals bereits, ja sogar schon in den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts, die Landwirtschaft mit dem Wachstum der agrarischen Erzeugnisse, mit dem systematischen Anbau von Hackfrüchten vornehmlich auf der Brache — heute liefern Getreidebau und Hackfruchtbau annähernd die gleiche Summe von Nährsubstanz — die erste Möglichkeit einer starken Bevölkerungsvermehrung. Es geschah dies aber, wie wir sahen, in den Zeiten einer noch immer anhaltenden Blüte der Hauswirtschaft, in einer Periode, da die alte Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft des ländlichen

Gutes noch nicht aufgegeben war. Die Folge war, daß die Erträgnisse nach noch halb mittelalterlicher Weise in einem besonders hohen Grade auch der ländlichen Bevölkerung unmittelbar zugute kamen: und daher neben manch ländlichem Rückgang an einzelnen Stellen und einer schon beginnenden proletarischen Bildung der ländlichen Arbeiterverhältnisse im Osten doch im ganzen die gehobene agrarische Lebenshaltung dieser Zeit und der Kinderreichtum und somit das Anschwellen der ländlichen und auch noch landwirtschaftlichen Bevölkerung.

Anders dagegen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Man wird wohl sagen dürfen, daß auch in ihr die Quantitäts- und Qualitätssteigerung der landwirtschaftlichen Produktion verhältnismäßig nicht kleiner, eher größer gewesen sei als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts: hat sich doch der Körnerbau im Laufe des ganzen Jahrhunderts verdoppelt ohne Ausdehnung seines Areals: eine Leistung, die gewiß wesentlich seiner zweiten Hälfte anzurechnen ist. Aber kam dieses weitere Erträgnis in gleichem Maße einem Steigen der Bevölkerung zugute? Keineswegs; und am allerwenigsten stieg die landwirtschaftliche Bevölkerung: Indem die Landwirtschaft der Unternehmung anheimfiel, exportierte sie viel mehr als bisher in die Städte, deren Bevölkerung nun machtvoll wuchs, und zu gewerblichen Zwecken: durch Vermittlung der landwirtschaftlichen Gewerbe auch stark ins Ausland. Zugleich aber verwandte sie ihre Gewinne nunmehr weit konsequenter als früher im Geiste der Unternehmung außer auf die Vermehrung der Bevölkerung auch zur Melioration des Betriebes. In diesem Zusammenhang gelangte sie dann zur Rationalisierung ihrer Aufgaben und zur Behandlung des Gesindes im Sinne von Arbeitern. Das aber hatte wiederum zur Folge, daß die Arbeiter, die nun auch ihrerseits rechnen lernten, aus den moderner werdenden Verhältnissen zumeist nach den großen Städten abwanderten. So hat sich die Bevölkerung aus dem landwirtschaftlichen Ertrage heraus schon an sich nicht in gleichem

Maße wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt; außerdem aber trug neben anderen minder wichtigen Tendenzen die Industrialisierung der Nation in hohem Maße zu einer Entvölkerung des platten Landes bei.

Damit wurde denn die Landwirtschaft für die Volkswirtschaft, und das heißt für die Nation, weniger ausschlaggebend als früher: sie stand von nun ab nicht mehr gleich stark im zentralen Interesse der nationalen Wohlfahrt; ja, verglichen mit früheren Zeiten, hatte sie auch bei Anwendung eines relativen Maßstabes an Wichtigkeit verloren. Erst eine ganz andere Organisation der landwirtschaftlichen Interessen würde ihr wieder die Bedeutung geben können, die ihr schon als dem konservativsten Gewerbe und ihren Angehörigen als den Inhabern eines der gesundesten Berufe gebühren sollte.

4. Versuchen wir, all die Eindrücke des bunten Bildes, das in dem vorigen Abschnitte zu zeichnen war, noch einmal zu einer Totalwirkung zusammenzufassen, in einem zentralen Motive gleichsam zusammenfließen zu lassen, so läßt sich sagen: all die geschilderten Umwandlungen der ländlichen Stände und ihrer Berufe beruhten auf dem Vordringen des Geistes und der Praxis der freien Unternehmung in die agrarischen Kreise. Und soll die unendliche Zersplitterung und Breite der einzelnen Eindrücke des Bildes einer Erklärung unterzogen werden, so liegt diese in dem trivialen Gedanken, daß die agrarischen Bildungen, als die konservativsten, naturgemäß die größten Schwierigkeiten fanden, sich der modernsten aller wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen anzupassen.

Allein es will dem Erzähler scheinen, als wenn eine solche Reduktion auf ein einfachstes Motiv, so richtig sie wissenschaftlich ist, doch der anschaulichen Phantasie des Lesers nicht ohne weiteres genügen werde. Für diese müssen Mittelglieder den Übergang greifbar darstellen; Mittelglieder, deren nähere Betrachtung dann zugleich auch neue

Streiflichter auf das Verhältnis von Landwirtschaft und Unternehmung von hoffentlich auch einigem wissenschaftlichen Werte fallen lassen wird.

Welches würde denn diejenige Betriebsform der Landwirtschaft sein, die den Anforderungen der freien Unternehmung am besten entspräche, ihren Einfluß mithin am entschiedensten und klarsten zum Ausdruck brächte? Es wäre offenbar ein plantagenartiger Großbetrieb, der, in Gegenden mit der Möglichkeit doppelter und dreifacher Ernten im Jahre, also sozusagen jahreszeitlos gelegen, in ständig wechselnder Bebauung jeder Konjunktur des Weltmarktes durchaus unmittelbar folgen könnte; dieser Plantagenbetrieb müßte dann aufs reichste mit umfassendem Maschinenpark und einer Arbeiterschaft ausgestattet sein, die, obwohl ungelernt und ohne tieferes Verantwortlichkeitsgefühl, dennoch alle — durch die Maschinen freilich aufs äußerste beschränkten — Dienste leicht verrichten, gegen Geldlohn dienen und jederzeit in beliebiger Weise vermehrungs- oder verminderungsfähig sein müßte. In einem solchen Betriebe wären offenbar die beiden Elemente der Unternehmung, das kaufmännisch-spekulative und das industriell-arbeitgeberische, gleich gut vertreten.

Läßt sich in Deutschland das Ideal eines solchen Betriebes irgendwo, und womöglich gar rasch verwirklichen? Offenbar nicht: selbst wenn Klima und geographische Lage nicht entgegenstünden, so ist das platte Land doch mit in langer Entwicklung gewordenen Gebilden bedeckt, die diesem Ideale fast sämtlich widersprechen.

Am einfachsten würden sich gewisse Seiten der landwirtschaftlichen Idealunternehmung in Deutschland noch in kleinen Betrieben von besonderer Intensität verwirklichen lassen: für diese würde zwar das industriell-arbeitgeberische Element nicht in voller Ausdehnung entwickelt werden können, wohl aber das kaufmännisch-spekulative durchaus zutreffen. In der Tat sind nun auf diesem Boden in Deutschland die ersten wirtschaftlichen Unternehmungen groß

geworden: der Anbau des Weins und der Handelspflanzen wie der Gemüsebau schon des Mittelalters. Und in den letzten Jahrzehnten haben derartige Unternehmungen unter der offenbaren Gunst der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung gewaltig zugenommen: außer allen Arten der Handelsgärtnerei gehört hierher die Butter- und Käsefabrikation, die Obstzucht für den Absatz eingemachter oder getrockneter Früchte und dergleichen. Dabei sind diese relativen Kleinbetriebe im Verlaufe der Entwicklung gezwungen worden, den einzigen Mangel, der sie von der echten und rechten Unternehmung trennt, die fehlende Größe des Betriebes, zumeist durch Vergesellschaftung wettzumachen: daher ist auf diesem Boden ein mächtiges Genossenschaftswesen erblüht.

Ganz entgegengesetzt gegenüber den Einflüssen der modernen Unternehmung verhielt sich das deutsche Bauerntum. Von ihm aus ließ sich ein so rascher Übergang zur Form der Unternehmung nicht vollziehen, auch nicht auf dem Wege der Vergesellschaftung. Gerade die besten sittlichen Eigenschaften des deutschen Bauern, sein Hängen am Hergebrachten, sein frommes Beharren, seine Stetigkeit und Treue, verschlossen diesen Weg. Gewiß: manchem Einflusse des neuen Geistes konnte sich der Bauer nicht entziehen, wie wir früher gesehen haben. Aber auch auf dem Boden der Zugeständnisse — und namentlich in den ersten Jahrzehnten — trotzte er und litt vielfach, ohne zu klagen; und half alles nichts, so wanderte er aus oder ging zugrunde. In Polenz' Roman „Der Büttnerbauer" ist dieser Leidensweg ergreifend und in mancher Hinsicht typisch dargestellt. Neuerdings begann sich dann der Bauer allerdings den neuen Verhältnissen etwas mehr anzubequemen; aber daß er sie beherrschte, daß er sie ausbeutete in souveräner Behandlung, davon war doch auch um 1900 noch nicht entfernt die Rede: dem widersprach nicht bloß der bäuerliche Charakter, sondern auch das objektive, ebenfalls nicht so leicht zu ändernde wirtschaftliche Herkommen.

Aber auch der deutsche Großgrundbesitzer konnte nicht ohne weiteres Unternehmer im vollsten Sinne werden. Sein Besitz war für die allermodernsten Anforderungen der Unternehmung doch meist noch zu klein: wenigstens galt das von den Gütern der etwa zehntausend mittleren Rittergutsbesitzer. Anderseits sah sich der Großgrundbesitzer doch — und auch schon der mittlere — zunächst dadurch in den Kreis der Unternehmung hineingerissen, daß er von seinen Erzeugnissen zu verkaufen gezwungen war: das schloß ihn sehr bald dem Weltverkehr an und damit allen Entwicklungsstufen und allen Wechselfällen der spekulativ-kommerziellen Unternehmung.

Wurde er aber Unternehmer, so mußte er auch intensiver anbauen. Und bei dem reißenden Fortschritt der Wissenschaft und des Verkehrs seit etwa drei Menschenaltern vermochte er das auch. Ein Fachmann wie Max Delbrück hielt um 1900 eine Verdoppelung der landwirtschaftlichen Produktion im allgemeinen, ja eine Verdreifachung der Kartoffelerträge im Laufe des 20. Jahrhunderts für möglich; Wagner hatte schon weite Kreise belehrt, daß eine gesteigerte Stickstoffdüngung dazu dienen würde, von der großen in Deutschland zur Anwendung gelangenden Dungmasse von Phosphorsäure erheblich höheren Gewinn zu ziehen, um vor allem größere Körnerernten zu erzielen; und v. Rümker zog aus der allgemeinen Lage der landwirtschaftlichen Wissenschaft und anderen Momenten den Schluß, daß Deutschland bei weiteren, selbst nicht übergroßen technischen Fortschritten in der Landwirtschaft und einiger Ausdehnung des Ackerareals noch auf längere Jahre hinaus in der Lage sein würde, seinen Getreidebedarf selbst zu decken. Das waren — freilich rein kulturtechnisch und ohne Rentabilitätsrücksichten berechnet — sehr verlockende Aussichten. Allein was setzten sie unter den bestehenden Verhältnissen voraus? Bedeutende Erhöhung der Intensität des Anbaues bei gesteigertem Gewerbebetrieb: stärkeres Maschinenwesen, Verbesserung der Verkehrswege, zahlreiche Arbeitskräfte mit

gutem Lohne, — mit einem Worte: mehr Kapital. Wurde aber das Kapital dem Boden investiert, so wurde dieser, da das Kapital das Blut des modernen Unternehmertums ist, auch von dieser Seite her, nicht bloß durch den Eintritt seiner Erzeugnisse in den Weltverkehr, dem Geiste und den Entwicklungsbedingungen der freien Unternehmung unterworfen. Das Kapital konnte ein- und auswandern, es konnte, je nach der Höhe des Zinssatzes, befreien und drücken, sein massenhaftes Auftreten in der Verwendung zu produktiven Zwecken genügte unter den im übrigen vorliegenden Verhältnissen, dem betroffenen Betriebe den Charakter des Unternehmens zu geben: und dieser Charakter wurde in verstärkter Weise betont, wenn Verschuldungen auch zu anderen als produktiven Zwecken (Restkaufgelder, Erbenanteile) hinzukamen.

So trat also das spekulative Element in den modernen Grundbesitz und namentlich den Großgrundbesitz in doppelter Form ein: in der Abhängigkeit der Produktenpreise und damit der Grundrente von der Konjunktur des Welthandels, und zwar in dem Sinne, daß die wirtschaftlichen Erwartungen für die agrarische Zukunft im Steigen und Fallen der Grundrente spekulativ vorweg eskomptiert wurden, — und in der Teilnahme des Kapitals an der landwirtschaftlichen Produktion, wobei es nach Flüssigkeit und Zurückhaltung, nach Fallen und Steigen des Zinsfußes der Entwicklung nur seiner Konjunktur und den allein dieser zugrunde liegenden allgemeinen Bedingungen folgte.

War nun aber anzunehmen, daß diese doppelte Verquickung mit spekulativen Elementen immer gleich harmonische Ergebnisse zeitigen würde? War die Grundrentenkonjunktur günstig — stieg die Grundrente — und war die Kapitalkonjunktur ungünstig — sank der Zinsfuß —: ja, dann war alles wohlbestellt, und die Landwirte feierten Feste. Es war der Fall bis in die siebziger Jahre hinein. Und wie es zu gehen pflegt: diese Kombination berauschte die Beteiligten wiederum aus sich heraus: sie verschärfte

noch einmal die günstige Meinung vom Steigen der Grundrente.

Wie aber, als nun, ganz offensichtlich seit den achtziger Jahren, die Grundrente zu fallen begann? Und der Zinsfuß im allgemeinen wenigstens nicht sank, ja für landwirtschaftlichen Kredit im Hinblick auf die gute Verwertbarkeit des Kapitals in Handels- und Industrieunternehmen höher zu werden drohte? Da zeigte sich stärker als je zuvor die Gefahr der Umgestaltung der Landwirtschaft zur Unternehmung, — freilich damit zugleich auch die Tatsache, wie sehr die Landwirtschaft schon zur Unternehmung geworden war: und den fetten Jahren folgten zunächst mindestens zwei magere Jahrzehnte.

Aber neben diesen kommerziell-spekulativen Tendenzen war inzwischen auch schon das industriell-arbeitgeberische Motiv des freien Unternehmens in die Landwirtschaft eingedrungen: die Landwirte — und vor allem die Gutsbesitzer — waren mehr oder minder zu modernen Arbeitgebern geworden. Ein Vorgang von der größten sozial-geschichtlichen Bedeutung. Aber wir haben schon gesehen, wie auch auf diesem Gebiete die Entwicklung der Landwirtschaft nicht eben günstig war. Trotz aller Versuche, den landwirtschaftlichen Arbeitsbetrieb durchaus im Sinne des freien Unternehmens umzugestalten, gelang dieses Beginnen doch nicht: die Betriebsformen der Landwirtschaft waren zu konservativ, sind zu sehr von dem Walten der Natur abhängig, sind zu mannigfach, um von der ungeschulten und sittlich wenig verantwortungsgewöhnten Kraft des bloßen „Arbeiters" mit vollem Leben erfüllt zu werden. So zog denn die Landwirtschaft im Wettbewerb um diesen Arbeiter mit der Industrie den kürzeren: ein neues und starkes, wenn nicht stärkstes Element von Verlegenheiten bildete sich.

Im ganzen ließ sich daher am Ende des 19. Jahrhunderts wohl sagen, daß der deutsche Großbetrieb dem Ideal einer landwirtschaftlichen Unternehmung nachstrebte und ihm auch in manchen Dingen nahegekommen war;

erreicht hatte er es aber weder nach der kommerziellen noch nach der industriellen Seite hin. Er war in dieser Hinsicht längst nicht so modern wie jene kleinen ländlichen Spezialbetriebe, die im Handel besonders leicht gehende Produkte erzeugten, namentlich wenn diese vergesellschaftet auftraten, — wenn er auch wiederum um vieles moderner war als der Betrieb der Bauernwirtschaft alten Schrotes und Kornes.

War dies, freilich, wie bei kurzem Worte nicht anders möglich, in sehr genereller Form, das Ergebnis der unmittelbaren Einwirkung des Geistes der freien Unternehmung auf die Entwicklung der landwirtschaftlichen Betriebe und Stände — die Summe jener Einflüsse, die ganz unvermeidlich waren: so betonte doch eine Reihe anderer Vorgänge mehr mittelbaren Zusammenhanges dies Ergebnis noch besonders. Unter ihnen ragten zwei hervor: der Einfluß, der sich für die Landwirtschaft aus der direkten Berührung mit der Entwicklung der fremden und namentlich der heimischen Industrie ergab, und der landwirtschaftliche Mitbewerb des Auslandes. Von diesen Vorgängen ist der zweite zu Beginn der Geschichte der ländlich-sozialen Entwicklung schon erörtert worden[1]; von dem ersten kann erst jetzt, am Schluß der allgemeinen Geschichte der ländlichen Stände, mit Nutzen die Rede sein.

Dabei handelt es sich an erster Stelle um die Aufgabe, die allgemeinen Wirkungen des gewerblichen Aufschwunges des letzten halben Jahrhunderts auf die Landwirtschaft überhaupt kennen zu lernen. Und da darf man nun nicht von vornherein von dem heute in diesem Zusammenhange so häufig geäußerten Gedanken ausgehen, daß die Landwirtschaft unter den Wirkungen industrieller Fortschritte unbedingt habe leiden müssen. Im Gegenteil! Je mehr Mägen einer steigenden industriellen Bevölkerung zu sättigen sind, um so stärker wird im allgemeinen die Landwirtschaft zur Vermehrung der Produktion angeregt werden. Und

[1] S. oben S. 367 f.

wenn Industrie und Handel höhere Formen wirtschaftlichen Denkens entwickeln, so kommen diese Formen auch der Landwirtschaft zugute. Freilich: sie muß dann den neuen Formen zu folgen wissen. Da sich aber der Fortschritt zu höheren Wirtschaftsformen in einer kräftigen Nation nicht umgehen läßt, auch wenn er schwierige Wandlungen des Bestehenden mit sich bringt, so begreift sich, wie von diesem Standpunkte aus aufstrebende noch vorwiegend agrarische Kulturen regelmäßig der Förderung der Industrie günstig sind: so heute in Rumänien, Serbien, Ungarn, so bis vor kurzem noch in den Vereinigten Staaten, so im 17. und namentlich 18. Jahrhundert auch Deutschland.

Dieser glückliche Einfluß der Industrie ist aber, wie es scheint, ganz allgemein an die Bedingung geknüpft, daß er durch günstig gelegene größere Städte in genügender räumlicher Verteilung wirken kann. So war es z. B. in dem Flandern und Italien des 13. bis 16. Jahrhunderts, in einer Anzahl von Provinzen Spaniens in etwas späterer Zeit der Fall: daher dort so frühe Zeitalter überaus intensiver Landwirtschaft. In der Tat ist der Zusammenhang einfach genug: jeder dieser Handels- und Gewerbemittelpunkte hatte einen starken Bedarf an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, den er zunächst aus der ländlichen Umgebung befriedigte, und der unter allen Umständen die Preise der Landesprodukte so steigerte, daß den ländlichen Klassen genügendes Kapital zur Intensivierung des Anbaues zufloß.

Dieser Art ist denn auch in Deutschland die Wirkung überall da gewesen, wo ein reicher Kranz größerer Städte die Linien unserer Mittelgebirge oder die Flußläufe begleitete: eine Erscheinung, die fast für das gesamte mutterländische Gebiet zutraf. Anders dagegen im Kolonialland, namentlich des Nordostens. Hier gab und gibt es nur eine geringere Zahl größerer, dagegen eine Unzahl kleinerer Städte. Inwiefern dieser Unterschied vom Mutterland geschichtlich, inwiefern er auch geographisch-physikalisch bedingt ist — Mangel an Erzen und Fossilien, ungünstiges Fluß-

netz usw. —: darauf ist hier nicht einzugehen. Sicher steht die Tatsache, daß diese kleineren Städte den erwähnten Einfluß schon an sich nicht ausüben konnten. Sie konnten es aber um so weniger, weil noch ein weiteres erschwerendes Moment hinzukam, um ihre Kraft lahmzulegen. Diese Länder sind im wesentlichen Gegenden des Großgrundbesitzes: die Überschüsse der Landesproduktion sammeln sich also in wenigen Händen. Bringen nun aber und brachten diese Hände die jährlichen Überschüsse wieder im Lande und vornehmlich in den kleinen Landstädten in Umlauf? Keineswegs. Die Magnaten, die größten Grundbesitzer, lebten teilweis gar nicht im Lande; und auch der gewöhnliche Rittergutsbesitzer hatte zahlreiche Bedürfnisse, die er schon damals nicht durch Einkauf in der benachbarten Landstadt, sondern in Breslau, Königsberg, Berlin und womöglich gar in Paris und London befriedigte. So trat denn hier im Nordosten jene heilsame lokale Wechselbeziehung zwischen Land- und Stadtlandwirtschaft weit weniger ein als sonst in Deutschland, und die Folge war, daß nicht leicht größere städtische Zentren entstanden, welche geeignet gewesen wären, ihrerseits das Land der Umgebung stark mit Kapital zu befruchten. Und so darf man wohl sagen, daß die industrielle Entwicklung mit ihren günstigen Einflüssen auf das platte Land weit mehr den westelbischen als den ostelbischen Gebieten oder wenigstens den Ostmarken, den Gebieten rechts der Oder, zugute kam.

Nun ging freilich neben diesem in städtisch-ländlicher Wechselwirkung verlaufenden Einflusse der Industrie noch ein anderer her: er wurde durch der Seßhaftmachung der Industrie auf dem Lande selbst verdankt. Und hier konnte man wieder, nach ihrer sozialen Wirkung, zwei Arten industrieller Festsetzung unterscheiden: die in großen landwirtschaftlichen Nebengewerben (Brauerei, Brennerei, Zuckersiederei u. a. m.), und diejenige in Industrien, welche großer freier Arbeitermassen bedurften, mochten sie nun fabrikmäßigen oder hausindustriellen Charakters sein. Da machten

nun zunächst die landwirtschaftlichen Nebengewerbe eine Entwicklung durch, die vornehmlich zugunsten des Großbetriebes ausschlug. Von vornherein galt das, soweit nicht vornehmlich genossenschaftliche Bildungen auch die Beteiligung des mittleren Grundbesitzes ermöglichten, von den Zuckersiedereien: sie sind immer größere Betriebe gewesen. Was die anderen Industrien betrifft, so gab es in Preußen Brennereien 1831: 22988, 1865: 7711; Brauereien auf dem Lande 1839: 6890, 1864: 3683[1]; es waren die kleinen Betriebe, die in den vierziger, fünfziger, sechziger Jahren zugrunde gingen; und diese Bewegung, in Norddeutschland schon bedeutend, ist in Süddeutschland vielleicht, wenn auch etwas später, so noch stärker verlaufen. Damit war klar, wer unter dieser Bewegung im allgemeinen litt und gewann: der bäuerliche Besitz, der immer gern gebrannt und gebraut hatte, wurde geschädigt, und dies war ein Verlust, der vornehmlich das Mutterland traf; der Großgrundbesitz dagegen wurde gefördert, und das war vornehmlich der Großgrundbesitz des Nordostens. Freilich: auch ihm fiel nicht der ganze Gewinn zu. Neben den ländlichen Brauereien hatten schon immer die städtischen gestanden; ja sie hatten, wegen der Kostspieligkeit des Apparates, schon im Mittelalter, damals wohl durchweg in Regie der Städte, besonders geblüht. Nun war allerdings die Brauerei im allgemeinen seit dem 17. Jahrhundert verfallen und im 18. Jahrhundert erst recht heruntergegangen; die Welt des Rokokos trank kein Bier; Tee, Kaffee und — für die niederen Klassen — Branntwein traten in Wettbewerb. Im 19. Jahrhundert dagegen, in der Zeit des liberalen Philistertums, wurde das Bier wieder beliebt: und nun schoß die städtische Brauerei, auch diejenige privater Unternehmer, mächtig empor. Es waren zunächst mittlere Geschäfte; sie versetzten der ländlichen Brauerei, außer der zum Eigenverbrauch, schwere Stöße. Dann verschwanden auch diese mittleren städtischen

[1] Sombart, Moderner Kapitalismus 2, S. 140 f.

Betriebe im allgemeinen wieder; und nach 1870 kam die Zeit der Großbrauereien. Der Aufschwung in diesem Sinn begann vor allem in Bayern. In München gab es schon 1857 zwei Brauereien, die jährlich über 100000 Eimer, und zehn, die zwischen 34000 und 70000 Eimer erzeugten, einzelner weiterer nicht zu gedenken, die es auch noch bis auf durchschnittlich 14000 Eimer brachten. Es waren die Anfänge zu einer Großindustrie, die sich dann völlig erst in den Zeiten des neuen Reiches und fast durchgängig in Großstädten, neben München z. B. in Erlangen, Nürnberg, Berlin, entwickelte. Es war eine Bewegung, durch die der Betrieb des platten Landes, auch der des Großgrundbesitzes, so gut wie lahmgelegt wurde. Aber auch die Brennerei und Zuckerindustrie lohnte schließlich, sogar im ländlichen Großbetriebe, nicht mehr wie früher: die Preise für Spiritus und Zucker gingen in der Zeit von Ausgang der siebziger Jahre bis Ende des 19. Jahrhunderts um mehr als die Hälfte zurück.

Außer den großen landwirtschaftlichen Nebengewerben aber kamen für das Land noch die Industrien großer Arbeitermassen in Betracht: Fabriken wie Hausindustrien. Diese wurden nun, in Ergänzung der Wirkungen der landwirtschaftlichen Nebengewerbe auf Gutsherr und Bauer, namentlich für den kleinen ländlichen Stelleninhaber von Wichtigkeit. Und da haben wir schon früher gehört, wie stark die ländliche Hausindustrie von den zwanziger bis in die vierziger Jahre hinein zunahm, und wie auch die Fabriken ihren Standort anfangs gern auf dem Lande wählten. Aber in jeder dieser Beziehungen trat später, beginnend mit den fünfziger und sechziger Jahren, stärker dann nach 1870, ein bemerkenswerter Wechsel ein. Die alten Hausindustrien wurden vielfach durch fabrikmäßige Produktion oder auch durch jüngst entwickelte proletarische Hausindustrien der Großstädte abgelöst; und die Fabriken zogen sich mit der Ausbildung des Verkehrs und der Verbilligung des Transportes vom Lande hinweg, um in einzelnen städ-

tischen oder städtisch werdenden Orten und Gegenden Fuß zu fassen.

Es war ein für große Massen der ländlichen Bevölkerung überaus wichtiger Vorgang; er nicht zum mindesten hatte die Abwanderung der kleinen selbständigen Besitzer vom Lande, vornehmlich im Westen, zur Folge.

Sehen wir jetzt auf die Entwicklung des Einflusses der Industrie auf das platte Land bis etwa gegen Ende des 19. Jahrhunderts als ein Ganzes, so ergibt sich zunächst, daß von einer einheitlichen Richtung und Wirkung dieses Einflusses keine Rede war. Sogar innerhalb der Haupttendenzen, die hier allein verfolgt werden konnten, bestand Widerspruch. Dabei war freilich kein Zweifel, daß der Gesamteinfluß, rein wirtschaftlich betrachtet, günstig verlief. Stellt man dagegen die Frage nach dem sozialgeschichtlichen Ergebnis, so läßt sich wohl das eine mit Sicherheit behaupten, daß ein Unterschied der Wirkung zwischen Mutterland und Kolonialgebiet und zwischen Mittel- sowie Kleinbetrieb und Großbetrieb, soweit etwa diese Gegensätze sich deckten, bestand: das Kolonialgebiet wurde gewiß weniger günstig beeinflußt als das Mutterland. Die Antwort aber auf die Frage, ob im übrigen die soeben geschilderten sozialen Verschiebungen als ein Ganzes günstig oder ungünstig zu beurteilen seien, hing ganz von dem besonderen etwa einzunehmenden Standpunkte ab, und dieser Standpunkt konnte sehr verschieden gewählt werden; wie ihn denn spätere Zeiten gewiß anders nehmen werden wie selbst wir. Die Geschichte ihrerseits kann sich nur über Verlauf und Zusammenhang der Begebenheiten im ganzen äußern. Bleiben wir innerhalb des Bereiches einer solchen geschichtlichen Betrachtung, so zeigt sich vor allem, daß hier zum ersten Male ein Unterschied von entscheidender Wichtigkeit wurde, dem wir von nun ab noch weiter werden folgen müssen, und der mit die größten Probleme der inneren deutschen Politik auch noch der Gegenwart in sich schließt: der wirtschaftliche und soziale Gegensatz zwischen dem deutschen Mutterland und den Kolonialgebieten des Ostens.

5. Im Nordosten haben die Schwierigkeiten, die der Landwirtschaft seit mindestens einem Menschenalter drohten, abgesehen von den an sich schon vielfach entscheidenden Nachteilen, die mit der besonderen physikalisch-geographischen Ausstattung dieser Gegenden für die Gegenwart verknüpft sind, vornehmlich aus zwei Gründen eine besonders bedenkliche Wendung genommen. Einmal überwiegt in diesen Gegenden der Großbetrieb, der unter der bestehenden allgemeinen Lage besonders zu leiden hatte, und zwar wiederum besonders jener mittlere Großbetrieb, der noch mehr betroffen war als der ganz umfangreiche. Dann aber haben sich auf diesem Boden die wirtschaftlich-sozialen Fragen mit nationalen und konfessionellen verquickt.

Bekanntlich stehen sich in diesen Gebieten fast durchweg Deutsche und Polen gegenüber. Was ist da nun die Lage zunächst der Polen? Die gesamte polnische Nation zählt jetzt nach den wahrscheinlichsten Berechnungen etwa 15 bis 16 Millionen Seelen. Von diesen mögen rund 2 Millionen auf Amerika kommen, etwa 7 Millionen auf Rußland sowie gegen 4 Millionen auf Österreich; bleiben für Deutschland, insbesondere Preußen, über $2^{3}/_{4}$ Millionen. Von dieser Zahl sind nur ein Zehntel protestantisch, neun Zehntel dagegen katholisch; und daher erklärt es sich, wenn im deutschen Nordosten und vor allem bei den Polen dieses Nordostens selbst katholisch und polnisch fast für identisch gelten.

Diese polnische Bevölkerung des Deutschen Reiches nimmt große Teile der Provinzen Ost- und Westpreußen sowie Posens und Schlesiens ein, aber auch in die Provinz Pommern greifen noch polnische Elemente über; und neuerdings haben sich nicht unbeträchtliche Anfänge einer polnischen Diaspora in den Provinzen Brandenburg (Berlin), im Königreich wie in der Provinz Sachsen, vor allem aber im rheinisch-westfälischen Industriegebiet eingestellt. Dabei sind die Polen in ihrer Heimat, der Sprachzugehörigkeit der Bevölkerung nach gerechnet, entschieden im Vordringen; nach Boeckh hatten sie sich allein in der Provinz Posen schon

in dem Vierteljahrhundert seit 1861 um mehr als 200 000 Seelen vermehrt, während die Deutschen der Provinz nur einen Zuwachs von 4000 Seelen erfuhren: und diese außerordentliche Zunahme der polnisch redenden Bevölkerung ist nicht bloß durch Vermehrung der nationalpolnischen Elemente, sondern auch durch Polonisierung katholischer Teile der deutschen Bevölkerung hervorgerufen worden.

Waren auf diese Weise die Polen als Bevölkerung seit den letzten Menschenaltern entschieden im Vordringen begriffen, so ging dagegen der Grundbesitz in polnischen Händen seit eben jener Zeit zurück. Im Jahre 1848 hatte in der Provinz Posen der polnische Großgrundbesitz noch $3^1/_4$, der deutsche erst $2^1/_2$ Millionen Morgen betragen; nach einer Generation, 1878, hatte sich dies Verhältnis fast umgekehrt: nun waren in polnischer Hand noch etwa $2^3/_4$, in deutscher fast $3^1/_2$ Millionen Morgen. Im Jahre 1889 waren dann deutsch etwa 3 700 000 Morgen, polnisch nur noch 2 520 000 Morgen; und seitdem hat sich die Lage noch weiter zugunsten der Deutschen verschoben. Ähnlich aber wie in der Provinz Posen haben sich auch sonst die Verhältnisse, und zwar auch für das Bauerngut, entwickelt.

Also eine in Sachen der Sprachzugehörigkeit und der ländlichen Besitzverhältnisse ganz verschiedenartige, ja entgegengesetzte Entwicklung! Dabei trat der darin liegende Widerspruch vornehmlich in der Form in Erscheinung, daß die nationale Vorwärtsbewegung der Polen, wie sie in der Sprachzugehörigkeit zum Ausdruck gelangte, nicht so sehr an die sozialen Schichten der Großgrundbesitzer und Bauern geknüpft war wie an die der Landarbeiter und der untersten ländlichen Schichten überhaupt, und daß es für deren Bewegung nahezu gleichgültig geworden war, ob sich der Großgrundbesitz, der dieser Bevölkerungsschichten bedarf, in deutschen Händen befand oder nicht.

Aus diesem Zusammenhange geht zugleich hervor, daß

der Angelpunkt der nationalen und auch der konfessionellen Fragen im deutschen Nordosten zum guten Teile in der ländlichen Arbeiterfrage gelegen ist. Es ist das eine Auffassung, die in dieser Form schon mehr als einmal von Deutschen der bedrohten Provinzen selbst vertreten worden ist. Zu ihrem genaueren Verständnis bedarf es freilich der Einführung in die besondere Geschichte der ländlichen Arbeiter des Nordostens.

Wir müssen hier eingehender als bisher auf die Geschichte der kolonialen Gutsherrschaft des 18. Jahrhunderts zurückgreifen. In dieser war ein geordneter Betrieb ziemlich ausgedehnter Landgüter in einer Hand dadurch erreicht worden, daß für den Anbau des Rittergutslandes in einem Dorfe neben den Gutseinrichtungen zugleich die Hand- und Spanndienste der Bauern und kleinen Stelleninhaber sowie auch die Gesindedienste der jugendlichen Bevölkerung in Anspruch genommen wurden. Der Gutsherr hatte sich also die zum Betriebe eines Gutes nötigen Arbeitskräfte vermöge einer Zwangsarbeitsverfassung in unmittelbarer Nähe gesichert. Dabei war das ständige Gleichgewicht zwischen Gutsareal und Untertanenareal, das Voraussetzung der Stetigkeit und Blüte dieser Verfassung war, durch polizeiliche Vorschriften des Staates, vornehmlich durch das Verbot des Bauernlegens, gesichert worden. In diese Verhältnisse schlugen nun ohne genügende Vermittlung durch Zwischenzustände die Edikte der preußischen Reformzeit nach 1806 ein; vor allem das über die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit vom Jahre 1807: da sollten die hergebrachten Fronden beseitigt und die unsicheren Besitzverhältnisse der Bauern in Eigentum verwandelt werden, um die Grundlage für ein freies Bauerntum und ein dörfliches Leben der Selbstverwaltung zu schaffen.

Wie war es nun unter diesen Umständen denkbar, die Gutswirtschaft möglichst in alter Weise weiterzuführen, zumal deren Landflächen durch die von den Bauern für Ablösungen der Fronden und Erringung des Eigentumsrechtes

hergegebenen Landentschädigungen noch wesentlich vergrößert worden waren? Den Widerstreit der Interessen hatten die kleinen Leute zu zahlen. Schon bisher hatte es deren neben den Bauern gegeben: sie hatten dürftige, nicht spannfähige Stellen gehabt, sich ziemlich kümmerlich genährt und dem Gute nur mit Handdiensten gefrondet: hörige Tagelöhner gleichsam, doch mit der Aussicht, von dem Herrn bei gutem Dienste gelegentlich in eine spannfähige Stelle, in ein besseres Bauerngut befördert zu werden. Jetzt sahen sich diese kleinen Leute von der allgemeinen Reform ausgenommen. Und sie erlebten nun ein verschiedenes Schicksal, je nachdem sie bisher ein besseres Recht an ihrer Stelle, Erbpacht oder Eigentum, besessen hatten oder nicht. Im ersteren Falle änderte sich für sie im Grunde wenig oder nichts: sie frondeten ruhig fort, bis mit dem Jahre 1850 für sie, wie um ein halbes Jahrhundert früher für die Bauern, die Zeit der Ablösung ihres Dienstes kam. Im anderen Falle dagegen — und in dieses Schicksal wurden infolge der Deklaration von 1816 schließlich sogar spannfähige Güter in nicht geringer Zahl hineingerissen — war der Ausgang nicht so glimpflich. Die kleinen Stellenbesitzer, die kein besonders gutes Recht an ihrer Stelle hatten, die auf Zeit oder gar auf Kündigung angesetzten Lassiten der alten Zeit, verloren jetzt das Schutzrecht, das der Absolutismus gleichsam über sie ausgeübt hatte, indem er nicht geduldet hatte, daß ihre Güter von den Herren eingezogen oder unbesetzt gelassen wurden: ihre Güter traten in die Luft jenes freien Grundeigentumverkehrs, dessen Herstellung zu den wichtigsten Maßregeln des Steinschen Reformjahres gehört hatte. Die Folge davon war, daß ihre Gütchen von dem Gutsherrn eingezogen wurden, daß sie nichts blieben als Gutstagelöhner, — vielleicht noch in ihrer alten Stelle, aber zu völlig zweifelhaftem, jeden Augenblick kündbarem Besitze. Es war eine Entwicklung, die sich in den Jahren 1816 bis 1848 reißend vollzog, und aus der ein ganz neuer Stand hervorging, ein ländliches Proletariat: als man im Jahre 1850 den spann-

losen Lassiten endlich das Recht verlieh, auf ihren Antrag Eigentum an ihren Stellen zu erwerben, da gab es schon kaum noch größere Massen dieser Klasse in dem althergebrachten Verhältnis.

Eine neue Arbeitsverfassung wesentlich der kolonialen Gutsherrschaft hatte sich statt dessen seit etwa einem Menschenalter durchgesetzt: reißend rasch, denn die Gutsherrschaft war, mit ihrem Grundcharakter der Unternehmung schon während des 18. Jahrhunderts, auf sie vorbereitet gewesen. Die alten kleinen Frondner waren zu modernen Arbeitern gemacht worden: nicht mehr patriarchalisch, sondern nach rationalem Rechte dienten sie ihrem Herrn, und gleich dem Industriearbeiter der Stadt winkte ihnen nur selten, ja noch seltener als diesem, die Gelegenheit, sich oder ihre Kinder aus ihrem Zustande emporzuheben zu besserem Besitz und höherem Dasein. Denn sie lebten nun in den Fesseln eines Arbeitsbetriebes, der immer mehr nach den Gesichtspunkten der freien Unternehmung geordnet wurde, je mehr die Intensität des Landbaues bis zur Berechnung der Pfunde künstlichen Düngers für den Hektar stieg, und je stärker die ländlichen Großindustrien, Brennerei, Brauerei, Zuckerfabrikation, heranwuchsen. Wie sollten gegenüber den neuen Anforderungen der Dienste, die mit diesen bisher unbekannten Produktionsweisen verknüpft waren, ihre alten, vielfach noch recht patriarchalischen Rechte gewahrt bleiben? Die schlesischen Dreschgärtner oder Erbdrescher, eine besondere Abart kleiner dienender Stellenbesitzer, die auf ihrem Gütchen, dem Garten, abgesondert saßen wie kleine Herren, hatten z. B. das erbliche Recht auf den Erdrusch des zehnten bis sechzehnten Scheffels, dazu das Recht, daß ihre Zahl nicht vermehrt werde: wie sollten sich solche „mittelalterliche" Rechte, die jede größere Änderung, jeden Fortschritt unterbanden, gegenüber dem Unternehmergeist des nunmehr in seinen Handlungen freien Rittergutsbesitzers haben halten können? Nach endlosen Prozessen zwischen den halsstarrigen Erbleuten und den Herren wurden die Rechte und Pflichten

der Dreschgärtner durch das Gesetz, betreffend die Ablösung der Dienste in der Provinz Schlesien, vom Jahre 1845 beseitigt. Um es mit einem Worte zu sagen: in dem Momente, da dem Unternehmungsgeist des Großgrundbesitzes, vornehmlich in den kolonialen Gebieten, Freiheit gelassen wurde, sich auf rechnerisch-kommerzieller Grundlage einen Arbeiterstand zu bilden, formte er diesen nach seinen Bedürfnissen im Sinne eines modernen Fabrikarbeiterstandes; und schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts war er damit der Hauptsache nach fertig. Und nun folgten zwei Jahrzehnte blühendsten Aufschwunges der agrarischen Verhältnisse: die Zeit, da die internationalen Störungen der deutschen Landwirtschaft noch nicht eingesetzt hatten; die Zeit zugleich, in der der neue Instenstand noch nicht durchaus zum Bewußtsein seiner neuen, industriellen Lage, der Lage des freien Arbeitsvertrages, gelangt war.

Allein seit spätestens Mitte der siebziger Jahre begannen diese guten Zeiten zu schwinden. Gewiß versorgten deutsche Landarbeiter in diesen Zeiten teilweis sogar noch Galizien und Rußland bis tief in beide Länder hinein mit dem Überschuß ihrer Arbeitskraft: ein Zeichen, daß es ihrer daheim, im deutschen Osten, noch genug gab. Aber schon das Jahr 1861 bildete einen Wendepunkt in der Polenfrage: bis dahin hatten die Polen langsam abgenommen in den deutschen Gebieten, jetzt nahmen sie zu: leise begann die Heranziehung polnischer Wanderarbeiter. Denn während die deutschen Insten, vom Garnisondienste aus der großen Stadt oder gar von den Kriegen gegen Österreich und Frankreich heimkehrend, fanden, daß es anderswo schließlich eine freudevollere und bessere Belohnung ihrer Dienste gebe als daheim, hatten die Arbeitgeber, die Herren, inzwischen eine nicht minder unternehmungslustige Berechnung angestellt. Wenn sie jetzt mit Maschinen arbeiteten, wenn sie Saisongewerbe betrieben, wie die Brennerei und namentlich das Zuckerrübengeschäft: bedurften sie dann noch der das ganze Jahr über ständig tätigen Arbeiter von ehedem?

Und erschienen sie schließlich der Welt für diese Einheimischen nicht moralisch verantwortlich auch dann, wenn sie ihnen nicht Arbeit gaben, geben konnten? Einen Saisonarbeiter, der von außen kam, wohl gar von jenseit der Grenzen, den konnte man abschieben lassen, wurde er lästig, oder bedurfte man seiner nicht mehr. So wirkten zweierlei Motive einträchtig zusammen, um einen ganz neuen Zustand zu schaffen. Denn schließlich faßten die polnischen Saisonarbeiter trotz allem doch dauernd Fuß; und die deutschen Insten verschwanden in der Bevölkerung der Großstädte wie des industriellen Westens. Motive der Abwanderung bei den Insten, Motive der Heranziehung fremder Arbeitskräfte bei den Gutsherren: unter diesem doppelten Spiel ist die jüngere Entwicklung im Nordosten verlaufen — und hat sich zugleich vielfach weiter erstreckt auf die Großgüter des ganzen deutschen Nordens hin bis zum Rhein wie bis tief hinein in die Nachbargegenden Rußlands und Österreichs. Ein Viertel etwa des Gebietes des Deutschen Reiches und mehr als ein Drittel Preußens begann auf diese Weise an einem ständigen Verlust deutscher Elemente zu leiden. Denn wo der Deutsche den Fuß hob, da rückten fast überall Polen aus Rußland und auch aus Galizien nach. Es war eine bis zur Mitte der achtziger Jahre fast von niemand voll übersehene, geschweige denn gehemmte Entwicklung. Dann aber begann man in den Kreisen der preußischen Zentralregierung das Verhängnisvolle dieses Wechsels einzusehen; und jetzt wurde die Zuwanderung polnischer Arbeiter verboten, während man zugleich die schon vorhandenen Arbeiter über die Grenze schob. Allein diese Haltung wurde bald gemildert und schließlich im Jahre 1890 der Hauptsache nach aufgegeben. „Den Oberpräsidenten wurde gestattet, im Falle des Nachweises des Bedürfnisses Arbeiter aus Rußland zuzulassen, unter dem Vorbehalt, daß es sich nicht um Familien, sondern wesentlich nur um ledige Arbeiter handeln dürfe, und daß sie bis zum 1. November jedes Jahres über die Grenze zurückgeschafft würden." (Weber.)

Und schon das nächste Jahr sah eine Völkerwanderung von weit mehr als 30000 Personen die Grenze passieren. Im Jahre 1900 aber war „die Zahl der Bauern, die aus Russisch-Polen nach preußischen Provinzen gingen, um sich als Landarbeiter zu verdingen, im Vergleich zu den letzten Jahren noch bedeutend größer. Allein aus dem Gouvernement Kalisch sind im Frühjahr 1899 etwa 40000 Bauern und fast ebensoviel aus den anderen an Preußen grenzenden Gouvernements über die Grenze nach Preußen gegangen, so daß die Gesamtzahl solcher zeitweiliger Auswanderer sich im ganzen Jahre auf 75000 bis 80000 belaufen haben dürfte. Die Hauptmasse derselben soll nun freilich, wie die Lodzer Zeitung äußert, nicht in den Grenzgebieten Preußens bleiben, sondern mehr in das Innere Deutschlands wandern"[1]: dies aber doch offenbar nur, weil die Grenzgebiete schon gefüllt waren.

Und die im Bodenerwerb noch immer fortschreitenden deutschen Großgrundbesitzer des Landes, — wie sahen sie diesen national so verhängnisvollen Wechsel an? Es gibt in den Ostgegenden Magnatenbesitzer, deren Latifundien so umfassend sind, daß sie an sich wohl in der Lage gewesen sein würden, wenn auch unter Opfern, einen großen Bestand deutscher Landarbeiter festzuhalten. Allein war dazu jetzt noch die Zeit, nachdem einmal der Abmarsch der Deutschen den Charakter einer fast elementar fortreißenden Bewegung angenommen hatte? Waren deutsche Arbeiter, ja waren bisweilen Arbeiter überhaupt noch zu haben? Was aber den mittleren Großgrundbesitz, die etwa zehntausend einfachen Rittergutsbesitzer des kolonialen Ostens betraf, so waren sie wirtschaftlich kaum noch in der Lage, nationalen Regungen mit jener Stärke des Willens zu folgen, welche wohl für die Magnaten im allgemeinen noch angenommen werden konnte. Man darf es nicht verkennen: der Junker kämpfte und kämpft etwas wie einen Todes-

[1] S. Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1900 S. 70.

kampf seines einstigen Daseins und des Daseins seiner Vorfahren. Wo waren die fetten Zeiten noch der ersten Hälfte und der ersten Jahrzehnte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geblieben? Der Absatz des Getreides und der Wolle war geringfügig geworden oder stockte: der Weltmarkt diktierte die Preise. Die Rentabilität der Spiritusfabrikation, die schon die Generation der Väter zu halben Unternehmern gemacht hatte, war zurückgegangen. Und der Zuckerrübenbau? Immer verhängnisvoller wuchs der Wettbewerb im Ausland; staatliche Schutzmaßregeln hatten zwar vorübergehend Linderung geschafft, aber sie hatten zugleich auch eine Ausdehnung des Anbaues emporgezüchtet, die, ohne künstliche Mittel unhaltbar, eines Tages in sich zusammenbrechen mußte. So war auch der Junker nicht mehr der alte Landedelmann geblieben; er war ein Unternehmer geworden, der ängstlich auf den Markt hörte, und der da vielfach wußte oder zu wissen vermeinte, daß ihn nur noch Getreidemonopol und eine halbe Milliarde jährlich oder mehr an allgemeinen Kontributionen der Nation auf der Scholle würden halten können: ein halb Depossedierter, der sich anschickte, mit altem Einfluß und ererbtem politischem Sinne va banque zu spielen um ein Dasein, das ihm gleichwohl nur zu leicht unhaltbar erscheinen mußte. Und dieser Junker, der so schwer nicht bloß um die alte Ehre seines Standes, nein, um sein Daseinsrecht glaubte kämpfen zu müssen, er sollte so hoher nationaler Regungen und Opfer fähig gewesen sein, den deutschen Arbeiterstand und mit ihm die deutsche Nationalität auf dem einst so heiß umstrittenen, aber später in den polnischen Teilungen so leicht gewonnenen Boden zu erhalten? Haben etwa die deutschen Magnaten Böhmens unter für sie ungleich günstigeren Verhältnissen den tschechischen Arbeiter von ihrem Boden ferngehalten? So traurig und beschämend dieser Vorgang in Böhmen ist: von einem so hart ringenden Stande wie dem der preußischen Junker im Nordosten durfte man nicht zu viel der Opfer erwarten: zumal, abgesehen

vom platten Lande, ein neu erwachsender polnischer Mittelstand den deutschen Besitz auch in den Städten aufs entschiedenste bedrohte.

Ohne staatliches Eingreifen und die Verwendung starker öffentlicher Mittel war das nationale Interesse im äußersten kolonialen Osten nicht aufrechtzuhalten: das wurde zur immer stärker bestätigten Anschauung etwa des letzten Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts. Und wir werden an anderer Stelle, wo die politische Seite der ganzen Bewegung zu behandeln sein wird, sehen, mit welcher Energie der preußische Staat das hier gewiesene schwere Problem ergriff.

Inzwischen aber war die große Bevölkerungsbewegung, die in den ländlichen Bezirken des kolonialen Ostens ihren Ausgang nahm, in ihrem Gesamtaspekt in Strömungen viel größerer Art eingemündet, die hier nur angedeutet werden können. Der Völkervormarsch von Osten her nach Westen, zunächst deutschen Charakters, begann mit der Einwanderung in größere, industriereiche Städte noch des ostelbischen Gebietes, namentlich in Berlin, und mit stärkerer Durchbildung der sogenannten Sachsengängerei, agrarischer Saisonarbeit auf den Feldern der großen Rittergüter links der Elbe, vornehmlich des Königreichs und der Provinz Sachsen. Aber er blieb, sowohl seitens der deutschen Elemente der Wanderung als auch der diesen Elementen sehr bald nachdrängenden Polen, nicht bei dieser Grenze stehen. Er drang weiter nach Westen, hinein in die großen Industriegebiete Rheinlands und Westfalens: und selbst hier machte er teilweis noch nicht halt.

Und als seine Unterströmung ergab sich ein noch viel elementareres Fluten der deutschen Kultur überhaupt hin nach dem Westen. Es ist ein Vorgang, der der Erhebung der holländischen Kultur des Westens (Amsterdam, Leiden, Harlem) gegenüber der des Ostens (Zwolle, Deventer, Utrecht) seit dem 15. und 16. Jahrhundert ähnelt, oder auch der Verschiebung der Kulturelemente in Mitteleuropa von Osten nach Westen im Verlaufe des 14. bis 19. Jahr-

hunderts. Und die Ursache war wohl im Grunde in allen drei Fällen dieselbe: die Eröffnung des großen Atlantischen Ozeans als des Mittelmeers der neuzeitlichen Entwicklung: seinen Küsten strömte und strömt das neue Leben der alten Zentralländer Europas zu, sei es im Süden, am alten Mittelmeer, sei es in den mittleren Gegenden, in dem der See zunächst benachbarten Holland und später im kontinentaleren Deutschland. Und wie sehr hat während dieser Entwicklung innerhalb der letzten Jahrzehnte nicht bloß der Westen deutschen Landes über den Osten, sondern auch die Nordsee über die Ostsee den Vorrang gewonnen!

In so weitem Zusammenhang aber läßt sich die neue Bevölkerungsbewegung nicht bloß mit der Kolonisation des Ostens im 12. bis 14. Jahrhundert, sondern auch mit der Entwicklung der Hanse vom 13. zum 15. Jahrhundert in Parallele stellen. Wie der Zusammenbruch der Hanse einen Verlust der eine Zeitlang unbestrittenen bürgerlichen und aristokratischen Hegemonie der Deutschen in den Ostseegebieten, des Dominium maris baltici und der Beherrschung der baltischen Küsten zur Folge hatte, so droht durch die neue Strömung der Verlust der agrarischen und aristokratischen Vorherrschaft des deutschen Elementes innerhalb der staatlich gewonnenen Landgrenzen des Ostens[1].

6. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse des platten Landes, wie sie bisher geschildert wurde, ging, wie wir jetzt wissen, aus einer Fülle von sehr komplexen Ursachen hervor und entfaltete sich ganz allmählich zu sehr verschiedenartigen Zuständen. Dennoch kann man von einem Elemente sprechen, das sie der Hauptsache nach im tiefsten beherrschte: es ist die Entfaltung des Einflusses der freien Unternehmung. Dieses Entwicklungsmotiv führte ebensosehr zu neuen Erscheinungen, wie es die alten Zustände, teils zur Klage, teils zur Freude der Beteiligten, verwandelte.

[1] Die genauere Ausführung hier nur angedeuteter Zusammenhänge wird später an anderer Stelle erfolgen.

Systematisch hervor trat dies Neue seit etwa einem Vierteljahrhundert, höchstens einem Menschenalter. Und so lag es auf der Hand, daß man seitdem vor allem zu diesem Neuen Stellung nahm, seine Wirkungen zu mildern oder abzuschwächen oder zu fördern suchte. Es sind Richtungen, in denen ein nicht unwesentlicher Teil der inneren Politik des Reiches und der Einzelstaaten verlaufen ist.

Dabei machten sich denn Maßregeln ganz gemäß der Zweiteilung notwendig, nach der wir den Einfluß der freien Unternehmung auf das platte Land bisher kennen gelernt haben: Maßregeln gegen den mechanischen Stoß, den die deutsche Wirtschaft durch die auswärtigen agrarischen Unternehmer, durch den internationalen Wettbewerb erhielt; und Maßregeln im Bereiche der Einwirkung der freien Unternehmung und der eigenen Volkswirtschaft. Gewiß haben dabei in der einen Richtung ergriffene Maßregeln auch in der anderen oft und ständig mitgewirkt: denn das ist überhaupt die Eigenschaft jeder staatlich ergriffenen Maßregel, daß ihr Wirkungskreis ein seiner Ausdehnung nach unbestimmter und vorher kaum ganz zu ermessender ist. Trotzdem kann man aber diese Maßregeln nach ihrer hauptsächlichsten und hauptsächlich beabsichtigten Wirkung doch sehr wohl scheiden und muß es, will man zur Klarheit gelangen.

Die Maßregeln gegen die mechanische Störung der eigenen Entwicklung durch auswärtigen Wettbewerb hatten naturgemäß auch ihrerseits wieder einen mechanischen Charakter. Ganz im Vordergrunde standen da die Schutzzölle für landwirtschaftliche Erzeugnisse, vor allem Getreide. Sie wurden bekanntlich mit der allgemeinen Änderung der deutschen Zollpolitik im Jahre 1879 eingeführt, und sie betrugen auf die Tonne Brotgetreide 1879 10 Mk., 1885 30 Mk., 1887 50 Mk. und wurden dann mit den Handelsverträgen der Ära Caprivi 1892 und 1894 auf 35 Mk. heruntergesetzt. Was war nun der Einfluß dieser Zölle? Mit Sicherheit läßt sich nur das eine sagen, daß eine Wirkung auf den

Inlandspreis tatsächlich eintrat, und daß der Getreidebau in der Zeit des Bestehens der Zölle nach Maß und geographischer Verbreitung im ganzen erhalten geblieben ist, während sich sonst wohl ein stärkerer Fortschritt zu intensiverer Bodennutzung, Mastviehzucht, Molkerei, Handelsgewächsbau usw. ergeben haben würde. Es lag also eine Wirkung vor, die den — unausbleiblichen — Fortschritt zu größerer landwirtschaftlicher Intensität der Zeitdauer nach hinausschob.

Ein weiteres Mittel, die Schädigung durch auswärtigen Wettbewerb herabzumildern, glaubte man dem Umstande entnehmen zu können, daß Länder mit schlechter Währung sich ihr nach Deutschland ausgeführtes Getreide mit deutschem Gelde bezahlen ließen. Es fragte sich nur, ob ein Mittel zur Verfügung stehe, das diese Tatsache zugunsten der deutschen Landwirtschaft zu verwerten gestatten würde. So viel ist dabei sicher: gewonnen werden konnte es nur durch eine völlige Änderung der Währungspolitik des Reiches, die grundsätzlich als eine Politik der Goldwährung inauguriert worden ist. In der Tat gingen nun viele landwirtschaftlich interessierte Kreise seit langem auf eine solche Änderung aus: hier rekrutierten sich die Kreise der Bimetallisten, wie man sie zu nennen pflegte, obgleich sie großenteils nicht die Einführung einer eigentlichen Doppelwährung bezweckten. Indes haben diese Bestrebungen keinen Erfolg gehabt. Eine vom Reiche im Jahre 1894 einberufene Konferenz ferenz zur Beratung über die verschiedenen Meinungen endete in Unklarheiten und förderte als Ergebnis im wesentlichen nur eine Aussprache der regierenden Kreise zutage dahin, daß die jetzige Währung gewiß zu manchen Schwierigkeiten Anlaß gebe, soweit der internationale Handel vornehmlich mit Landeserzeugnissen in Betracht komme, daß es aber sehr fraglich sei, ob eine Änderung der Währung nicht noch viel größere Schwierigkeiten hervorrufen werde. Gegenüber den Angriffen der Bimetallisten aber bildete sich ein Bund zur Verteidigung der bestehenden Währung unter

der Leitung des Ministers Delbrück, des ehemaligen Führers der Freihandelszeit der Bismarckschen Periode, und fand in den Kreisen des Handels und der Industrie lebhafte Förderung.

Wirksamer dagegen, als man gewöhnlich annimmt, konnte dem internationalen Wettbewerbe auf einem anderen Gebiete entgegengetreten werden, auf dem der nationalen Eisenbahntarifpolitik. Da der Körnerbau in Deutschland nicht gleichmäßig verbreitet ist und die von einem Landwirt erzeugten Mengen namentlich im Nordosten viel größer sind als sonst, so daß hier der zum Verkauf kommende Überschuß über die Eigenproduktion gewaltig anwächst, so gab die Tarifpolitik der Eisenbahnen zunächst ein Mittel an die Hand, durch Frachtermäßigungen den Unterschied des größeren Angebots an gewissen Stellen und der größeren Nachfrage an anderen derart auszugleichen, daß einheimisches Getreide auch noch weit ab von seinem Erzeugungsort billig genug blieb, um im Wettbewerb mit ausländischen Erzeugnissen zu siegen. Außerdem aber war es auf dem Wege der Tarifpolitik auch möglich, dies einheimische Getreide da, wo es den gleichen Weg mit ausländischem nahm, durch Frachtvorteile zu begünstigen. Eine volle und klare Politik in diesem Sinne wurde indes nicht entwickelt.

Dagegen wurde seit den neunziger Jahren, und namentlich in deren zweiter Hälfte, die Börsenpolitik sehr entschieden dazu herangezogen, dem einheimischen Getreide den Wettbewerb gegenüber dem ausländischen zu erleichtern. Vor allem wurde hier, außer der Beschränkung der gemischten Transitlager, der Terminhandel in Getreide verboten und den Getreidebörsen der Beirat von Landwirten bei den Preisfeststellungen auferlegt. Die Folge war die Auflösung der Getreidebörsen und vielfach auch die Verlegung des Abschlusses der Handelsgeschäfte ins Ausland.

So wichtig nun ein Teil der geschilderten Maßregeln war, so wenig verhinderten sie die immer weiter vorwärtsschreitende innerliche Durchdringung der Landwirtschaft mit

dem Geiste der freien Unternehmung. Und konnte diesem Vorgang überhaupt wirksam entgegengetreten werden? Es würde eine gänzlich falsche Anschauung von der Bedeutung der immanenten Kräfte einer gesellschaftlich-menschlichen Entwicklung und von der Macht der Gesetzgebung und des Staates, sie zu beeinflussen, voraussetzen, wollte man diese Frage auch nur von weitem bejahen. Gegenüber den Grundentwicklungen einer großen menschlichen Gemeinschaft, wie sie sich in den Hauptzügen bei jeder dieser Gemeinschaften wiederholen, ist jedes willkürliche Eingreifen machtlos: wie keine Kunst der Gärtnerei oder der Tierzucht die grundlegenden biologischen Prozesse einer Pflanze oder eines Tieres zu verändern oder zu verhindern vermag, trotz aller Künste umbildender Züchtung.

Nur auf eine der nationalen Entwicklung günstige Beeinflussung des allgemeinen Vorganges konnte es also ankommen.

Da konnte denn vor allem versucht werden, die gerade in Deutschland allzu reißend fortschreitende Bewegung zu verlangsamen und sie mit Kräften und Mitteln auszustatten, die sie zu einer gegenüber dem Bestehenden möglichst geringen Zerstörung zu führen vermochten.

In ersterer Hinsicht war es namentlich die Aufgabe, die noch kräftigen seelischen Elemente des älteren Zustandes, der landwirtschaftlichen Erzeugungs- und Verbrauchsgemeinschaft, der alten Haus- und Hofwirtschaft zu stützen. Und dies war wieder im doppelten Sinne möglich: man konnte auf die Familiensitte des Herrn und die Gesindesitten der dienenden Kräfte einwirken. Soweit die Familie in Betracht kam, handelte es sich vor allem darum, die Folgen der unwiderruflichen Auflösung der alten Familienarbeitsgemeinschaft namentlich der Bauernhöfe nicht so weit greifen zu lassen, daß die aus der Arbeitsgemeinschaft austretenden Kinder mit Erbanteilen ausgestattet wurden, deren hypothekarische Auflage auf das Gut dessen wirtschaftlichen Ruin herbeizuführen vermochte. Es war also die Aufgabe, das

gleiche Erbrecht aller gleich nahen Erben in Bauerngüter, wie es die Landrechte der Aufklärungszeit zumeist ausgesprochen hatten, wieder aufzuheben zugunsten früherer, nach Ort und Gegend einst sehr verschiedener Regelungen, nach denen ein bevorzugter Erbe unter mäßiger Auszahlung der übrigen das Gut übernommen hatte. Es war eine Bewegung, die sehr früh, schon in den siebziger Jahren, begann: denn damals bereits hatte die Verschuldung namentlich des bäuerlichen Grundbesitzes infolge der Auflage von Erbanteilslasten so zugenommen, daß schon aus diesem mehr partikularen und rein wirtschaftlichen Grunde eine Änderung des bestehenden Rechtes dringend notwendig erschien. Die neue gesetzliche Regelung erfolgte, entsprechend den früheren Bräuchen, provinziell und regional durch Begründung des Rechtes der sogenannten Höfe- oder Landgüterrollen. Nach ihnen kann jeder Hof vom Familienvater durch Eintragung in eine besondere, behördlich geführte Rolle als Familiengut erklärt und dadurch für Veräußerung, hypothekarische Belastung und namentlich auch Vererbung einem besonderen Verfahren unterworfen werden. Für die Vererbung gilt dabei im allgemeinen, daß das Familiengut ungeteilt an einen einzigen Erben, den Anerben, übergeht, während die übrigen Erben durch gesetzlich oder testamentarisch vorher festgestellte geringere Erbanteile abgefunden werden. Das erste Höferollengesetz war das hannoversche vom Jahre 1874 (mit Ergänzungen von 1882 und 1884). Dann folgten unter anderem Gesetze für Westfalen 1882, Brandenburg 1883, Schlesien 1884, Schleswig-Holstein 1886 und Baden 1888.

Was aber das Höferecht seit diesen Zeiten für das Bauerngut geworden ist, das war und ward schon früher für das Großgut und den Großgüterkomplex das Fideikommiß: denn auch für dieses sind Freiheit von gewissen drückenden Realschulden und Freiheit von Restkaufgeldern und von Erbanteilen abzufindender Familienglieder die sozialpolitisch wichtigen Momente.

Der ältere deutsche Adel hatte teilweise schon früh erkannt, daß eine Verschwendung, die ganze Vermögen zerrüttet, und die in den Zeiten seiner Bildung, in naturalwirtschaftlichen Jahrhunderten, wegen der Festlegung fast aller Vermögensteile in nichtgeldlichen Objekten und wegen des stiftungsmäßigen Charakters jeder größeren Summe von Einnahmen und Ausgaben kaum möglich ist, sich in geldwirtschaftlichen Zeiten allzu leicht in seinen Reihen einstellen konnte. Sie zu verhindern, erschien ihm nur dann möglich, wenn sein größerer Landbesitz durch unverbrüchliche Bedingungen so viel als möglich den Rechtszuständen der Naturalwirtschaft wiedergegeben würde: das eben tat das Fideikommiß; und in diesem Sinne fand es zunächst Eingang. Als dann seit Mitte des 19. Jahrhunderts unwiderruflich die Zeiten heraufgezogen waren, die den Adel seiner alten politischen und administrativen Vorrechte entkleideten, da machte er, vornehmlich in dem Jahrzehnt von 1849 bis 1859, eine Zeit starker innerer Reformbildungen durch. Hatte man die politischen Rechte verloren, so wollte man wenigstens die sozialen Vorzüge um so mehr befestigen und zugleich wirtschaftlich fest begründen. Es geschah, indem man den Familiengrundbesitz mehrte, den Grundbesitz überhaupt mehr denn je als die eigentlich standesgemäße Ausstattung des Adels erklärte und zugleich verbesserte Formen von Geschlechterstiftungen zur Apanagierung jüngerer Söhne ersann. Denn da man sah, daß gerade auf agrarischem Gebiete eine genügend starke Zunahme des Reichtums nicht zu erwarten sei, um alle Erben mehrerer Generationen hintereinander standesgemäß gleich sicher hinzustellen, so blieb schließlich kein anderes Mittel als die Apanagierung der Nachgeborenen übrig. Daß damit eine Tendenz zum Abschluß oligarchischer Kreise, namentlich innerhalb des hohen Adels, und in ihr zugleich eine Tendenz zum raschen Aussterben der einzelnen Geschlechter gegeben war, wurde anscheinend nicht beachtet und blieb auch einstweilen ohne Folgen. Dagegen war klar, daß für die beabsichtigten

Geschlechterstiftungen wieder die Form des Fideikommisses die weitaus günstigste war. Und so erlebte man denn schon seit den sechziger und siebziger Jahren ein gewisses Ansteigen der Zahl der Fideikommisse. In den Jahren 1881—1895 sind allein in Preußen 136 neue Fideikommisse begründet worden: so daß in diesem Jahre in Preußen im ganzen 1045 Fideikommisse mit 2121412 Hektar Areal bestanden. Die Bedeutung dieser Summe wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die gesamten nutzbaren Liegenschaften Preußens um diese Zeit nicht viel über 33 Millionen Hektar betrugen. Dabei gab es Provinzen, in denen das Areal der Fideikommisse bis nahezu 12 % des Flächeninhaltes der nutzbaren Liegenschaften betrug und beinahe bis zu 10 % des Grundsteuerreinertrags anstieg; vornehmlich im Nordosten fanden sich solche Verhältnisse.

Es war eine Entwicklung, die namentlich den hohen Adel, weit weniger den mittleren adligen Grundbesitz zu einem guten Teile gewissen Folgen des modernen Wirtschaftslebens entzog. Gerade deshalb muß für das Fideikommiß die moralische Verpflichtung des Bodenbesitzers zu angemessener wirtschaftlicher Nutzbarmachung des Bodens besonders betont werden: jenes Prinzip, das erst die rechtliche Institution des Privateigentums an Grund und Boden geschichtlich geschaffen hat und sie auch heute noch allein rechtfertigt.

Neben dem alten Familienzusammenhalt, soweit er an Hof- und Landgut zum Ausdruck gelangte, galt es aber, bei dem ungemein raschen Eindringen der freien Unternehmung in das Leben der Landwirtschaft, an zweiter Stelle auch die alten Arbeitssitten des Gesindes möglichst zu wahren oder in neue, ruhige und liberal-konservative Formen umzubilden. Es war eine Aufgabe, der gegenüber in den einfachen Gesindeverhältnissen der kleinen und mittleren Wirtschaften fast alle Handhaben fehlten: hier haben sich darum die Dinge im allgemeinen nur aus sich heraus und vielfach im Sinne rascher Auflösung der alten Dienstsitten entwickelt.

Stärker eingreifen konnte dagegen die Gesetzgebung da, wo sich die Arbeitsverhältnisse des Großbetriebes rasch ausbildeten, zumal dies vornehmlich im Nordosten der Fall war, in Gegenden, in denen sich die Arbeiterfrage, wie wir gesehen haben, sofort mit der nationalen der Abwehr gegen polnisches Vordringen verknüpfte.

Was hier vom sozialpolitischen Gesichtspunkte aus zu tun war, seitdem sich die Schäden der Entwicklung vom Ende der siebziger Jahre ab immer deutlicher herausstellten, das wurde schon in dem darauffolgenden Jahrzehnte deutlich erkannt: es kam darauf an, dem landwirtschaftlichen Arbeiter wieder Interesse an seinem Beruf und wo möglich besonderen Anteil an dem Großbetrieb, dem er diente, zu verschaffen: kurz, ihn herauszuheben aus der Empfindung, daß er nichts sei als eine lebendige Arbeitsmaschine im Dienste des Gutsherrn. Und hierfür erschien als das geeignetste Mittel die Vermehrung des Kleingrundbesitzes und die organische Verbindung dieses Kleingrundbesitzes mit dem ländlichen Arbeiterstand. Dies nicht in dem Sinne, daß es nun darauf ankomme, jedem Arbeiter ein Gütchen zu verschaffen, in dessen Schatten er, unter Verwendung seiner überschießenden Arbeitskräfte auf einem benachbarten Großbetrieb, leben und sterben solle. Wohl aber derart, daß man es als notwendig empfand, die Gegenden überwiegenden Großbetriebes mit Schichten gesunden mittleren und kleinen Grundbesitzes zu erfüllen und zu durchsetzen, aus denen dann landwirtschaftlich interessierte und geschulte Arbeitskräfte für den Großbetrieb ebenso hervorgehen könnten wie tüchtige Bauern, und damit zugleich eine Stufenleiter aufsteigenden ländlichen Grundbesitzes herzustellen, deren erfolgreiches Betreten von Stufe zu Stufe für den energischen Arbeiter nicht ausgeschlossen sei.

Wenn man von solchen Erwägungen ausging, so kam es darauf an, von dem häufig wenig rentablen Außenbesitz der großen Güter, jenen Stellen des Anbaues, wo wegen der Entfernung des Wirtschaftszentrums vom Boden der

„Ertrag am Wagen kleben bleibt", günstiges Land abzutrennen und in kleinen Gütern auszutun: geschah das dann von zwei nachbarlichen Gutsherrschaften gemeinsam, so konnte an deren Grenzen etwa eine neue Gemeinde von Bauern und kleinen Stellenbesitzern entstehen. Außerdem aber war es wünschenswert, daß ganze große Güter zerschlagen, zu Gemeindeboden umgebildet und dieser an größere und kleinere Bauern zu Besiedlung und Bebauung ausgetan werde. Erwägungen, die in dieser Richtung hätten gehen können und später gegangen sind, wurden aber für den Nordosten noch überholt durch das nationale Bedürfnis, dem anhaltenden Vordringen der polnischen Bevölkerung durch Begründung neuer deutscher Dörfer entgegenzutreten. Von diesem Gesichtspunkte her wurde im Jahre 1886 in Preußen eine staatliche Ansiedlungskommission begründet, die zunächst in den gefährdeten Gebieten, in den Provinzen Westpreußen und Posen, polnische Großgüter aufkaufen und mit deutschen Bauern besiedeln sollte. Allein bald trat neben das nationale Motiv doch auch das soziale; und so folgte dem Ansiedlungsgesetz des Jahres 1886 ein Rentengutgesetz vom Jahre 1890, das für den ganzen Staat galt. In ihm wurde die Form der Ansetzung bäuerlicher Wirte, die durch die Ansiedlungskommission erprobt worden war, nämlich eine Eigentumsübertragung gegen längere Rentenzahlungen, unter gleichzeitigen Erleichterungen beim Abveräußern verschuldeter Gutsteile, ganz allgemein für den Staat zugelassen. Und um dem Großbesitz wie den ländlichen Arbeiterkreisen die Benutzung der damit gegebenen Möglichkeit zur Bildung eines kleinen und mittleren Grundbesitzes näherzulegen, wurden im Jahre 1891 die einschlägigen Staatsbehörden, insbesondere die Generalkommissionen, beauftragt, bei der Einrichtung der geschilderten Güter in jeder Weise behilflich zu sein; auch wurde der Kredit der Rentenbanken zur Verfügung gestellt.

Das Ergebnis dieser Maßregeln war nicht ohne Bedeutung. Bis 1900 einschließlich wurden durch die preußische

Ansiedlungskommission 4277 Familien mit rund 30000 Köpfen auf 70500 Hektar Land in 75 neu gebildeten Landgemeinden angesetzt und 116 Schulen, 17 Bauergehöfte, 19 Kirchen und 12 Bethäuser neu errichtet. Und auf Grund des Rentengesetzes wurden bis zur selben Zeit etwa 7100 Rentengüter begründet mit 77300 Hektar Fläche, — viele freilich nur zur Vergrößerung schon bestehender kleiner Betriebe. In Summa handelte es sich also schon bis zum Ende des 19. Jahrhunderts um die Begründung von weit mehr als zehntausend Wirtschaften.

Man sieht, wie diese Maßnahmen bereits einigermaßen in die Bewegung des numerischen Verhältnisses der großen, kleinen und mittleren landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt einzugreifen beginnen, und zwar zugunsten des kleinen und mittleren Besitzes. Während in Süddeutschland der Kleinbesitz im allgemeinen etwas zurückgegangen ist, während namentlich in Baden, Württemberg und Oberbayern der große Betrieb etwas zunahm, kamen in Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Brandenburg die kleinen und mittleren Betriebe ins Steigen. Doch war diese Bewegung einstweilen noch keineswegs von entscheidender Art; nach wie vor blieben der preußische Osten und die beiden Mecklenburg die Länder großer Betriebe, während im übrigen Deutschland der klein- und großbäuerliche Besitz für den sozialen Charakter des platten Landes bestimmend war; und die Bauern dieser Gegenden bewirtschafteten etwa 67 % der gesamten deutschen landwirtschaftlich genutzten Fläche.

In diesen Zuständen lag es begründet, wenn der Übergang der deutschen Landwirtschaft in die Formen der modernen Unternehmung doch zum größten Teile nicht so rasch erfolgte, als es das Zeitmaß der industriellen und kommerziellen Entwicklung zu erfordern schien: denn wenn auch der deutsche Bauer jetzt auf den bewirtschafteten Hektar Land mehr Getreide verkauft als der Gutsherr, so ist er doch im allgemeinen viel langsamer Unternehmer ge-

worden als dieser: und erst im Ineinandergreifen der Wirtschaftsweise und des Wirtschaftssinnes von drei Generationen, des noch im alten Sinne wirtschaftenden Großvaters, des mitten im Wirtschaftsleben inne stehenden Sohnes und des die Wirtschaft mit neuen Idealen antretenden Enkels, vollzog sich im allgemeinen im Bauernstande die Wandlung.

Bei einer solchen Entwicklung war es denn — namentlich unter dem Eindruck, daß dieselbe unvermeidlich sei — doch möglich, den Übergang weithin und ganz im allgemeinen durch staatliche Mittel zu erleichtern. Es handelte sich dabei namentlich um landwirtschaftliche Belehrung und um materielle Unterstützung durch Erleichterung produktiven Kredites.

Landwirtschaftliche Belehrung im tieferen Sinne wurde nötig seit dem Eindringen wissenschaftlicher Behandlung in die ländliche Betriebsweise, also etwa seit Anfang, spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem entsprach es, wenn die landwirtschaftlichen Akademien zumeist den zwanziger bis vierziger Jahren ihre Entstehung verdanken. Allein sie bildeten zunächst nur für den Großbetrieb vor, wenngleich mit der ältesten Akademie auf dem heutigen Reichsboden, der von Hohenheim (begründet 1818), zugleich ein elementarer Unterricht verbunden war, der der bäuerlichen württembergischen Landwirtschaft außerordentlichen Segen gebracht hat. Es bedurfte deshalb noch weiterer Unterrichtsanstalten, vor allem für den mittleren Besitzerstand. Hier trat nun schon früh, von der Schweiz her eingeführt, die Ackerbauschule auf; neben sie ist dann, seit den siebziger Jahren vornehmlich besser organisiert, der höhere Typ der Landwirtschaftsschule getreten, dessen allgemeines Niveau etwa dem der Realschule entspricht.

Verhältnismäßig später als der bessere Unterricht für den mittleren Grundbesitz ist das allgemeine Problem der Organisation des Kredits für diese Kreise aufgetaucht und gelöst worden, soweit eine solche Organisation nicht etwa

auf dem Wege der Selbsthilfe, durch Begründung der Raiffeisenschen Darlehnskassenvereine und der Schulze-Delitzschschen Vorschuß- und Kreditvereine, geschaffen worden war. Diese Verspätung erklärt sich zum Teil daraus, daß es nur allmählich gelang, in den Charakter wie auch die Höhe der ländlichen und namentlich der bäuerlichen Verschuldung vollen Einblick zu erhalten und damit zugleich das öffentliche Interesse daran zu erkennen, daß hier geholfen werden müsse. Gewiß hatte Rodbertus schon im Jahre 1868 darauf hingewiesen, daß die größte Menge aller Hypothekenschulden der Landwirte nicht der Inanspruchnahme produktiven Kredits entstamme, sondern vielmehr aus rückständigen Kaufgeldern oder Anteilen nicht ausgezahlter Erben herrühre. Aber erst viel später wurde festgestellt, daß diese Behauptung bis zu dem Grade zutreffe, daß etwa 80—90 % aller Hypothekenschulden ihre Entstehung unproduktiver Kreditentnahme verdankten. Und auch die absolute Höhe der vorhandenen Belastung festzustellen, gelang erst allmählich. Gegen Schluß des Jahrhunderts freilich wußte man, daß man hier vor einem wahren Unglück stand. In Preußen erschien der bäuerliche Besitz durchschnittlich zu einem Drittel, der größere Grundbesitz gar schon zu mehr als der Hälfte seines Wertes verschuldet. Dabei nahm diese Verschuldung immer noch zu. In den Gemeinden Preußens mit ländlichem Charakter war die vorhandene Schuldenlast 1886 schätzungsweise auf 8700 Millionen bestimmt worden. Seitdem hatte sie, in dem nächsten Jahrzehnt, um 2100 Millionen Mark, und das heißt um 24 %, zugenommen. Als diese Verhältnisse und die an sie geknüpfte Auswucherung namentlich des Bauernstandes in gewissen Gegenden, wie an der Saar und in Hessen, genauer bekannt wurden, besprach man dann freilich die ländliche Kreditfrage aufs eifrigste, und zahlreiche allgemeine Reformvorschläge tauchten, abgesehen von der Lösung der speziellen Wucherfrage, namentlich seit den achtziger Jahren auf: so der Schäffles (Inkorporation des

Hypothekarkredits, 1883) und der Hechts (Schuldentilgungsversicherung, 1891). Aber beantwortet wurde die überaus schwierige Frage damit noch immer nicht, ja, noch nicht einmal ein rechtes Mittel wurde so bald gefunden, den für den Großgrundbesitz besser entwickelten Kredit der Hypotheken- und Bodenkreditbanken sowie der staatlichen und kommunalen wie genossenschaftlichen großen Kreditinstitute auch dem mittleren und kleinen Grundbesitz zu eröffnen.

Jedoch läßt sich an dieser Stelle und in diesem Moment nicht noch einmal die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt gegenüber der ungeheuren und elementaren Bewegungen der Volkswirtschaft, wie sie sich in dem Eindringen der freien Unternehmung in die Landwirtschaft vollzog, mit verhältnismäßig so gering wirkenden Mitteln zu helfen wäre, wie sie die Gesetzgebung, und sei sie auch die energischste, darzubieten vermochte? Die entschiedenste Heilung der besonderen Schäden, die hervortreten und hervortraten, wird am ehesten noch immer von den inneren Wandlungen der Unternehmung selbst zu erwarten sein.

Und hier zeigten sich spätestens um die Wende des Jahrhunderts, wie wir schon aus früheren Kapiteln wissen und bald noch genauer sehen werden, Ansätze eines starken Überganges aus dem Leben der freien Unternehmung zu dem einer gebundenen, aus dem freien Wettbewerb zu dem begrenzten, aus dem rein individuellen Wirtschaftsdasein zu einem mehr genossenschaftlichen. Entfalteten sie sich weiter, so konnte damit eine Wandlung eintreten, die auch der Landwirtschaft ohne weiteres zugute kommen mußte: denn die teilweise noch festgehaltenen Formen älteren landwirtschaftlichen Daseins konnten sich dann vielleicht ohne große Schwierigkeit in ihnen innerlichst verwandte Formen einer neuen, unternehmerhaften Gebundenheit umbilden.

Und schon zeigte sich die Landwirtschaft nach dieser Richtung hin besonders vorbereitet. Nirgends war mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts das moderne Genossenschaftswesen entschiedener entwickelt als auf dem Gebiete der Land-

wirtschaft; und keinem Berufsstande stand eine gleich energische, auch politisch gewandte Interessenvertretung zur Verfügung wie dem agrarischen in seinen Bauernbünden und in seinem Bunde der Landwirte.

Es waren Erscheinungen, auf die später in einem weit tieferen Sinne und in einer weit eingehenderen Darstellung als an diesem Orte zurückzukommen sein wird.

V.

Soziale Neubildungen. Das Ganze der sozialen Veränderungen unter qualitativem wie besonders quantitativem Gesichtspunkte; Bevölkerungsgeschichte überhaupt.

1. Nach der Lektüre der letzten Abschnitte wird man leicht unter dem Eindrucke einer wesentlich zerstörenden Wirkung der freien Unternehmung und auch schon der älteren Unternehmungsformen stehen. Wie ein aus starker Säure auffsteigender Dampf, der die Lebensluft der historischen Stände durchdringt, zersetzt und umstaltet: so erscheint der Geist namentlich der freien Unternehmung.

Da ist denn nunmehr doch aufs entschiedenste daran zu erinnern, daß dieser zunächst rein negativ erscheinenden Seite der Entwicklung eine volle positive gegenübersteht. Wir haben früher schon kennen gelernt: die Erringung einer niemals vorher erreichten Intensität der Herrschaft über die Natur, und die Entwicklung des freien Unternehmens und seiner heute führenden sozialen Schichten sind die stolzen Titel ihrer wichtigsten wirtschaftlichen und sozialen Leistungen. Aber damit nicht genug. Diese Entwicklung hat auch die alten Stände nicht so sehr zerstört als neu gebildet; positiv, wie alles Große, ja alles Geschichtliche überhaupt, war auch hier im Grunde ihr Wirken; und so wird es noch des genaueren Eingehens auf diese positive Seite des Zerstörungswerkes bedürfen. Und auch damit noch nicht genug. In

einem Vorgang, der in dieſer Schnelligkeit und maſſigen Wucht innerhalb der deutſchen Geſchichte unerhört daſteht, hat die Unternehmung außer dem Unternehmerſtande auch noch einen zweiten ſozialen Reflex gleichſam ihrer wirtſchaftlichen Wirkung, einen ganzen Komplex zunächſt untergeordneter ſozialer Kräfte und neuer Ständekeime entſtehen laſſen: das, was man heute mit einem Worte den vierten Stand zu nennen pflegt.

Es iſt die größte Schöpfung der freien Unternehmung außer der Entwicklung des Unternehmertums ſelbſt, und von ihr vor allem muß erzählt werden, will man die Bedeutung des Zeitalters der Unternehmung, außerhalb der Erkenntnis der Unternehmung ſelbſt, verſtehen.

Wie kam es nun zu dieſer Bildung? In dem Unternehmen vereinigten ſich induſtrielle und kommerzielle Elemente; und die ſteigende Herrſchaft über den Markt und immer fernere Märkte führte zum Siege des Quantitätsprinzips in der Erzeugung. Maſſenhafte Erzeugung aber bedarf auch, und verhältnismäßig vor allem im Beginne des Zeitalters der Unternehmung, maſſenhafter Erzeuger: und ſo entſtanden zunächſt die Formen der Hausinduſtrie mit ihren zahlreichen handarbeitenden Zugehörigen; und ihnen ſtellte ſich nachher die Fabrikation mit ihren Arbeitermaſſen, die bis zu vielen Tauſenden für einen Betrieb ſtiegen, zur Seite. Wie aber hätten dieſe Maſſen ohne Organiſation Verwendung finden ſollen? Die Produktionsprozeſſe werden zerlegt, die Arbeiter in ſie arbeitsteilig eingeordnet und ſo eine Hierarchie induſtrieller und — ſoweit das Kontor- und Verkehrsperſonal in Betracht kommt — auch kommerzieller Betätigung gebildet: neben die Maſſe trat die ſtufenweiſe Unterordnung, in Summa die Abhängigkeit dieſer Maſſe.

Maſſe alſo, und das heißt proletariſche Haltung, und Abhängigkeit vom Unternehmertum, und das heißt proletariſches Empfinden, ſind die früheſten und eigentlichſten Entwicklungskennzeichen des vierten Standes. Da iſt es

denn nach den angeführten Zusammenhängen klar, daß sich die neue Standesbildung zunächst und am kräftigsten da entwickeln mußte, wo der Geist der Unternehmung sich zuerst und am klarsten ausbildete: auf dem Gebiete der Stoffveredlung, soweit diese sich mit kommerziellem Geiste durchdrang, in der Hausindustrie und vor allem in dem Bereiche der schärfsten Durchbildung aller einschlägigen Prinzipien, im Bereiche der fabrikmäßig betriebenen Industrien. Und Ziel wie Zeitmaß dieser Entwicklung mußte im allgemeinen der Entstehung und dem Tempo der Durchbildnng der Unternehmungsformen parallel laufen und folgen.

In der Tat ist das der Entwicklungsgang gewesen. Sieht man von älteren Erscheinungen ab, so wird man von Anfängen eines untergeordneten Berufes und Standes der Unternehmung auf deutschem Boden wohl schon für die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sprechen dürfen: in dieser Zeit erzählt z. B. Thalbitzer in seinen „Vier Abhandlungen über Industrie und Manufakturen" (1785) von den Manufakturen als Instituten, „die eine Anzahl Arbeiter benötigen, die Arbeit durch viele Hände gehen lassen". Stärker treten dann die Arbeiter der Unternehmung schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hervor. Aber noch fehlte um diese Zeit ein Motiv, das bald darauf zu einer wenigstens zunächst numerisch einigermaßen ansehnlichen Durchbildung des vierten Standes wesentlich beitrug: noch hatte der Geist der mittlerweile in Aufnahme kommenden freien Unternehmung auf die althergebrachten, die historischen Stände nicht so weit eingewirkt, daß in diesen eine größere Anzahl Deklassierter aufgetreten wären, die sich als Rekruten des neuen Standes zur Verfügung gestellt hätten. Eine volle Bewegung in dieser Richtung begann frühestens wohl in den zwanziger und dreißiger, vornehmlich aber erst in den vierziger Jahren: in jener Zeit, in der der Verfall mancher in veralteten Formen erhaltenen Hausindustrie wie der Druck ländlicher Übervölkerung ein erstes großes Überströmen halb oder ganz agrarischer Klassen in modernere Formen der Ab-

hängigkeit vom Unternehmen veranlaßte: in die jüngeren Hausindustrien und vor allem in die Fabriken. Von da ab hat dann die Auffüllung des vierten Standes aus Deklassierten vornehmlich der landarbeitenden und bäuerlichen wie bald auch der althausindustriellen und der handwerklichen Schichten nicht mehr gestockt; entscheidende Zeiten des Überströmens waren später einmal die fünfziger bis siebziger Jahre — die Zeit, in der sich die allgemeinen sozialen Wirkungen der freien Unternehmung zum ersten Male voll geltend machten und dann wieder die achtziger und neunziger Jahre, die Zeit der beginnenden und steigenden Not der Landwirtschaft. Inzwischen aber hatte sich der Stand, vor allem auch schon aus sich selbst, durch die gerade in ihm besonders zahlreichen Geburten zu ergänzen und zu erweitern begonnen.

Wie im einzelnen und in welchen zahlenmäßigen Ausmessungen der neue Stand allmählich gestiegen ist, läßt sich aus den bisher bekannt gewordenen Quellen kaum mit genügender Genauigkeit erkennen. Im Jahre 1895 zählte man im Reiche in der Industrie rund 2 Millionen Selbständige neben 204000 kaufmännisch und technisch Angestellten und 6 Millionen Arbeitern; die entsprechenden Zahlen für den Handel und den Verkehr waren 844000 Selbständige, 262000 Angestellte und 1½ Million Arbeiter. Dabei hatten sich in Industrie und Handel die in Betrieben mit über fünf Personen beschäftigten Arbeiter und Gehilfen von 1882 bis 1895 von 2,7 Millionen auf 4,85 Millionen vermehrt. Berechnungen, welche von Sombart neuerdings angestellt worden sind[1], führen dabei zu der Annahme, daß die „Vollblutproletarier" um die Wende des 19. Jahrhunderts etwa 7 Millionen und mit ihren Angehörigen etwa 33,3 % der Gesamtbevölkerung betragen hatten, während die „proletarischen Existenzen" auf weitere 34,2 % zu schätzen wären. Im ganzen würde es sich also um etwa 35 Millionen

[1] Sombart, Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrh. S. 529 ff.

Seelen handeln. Für die Erkenntnis des Wachstums des vierten Standes in früheren Zeiten ist man noch mehr auf indirekte Hilfsmittel angewiesen, als es schon für die Spätzeit der Jahre 1882 bis 1895 der Fall ist. Am besten orientiert in dieser Hinsicht wohl noch eine ebenfalls von Sombart aufgestellte Tabelle. Nach dieser[1] entfiel ein „Gewerbtätiger" in der Industrie usw. im Königreich Preußen 1846 auf 12,2, 1858 auf 10,3, 1871 auf 9,3 Einwohner; die entsprechenden Verhältniszahlen für die spätere Entwicklung im Reiche sind: 1882 7,6 und 1895 6,5. Freilich ist es dabei so gut als unmöglich, wie Sombart richtig betont, auch nur einigermaßen genau zu bestimmen, in welchem Verhältnis Handwerker und Arbeiter an den „Erwerbstätigen" teilhaben.

Zur besseren Belebung der angeführten Ziffern seien noch folgende Daten angeführt:

Im Jahre 1840 entfielen in Bayern von 100 Personen auf die

Land- und Forstwirtschaft	65,7
gewerblichen und merkantilen Berufe	25,7
höheren Beamten, Künstler, Gelehrten, Rentiers	5,4
Militärs	1,4
konskribierten Armen	1,8
	100,0

Nach der Ende 1843 vorgenommenen Zählung ergibt sich für den preußischen Staat folgende Gruppierung:

		% der Gesamtbevölkerung
eigentlich Landwirtschaft treibende Bevölkerung	9413022—9490381	= 60,84—61,34
stoffverarbeitender Tätigkeit obliegende, also gewerbliche Bevölkerung im engeren Sinne	3614370	= 23,37
handeltreibende Bevölkerung	149421	= 0,97
in Verkehrsgewerben beschäftigte Bevölkerung	60655	= 0,39
Gast- und Schankwirtschaft	90604	= 0,59
Beamte, Militär, Rentiers, Geschäftslose	—	= 4,5—5

In Sachsen kamen im Jahre 1849 (nach Engel, Zeitschr. des stat. sächs. Bureaus 1857, 173) auf 100 Selbsttätige

[1] Der moderne Kapitalismus Bd. I, S. 636.

im Nahrungsgewerbe einschließlich Landwirtschaft 45,41
im Bekleidungsgewerbe 30,24
in den Bau- und Wohnungsgewerben 12,22
alle übrigen machten aus 12,13

Im Reiche endlich gehörten nach der Statistik des Jahres 1882 noch 61 % aller im eigentlichen Gewerbe beschäftigten Personen und 97 % aller selbständigen Unternehmungen dem Kleingewerbe an.

Jedenfalls muß man sich die Anfänge des vierten Standes in den vierziger und fünfziger Jahren numerisch noch nicht besonders bedeutend vorstellen. Und sicherlich — dies ist wichtiger als bloßes Zahlenmaterial und bedingt eigentlich überhaupt erst die volle Bildung des neuen Standes — waren diese Anfänge noch nicht in sich gefestigt genug, um dem Berufe des Arbeiters selbst in den einfachsten und wichtigsten Fragen des Daseins dem Unternehmer gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu geben. Jede Unfreiheit beruht ja auf der Aufopferung eines Teils der persönlichen Arbeit an den Herrn: es ist der Kernpunkt aller Abhängigkeit auch dann noch, wenn diese Arbeit gegen Lohn geleistet wird; ja der Lohnertrag der Arbeit kann sogar eine rechtlich zwar nur zeitweilige, tatsächlich aber oft auch dauernde Unfreiheit von viel größerer Härte, als sie agrarische Unfreiheit, z. B. etwa die des mittelalterlichen Grundholdentums mit sich bringt, begründen, falls es dem Arbeitnehmer im übrigen an genügender Selbständigkeit mangelt. Nun ist man aber darüber einig, daß nicht nur in England und Frankreich, sondern bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht gleich stark, auch in Deutschland in den ersten Zeiten des neuen Wirtschaftslebens, bis noch etwa vor einem Menschenalter, die unteren Arbeiterschichten, vor allem in der Bergwerks- und Textilindustrie, infolge ungenügender sozialer Selbständigkeit förmlich menschlich entarteten; es fand eine Ausbeutung der Kräfte statt bis zu der Höhe, daß schlechte Ernährung und Wohnung, proletarische Vermehrung und allgemeine Schlaffheit die Folge waren. Unter diesen Umständen schlug die allgemeine Geburtsstunde des neuen

Standes erst dann, als er sich zu einem eigenen Berufsbewußtsein, zur Bewußtheit seiner selbst emporzuraffen begann.

Diese Entwicklung ging nun im Grunde ziemlich rasch vor sich, wenn man sie mit der Entwicklung des Bewußtseins anderer, früher entstandener Stände vergleicht und zugleich in Anschlag bringt, aus wie unendlich verschiedenartigen Bestandteilen, städtischen wie ländlichen, bäuerlichen wie handwerklichen, der neue Stand sich zusammensetzte. Aber die enge Verbindung in der gemeinsamen Arbeit, namentlich der Fabrik, tat hier ein übriges; und nicht minder die ebenfalls den besonderen räumlichen Verhältnissen angehörige Erscheinung, daß die Standorte der neuen Berufstätigkeit erst gewählt werden mußten und sich darum meist ein enges örtliches Zusammenwohnen der neuen Berufsgenossen von selbst ergab. Zudem handelte es sich um das Erwachen eines demokratischen Standes, und wenigstens die im Stande Geborenen fanden sich darum besonders schnell in ihm zurecht: denn demokratische Schichten pflegen besonders rasch zu leben, da sie kaum Ahnen kennen und damit auch nicht gewisse mit der Erinnerung an Ahnen verknüpfte Hemmungserscheinungen eines in die Zukunft gerichteten Empfindens und Wollens.

Das erste, was unter den neuen Standesgenossen bindend wirkte, war bei vielen wohl das bittere Bewußtsein des Elends. Sehr bald mußte man, auch unter günstigen Verhältnissen, erkennen, daß man das weit ruhiger gewonnene Brot der Väter nicht mehr aß. Das Schicksal des einzelnen lag zunächst in der Hand des Arbeitsherrn, ja hing von dessen Tüchtigkeit in dem Grade ab, daß sich sogar die Sittlichkeitsbegriffe der Arbeiter, wie zahlreiche Erfahrungen bewiesen haben, nach der Moral des Herrn zu richten pflegten. Hinter der Willkür des Herrn aber drohten die noch ungewisseren Momente der Produktions- und Absatzkrisen, des immer rapider sich ändernden Geschmackes und der sich überstürzenden Erfindungen, die nicht selten ganze

Arbeitszweige vernichteten. Wer vermochte da ruhig in die Zukunft zu schauen, ja, auch nur die Gegenwart unvoreingenommen zu genießen? Und die Krisen schienen in den ersten Jahrzehnten des neuen Lebens immer bedrohlicher zu werden, und das anfangs noch patriarchalische Verhältnis des Lohnherrn setzte sich immer mehr in das des unpersönlichen Arbeitsgebers um, und die Möglichkeit, aus einem einfachen Arbeiter zum Fabrikanten aufzusteigen, wurde immer begrenzter.

Zudem: barg nicht die ungeheuerlich fortschreitende Arbeitsteilung in sich schon ein Element schwerer seelischer Verstimmung? Fand da wirklich jede besondere Arbeitsgabe genügend breiten Raum, sich auszubilden? Wurden nicht häufig genug starke Beanlagungen im ödesten Kampfe mit der Maschine aufgerieben? Wurde nicht, schlimmer als alles andere, die Arbeit im Grunde entadelt, entmenschlicht? Freilich: im engen Kreis verengte sich auch der Sinn, das Ganze des Daseins erschien dem Arbeiter nur zu leicht aus der Froschperspektive, und vielfach trat jener Gleichmut, jene Passivität des Ertragens ein, die noch heute fremden Beobachtern unter deutschen Arbeitern besonders weit, und weiter als bei Romanen oder Engländern verbreitet erscheint.

Indes erwuchs in kraftvolleren Naturen doch aus alledem auch früh schon der Geist der Opposition und der Verneinung: so nicht selten bereits in den dreißiger Jahren. In Roßwein z. B. wurde bereits 1835 ein Gewerbevereinsvortrag über die bei Fabrikarbeitern vorkommenden Ungebührnisse und Aufstände gehalten; und Josef Danhauser, einer der frühesten Schilderer sozialer Gegensätze der Neuzeit, hat sein Bild „Der Prasser" (jetzt im Wiener Hofmuseum) schon im Jahre 1836 gemalt.

Früh bildeten sich auch gewisse negative Kennzeichen neuer Standesauffassung aus: der Kosmopolitismus gegenüber dem engen Heimatsinne des ländlichen Heimarbeiters, des Bauern und des Handwerkers, durch den Aufenthalt

in den Vororten großer Städte, den Ghettos gleichsam des vierten Standes, langsam auch antinational gewendet; die Glaubenslosigkeit, dem Verlust des sittlichen Satzes entkeimend, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang sei, und großgezogen durch die instinktive Anempfindung der pessimistischen, im besten Falle opportunistischen Weltanschauung des Arbeitgebers, — und noch vor und über alledem der Neid, ja der Haß gegenüber dem Brotherrn und Kapitalisten.

Während aber diese negativen Elemente sich, wie gesagt, schon früh einfanden, blieb doch das Standesbewußtsein noch ziemlich lange eines eigentlich positiven Inhaltes bar. Noch im Jahre 1848 war ein solcher Inhalt, etwa gar im Sinne eines sozialen und wirtschaftlichen Programms, nicht vorhanden. Wo der neue Stand aktiv in die revolutionären Bewegungen dieser Zeit eingriff, da tat er es noch im Sinne der alten Zunftideale: er wollte in althandwerkliche Verhältnisse zurück und sah noch nicht, daß er damit Unmögliches erstrebte.

Gewiß war freilich, daß die positiven Ziele des neuen Standes zunächst wirtschaftlicher und damit indirekt sozialer Natur sein mußten. Denn der für das Denken der Arbeiter zunächst maßgebende Begriff war der der Arbeit. War aber die Arbeit des vierten Standes etwas an sich allein Wertvolles? Was besagte der wuchtige Hieb des Häuers, was das eifrige Schüren des Puddlers, was das aufmerksame Knüpfen der Spinnerin am Spinnstuhl, wenn es nicht in Zusammenhang stand mit der Riesenarbeit des Gesamtunternehmens: wenn es nicht Element einer allgemeinen Produktion war? Und so tauchte hinter der Arbeit die Idee der Produktion als eines Ganzen auf, und es ergab sich schließlich auch elementarem Denken der Satz, daß diese Arbeit, ihrer Wertung wie ihrer Regelung nach, von der richtigen Behandlung der Produktion abhänge. Mit diesem einen Drehpunkt des Nachdenkens verband sich dann, anscheinend fast naturnotwendig, ein anderer. Es ist

eine der bekanntesten Erscheinungen der Ständegeschichte, daß mit der Entwicklung einer neuen sozialen Schicht zugleich die Entfaltung eines neuen Begriffes des Altruismus Hand in Hand zu gehen pflegt: sobald der Stand sich fühlen lernt, regt er auch eine neue Güterverteilung an. Zu neuen Idealen der Produktionsregelung und der Güterverteilung zugleich gedieh darum langsam und gleichsam noch unbewußt und unklar das erste positive Denken des vierten Standes. Und wie es einfach und mehr ahnungsvoll als rational umschrieben war, so machte es sich fanatisch geltend, sobald ihm sein eigentliches Wollen, sein instinktiv erfaßtes Ziel von klar erkennender Seite in greller Beleuchtung gezeigt ward. Diese Erkenntnis des vierten Standes herbeigeführt zu haben ist die geschichtliche Leistung von Marx und Lassalle. Es ist kein Zufall, daß beide von Hegel herkamen: beide rationalisierten das dumpfe Empfinden des neugeborenen Standes; und beide verbanden diese Aufhellung der Ziele mit jenem Zuge fanatisierender Agitation gegenüber unmündigen und darum lenksamen Massen, der ihrer Rasse eigen gewesen ist, seit die Überlieferung über sie meldet.

Später ist dann bekanntlich neben die theoretische Programmformulierung der Sozialdemokratie die praktische Tätigkeit der vereinigten Gewerkschaften als wesentlich wirtschaftlicher Kampfesorganisationen getreten: sie sind ihrer Art wie ihrem Ursprungsmotiv nach mehr germanischen Charakters[1].

Von dem Augenblicke an also, da die Sozialdemokratie als Parteiferment des vierten Standes auftrat, läßt sich wohl sagen, daß sich das Wachsen des Selbstbewußtseins des neuen Standes bald an der Höhe der bei Reichstagswahlen abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen — nur im allgemeinen freilich und unter mancherlei Vorbehalten — verfolgen läßt. Und da ergibt sich das folgende Bild. Es wurden sozialdemokratische Stimmen abgegeben 1871:

[1] Über all diese hier kurz berührten und einige noch zu erwähnende Momente wird nach ihrer politischen Seite hin an anderer Stelle noch genauer zu berichten sein.

113000, 1881: 312000, 1890: 1427000, 1898: 2107000. Gewählt wurden sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete 1871: 2, 1881: 12, 1890: 35, 1898: 44.

Im übrigen versteht sich, daß eine seit den sechziger und siebziger Jahren so gewaltig ansteigende Bewegung nicht auf die Entfaltung bloßer wirtschaftlicher und sozialer Ideale beschränkt geblieben ist. Schon früh erkannten namentlich die anfangs zumeist aus den Reihen der Arbeiter selbst hervorgehenden Führer, daß Bildung Bedürfnis des Standes, weil Macht sei: und so ergriffen sie die Pflege moderner Bildungsideale mit leidenschaftlichem Eifer. Natürlich, daß auf diesem Gebiete anfangs aus dem Gröbsten herauszuarbeiten war: schon die Abnahme der Analphabeten unter den erwachsenen Arbeitern mußte als ein Erfolg gelten, und stets blieb ein gewisser Universalismus, wie ihn Autodidakten lieben, Ziel der Erkenntnis. Dann aber entwickelte sich rapid eine eigene Literatur der Standesideale, eine eigene Dichtung und vor allem eine eigene Journalistik. Und darüber hinaus dämmerten, namentlich seit den achtziger und neunziger Jahren, noch höhere Ideale empor. Der Stand gehörte, wenn einer, in seinen geistig angeregten Gliedern zu den Reizsamen des neuen Zeitalters: und so wurde bei allem Festhalten am Alten nicht selten ein ziemlich inniges Verhältnis zur neuesten nationalen Dichtung und Kunst überhaupt gewonnen, ein Verhältnis jedenfalls, das gelegentlich über die bloß platonische Liebe vieler bürgerlicher Kreise hinausging. Und von hier aus erschloß sich dann wiederum ein intimeres Verständnis für große Kunst überhaupt an gar manchem Orte: oder sollte es ein Zufall sein, daß die Abnehmer neuerer guter und billiger Wiederdrucke Dürerscher Kupferstiche und Rembrandtscher Radierungen schon um 1900 nicht zum geringsten in den Kreisen des vierten Standes zu suchen waren?

War es aber denkbar, daß sich ein so zum Selbstbewußtsein aufsteigender Stand, auch wenn er nicht in engste Beziehungen zur sozialdemokratischen Lehre getreten wäre,

von politischen Bestrebungen würde haben fernhalten lassen? Nimmermehr! Aber freilich: politische Gewalt ist allezeit mit wirtschaftlicher Macht verknüpft gewesen; und so fragte es sich, ob der neue Stand es vermögen würde, sich durch wirtschaftliches Aufsteigen Anwartschaft auch auf tiefere und wahrhaft fruchtbare politische Geltung zu erringen.

2. Lange Zeit hindurch hat niemand recht an die Möglichkeit einer wirtschaftlich günstigen Entwicklung des vierten Standes, geschweige denn an dessen sozial aufwärts weisende Differenzierung glauben wollen. Und doch sind beides: langsamer materieller Aufschwung und fächerförmiges Auseinandergehen in mehrere, gesellschaftlich teilweise günstigere Klassen, entwicklungsgeschichtlich so selbstverständliche Dinge, daß sie sich ohne Ausnahme bei jedem überhaupt längere Zeit bestehenden untergeordneten Stande einer nicht stillstehenden allgemeinen Entwicklung wiederholen. Den vierten Stand für entwicklungsunfähig halten bedeutete also von vornherein Verzweiflung an der Gesamtentwicklung.

In der Tat wurde die Devise Lasciate ogni speranza für den vierten Stand deutlich erst in den sechziger und siebziger Jahren, in den Zeiten eines allgemeinen populären Pessimismus ausgegeben. Wie anders verfuhren da doch die deutschen Ahnen des 11. und 12. Jahrhunderts, als die Zeit nahte, daß sich die ungegliederten und breiten subalternen Standesmassen der Großgrundherrschaften kräftigen und differenzieren sollten. Nicht bloß eine der Tätigkeit nach abgestufte Anzahl ländlicher Berufe und Stände, auch der Handwerkerstand zum Teil ging damals, ohne auf Zweifel zu stoßen, aus dieser Bewegung hervor: vor allem stiegen die wahrhaft Berufenen, die Hochgesinnten und Begabten der grundholden Masse empor in den lichten Kreis der höheren Stände und einten sich mit diesen unter dem Wahrzeichen eines neuen, edlen und schließlich auch adelnden Berufes, des Berufes des Rittertums. So kam es, infolge der weitherzigen Aufnahme aller wirklich fruchtbaren Kraft

der unteren Stände in die Lebensformen und Aufgaben der führenden Schichten, zu jenem glanzvollen Aufschwunge der Stauferzeit, zu kriegerischen und diplomatischen Taten fast ohnegleichen, zu einer ersten Blüte unserer jüngeren Dichtkunst und unserer Geselligkeit, — und auf sozialem Gebiete zu Erscheinungen, die modernen Anschauungen zunächst so unverständlich sind, wie der, daß ein von Rechts wegen noch immer unfreier Mann Herzog von Spoleto werden konnte oder Feldmarschall kaiserlicher Truppen, oder daß Töchter angesehener Ritterfamilien noch immer einen Herrn besaßen, der sie von Rechts wegen verheiraten konnte, wem er wollte.

Unsere Zeit vermißt sich schwerlich so hochgemuter Mischungen und Schicksale: oder sollten späteren Geschlechtern doch gewisse Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit — der Aufschwung etwa, das Glück und der Fall der Krupps oder die Bedeutung und Laufbahn eines Marx — in gleich märchenhaftem Lichte erscheinen? Wie dem auch sei, es ist hohe Zeit, daß man den vierten Stand in allen Kreisen der Bevölkerung als eine organische, zur Differenzierung und zur allseitigen Tätigkeit zugelassene Masse von nicht mehr zu unterdrückender Lebenskraft erachte.

Die pessimistische Anschauung der sechziger und siebziger Jahre hat sich im allgemeinen, namentlich bei älteren Zeitgenossen, aber hier teilweise auch bei sehr einsichtigen, bis in die neunziger Jahre erhalten. So erklärte z. B. Roscher noch im Jahre 1892: „Wieder hat es den Anschein, als wenn auf den höchsten Kulturstufen eine Spaltung des Volkes in wenige Überreiche und zahlreiche Proletarier kaum vermeidbar sei.“ Indes war das letzte Jahrzehnt des ablaufenden Jahrhunderts doch auch die Zeit, da sich die Anschauungen in diesem Punkte wandelten. Wenige Jahre später meinte ein anderer älterer Nationalökonom, der, wie Roscher, zunächst den sächsischen Verhältnissen nahestand, Viktor Boehmert, ganz anders[1]: „Es bildet sich innerhalb

[1] Geschichte Roßweins S. 48.

der modernen Großinduſtrie ein neuer Mittelſtand, der vielleicht ſelbſtändiger und ſicherer daſteht als viele frühere Handwerker, welche ängſtlich auf unpünktlich zahlende Kunden harrten, während ein Fabrikmeiſter oder Fabrikarbeiter unſerer Tage bei Erfüllung der Berufspflicht auf regelmäßige Lohnzahlung hoffen darf und ſeinen Haushaltsplan viel leichter durchführen kann." Und ſchon früher hatte Wolf in ſeinem „Syſtem der Sozialpolitik" (1892) eine abweichende Meinung begründet.

Von da ab wuchs immer mehr die Einſicht in die günſtige wirtſchaftliche und ſoziale Entwicklung des vierten Standes. Schon im Jahre 1896 auf 1897 äußerte ſie ſich in lebhaften Angriffen auf die alte Verelendungstheorie Laſſalles innerhalb des vierten Standes ſelbſt und in den Anfängen eines allgemeinen Umſchwunges vom ſozialen Peſſimismus zum Optimismus; dann proklamierten ziemlich gleichzeitig Emanuel Herrmann in ſeinem Buche „Das Geheimnis der Macht" für Öſterreich und Schmoller auf dem evangeliſch-ſozialen Kongreſſe des Jahres 1897 für das Reich die neue Lehre. Seitdem iſt ſie ſo ziemlich zum Gemeingut nationalökonomiſchen Denkens geworden und hat ebenſoſehr dem Sozialismus Marx-Engelsſcher Obſervanz Abbruch getan wie dem Peſſimismus der Kathederſozialiſten und der hiſtoriſch-realiſtiſchen Schule im Reiche wie der empiriſch-theoretiſchen Schule nationalökonomiſchen Denkens in Öſterreich[1].

In welcher Weiſe aber iſt es nun innerhalb der Volkswirtſchaft der freien Unternehmung zu einer wirtſchaftlichen Hebung und ſchließlich auch den Anfängen einer ſozialen Differenzierung des vierten Standes gekommen?

Zunächſt war keine Frage, daß der materielle Gewinn der Entwicklung der freien Unternehmung an erſter Stelle an die Unternehmer gelangte. Und zwar bei den fort-

[1] Über dieſe Dinge wird in einem ſpäteren Bande eingehender zu handeln ſein.

schreitenden Industrien nicht bloß im Sinne des gewöhnlichen Unternehmergewinnes. Wie die Grundrente an den Zentralpunkten eines neuen Verkehrs steigt auch ohne Zutun der Eigentümer des Bodens, so genießt jedes seiner Art nach neue Unternehmen unter regem Fortschritt der Volkswirtschaft an sich eine Prämie. Es ist ein Gewinn, der sich in Zeiten hochentwickelter und darum auch verwickelter Volkswirtschaft unter Umständen nicht leicht nachweisen läßt, weil er sich mit einer fast unberechenbar großen Masse von Gewinnmomenten unter demselben Nenner des Geldes oder Kredites zusammendrängt, der aber nichtsdestoweniger vorhanden ist, wie an verwandten Vorgängen in einfacheren Zeiten, z. B. in den ersten Jahrhunderten der Geldwirtschaft des Mittelalters, leicht dargetan werden kann. Darauf beruht in diesen wie in unseren Zeiten die anscheinend oft magische Gewalt des Großreichtums; hierin liegt mit das Geheimnis der Tatsache, daß man in den Anfangszeiten der modernen wirtschaftlichen Bewegung, in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, um vieles leichter reich werden konnte als jetzt, wo die neuen Wege im allgemeinen schon gangbar gemacht worden sind. Es war eine gleichsam monopolistische Wirkung.

Aber allmählich, mit sich ausgleichenden Einzelverhältnissen der neuen Wirtschaft, fiel dies Moment des besonderen Unternehmergewinns immer mehr hinweg.

Kam nun hierdurch sowie durch Beschneidung auch anderer Momente des Unternehmergewinnes von diesem den arbeitenden Klassen immer mehr zugute? Die Frage ist aus dem historischen Material des 19. Jahrhunderts auch heute noch schwer — ja schwer in dem Sinne, in dem Thukydides dieses Wort zu gebrauchen pflegt: nämlich unmöglich — mit voller Gewißheit zu beantworten. Vielleicht, daß eine ausgedehntere Publikation reicheren Materials längerer Zeiträume die Lösung auch dieses Problemes einmal sicherer gestatten wird.

Heute lassen sich auf Grund noch sehr roher und äußer-

licher Durchforschung nur gewisse, für den Verlauf charakteristische Erscheinungen feststellen, ohne daß ihr innerster Zusammenhang mit dem Unternehmergewinn schon ganz restlos klarzulegen wäre. Aber diese Anzeichen treffen in dem sicheren Eindruck zusammen, daß wohl alle, mindestens aber gewisse höhere Klassen und Teile der arbeitenden Stände, verglichen mit dem früheren Zustande seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, im wirtschaftlichen Aufschwung begriffen waren.

Als ein solches Anzeichen wäre erstens die Steigerung des Einkommens zu nennen. Sie ließ sich bereits um 1900 vermöge der besonderen Ausbildung der Einkommensteuerstatistik vor allem im Königreich Sachsen als schon längere Zeit bestehend und anhaltend nachweisen.

Von der Gesamtsumme der steuerpflichtigen Einkommen entfielen in Sachsen in Prozenten
auf die Steuerklassen bis 800 Mk. einschließlich der Steuerfreien
1879: 39,7; 1888: 34,95; [1898: 23,4];
auf die Steuerklassen bis 3300 Mk.
1879: 33,5; 1888: 34,82; [1898: 42,0].

Die Ziffern für 1898 sind nur erschlossen und deshalb in Klammern gesetzt. Durch Gesetz vom 10. März 1894 wurden nämlich andere Klassen eingeführt; insbesondere die Grenze von 3300 Mk. gibt es seitdem nicht mehr. Es entfielen seitdem von der Gesamtsumme der steuerpflichtigen Einkommen in Prozenten
auf die Steuerklassen bis 800 Mk.
1896: 28,86; 1898: 25,74; 1900: 22,92;
auf die Steuerklassen bis 3400 Mk.
1896: 38,73; 1898: 40,71; 1900: 42,72.

Bei der Steuerklasse bis 800 Mk. sind die steuerfreien Einkommen (bis 400 Mk.) mit gerechnet. Auf die Steuerklassen von 400—800 Mk. entfielen in Prozenten
1896: 25,15; 1898: 22,74; 1900: 20,38.
Steuerfrei waren also in Prozenten
1896: 3,71; 1898: 3,00; 1900: 2,54.

Eine unmittelbare Vergleichung dieser Zahlen mit denen vor 1896 ist nicht zulässig, da die untere Grenze früher 300 Mk. betrug.

Zweitens aber läßt sich zeigen, daß der wirtschaftliche Verbrauch der arbeitenden Klassen schon vor 1900 seit min-

deſtens etwa drei Jahrzehnten ſehr geſtiegen war. So hatte ſich der Verbrauch von Baumwolle auf den Kopf der Bevölkerung in dieſer Zeit verdreifacht, der Konſum von Bier, Weizen, Fleiſch, Eiern und Milch im allgemeinen verdoppelt: und ſicher war von dieſen Erhöhungen ein großer Teil gerade den arbeitenden Klaſſen zugute gekommen. Daß dabei die Erſparniſſe des vierten Standes nach Ausweis der Sparkaſſenabſchlüſſe und anderen Anzeichen nicht in gleichem Maße geſtiegen zu ſein ſchienen, bedeutet keinen Gegenbeweis: denn es iſt eine alte Erfahrung, daß gerade bei raſch geſteigerten Einnahmen der Sparſinn leidet, während die Anſprüche wachſen; im Extrem kommt ſie in dem Worte: „Wie gewonnen, ſo zerronnen“ zum Ausdruck. Übrigens ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ſich dieſe Anſprüche nun auf Nichtigkeiten erſtreckt hätten; es iſt vielmehr ein ehrendes Zeichen der Entwicklung der arbeitenden Klaſſen, daß gerade in dieſen Zeiten eines auch aus den perſönlichen Erfahrungen jedes Zeitgenoſſen leicht belegbaren wirtſchaftlichen Aufſchwunges der Verbrauch an Branntwein und Tabak faſt ganz ſtationär geblieben war.

Drittens führen ebenfalls ſchon um 1900 gewiſſe Schlüſſe aus der Bevölkerungsbewegung anſcheinend in die Tatſache und das Weſen des wirtſchaftlichen Aufſchwunges des vierten Standes ein. Hierher gehörte zunächſt, daß die Auswanderung, die 1881 bis 1885 noch etwa 170000 Perſonen jährlich betrug, im Jahre 1900 auf rund 22000 Perſonen gefallen war. Freilich: die Motive zur Auswanderung ſind ſehr verſchieden; es ſpielen hier auch agrariſche Verhältniſſe und Intereſſen hinein; und meiſt ſind es nicht die Allerärmſten, die auswandern. Beweiskräftiger erſchien darum noch die Abwanderung der agrariſchen Bevölkerung in die Gebiete der Induſtrietätigkeit, — wenigſtens zeigte ſie, daß hier Einkommen und Lebenshaltung für beſſer gehalten wurden als auf dem Lande. Als am erfreulichſten aber kann in dieſem Zuſammenhange der Hinweis auf die Statiſtik der natürlichen Volksbewegung gelten: hier betrug z. B. die

Zahl der Eheschließungen 1881—85 7,7 ‰, 1896 bis 1900 8,4 ‰; der Überschuß der Geburten 1881—85 11,5 ‰, 1896 bis 1900 14,4 ‰.

Daneben hätten sich auch Anzeichen einer gesteigerten Konsumfähigkeit und Lebenshaltung der arbeitenden Klassen beibringen lassen. Allein keines von ihnen würde augenscheinlicher gewesen sein als die angeführten. Nun beweisen freilich auch diese noch nicht mit absoluter Sicherheit. Die entscheidenden Fragen, ob die Erhöhung des Einkommens nicht etwa durch Geldentwertung wieder ausgeglichen, ob der Lohn auch im Verhältnis zu der zweifelsohne gewachsenen Arbeitskraft der Entlohnten gestiegen sei: sie ließen sich noch nicht genau beantworten. Aber sicher war dennoch, daß der allgemeine Eindruck — und warum soll er nicht für Imponderabilien herangezogen werden? — in den nächstbeteiligten Kreisen dahin ging, daß im Verlaufe etwa des letzten Menschenalters eine entschiedene Besserung im wirtschaftlichen Lose der arbeitenden Klassen eingetreten sei. Und dieser allgemeine Eindruck wie die Indizienbeweise für den Aufschwung der dienenden Klassen der Unternehmung haben sich seitdem ganz wesentlich verstärkt; niemand zweifelt mehr an deren dauerndem Aufschwung.

Daß damit freilich das Ideal des möglichen Fortschrittes schon erreicht oder in Aussicht sei: das wird kein ruhig Beobachtender behaupten und kein edel Denkender wünschen wollen. Sieht man dabei auch ganz von dem Satze ab, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt — wieviel ist für die geistige und gemütliche Hebung der unteren Klassen noch zu tun, und wie unverkennbar ist vielfach der Hunger nach höherer Kost in ihnen! —, so sind auch noch keineswegs alle billigen wirtschaftlichen Forderungen befriedigt, so sehr anerkannt werden muß, was getan ist und getan wird.

War nun aber der unbestreitbare wirtschaftliche Fortschritt wirklich allen Angehörigen des vierten Standes gleichmäßig zugute gekommen? Es wäre ein Ergebnis, das in

der Sozialgeschichte einzig dastehen würde. In allen Fällen wirtschaftlicher Hebung eines an Kopfzahl starken Standes ist nicht gemeinsames Aufsteigen aller, sondern soziale Differenzierung in mehrere neue Klassen die Folge. Und diese erfolgt nicht selten nach einem System der Dreiteilung: gewisse Angehörige des alten Standes heben sich, andere bleiben im allgemeinen auf dessen Höhe, schließlich schafft die Bewegung an sich Deklassierte, die, häufig in Gemeinschaft mit anderen Elementen, eine dritte, untere Stufe bilden.

Dies ist die Entwicklungstendenz auch des deutschen vierten Standes seit jetzt etwa schon einem Menschenalter geworden. Und dabei haben wir hier einen Prozeß von heute noch keineswegs vollendetem Ablaufe vor uns: denn, an die Aufeinanderfolge allermindestens zweier Geschlechter gekettet, so daß sich neben Standeserwerb durch eigene Kraft auch Standeserwerb durch Geburt entwickeln kann, pflegen soziale Bildungen wenigstens eines und eines halben Menschenalters zu ihrer vollen Reife zu bedürfen. Doch waren schon um 1900 deutlich die Anfänge des Neuen zu unterscheiden.

Ein oberer Stand, in dem sich im allgemeinen die Arbeiter entschiedener Willenskraft und höherer Begabung zusammenfanden, hatte zunächst eine verbesserte wirtschaftliche Lebenshaltung entwickelt: in diesen Kreisen war Wohnung und äußere Repräsentation zusehends besser geworden. Zugleich aber waren in diesen Kreisen auch schon deutliche Verschiebungen des geistigen und gemütlichen Ideals hervorgetreten und hatten sich namentlich in veränderter Kindererziehung und einem anderen, der hergebrachten Anschauung von der Familie entsprechenden Eheleben ausgesprochen. Was sich hier entwickelte, das war eine Klasse industriell-arbeitlichen Charakters, die manche Ähnlichkeit mit dem früheren sogenannten Mittelstande aufwies. Daß sie freilich diesem entsprochen, ihn fortgesetzt oder gar wiederhergestellt hätte, war schon nach den Anfängen der neuen Entwicklung

ausgeschlossen, — ganz abgesehen davon, daß es ein in der Sozialgeschichte unerhörter Vorgang wäre. Was die neue Bildung dem Mittelstande scheinbar nahebrachte, war nur in dem Zusammenhange begriffen, daß hoher Arbeitslohn, wie ihn die neue Klasse genoß, eine der stärksten Sicherungen sozialen Nivellements bildet: mithin dem Stande, der in ihm steht, den Charakter von etwas wie einem Durchschnittsstande zu leihen vermag. Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß der neue Stand unter allen Umständen ein Stand der Abhängigen blieb. Dies hatte zunächst zur Folge, daß er sich eingegliedert fühlte: daß er sich daher — wie sich sehr bald an Einzelerscheinungen, z. B. an der Entwicklung des hochstehenden Berufes der Buchdrucker zeigte — vor allem sozial aufs entschiedenste von den untersten Klassen des vierten Standes abzuheben, ja zu trennen beflissen war. Aber auch wirtschaftlich traten gewisse Trennungszeichen mit immer größerer Entschiedenheit hervor. Der neue Stand war an erster Stelle ein Stand der gelernten Arbeiter; und so lag es nahe und war in einzelnen Fällen schon eingetreten, daß er einen bestimmten Lehrgang als unerläßliche Voraussetzung zur Teilnahme am Leben des Standes aufstellte. Indem aber der neue Stand ein Stand der Abhängigen war und blieb, entwickelte er, von den untersten Klassen durch sein eigenes Solidaritätsgefühl geschieden, zugleich Anfänge eines Gefühles für Autorität, die bisher im vierten Stande wenig zu finden gewesen waren. Gewiß war er demokratisch gesonnen: aber die demokratische Grundlage seiner sozialen wie auch politischen Auffassung begann einen Beisatz aristokratischer Empfindungen aufzunehmen, von dem man noch nicht sehen konnte, inwieweit er die Gesamtrichtung des erst werdenden Standesbewußtseins bestimmen würde. Es handelte sich dabei um eine Entwicklung, die in England zu inniger Berührung einer ähnlich entstandenen Klasse mit durchaus konservativen Interessen geführt hat; in Deutschland mochten unter Umständen leicht starke Abwandlungen der Wirtschaft des freien Unter-

nehmens in gebundene Formen hinein — Wandlungen, von denen erst später die Rede sein wird — für das weitere Schicksal der neuen Klasse von Bedeutung werden.

Unter dieser Klasse aber stand die besonders große Mittelschicht des ungeteilten alten vierten Standes: die Menge, die man gewöhnlich, nach einem der Hauptsache nach zutreffendem Kennzeichen, als die der ungelernten Arbeiter bezeichnet. Es waren die Massen, die in Fabriken und sonstwo Arbeitsgelegenheit suchten, die die Akkordarbeit nicht liebten, da sie nur unqualifiziert zu arbeiten imstande waren, die im allgemeinen auch heute noch von der Hand in den Mund lebten: und Lebensbreite eigentlich nur gewannen durch die Erziehung, welche ihnen die Sozialpolitik des Reiches angedeihen ließ. In ihrer Mitte währten wohl die alten Ideale des früheren ungeteilten vierten Standes noch am ehesten fort; sie bildeten das Gros der Sozialdemokratie; bei ihnen bestand noch der alte Haß gegen die Reichen, die, mochten auch sie selbst mindestens an der Höhe ihres Lohnes gewonnen haben, doch immer noch unverhältnismäßig viel mehr an Behäbigkeit gestiegen waren. Es war eine Klasse, die erst ganz neuerdings, seit etwa einem Jahrzehnt, höchstens dadurch eine gewisse Ziselierung erhalten hatte, daß sich in ihr nationale Unterschiede zu bilden begonnen hatten. Dem mächtig aufsteigenden Unternehmungsbetriebe vornehmlich der neunziger Jahre hatte schließlich nicht mehr die Zahl der im Reiche selbst vorhandenen Arbeitskräfte entsprochen. Die erste Folge war, daß die Löhne stark gestiegen waren: eine Erscheinung, die in Verbindung mit den sinkenden Preisen fast aller notwendigen Lebens- und Daseinsmittel in hohem Grade zur Differenzierung des vierten Standes überhaupt beigetragen hatte. Für die unqualifizierte Arbeit aber hatte diese Entwicklung die besondere Folge gehabt, daß neben den deutschen Arbeitern ihrer Art immer stärker auch ausländische Arbeiter etwa gleicher Fähigkeiten eingestellt worden waren: es war die Zeit gewesen, da italienische und polnische, bald

auch belgische und russische Arbeiter in unsere Industrie- und Bergbaubezirke einzuströmen begannen. Und da hatte sich denn herausgestellt, daß, wenigstens in den Augen der deutschen Arbeiter gleicher Art, diese Fremden als nicht ganz ebenbürtig galten: ein Umstand, der die gesamte Masse der unqualifizierten Arbeiter, wie gesagt, einigermaßen zu modellieren geeignet schien.

Was endlich eine unterste Schicht des vierten Standes charakterisierte, das war leider Unfähigkeit und Deklassiertheit. Hier trafen sich jene Unglücklichen — und freilich oft verdient Unglücklichen —, die in der rapiden Umwandlung der sozialen Verhältnisse während der letzten Menschenalter innerlich nicht genug gefestet gewesen waren, um, wie man sich im Mittelalter ausgedrückt haben würde, ihren Stand zu halten; hierher gerieten ohne weiteres namentlich die leider so vielen Degenerierten, welche das Zeitalter der Reizsamkeit aus der Klasse der Fabrikbevölkerung wie aus anderen Ständen ausstieß. Das verbindende Element all dieser Existenzen war noch immer, wie schon vor alters bei den niedersten Klassen, ein roher und praktisch fast unbegrenzter freier Zug; und so bildeten sie das Sammelgebiet für die ungeheuere fluktuierende Masse des modernen Vagabundentums. Dabei lag über ihrem Tun teilweise noch immer ein letzter schwacher Abglanz jenes reizvollen Nimbus, der den Stand niedriger Abenteurer in den Zeiten des Mittelalters und auch noch des 16. und 17. Jahrhunderts zu umgeben pflegte, in Zeiten, da eine weniger geregelte Einwirkung der Staatsgewalt noch für niemand wundersame Schicksale und somit innigere Berührungen auch mit dieser Klasse ausschloß. Freilich: die Zeiten des Simpliziissimus waren vorüber, und überall gedrängt, geschoben, reglementiert, nirgends zu ignorieren und doch nirgends bewältigt, bildete und bildet diese Klasse den teilweise geradezu hoffnungslosen Ballast der modernen Entwicklung.

3. Ging man in dem sozialen Aufbau, wie er sich im Laufe des letzten Menschenalters gebildet hatte und in ständiger Umbildung begriffen war, über den vierten Stand aufwärts, so gelangte man in den Bereich der früheren Mittelstände, der Bürger und der Bauern. Was ist unter der Einwirkung des modernen wirtschaftlichen und sozialen Lebens aus ihnen geworden?

Fassen wir hier früher im einzelnen gemachte Beobachtungen nunmehr in einem weiteren Horizonte generell zusammen, so ließ sich zunächst beobachten, daß die freie Unternehmung in allen alten Ständen an erster Stelle die polaren Bildungen einer Umwandlung zugeführt hatte: in der Landwirtschaft die Zwergwirtschaft und den Großgrundbetrieb, in der Industrie den alten Hausfleiß und die aus dem Handwerk heraustretende Manufaktur, im Handel das Hausierertum und den Großverkehr. Sehr begreiflich: bei ihnen war zuerst der kaufmännische Vertrieb eines Teiles oder des Ganzen der Erzeugnisse so möglich geworden, daß er sich mit industriellen Motiven in freiester Art, und das heißt eben im Sinne der freien Unternehmung, verbunden hatte: dort wegen Mangels an genügenden Daseinsmitteln, hier wegen Überflusses. Dementsprechend waren diese polaren Bildungen von der freien Unternehmung ganz eingenommen und umgebildet worden: und gerade aus ihnen heraus hatten sich deshalb die frühesten Formen der heutigen modernsten Stände, der Arbeiter- und der Unternehmerklassen, entwickelt.

Erst später waren dann die zentralen Gesellschaftsschichten der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, war mithin der sogenannte ältere Mittelstand angegriffen worden. Und in diesen Kreisen war die Umwandlung um 1900 auch noch keineswegs gänzlich vollendet.

Was für diese Schichten zunächst und wohl am frühesten eingetreten war, das war eine starke Ausgleichung, ja fast Aufhebung früherer äußerlicher Abgrenzungen nach Beruf und Stand. Wer wollte da noch, dem äußeren Anscheine nach, mittleren Bauer, Kaufmann und Gewerbetreibenden,

ja selbst die Angehörigen der liberalen mittleren Berufsklassen mit Sicherheit unterscheiden? Das Motiv für diese äußerliche Gleichstellung reichte dabei in seinen entwicklungsgeschichtlichen Anfängen ziemlich weit zurück. Es ist eine in jeder Volkswirtschaft von neuem auftretende Erfahrung, daß mit dem Eintreten geldwirtschaftlicher Motive niemand mehr seinen Stand halten will, daß alle wenigstens äußerlich in Haltung und Tracht, in das Wesen der höheren Stände aufstreben: so daß in Schnitt und Form der Kleider, in den gesellschaftlichen Manieren, in der Aufnahme der Modewechsel eine gewisse Uniformierung der Gesellschaft einzutreten beginnt oder nur noch durch besondere Kleiderordnungen und Luxusgesetze für Tafel und gesellschaftliches Treiben eine Zeitlang künstlich verhindert und in ihrer Vollendung aufgehalten werden kann. Die Ursache für diesen besonderen Zug der primitiven Geldwirtschaft liegt, wenn wir hier von tiefsten Gründen der Entwicklung des Persönlichkeitsgefühls und dergleichen absehen wollen, darin, daß in dieser Zeit ein neuer, viel intensiverer Handel einsetzt und damit eine enorme Steigerung des Angebotes früher nicht gekannter in sich ziemlich gleichmäßig gearteter Bedürfnisse: zum erstenmal wird gleichsam ein Lehrkurs neuer Bedürfnisse durch die an die Hauswirtschaften von außen her herantretende Macht des Handels eindringlicher veranstaltet; und alle Stände sind eifrige Schüler.

Da begreift es sich denn, wie sehr auf diesem Gebiete die Anregungen steigen müssen von dem Augenblicke an, da die freie Unternehmung und mit ihr der kaufmännische Geist die Mittelstände aufs gründlichste und stetig zu ergreifen beginnt. Jetzt wird ein Ausgleich der Anforderungen an die äußere Erscheinung gegenüber den höheren, schon früher fortgeschrittenen Schichten gradezu als soziale Pflicht empfunden: und sie führt jene zunächst ganz äußerliche, schließlich aber vielfach auch tiefer eingreifende gesellschaftliche Uniformierung des Mittelstandes herbei, die heute im allgemeinen besteht.

Aber dieſen äußeren Einwirkungen gehen innere zur Seite. Wo Länder von der Außenwelt lange Zeit hindurch mehr abgeſchloſſen ſind und waren, ſei es durch äußere Schranken, wie Ägypten, ſei es durch eine infolge ſehr verſchiedener Erzeugungsarten mögliche Abgeſchloſſenheit und Selbſtherrlichkeit der Volkswirtſchaft wie in Indien und Rußland, da entſteht auf ſozialem Gebiete leicht Kaſtenbildung oder wenigſtens eingeroſtete geſellſchaftliche Schichtung: es fehlt die äußere, die befreiende Zugluft. Wo dagegen eine ſolche Luft in der Form lebendigen und notwendigen Austauſches mit dem Ausland in Handel und Verkehr vorhanden iſt, da iſt der ſoziale Lebensprozeß friſcher; es iſt wie eine ſtändige Erquickung mit belebendem Sauerſtoff. Dieſer Umſtand macht begreiflich, welche ſtark zerſetzende, umbildende Kraft die Entwicklung der freien Unternehmung auf die mittleren Schichten haben mußte: war es nicht, als ob innerhalb der Volkswirtſchaft ſelbſt ſtändige Windſtöße kaufmänniſchen Geiſtes alles ſäuberten und anregten? In nur zwei Menſchenaltern, vom Beginn bis in die ſechziger Jahre des Jahrhunderts ſchon, hatte die freie Unternehmung das Leben der Nation geſetzgeberiſch bis zur vollen Verwirklichung ihrer Ideale umgeſtaltet: Bauernbefreiung, Verkehrsfreiheit, Gewerbefreiheit, freier Arbeitsvertrag, Freizügigkeit waren eingeführt. Und kurze Zeit darauf hatte ſie auch ſozial ihre höchſte Wirkung erreicht. Es ſind die Jahrzehnte von den ſechziger bis zu den neunziger Jahren, in denen die Spalten und Riſſe im ſozialen Bau der Mittelſtände wohl am ſtärkſten klafften, in denen am zahlreichſten aus dieſen Riſſen und Spalten einzelne Perſonen beſonderer Tatkraft emportauchen konnten, um, vornehmlich im Bereiche der freien Unternehmung, Höchſtes zu erreichen; ſeitdem trat die Nation in die Vorahnungen einer kommenden Zeit der gebundenen Unternehmung, und die vollen Wirkungen des alten, freien, ja ungezügelten Geiſtes erſchienen verändert und abgeſchwächt.

Dieſe inneren Einwirkungen aber der freien Unter-

nehmung auf die Mittelstände haben sich nun, namentlich soweit es sich um deren teilweise Deklassierung handelt, auf deutschem Boden keineswegs überall in gleicher Stärke abgespielt. Da, wo ein starker Mittelstand nicht bloß der Gewerbe, sondern auch des Ackerbaues vorhanden war und beide sich gegenseitig stützten — wie vor allem in den mutterländischen Gebieten —, vollzog sich die Bewegung weniger heftig. Anders da, wo dies nicht der Fall war und auch die Widerstände älterer Gewerbeverfassungen, der alten Hausindustrie etwa und der Zünfte, nicht gleich mächtig waren: hier kam es zu einer viel revolutionäreren Entwicklung. So vor allem in den Kolonialgebieten und besonders wiederum im eigentlichen Nordosten.

Im allgemeinen sind dabei die positiven Neubildungen und die Ansätze, die sich zu ihnen bisher entwickelt haben, nicht leicht zu beschreiben. Denn es handelt sich hier um Umschichtungen teils so vorübergehender Art, teils doch noch immer, und jedenfalls um die Wende des Jahrhunderts noch so wenig abgeschlossenen Charakters, daß ihnen vorläufig fast nur die Dichtung, die den Einzelfall plastisch ergreift, gerecht werden konnte. In der Tat haben wir es hier mit einem Lieblingsgebiet der modernen Romanschilderung zu tun, aber selbst aus dieser sind noch nicht so sichere Bilder hervorgegangen wie die, welche etwa v. Polenz in seinem „Büttnerbauer" (1895) und Kretzer in seinem „Meister Timpe" (1888) von dem Untergang des alten Bauerntums und des alten Handwerks zu zeichnen vermochten.

Wollte man sich um 1900 eine verhältnismäßig klarere Vorstellung von den Neubildungen machen, die im alten Mittelstande auf Grund der Einwirkung der freien Unternehmung möglich zu sein schienen, so mußt man immer noch am besten nach England sehen, wo diese Entwicklung im wesentlichen schon vollendet war. Und da ergab sich denn, daß dort die alte Mittelstufe in drei neue Stände differenziert worden war, die sich im Innersten nur noch nach der Höhe ihres Einkommens unterschieden. Alle anderen Unterschiede

dagegen erſchienen zunächſt weggefallen oder unweſentlich geworden, ſo namentlich auch die des Berufes und des Aufenthaltes, ſei es in Stadt oder Land; insbeſondere haben farmers und tradesmen, die Angehörigen der niederen neuen Mittelklaſſe mit agrariſchem oder kommerziellem und induſtriellem Berufe, dieſelben Ideale und nehmen die Unterſchiede, die ihre beſondere Tätigkeit zur Folge haben könnte, möglichſt wenig in ihre Lebensweiſe auf.

So weit war nun die Entwicklung in Deutſchland noch nicht vorgeſchritten und wird ſie vermutlich auch ſobald nicht gelangen. Richtig aber iſt, daß auch auf deutſchem Boden von 1900 ſchon eine gewiſſe ſoziale Ausgleichung zwiſchen Stadt- und Landbevölkerung eingeſetzt hatte, und daß die Berufsſtellung, inſoweit es ſich um die ſpezielle Tätigkeit in einem beſtimmten Gewerbe oder einem beſtimmten Handelsgebiete handelte, längſt nicht mehr in dem Grade wie früher ſtändebildend wirkte. Denn eine große Anzahl dieſer Tätigkeiten war infolge ihrer Umwandlung ins Unternehmerhafte ſchon fungibel geworden und beſtimmte daher nicht mehr entſcheidend das geſellſchaftliche Los des einzelnen. Oder ſollte etwa ein Wollhändler deshalb mit ſeinesgleichen noch beruflich zuſammentreten, weil er mit Wolle handelte? Morgen handelte er vielleicht mit Glas oder Eiſen: nicht das ſpezifiſch gewerbliche, vielmehr das unternehmermäßige Moment wurde bereits für ſeine ſoziale Stelle entſcheidend. Genau ſo ſtand es auch ſchon mit dem Großinduſtriellen, und häufig ſelbſt mit dem Handwerker. Oder wechſelte ein Schloſſer, der zunächſt Bauſchloſſer, dann Geldſchrankarbeiter, dann Kunſtſchloſſer war, deshalb dreimal ſeinen Beruf? Die Spezialiſierung der gewerblichen Tätigkeiten war auch in den Kreiſen der Handwerker zu weit vorgeſchritten, um noch berufsbildend, etwa gar im alten Sinne genoſſenſchaftlich-zünftleriſch ſozialiſierend zu wirken. Aus den allgemeinen Tendenzen her aber bereitet ſich auch bei uns, ähnlich der engliſchen Entwicklung, eine Dreiteilung der ſogenannten mittleren Stände vor, von der hier nur ganz vorläufig, in einem

ſpäteren Bande dieſer Erzählung aber ganz eingehend zu berichten ſein wird.

Die erſte Klaſſe dieſer neuen Gliederung ſchien ein Kleinunternehmertum bilden zu müſſen, das ſeit etwa einem Menſchenalter ebenſo aus dem Gewerbe und dem Handel wie aus der Landwirtſchaft hervorzugehen begann. Hierher gehörten die zahlreichen ſtädtiſchen Handwerker, die mit 6 bis 10 und mehr Gehilfen arbeiteten, hierher die Inhaber größerer Ladengeſchäfte und die Großwirte, hierher die ländliche Klaſſe der „Gutsbeſitzer". Dabei ſieht man leicht, daß unter dieſen Kreiſen die neugebildeten bei weitem mehr die ſtädtiſchen waren; die Gutsbeſitzer hatten ſich ihnen, in Umbildung zu Kleinunternehmern: Fleiſchproduzenten, Milch- und Butterproduzenten, Erzeugern von Gemüſe uſw., eigentlich mehr angeſchloſſen. Der tiefere Grund dieſes Zuſammenhanges war natürlich in der Tatſache gegeben, daß die freie Unternehmung überhaupt mehr ein Sproß der bürgerlich-ſtädtiſchen als der ländlichen Entwicklung iſt. Stärker betont aber wurde dieſer Zuſammenhang noch dadurch, daß die Kapitalbildung ſich leichter und ſtärker in den Städten vollzog als auf dem Lande. Gewiß fehlte es auch bei den Gutsbeſitzern ſelbſt an äußeren Anzeichen einer ſolchen Bildung nicht: die Stroh- und Schindeldächer, der Fachwerkbau, das niedrige Höhenmaß der Zimmer, der Aufbau des Hauſes ohne Unterkellerung haben beſſeren Einrichtungen Platz gemacht. Aber darüber blieb doch kein Zweifel, daß die Kapitalbildung mindeſtens der letzten zwei Jahrzehnte, wenn ſie auch auf dem platten Lande nicht fehlte, doch in weit höherem Maße in den Städten eingetreten war. Und ſo waren es die ſtädtiſchen Kleinunternehmer, die ihre ländlichen Genoſſen ſozial gleichſam ins Schlepptau nahmen: bis zu einem gewiſſen Grade führend auftraten innerhalb ihres ganzen, neu ſich abrundenden Kreiſes. Von dieſem Geſichtspunkte aus ließ ſich denn auch, erinnerte man ſich der engliſchen Entwicklung, vergleichsweiſe von der deutſchen ſagen, daß innerhalb ihrer Grenzen zunächſt auf dem be-

ſonderen Gebiete des Kleinunternehmens der Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land ſehr merklich abgeſchwächt, wenn auch noch keineswegs verloren gegangen ſei.

Weſentlich ſtädtiſch erſchien dagegen eine zweite Klaſſe des Mittelſtandes, die beſonders ſtark im Wachſen begriffen war, wenn es auch unmöglich war, ſie mit Hilfe der vorhandenen ſtatiſtiſchen Hilfsmittel ſchon genauer zu umgrenzen.

Zu einer ungefähren, für große Kreiſe der neuen Klaſſe zutreffenden Vorſtellung mag die Angabe führen, daß in Preußen in den Stufen der Einkommenſteuer zwiſchen 900 und 3000 Mark veranlagt waren: 1892/93: 2118969; 1900: 2963213 Zenſiten.

Das war die Klaſſe, welche — im Gegenſatze zu den Abhängigen, die ſich zu einer erſten Klaſſe des vierten Standes herausbilden — Abhängige höherer Ordnung umfaßte: das Perſonal der öffentlichen Transportunternehmungen, das allein ſchon 1885 rund 220 und zehn Jahre ſpäter rund 330 Tauſend Beamte und Unterbeamte zählte, die Beamtenſchaft der Staats- und Gemeindeverwaltung mittleren Ranges, das höhere techniſche und kaufmänniſche Perſonal größerer Betriebe, die Agenten und Prokuriſten der Handelsunternehmungen uſw. Es war eine Klaſſe mit gewiß vielen Abſtufungen; aber alle Stufen waren untereinander verbunden durch den Begriff eines Dienſtes, der höher gewertet war als die Arbeit auch der oberſten Klaſſe des vierten Standes. Man konnte ſie wohl in mancher Hinſicht als die moderne Miniſterialität bezeichnen: denn wie dieſe, iſt ſie trotz ſozial höherer Schätzung nicht unabhängig; wie dieſe zerfiel ſie in verſchiedene Gruppen je nach der ſozialen Wertung des Dienſtherrn, wobei die Staatsdiener wie zu allen Zeiten am höchſten rangieren; und wie dieſe zog ſie ihre ſozial höhere Wertung vor allem auch aus dem intimeren perſönlichen Zuſammenhang mit den ſozial führenden Schichten und Mächten: was einſt Schildesamt war, wurde heute die Uniform, und der Rittersname wurde erſetzt durch den Titel.

Unter dieſer Klaſſe des Mittelſtandes endlich bildete ſich eine letzte, in ſich vielfach zerſpaltene und zerfetzte Klaſſe: es waren die Zurückgebliebenen, die Reſte der ehemaligen Mittelſtandsbildung: kleine unabhängige Handwerker und Detailliſten des Handels; auch die kleineren Bauern konnte man ihr bis zu einem gewiſſen Grade anſchließen. Es waren Schichten, in denen noch viel altes Leben ſteckte; Berufe, denen bei veränderter Grundrichtung des Wirtſchaftslebens hin auf einen Zuſtand gebundener Unternehmung vielleicht noch eine neue Zukunft in ziemlich altem Sinne erblühen konnte, — jedenfalls Kreiſe, die noch keineswegs völlig der differenzierenden Kraft des freien Wettbewerbes unterlegen waren.

Wie hier, ja noch mehr als hier traf man Reſte des Alten auf dem Gebiete der Kopfarbeiter — Reſte, die ebenfalls zu einer Zeit der gebundenen Unternehmung, wenn ſich der Unternehmergewinn dem bloßen Kapitalzins genähert und faſt zu etwas wie einem Gehalt geworden ſein würde, vielleicht wieder viel ſtärker führend hervorzutreten beſtimmt waren. Den ſtärkſten Hort dieſer Reſte bildeten die Geiſtlichen beider Bekenntniſſe, ferner die gelehrten Berufe und die höhere Bureaukratie wie der Offizierſtand: wenngleich in den Kreiſen des höheren Beamtentums und des Militärs infolge von Geburtszuſammenhängen oder von ſtarken geſellſchaftlichen Berührungen mit den ſozial führenden Schichten ſchon zahlreiche geiſtige und materielle Beziehungen zum Unternehmertume beſtanden. Im ganzen waren das die Kreiſe, von denen man, freilich ſtark übertreibend, ſagen konnte (Reinhold): „Staat und Gemeinde, das ganze Volk erſcheinen als Garanten ihres Lebens: keine Handels- und Gewerbekriſis, keine Konkurrenz, keine Bankerotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Ökonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Exiſtenz. Selbſt ein Krieg wird ſie ſelten außer Brot ſetzen.“ Richtig iſt an dieſer Betrachtung, daß dieſe Kreiſe wie ein Stück früherer Standesbildung

wesentlich unangefochten von den jüngsten, der Spekulation und der Konjunktur so stark unterworfenen Fermenten sozialer Fortbildung im Leben standen und dieses nur dann voll zu verstehen vermochten, wenn sie sich ihm in dem bewußten Willen, es zu durchdringen, hingaben. Sie hatten darum auch ihr besonderes Schicksal, hatten namentlich auch ein eigenes Proletariat entwickelt.

Als weit zugänglicher hatten sich den sozialen Einflüssen der modernen Zeit jene Kreise erwiesen, die sich infolge spezifisch humanistischer und gelehrter Stempelung lange Zeit hindurch fast ausschließlich an den Stand der gelehrten Berufe angelehnt hatten: die Kreise der höheren nationalen Bildung überhaupt. Hier war es zunächst gelungen, dem intellektualistischen Gehalt der klassischen Bildung andere Gehalte, die der Naturwissenschaften und einer neuen, auf der Kenntnis des Geistes der blühenden westeuropäischen Kultur aufgebauten Bildung zur Seite zu stellen, zur selben Zeit etwa, da die sittlichen Ideale des Humanismus einer vertieften Erforschung der antiken Welt vielfach zum Opfer fielen. Des weiteren aber war mit dem sozialen Siege der freien Unternehmung, wie später eingehend zu erzählen sein wird, eine neue Kultur der Reizsamkeit entwickelt worden und hatte sich selbstverständlich zunächst in den Kreisen der Unternehmung, darüber hinaus aber auch bald in weiten Kreisen, ja, man darf sagen: ihren wichtigsten Erscheinungen nach in allen Kreisen der Gebildeten eingebürgert. Diese Kultur war innerhalb eines stark betonten nationalen Rahmens zunächst wesentlich künstlerisch und setzte als solche, mit nicht geringem allgemeinen Ergebnis, ästhetische Erziehungsziele an Stelle der bisher ziemlich einseitig verfolgten intellektuellen. Sie brachte aber auch noch darüber hinaus soziale Anregungen, indem sie aus der zunehmenden Wertung des individuellen Lebens sowohl hygienische Forderungen, vornehmlich auch in den Formen des geselligen Sports, wie die ersten Anfänge einer neuen, optimistischen Ethik entfaltete. Und alle diese neuen Elemente

wurden von der nationalen Bildung in dem Sinne aufgenommen, daß deren Kreise dadurch dem Einflusse gerade des modernsten sozialen Lebens nähertraten.

Während so neue Bildungsideale emportauchten, die darauf hinausliefen, die bisher durchaus engen Beziehungen der deutschen Bildung zu den gelehrten Berufsarten zu lockern und an deren Stelle eine größere Weite und Freiheit der intellektuellen wie vor allem eine schärfere Betonung der ästhetischen und auch schon der ethischen Erziehung zu setzen, zeigten sich bald darauf, wenn auch nur in leisem Zuge, Strömungen, die, folgerichtig durchgeführt, darauf hinauslaufen mußten, die seelische Bildung eines künftigen Geschlechtes ebenso fest dem Geiste der Unternehmung anzuschließen, wie sie bisher dem Geiste des Humanismus verpflichtet war. Dabei erschien der Sieg solcher Strömungen geeignet, zu der bisher wohl nur erst für England und Amerika denkbaren Konsequenz zu führen, daß soziale Wertung allein noch von unternehmerischem Erfolge abgeleitet würde, und daß eine geistige Bildung eingehenderer Art nicht mehr als durchaus regelmäßige Voraussetzung angesehen würde für hohe gesellschaftliche — und demgemäß auch politische — Schätzung. Der Begriff eines geistigen Adels war damit gefährdet oder mußte wenigstens wesentlichen Umgestaltungen anheimfallen.

Erschien in diesem Zusammenhange die soziale Wertung auch des geistigen Adels durch die freie Unternehmung, wenn einstweilen nur mittelbar und von ferne, bedroht, so hatte sich der historische gesellschaftliche Adel, der Adel der einst naturalwirtschaftlichen Grundherrschaft wie der ehemals landesfürstlichen Gewalt, der Adel also in allen seinen geschichtlich hergekommenen Abstufungen, der vollen Einwirkung der freien Unternehmung als solcher schon längst erschlossen, ja teilweise unterworfen. Und zwar in Einzelvorgängen, die der Fortdauer seiner früheren Bedeutung nicht eben günstig waren.

Die entscheidende Zeit für die Stellungnahme dieses

Adels waren schon die fünfziger und sechziger Jahre gewesen: jene Zeit, in der die Unternehmung zum ersten Male ihr Wesen freier entfaltete. Damals ist in der Tat eine reiche Literatur über die Frage entstanden, ob es möglich sei, daß der Adel an dem neuen Wirtschaftsleben teilnehme. Die Antwort fiel dabei verneinend aus, weil man, hierin völlig zu Recht, im Geiste des neuen Wirtschaftslebens vor allem ein kaufmännisches Element sah. Blieb aber deshalb der Adel der Unternehmung fern? Unbewußt gehörte ihr schon längst ein großer Teil der norddeutschen Rittergutsbesitzer an, und unbewußt zog sie in fast allen Großgrundbesitz des Adels überhaupt ein. Nur daß der Adel zunächst und der Hauptsache nach auf eine einzige Form der modernen Unternehmung beschränkt blieb, die agrarische, diejenige, die von allen Formen einstweilen die weitaus am wenigsten gewinnbringende ist. Dann trat zwar — im ganzen später, etwa seit den sechziger Jahren — eine nicht unbedeutende Anzahl großer Adelsgeschlechter auch der industriellen und kommerziellen Unternehmung näher: allein im ganzen blieb für die soziale Bedeutung doch das agrarische Unternehmertum maßgebend — und damit eine Form, die um 1900 kaum noch die nötige wirtschaftliche Grundlage für die hergebrachte politische Bedeutung des Adels abzugeben schien.

Dies Schicksal des alten Adels wurde dann natürlich von Bedeutung für die Bildung des neuen, modernen Adels, des Adels der Unternehmung. In älteren Zeiten, in den sechziger, siebziger, teilweise noch achtziger Jahren, hatte er sich wohl noch nach dem Muster des alten Adels sozial geschult und gebildet; er hatte einfache Adels- und noch mehr Freiherrntitel geliebt, und er hatte sich gern in Rittergütern angekauft. Es war wie im 13. Jahrhundert gewesen, da das erwachsende Patriziat der Städte noch Schildesamt und ein festes Haus erstrebte. Aber wie sich die bürgerlichen Geschlechter im 14. Jahrhundert über die Ritterbürtigkeit hinweg immer entschiedener zu eigner Standesehre und besonderer Lebenshaltung entwickelten, so ging auch

der Adel der Unternehmung doch bald seine eigenen Wege. Ja, er begann sich schon zu spalten und einzelne Klassen zu entwickeln. In der fortschreitenden Annäherung der Nation an die Volkswirtschaft der vollen freien und erst recht später der gebundenen Unternehmung haben sich Verhältnisse entwickelt, die nur die Wenigsten noch und die Geldkräftigsten übersehen. Und mit dem Geschäft einer solchen Übersicht vertrug sich nur ausnahmsweise noch eine ins einzelne eingehende Sorge um ausgedehnte industrielle Unternehmen. Ein besonderer Kreis der Hochfinanz bildete sich daher als ein innerer Ring gleichsam des neuen Adels; und aus der neuen Aristokratie heraus drohte sich eine Oligarchie zu entwickeln.

Es konnte scheinen, als wäre es an der Zeit, daß Gegenwirkungen einträten, wie sie nur aus einer allgemeinen aristokratischen Durchgestaltung der gesamten sozialen Bewegung würden hervorgehen können.

4. Mit den Bemerkungen des letzten Abschnittes, namentlich gegen seinen Schluß, haben wir die Grenzen, die einer Erzählung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Nation bis zur vollen Auswirkung der freien Unternehmung, bis höchstens zum Schluß mithin des 19. Jahrhunderts gezogen sind, eigentlich schon überschritten: in Andeutungen und Vermutungen, wie sie sich um das Jahr 1900 aufstellen ließen[1], haben wir uns an besonders wichtigen Stellen der Wirtschafts- und vornehmlich Sozialgeschichte einer neuen Phase des nationalen Lebens, der Phase der gebundenen Unternehmung, genähert. Von der vollen Entwicklung dieser Phase wird unsere Erzählung später eingehend zu reden haben; hier heißt es, sich mit einigen ersten Einblicken, wie sie schon um 1900 möglich waren, zu begnügen und die nunmehr ganz an erster Stelle auftauchende

[1] Der Text der ersten Ausgabe dieser Erzählung vom Jahre 1903, im Manuskript abgeschlossen 1902, ist im letzten Abschnitte absichtlich nicht wesentlich geändert worden.

Frage zu beantworten: wie denn nun auf Grund der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der freien Unternehmung das politische Leben der Nation verlaufen sei. Ehe uns indes die verwickelte Beantwortung dieser Frage einem neuen, zweiten Bande unserer Darstellung zuführt, wird die bisher gegebene Erzählung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse noch mit einem kurzen Zusatz zu versehen sein. Wir haben die Neubildung und Umbildung der sozialen Zustände in den letzten Menschenaltern bisher nur nach ihrer qualitativen Seite verfolgt: die soziale Abstufung in ihren Wandlungen kennen zu lernen, war unsere Absicht. Neben den damit verfolgten entwicklungsgeschichtlichen und qualitativen stellt sich aber noch ein spezifisch dynamischer und quantitativer Gesichtspunkt, ohne dessen Berücksichtigung die inneren politischen Schicksale der Nation teilweise unverständlich bleiben würden. Unter Anwendung dieses Gesichtspunktes würde es an erster Stelle darauf ankommen, die direkte quantitative Auswirkung mindestens der letzten sozialen Bewegungen vor 1900 in der Nation kennen zu lernen. Nun ist es freilich sehr schwer, darüber genauere Vorstellungen zu gewinnen. Dennoch seien hier die Zahlen mitgeteilt, zu denen Sombart im Jahre 1902 in seiner Darstellung der deutschen Volkswirtschaft gelangt ist, Zahlen, von denen einige schon an früherer Stelle benutzt worden sind. Darnach wäre der vierte Stand in allen seinen Teilen und mit allen seinen Dependenzen um 1900 auf etwa 35 Millionen Seelen oder mehr als zwei Drittel des nationalen Körpers einzuschätzen gewesen; auf die selbständigen unteren Klassen des dritten Standes wären etwa 12½ Millionen Köpfe gefallen; auf das Kleinunternehmertum etwa 2¼ Millionen; auf das Großunternehmertum 200 bis 250000 Köpfe: 22,3, 3—5, und 0,5 % der Bevölkerung. Die noch übrigbleibenden etwa 6 % wären danach vornehmlich auf die agrarische Aristokratie und die höheren Kopfarbeiter zu verteilen gewesen. Eine solche Übersicht, selbst wenn sie nur in den allgemeinsten Zügen gegeben zu werden ver-

mag, ist gewiß lehrreich: sie zeigt u. a. wie verhältnismäßig numerisch schwach die führenden Schichten waren und sind, und was es mit dem Vorwurfe auf sich hatte und hat, eine Geschichtschreibung, die auf diese Schichten Gewicht legt sei eine Historie der Masse. Wichtiger aber ist es doch noch, statt eines einzigen Durchschnittes diejenigen Materialien zusammenzustellen und zur Sozialgeschichte auszunutzen, welche über gewisse quantitative Elemente der Bevölkerungsgeschichte in ihrem allmählichen Fortschritte berichten.

Hier gehört es nun zu den bekanntesten Tatsachen der modernen Sozialgeschichte, daß sich die Bevölkerung des Reiches im Laufe des letzten Menschenalters und noch darüber rückwärts stark vermehrt hat. Die Erscheinung wird aber gern isoliert betrachtet, und nicht selten kommt man dann aus einer solchen vereinzelten Beobachtung her zu falschen und übertriebenen Anschauungen. Die deutsche Bewegung muß deshalb zunächst in einen Kreis verwandter Tatsachen gestellt werden.

„Nach den in den letzten Jahren vorgenommenen Erhebungen über die Bevölkerungsdichtigkeit ist Ägypten bzw. das Nildelta und das Niltal das dichtestbevölkerte Land, nicht wegen seiner Fruchtbarkeit, sondern wegen der Bedürfnislosigkeit seiner Bewohner. Dann folgt das industriell hochentwickelte Belgien sowie Holland und — in weitem Abstand — Großbritannien mit Irland. Japan und Italien stehen auf einer Stufe. Italien ist dichter bevölkert als eine Anzahl reicherer Länder Europas. Eine mittlere Bevölkerung weist Deutschland auf. Mäßig bevölkert sind Frankreich und Ungarn. Im Vergleich zu seinem Reichtum an Naturprodukten am dünnsten bevölkert ist Brasilien." Wir haben es also in Deutschland auch um das Jahr 1900 noch immer mit einer nur mittleren Bevölkerungsdichte zu tun. Diese Dichte wird nun erhalten und verstärkt durch Einwanderung und Geburten, während Todesfälle und Auswanderung ihr Abbruch tun. Mit die am sichersten und leichtesten zu überschauende Erscheinung auf diesem

Gebiete, wenn auch nur eine Funktion der Sterblichkeit, ist die der Geburten. Und da ist charakteristisch, daß die Geburtenziffer neuerdings in Europa abnimmt. Verhältnismäßig große Geburtenfrequenz haben heute noch Ungarn, Österreich, Deutschland und Italien. Das Deutsche Reich speziell hat nach dem Kriege von 1870/71 starke Geburtenziffern gehabt; gegen Ende des 19. Jahrhunderts aber war schon ein Rückgang gegen die achtziger Jahre eingetreten.

Die durchschnittlichen Frequenzen betrugen auf tausend Einwohner 1861—70: 38,8; 1871—80: 40,7; 1881—90: 38,2; 1891—1900: 37,4.

Ziffern auf die Jahre 1891—1900 für Österreich: 37,1, Holland 32,5, Großbritannien: 30,0, Belgien: 28,9, Schweden: 27,2, Frankreich 22,1.

Anders geartet war für den nationalen Körper in der letzten Zeit des 19. Jahrhunderts die Frage der Einwanderung, die zugleich mit der der Auswanderung betrachet werden muß. Das Gebiet des heutigen Reiches war bekanntlich vor 1870 ein Land starker Auswanderung; namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren waren verhältnismäßig viele und edle Kräfte über See nach den Vereinigten Staaten gezogen. Aber auch nach 1870 war die Auswanderung zunächst noch groß gewesen, und sie hatte für das Jahrfünft von 1880—1885, wo sie die höchsten Ziffern erreichte, einen Jahresverlust von fast 200 000 Seelen bedeutet. Da ist es denn sehr bemerkenswert, daß dies Verhältnis im letzten Jahrfünft des 19. Jahrhunderts umschlug. In dieser Zeit wanderten jährlich etwa 20 000 Menschen mehr in das Reich ein als aus: ein Zeichen allgemein günstiger wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse und namentlich wohl auch eines Bedarfs an ungelernten Arbeitskräften, der das nationale Angebot überstieg.

Das Reich verlor durch überseeische Auswanderung in den Jahrfünften 1871—75: 319750, 1875—80: 381193, 1880—85: 980215, 1885—90: 331196, 1890—95: 448810 und gewann in dem Jahrfünft 1895—1900 94125 Seelen.

Genauere Angaben für 1891—1900, überseeische Auswanderung.

Jahr	Zahl	‰ der Bevölkerung	Jahr	Zahl	‰ der Bevölkerung
1891	120 089	2,41	1896	33 824	0,64
1892	116 339	2,31	1897	24 631	0,46
1893	87 677	1,73	1898	22 221	0,41
1894	40 964	0,80	1899	24 323	0,44
1895	37 498	0,72	1900	22 309	0,40

Dazu kam noch, daß im letzten Jahrzehnt auch die Sterblichkeit beträchlich herunterging (auf 23,5‰), nachdem sie schon in den vier Jahrzehnten von 1851 bis 1890 von 27,8 auf 26,5‰ gesunken war. Freilich ist dabei die Sterblichkeitsstatistik besonders leicht der Kritik ausgesetzt, und man wird ihre Zahlen nur mit Vorsicht verwenden dürfen.

Im ganzen ergab sich für das Deutsche Reich in den letzten und namentlich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts immerhin ein günstiger Verlauf der Faktoren, welche die Bevölkerungsvermehrung vornehmlich zum Ausdruck bringen. Und die Anschauung, welche hierdurch erweckt wird, wird durch einige weitere Daten der positiven Entwicklung der Hauptsache nach bestätigt.

Über die Zunahme der europäischen Bevölkerung hat man erst für die Zeit nach 1820 zuverlässigere statistische Angaben. Und da zeigt sich nun Ende des 19. Jahrhunderts, daß sie von etwa 200 Millionen im Jahre 1820 auf rund 400 Millionen im Jahre 1900 gewachsen war. Im einzelnen stellte sich dabei der Bevölkerungszuwachs im Norden des Erdteils als stärker heraus als im Süden und als stärker bei den germanischen denn bei den romanischen Völkern. Soweit die drei für eine deutschgeschichtliche Vergleichung wichtigsten Staaten in Betracht kommen, hat Schmoller, indem er noch weit über das Jahr 1820 zurückging, eine Berechnung für die Jahre 1700 und 1800 angestellt, die sich durch die Ziffern für das Jahr 1900 vervollständigen läßt. Darnach hätte sich in den zwei Jahrhunderten von 1700 bis 1900 die Bevölkerung Frankreichs noch nicht verdoppelt, während die deutsche auf das Vierfache und die englische auf das Sechsfache gestiegen wäre.

Nach Schmoller lebten auf dem Geviertkilometer Einwohner:

Jahr	Frankreich	Deutsches Reich	England
1700	42	26	35
1800	50	40	58

Die Tabelle für 1900 vervollständigt ergibt

1900	72	104,3	215,4

Man sieht: die Progression war innerhalb der germanischen Staaten besonders stark für England. Und nehmen wir noch die Niederlande hinzu, so waren auch sie noch in wenn auch geringem Vorteil vor dem Deutschen Reich. Denn dort hat sich nach der Volkszählung von 1899 die Bevölkerung in den letzten siebzig Jahren verdoppelt. Die Bevölkerung im Reiche dagegen hat hierzu fünfundsiebzig Jahre gebraucht.

Was den Fortschritt der Bevölkerung im Reiche im einzelnen angeht, so war die Bevölkerungszunahme, sieht man von den allerjüngsten Zeiten ab, mit jährlich 1,43 % am stärksten in dem Zeitraum von 1816 bis 1820, innerhalb dessen die Zahl der Seelen im heutigen Reichsgebiete von 24 833 000 auf 26 294 000 stieg: am schwächsten mit jährlich 0,40 % in der Periode von 1850 bis 1855, wo nur eine Zunahme von 35 397 000 auf 36 114 000 Seelen begegnet. In den Jahren 1870 bis 1900 wuchs die Bevölkerung im Reiche von fünf zu fünf Jahren von 40 818 000 auf 42 729 000, 45 236 000, 46 858 000, 49 428 000, 52 280 000 56 367 000 Menschen. Der Vermehrungskoeffizient war dabei von 1871—1880: 1 %, 1881—1890: 0,9 %, 1891—1895: 1,1 %, 1896—1900 1,5 %.

Sachsen, das früheste und am gleichmäßigsten gewachsene deutsche Industrieland, hatte Einwohner:

1834	1 595 668	1864	2 337 192	1894	3 692 600
1852	1 948 078	1871	2 556 244	1900	4 202 216

Die Zunahme seiner Bevölkerung von 1871 bis 1900 betrug in Prozenten der Bevölkerung 64,4, die der Bevölkerung des Reichsgebietes 37,3.

Was lehrt nun dieser kurze Überblick über die Hauptdaten der europäischen und deutschen Bevölkerungsgeschichte

des 19. Jahrhunderts für die innere Entwicklung unseres Volkes in diesem Zeitraume?

Zunächst ergibt ein Vergleich der fremden und der nationalen Entwicklung, daß das deutsche Wachstum zwar ein sehr entschiedenes, aber keineswegs ein ganz ausnahmsweise und abnorm großes gewesen ist: ganz im allgemeinen hat die Bevölkerung der europäischen Kulturstaaten reißend zugenommen, am meisten in England. Mithin können auch die Ursachen dieser Entwicklung nicht in partikularen, spezifisch deutschen Vorgängen gesucht werden; sie sind vielmehr genereller Natur: sie beruhen in den allgemeinen wirtschaftlichen Vorgängen, der einzigen Erscheinung, die der Entwicklung aller europäischen Staaten in dieser Zeit grundsätzlich in fast gleicher Weise gemeinsam ist. Ein für die Beurteilung der deutschen politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht unwichtiger Gesichtspunkt. Wie oft hat man nicht den nationalen Aufschwung auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete wesentlich nur aus der Einheitsbewegung, ja wo möglich nur aus den politischen Ergebnissen der Kriege von 1866 und 1870—71 oder gar aus dem Zufluß der fünf Milliarden ableiten wollen! Es ist nichts damit: der stille Fortschritt der Bevölkerung ist die bei weitem mehr fundamentale Erscheinung und als solche abhängig von ganz anderen Mächten.

Sind wir aber mit der Betrachtung des numerischen und gleichsam mechanischen Fortschrittes bei der Ur-Ursache der Entwicklung angelangt? Nichts ist hier charakteristischer als die Bevölkerungsdaten des letzten Jahrfünftes im 19. Jahrhundert. Wir hörten, wie es in diesem geradezu zu einem Überschuß fremder Einwanderung über die Auswanderung gekommen war, und sahen, aus welchen Gründen die Nation eines Zuschusses fremder Volkskraft bedurfte. Kann unter solchen Vorgängen die Bevölkerungsbewegung der Nation an sich noch als das spezifisch nationale und geschichtliche Urphänomen betrachtet werden? Offenbar nicht: nicht als schiebend, als geschoben erscheint die Bevölkerung

in der Zunahme ihres Wachstums. Und das Element, das vorwärtsdrängt, tritt klar zutage: es ist die ökonomische Bewegung, es sind die zunehmenden Bedürfnisse, die wachsenden Ersparnisse, die steigenden wirtschaftlichen Energien des Volkes.

Wenn aber von dieser Grund- und Haupturſache aus der Fortschritt in West- und Mitteleuropa als ein im allgemeinen gleichmäßiger erscheint, so kann für ihn wiederum in diesem Falle, wie wir sahen, auch nur ein einziges, all den einzelnen nationalen Entwicklungen des Erdteils ziemlich gleichmäßig zugrunde liegendes wirtschaftliches Motiv maßgebend gewesen sein: und dieses Motiv ist das des Emporkeimens und Erblühens der freien Unternehmung und des Grundsatzes des freien Wettbewerbs. Und deshalb kann auch die Geschichte der jüngsten Vergangenheit der Nation als eines Gesamtkörpers nur von diesem Motive her als dem trotz tausend anderer Einflüsse zunächst und prinzipiell treibenden verstanden werden.

Wohl aber begreift man, wie nun das Wachstum der Bevölkerung doch wiederum als sekundäre Ursache auf die einzelnen Vorgänge der Wirtschafts- und namentlich der Sozialgeschichte bindend und formend einwirken mußte. Denn es veranlaßte schon durch sein Auftreten an sich, dann aber wieder auch tertiär, durch die Ergebnisse seiner Einwirkung auf die Gesamtschichtung der Bevölkerung, Verschiebungen, die groß genug waren, um die soziale und auch die äußerliche Lage der Bevölkerung ihrem Standorte nach stark zu verändern. Und auf diesem Gebiete verbanden sich die Wirkungen des Wachstums der Bevölkerung unauflöslich und unentwirrbar mit den stärksten selbständigen Einflüssen der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Wandlungen: und es kam durch deren vereintes Andrängen zu einer räumlichen Umschichtung der Nation, deren Ganzes von außerordentlichen Folgen auf die materielle wie die geistige Kultur wie auch auf die politischen Vorgänge gewesen ist und vielleicht noch mehr sein wird.

Standortsverschiebungen, zeitweilige wie dauernde, hat gerade das deutsche Volk mehr als irgendein anderes der europäischen Staatengemeinschaft erlitten. Welcher Unterschied zwischen dem Germanien der taciteischen Zeit mit dem Rhein und der Weichsel als Grenzen und dem deutschen Gebiete etwa im Beginne der Karlingenherrschaft, als die Deutschen westlich bis zum Ärmelkanal und tief in die Picardie hinein bis zur Somme, ja darüber hinaus noch bis zur Seine saßen, als sie dichtere Wohnstätten hin in das Gebiet der oberen Maas und der oberen Rhone mit ihren Nebenflüssen vorgeschoben hatten, während im Osten schon westlich der Elbe, in den Nordosthängen des Harzes, in Thüringen an der Saale, ja Ilm, und an der Donau um die Enns herum die Bereiche der Slawen begannen! Und welche Umwälzung wieder zwischen dieser frühkarlingischen Zeit und dem ausgehenden Mittelalter, da deutsche Kolonisten von neuem über Saale und Elbe und Oder und Weichsel vorgedrungen, da die baltischen Lande erobert worden waren und in Stockholm wie Bergen und Wisby deutsches Bürgertum blühte, da die Donauländer bis zur Leitha und darüber hinaus sich mit Deutschen füllten hin bis zum fernen Siebenbürgen! Nur das Meer im Norden und die Alpen im Süden haben sich als einigermaßen feste geschichtliche Grenzen unserer Nationalität bewährt[1].

Im Verlaufe dieser ungeheuren Verschiebungen und dieser langen Geschichte haben sich aber die Volksbewegungen immer in den gleichen Formen vollzogen, soweit diese mit den Wanderungen vieler Individuen innerhalb desselben Raumes und darüber hinaus ein für allemal gegeben sind; sie waren entweder zentripetal: von vielen Seiten her auf einen bestimmten Punkt gerichtet, oder zentrifugal: von einem bestimmten Punkte nach vielen Seiten wegstrebend,

[1] Über Verlauf und Bedeutung dieser Verschiebungen wird im zweiten Bande noch genauer zu reden sein.

oder endlich diskursiv: regelloser von einer Stelle nach einer anderen verlaufend. Dabei waren sie alle im allgemeinen zwangsläufig: gebunden an die gegebenen Verkehrswege; und diese Zwangläufigkeit hat mit der Ergänzung der natürlichen Verkehrswege durch künstliche, zuletzt durch die Eisenbahnen, noch erheblich zugenommen.

Soweit nun solche Bewegungen die Grenzen des gegebenen nationalen Raumes weit überfluteten, gehören sie der Hauptsache nach der äußeren Geschichte unseres Volkes an, die uns hier nicht beschäftigt; freilich mit einer bedeutenden Ausnahme: der Nation ist es bekanntlich vergönnt gewesen, im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts dem damaligen Deutschland ein koloniales Deutschland unmittelbar jenseits seiner Grenzen anzufügen, das dann im vollsten Sinne Teil unseres Wesens geworden, ja, von dem her uns die jüngste politische Einheit geworden ist. Gewiß: auch die anderen Ausbrüche unserer Nationalität weit über die Grenzen hinaus sind uns völlig verloren nicht gegangen und sollten uns vor allem in unserem Zeitalter des Verkehrs nicht verloren gehen: denn gerade auf ihnen beginnt sich heute langsam ein ganz neuer Begriff der Nation, ja des Staates aufzubauen[1]. Innerhalb des allgemein gegebenen nationalen Raumes aber hat die Bedeutung der nationalen Wanderungen und der ihnen zugrunde liegenden wie der aus ihnen hervorgehenden Verschiebungen wesentlich davon abgehangen, inwieweit der Stand des Transportwesens und der Verkehrswege bereits gestattete, den Gesamtraum wirklich auch schon als ein Ganzes zu behandeln, oder vielmehr noch Begrenzungen innerhalb dieses Gesamtraumes notwendig machte. Und da kann nun eigentlich für das ganze Mittelalter noch nicht von einem einheitlich wirkenden Gesamtraum geredet werden. Die schöne Kaiserzeit kannte im Grunde nur abgeschlossene Verkehrsregionen, wie die

[1] Darüber Genaueres im nächsten Bande, dem der politischen Geschichte.

des Oberrheins, der Donau, des Mains, des Niederrheins, der Elbe, ohne daß diese Regionen anders als durch dünne Verkehrsfäden miteinander verbunden gewesen wären. Im späteren Mittelalter erweiterten sich dann diese Regionen zu je einer süddeutschen und einer norddeutschen Gesamtregion, wobei zugleich die deutschen Grenzen nach außen zu überschritten wurden: im Norden entstand das Gebiet der hansischen Beziehungen von England und Flandern bis Wisby und Nowgorod, im Süden der Verkehrsbereich der oberdeutschen Städte mit seinen engen Beziehungen zu Oberitalien, Genua, Mailand und vornehmlich Venedig. Erst im Verlaufe des 16. bis 18. Jahrhunderts sind dann diese beiden Gebiete, trotz aller partikularen und territorialen Zollgrenzen, enger zusammengewachsen, und zwar wesentlich durch den jetzt erst völlig lebendig, ja in dieser Periode geradezu maßgebend werdenden Verkehr auf den Flüssen. Die Flüsse, die in den geographischen Räumen unserer Nation fast durchweg von Süden nach Norden verlaufen, verbanden dadurch den Norden und Süden und wiesen zugleich, im Norden mündend, auf diesen als das eigentliche Machtgebiet: es ist eins der großen geographisch-historischen Momente unserer Entwickelung, das den Aufschwung Preußens erklären hilft, wie man denn auch nicht umsonst lange Zeit von einer Maingrenze gesprochen hat: der Main ist der einzige wirklich große deutsche Binnenfluß, der im Gegensatz zum sonst süd-nördlich gerichteten nationalen Flußsystem eine ostwestliche Richtung einhält.

Um 1900 aber durfte man schon sagen, daß, soweit die Nation im Reiche geeint ist, das Reich ihr auch einen einzigen Raum zu innerer Bewegung darbot. Gewiß bestanden innerhalb dieses Raumes im einzelnen noch Unterschiede und Vorzüge wie Nachteile günstiger und weniger günstiger gelegener Gegenden; wenn auch zu bedenken war, daß sie damals gerade das letzte Menschenalter, soweit es zunächst auf die reine Verkehrsgelegenheit ankam, durch die Verdichtung des Eisenbahnnetzes und das System der Klein-

bahnen auszugleichen versucht hatte. Hiermit hing es auch wohl zusammen, daß der Nahverkehr in der letzten Zeit besonders stark zugenommen hatte — die durchschnittliche Eisenbahnfahrt einer Person in Deutschland betrug 1880: 30,13 km, 1890: 26,34 km, 1899: 23,12 km —: denn die besseren Verkehrsgelegenheiten vermögen wohl gewisse kleinere Ungunstmomente der Lage einer Gegend auszugleichen, während sie die Gesamtwirkung dieser Lage im großen umzugestalten außerstande sind. Daß aber eine solche Gesamtwirkung noch immer besteht, ja gerade im großen und ganzen des Raumes infolge besserer Verkehrsmöglichkeiten erst recht hervortritt, das lehren die folgenden Daten aus dem Jahre 1890 —, aus einer Zeit noch ungefähr vor den letzten großen Bevölkerungsverschiebungen. Nach der Volkszählung dieses Jahres, die u. a. auch den derzeitigen Aufenthaltsort und den Geburtsort der gezählten Personen feststellte, konnte man das Reich in drei große Gebiete zerlegen: ein Südgebiet südlich des Mains, ein Westgebiet zwischen Main und Elbe und ein Ostgebiet östlich der Elbe. Dabei ergab sich, daß von den Bewohnern des Westgebietes 630 792 aus dem Ostgebiet stammten, dagegen nur 490 976 des Ostgebietes aus dem Westen. Weniger lebhaft erwies sich der Austausch zwischen Westen und Süden: im Westen wurden 236 089 Einwohner gezählt, die aus Süddeutschland stammten, im Süden 216 881, die aus dem Westen gekommen waren. Die schwächsten Beziehungen entstanden endlich zwischen Süden und Osten: vom Osten waren 55 874 Personen nach dem Süden, vom Süden 39 558 nach dem Osten gewandert. Im ganzen aber ergab sich aus diesen Zusammenhängen, daß der Osten durchweg verloren hatte; er hatte an den Westen 139 816 und an den Süden 16 316, im ganzen 156 132 Köpfe mehr abgegeben als empfangen. Der Westen dagegen hatte vom Osten die schon genannte Anzahl von 139 816 Köpfen und vom Süden 19 208, im ganzen 159 024 Köpfe gewonnen. Der Süden endlich verhielt sich in Gewinn und Verlust ziemlich gleich. Es war also ein Zug nach dem Westen,

der in diesen Zahlen deutlich zum Ausdruck gelangte: nicht bloß als ein Zug der Arbeiterbevölkerung, sondern als eine allgemeine Erscheinung war er unverkennbar —, und ihm entsprach ein Hinwegstreben vom Osten.

Was hat man da nun vor sich? Es ist der Durchschnitt einer der großen diskursiven Volksbewegungen des letzten Jahrhunderts.

Im ganzen aber wird man solcher Bewegungen während des 19. Jahrhunderts der Zeit nach zwei unterscheiden können, die freilich aufs engste miteinander zusammenhängen.

Ein erster Zug ging an die See im allgemeinen. Er setzte um das Jahr 1830 ein und hatte stärkere Akzente wiederum in dem Jahrzehnt von 1850 auf 1860. Es war die Blüteperiode vornehmlich der Ostseestädte: Stettins, Danzigs, Königsbergs. Freilich war der Verkehr dabei nach heutigen Begriffen noch gering. Von neuem nahm dieser Zug dann zu mit der Vollendung und Vereinheitlichung des binnenländischen Eisenbahnnetzes und der Flußkorrektionen sowie der enormen Entwicklung des Exports in dem Jahrzehnt von 1870 auf 1880. Und dieses Mal waren es die Nordseestädte, die vor allem gewannen: Hamburg, Bremen, und außerhalb des Reichsgebietes, aber auf gemeindeutschem Boden Antwerpen und später Rotterdam.

Diesem Zuge nach dem Norden, der aber in seinen letzten Zeiten schon der Hauptsache nach ein Zug nach dem Nordnordwesten geworden war, trat dann im letzten Menschenalter des 19. Jahrhunderts ein immer stärkerer Zug direkt nach dem Westen zur Seite. Wir haben ihn in seinen Ergebnissen um das Jahr 1890 schon kennen gelernt. Später nahm er noch mehr zu. In der Rheinprovinz und Westfalen zogen in dem Jahrfünft von 1895 bis 1900 359743 Personen mehr zu als weg, während der Überschuß des Zuzugs im Königreich Sachsen nur 89477, in Baden nur 29775 Personen betrug. Dagegen verlor der landwirtschaftliche Osten Preußens fast eine halbe Million Einwohner durch Abzug; und so wurde Ostpreußen das einzige

große deutsche Gebiet, das in diesem Jahrfünft eine Bevölkerungsverminderung erfuhr: Ende 1895 hatte die Provinz 2000700 Einwohner, 1900 nur noch 1999000.

Was war nun der Grund für diesen Zug erst nach dem Norden, dann nach dem Nordwesten, endlich fast nach dem gesamten Westen? Gewiß zum großen Teile der Drang in die Industriebezirke Rheinlands und Westfalens. Aber ist damit die letzte Ursache aufgedeckt? Auch die Bergbau- und Industriebezirke Schlesiens, Lothringens, des Saargebietes hatten einen Bevölkerungszudrang aufzuweisen. Aber er hielt sich in weit mehr lokalen Grenzen. Für Westdeutschland kam noch etwas anderes hinzu: die Nähe des Atlantischen Ozeans, des Weltmeers, dem ja auch die Industrie ein gut Teil ihres Aufschwungs verdankte. Bei den modernen Transportmitteln und der zunehmenden Verbesserung des Rheinbettes kamen die Gegenden des Niederrheins immer mehr halb und halb ans Meeresgestade zu liegen; dringt doch jetzt etwas vom Verkehrshauche der See selbst bis nach Frankfurt und Mannheim hinauf und zu den neugegründeten Häfen Badens und Elsaß-Lothringens bei Kehl und Straßburg. Und so kann man mit einer gewissen Übertreibung wohl sagen, daß das Reich in seinem gesamten Westen anfängt, ein Anseestaat zu werden, wie man im 18. Jahrhundert, zu Zeiten, da Bremen, Hamburg und Lübeck fast die einzigen deutschen Häfen waren, die alten Hansestädte wohl verballhornend Anseestädte zu nennen pflegte. Der Zug zum Weltmeer ist's, der die gewaltigsten diskursiven Volksbewegungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit auf deutscher Erde vorbereitete und bestimmte: ein Zug der freien Unternehmung ins Große, hinaus über die Grenzen des Reiches, hinein in die Welt! Und, eben aus diesem Zusammenhange heraus, ein elementarer Zug, den nichts in seiner Entfaltung hemmen kann! Gewiß setzte sich zu diesem Zuge neuerdings eine andere Strömung in Gegensatz, eine Richtung vom Meere hinweg ins Binnenland, eine Erscheinung, deren Dasein sich wohl auch für

England und die Vereinigten Staaten nachweisen ließe: aber es war doch nicht die elementare, die weltgeschichtlich verknüpfende und dauernde Bewegung. Diese drängt vielmehr zum atlantischen Gestade; und wenn irgendeine Wirkung der modernen Wirtschaftsentwicklung dauernd feststeht, so ist es die, daß für die größeren Reiche der Erde die Zeiten notwendiger Geltung zur See hereingebrochen sind.

Neben diesem gewaltigen diskursiven Zuge nach dem Westen, vornehmlich nach dem Nordwesten, vollzog sich im Innern des Reiches eine Fülle zentripetaler und zentrifugaler Wanderungen.

Die zentripetale Wanderung war im allgemeinen der Zug zur großen Stadt, mochte diese nun von alters eine Großstadt sein oder eine Industriestadt von heute und gestern. Es war der bekannteste Vorgang in der Wanderung der Bevölkerung überhaupt; unzählige Male schon ist er bald wissenschaftlich, bald künstlerisch zur Darstellung gelangt. Hier nur wenige Daten.

Große Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern gab es im Reiche um 1840 nur zwei: Berlin und Hamburg. Sehr natürlich in einem Zeitalter vor Eisenbahnen und modernen Kanälen. In dieser Vorzeit der Gegenwart waren große Städte nur möglich an der See oder an schiffbaren Binnenwasserwegen — deren Berlin um 1840 weitaus die besten auf deutschem Boden hatte —: oder sie mußten so klein bleiben, daß sie von der Zufuhr eines Umkreises von ein bis zwei Tagereisen Durchmesser leben konnten. Darum kam die Zeit der Großstädte erst mit den steigenden Verkehrsmöglichkeiten der sechziger und siebziger Jahre. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es deren im Reiche etwa dreißig; und während sie alle zusammen zu Anfang der sechziger Jahre erst 2½ Millionen Einwohner gezählt hatten, war diese Zahl im Jahre 1900 auf etwa 9 Millionen gestiegen. Neben die ganz großen Städte aber, die meist auf eine stattliche Vergangenheit zurücksahen, wie München, Nürnberg, Frankfurt, Leipzig, Dresden, Breslau, Hannover,

Köln — von den größten, Hamburg und Berlin, nicht zu reden, — traten bald Großstädte, von denen vorher wenig zu hören gewesen war: Mannheim-Ludwigshafen, Crefeld, Düsseldorf, Oberhausen, Barmen-Elberfeld, Chemnitz, Kattowitz, und an sie schloß sich ein Reigen kleinerer, in denen sich die Bevölkerung auch noch oft verfünffachte, wie in den sächsischen Landen etwa Glauchau, Meerane, Crimmitschau, Werdau und Reichenbach. Es war ein Wachstum, das fast kolonial anmutete: ein Vorgang, der Angehörigen der Vereinigten Staaten das Leben in Deutschland vielfach besonders angenehm, weil heimlich gemacht hat.

Dieser Bewegung aber, wie sie nicht zum wenigsten wirtschaftlich von der Industrie und sozial von der Bildung des vierten Standes ausging, lief, beinah aus demselben Grunde, eine geradezu entgegengesetzte, wenn auch schwächere, zunächst zentrifugale parallel.

Die alten Exportindustrien des Mittelalters waren Luxusindustrien gewesen, sie hatten sich deshalb an den schon bestehenden Handelsmittelpunkten angesiedelt. Die neuen Großindustrien dagegen des 18. Jahrhunderts wie auch die stark entwickelten Hausindustrien dieser und früherer Zeit waren dem billigen Arbeitslohn, der Erzeugung der Rohstoffe, der Wasserkraft nachgezogen; sie waren im wesentlichen auf dem platten Lande zu Hause, in den Mittelgebirgen und in ihren Abfallstälern, den wasserreichen Ausgangsgegenden in die Tiefebene.

Da kam die erste Periode der modernen Verkehrsverbesserungen. Die ersten großen Eisenbahnen wurden gebaut; ihr spärliches Netz zentralisierte nach nur wenigen Knotenpunkten; diese wurden leicht mit Lebensmitteln versehen, das Leben war bei noch nicht stark gestiegener Grundrente billig, und so fand die Industrie hier bequeme Löhne. Dazu kamen an diesen Orten leichte Anfuhr der Rohstoffe, billiger Kredit, rasch vermittelter Absatz, günstige Verwertung von Abfällen und eine Fülle technischer und künstlerischer Bildungsmittel. Ließ man nun gar noch die alten Wasser-

kräfte im Stich zugunsten der Dampfkraft, so war der Vorteil eines Umzugs nach der Großstadt, nach dem Eisenbahnknotenpunkt, augenscheinlich. Es war die Konstellation, die seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts eintrat. Aber sie änderte sich wieder seit den siebziger und achtziger Jahren. Jetzt gab es bald Eisenbahnen überall, und der Transport der Erzeugnisse wurde billig. Gleichzeitig stieg die Grundrente in den großen Städten gewaltig, und Löhne und Lebensmittelpreise zwischen Stadt und Land glichen sich aus. Da war denn die entscheidende Frage für die Ansiedlung der Industrien und damit die Ansiedlung und teilweise auch die Entstehung des vierten Standes die, wo sich wohl die Rohstoffe am bequemsten und billigsten, womöglich in Verbindung mit Kohle vorfinden möchten. Und wiederum vollzog sich ein Umzug nicht weniger Industrien. Die Stadt wurde verlassen und das Land in vorteilhaften Richtungen zentrifugal aufgesucht: ein Land freilich, das sich dann selbst bald wieder zur Industriegegend und nicht selten zur Industriestadt umgestaltete.

Indem aber all diese Umwälzungen, teils zentripetal, teils zentrifugal, vor sich gingen, war das an erster Stelle entscheidende Motiv für sie im allgemeinen immer wiederum das wirtschaftliche, verstärkt freilich durch die schweren Akzente fortschreitender Vermehrung der Bevölkerung. Und so läßt sich im ganzen wohl sagen, daß das neue äußere Gewand unserer Heimat, daß die moderne Eingewöhnung der Nation in ihr Land schließlich grundsätzlich und der Hauptsache nach doch eine Folgeerscheinung gewesen ist der ungeheuren wirtschaftlichen und sozialen Umbildungen, die man in der Heimat erlebte. In Preußen wohnten nach einer Schätzung vom Jahre 1753 von 1000 Einwohnern damals 302,5 in Städten — und zwar meist sehr kleinen Städten — und 697,5 auf dem Lande: es war ein Zustand, der im allgemeinen, unter manchen Schwankungen des Verhältnisses zwischen der Einwohnerzahl großer und kleiner Städte, noch über ein Jahrhundert erhalten blieb; das

Wachstum der Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam wesentlich dem platten Lande zugute, und noch 1864 wohnten von 1000 Personen nur 310,7 in Städten. Dann aber machte der städtische Anteil eine reißende Steigerung durch; 1871 betrug er 324,1, 1885: 372,7, 1895: 406,7 vom Tausend. Und gehen wir von Preußen auf das Reich über, so lebte gegen Ende des Jahrhunderts rund die Hälfte der Bevölkerung schon in Ortschaften mit über 2000 Einwohnern und rund ein Drittel in Gemeinden mit über 10000 Einwohnern; und die Zahl dieser Gemeinden war im Jahre 1900 auf 473 gewachsen. Damit trat denn im Reiche trotz aller Zunahme der Bevölkerung (von 40,9 Millionen im Jahre 1871 auf 56,4 im Jahre 1900) sogar ein absoluter Rückgang der ländlichen Bevölkerung von 26,3 Millionen im Jahre 1882 auf 25,9 Millionen im Jahre 1895 ein: so daß nun das platte Land nur noch mit 50 % an der Gesamtbevölkerung beteiligt war, gegen noch 58 % im Jahre 1882. Im Jahre 1900 aber zählte man in Gemeinden unter 2000 Seelen, die man im ganzen wohl heute als ländlich wird bezeichnen dürfen, 25,73, in Gemeinden von 2000 Seelen und darüber aber 30,63 Millionen Einwohner. Dabei waren die Städte unter 2000 Einwohnern im allgemeinen stationär geblieben, und die Mittelstädte waren mit ihren Einwohnerzahlen im allgemeinen nur eben der Gesamtzunahme der Bevölkerung gefolgt.

So war es denn die Großstadt, deren Wesen sozial wie psychisch immer mehr und schließlich vornehmlich den Typus des spezifisch modernen Lebens zu bestimmen begann. In ihr setzte sich zunächst die Unraft des ganzen Daseins, das charakteristischste Zeichen vielleicht des freien Wettbewerbs, in der entschiedensten Weise durch. Es krönt in dieser Hinsicht gleichsam alle Nachrichten über die inneren Verschiebungen der Bevölkerung, wenn wir erfahren, daß in Breslau, einer Stadt von 400000 Einwohnern, die Zahl der umgezogenen Personen im Jahre 1899 nicht weniger

als 194602 betrug, und daß in Hamburg mit seinen 700000 Einwohnern im selben Jahre gar 212783 Parteien die Wohnung wechselten. Und es gibt ein superlativisches Bild zu den allgemeinen Vorgängen der Zu- und Abwanderung, wenn im gleichen Jahre, ausschließlich der Reisenden, in Breslau 60283 Personen als zugezogen und 54231 als abgezogen und in gleichem Sinne in Hamburg 108281 und 86245 Personen gemeldet wurden[1]. Dabei sind die vorübergehenden Wohnungswechsel und Wanderungen noch gar nicht gerechnet. Denn wer will die Scharen von Menschen zählen, die tagaus tagein der Stadt zur Arbeit zueilen, um sie abends wiederum zu verlassen? Und wer hat schon eingehend und ziffermäßig genau die vorübergehenden Strömungen der Bevölkerung untersucht, in deren Verlauf im April bis Juni wie im November und Januar Höhepunkte des Arbeitsangebotes in den großen Städten einzutreten pflegen?

Mit der äußeren Unruhe aber wurden die Massen auch innerlich rastlos und unstet; und eine Wechselwirkung innerer Motivationen und äußerer Beweglichkeit trat ein, unter der sich ein neuer Menschenschlag, der Schlag der großstädtischen Reizsamkeit, emporbildete. Eine höhere Freiheit der persönlichen Lebenshaltung wurde verlangt und erreicht: alle alten Schranken, Zünfte, gewerbliche Zwangrechte, Einordnung in soziale Zwangsvorstellungen fielen die Arbeit wurde der genossenschaftlichen Elemente ihres Wesens beraubt, und das patriarchalische oder gar noch familienhafte Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber schwand sogar im Bereiche persönlicher Dienstleistung. Aus der Atmosphäre größerer Freiheit aber erwuchs die Sehnsucht nach stärkerem Genuß, edlem wie unedlem: die Ungebundenheit des geschlechtlichen Lebens, der entnervende Besuch der Singspielhallen, die Freude an der bunten Pracht der Schaufenster, der ernste Besuch der Museen, das Hindrängen

[1] Sombart, Der moderne Kapitalismus Bd. 2, S. 329.

zum belehrenden Vortrag und zur beseligenden Wirkung der Musik. So entstand, freilich auf dem Untergrunde zumeist des primitivsten Motives, des Aufsuchens höherer Löhne in der Stadt, doch gerade für die Begabtesten und Willenskräftigsten eine andere geistige Umwelt, eine Luft, in der sich neben ästhetischen Interessen auch politische — und sie oft noch früher als diese — einfanden. Jener soziale Untergrund der führenden Klassen der Großstadt wurde geschaffen, der empfänglich ward für die bösen wie die guten Seiten der neuen Kultur, der Resonanzboden gleichsam des verlockenden Geisteslebens der Reizsamkeit.

Es ist eine Bewegung, die vor allem anderen eingeordnet werden muß in die Geschichte der sozialen Umwandlungen jüngster Vergangenheit, sollen diese zum rechten Verständnis gelangen. Es ist die Strömung, die denjenigen Teilen der neuen sozialen Schichtung, welche die Großstädte zum Standort haben, mindestens geistig, oft aber auch politisch ohne weiteres einen Vorsprung gab vor der Entwicklung des entsprechenden Teils des platten Landes. Die städtischen Teile waren es daher, welche den Gesamtton des sozialen Fortschrittes, namentlich auch in seinen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, in der Veränderung der Tracht, der gesellschaftlichen Haltung, des geistig-sozialen Habitus bestimmten: und in diesem Sinne kann man von einer Verstadtlichung wie unserer gesamten Kultur, so auch unserer ganzen sozialen Entwicklung sprechen. Und dies alles wiederum sind Elemente, deren Werden und Wachstum man ganz auf sich wirken lassen muß, will man den tieferen Verlauf auch der inneren, ja selbst der äußereren Politik dieser neuen Zeit deutscher Entwicklung verstehen.

Regiſter.

Bearbeitet von Dr. Joh. Martens in Leipzig.

A. Perſonenregiſter.

Abbe, Ernſt 120.
Alembert, Jean le Rond d' 92.
Ampère, André Marie 94.
Arkwright, Sir Richard 237.
Arago, Dominique François 148.
Aſentjeff, Elſa 275 Anm.

Bacon von Verulam, Lord Francis 79.
Beard, George M. 269.
Bell, Graham 144.
Beſſemer, Sir Henry 198.
Binswanger, Otto 310.
Bismarck, Otto Fürſt von, Charakter ſeiner Politik 301.
Bitzius, Albert (Jeremias Gotthelf) 396.
Blair, amerikaniſcher Generalpoſtmeiſter 157.
Boeckh, Richard, Statiſtiker 427.
Böhme, Jakob 84.
Böhmert, Viktor 237, 464.
Borſig, Johann Karl Friedrich Auguſt 243.
Boulton, Matthew 195.
Boyle, Robert 93.
Bruno, Giordano 84.
Bruth, Elektrotechniker 207.
Bücher, Karl 11, 18 Anm.
Büſch, Johann Georg 173.
Bunſen, Robert Wilhelm, Chemiker 200.

Cäſarius, Abt von Heiſterbach 77.
Caprivi, Graf Leo von, Reichskanzler 438.
Carnot, Nicolas Léonard Sadi, Phyſiker 96.
Church, amerikaniſcher Konſul in Bordeaux 136.
Clauſius, Rudolf Julius Emanuel, Phyſiker 96, 287.
Cugnot, Erfinder der Dampfwagen 119.
Cunard, Samuel 136.

Dädalos 101.
Daguerre, Louis Jacques Mandé 148.
Danhauſer, Joſef 459.
Dante Alighieri 126.
Darwin, Charles 3, 97 f., 306.
Davy, Sir Humphry 207.
Delbrück, Max 418.
Delbrück, Rudolf, Staatsmann 440.
Descartes, René 91.
Dürer, Albrecht 249, 462.

Ebers, Georg 308.
Eberſtadt, Rudolf 224 Anm.
Ediſon, Thomas Alva 207.
Eliſabeth, Königin v. England 130.
Engel, Ernſt 456.
Engels, Friedrich 465.
Euklid 81.
Eulenburg, Franz 163, 224 Anm.
Euler, Leonhard 92.

Faraday, Michael 94.
Frank, Sebaſtian 84.
Franklin, Benjamin 94.
Freycinet, Charles Louis de Saulces de 140.
Friedrich der Große, Straßenbau unter ihm 128.
Fugger, Familie 160.
Fulda, Ludwig 271.
Fulton, Robert 136.

Galilei, Galileo 3, 91, 100.
Galvani, Luigi 94.

Gauß, Karl Friedrich 126.
Gerson, Berliner Kleiderfirma 338, 358.
Gerstner, Franz Josef Ritter von 130.
Gilbert, englischer Arzt 94.
Gittermann, Wilhelm 302.
Goethe, Johann Wolfgang von 173, 270; Faust 2; Hermann und Dorothea 259.
Graff, Ludwig von 99 Anm.
Gramme, Zenobe Theophil 206.

Halske, Johann Georg 120.
Harkort, Friedrich Wilhelm 130.
Hartmann, Richard, Industrieller 243.
Hebbel, Friedrich 310.
Hecht, Felix 316, 450.
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 6, 461.
Heilmann, Erfinder der Stickmaschine 193.
Hellpach, Willi 269 Anm., 275.
Hellriegel, Friedrich Hermann 202.
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von 3, 96 f.
Helmont, Johann Baptist van 85.
Herder, Johann Gottfried von 6.
Herrmann, Emanuel 465.
Hertz, Heinrich 96, 287.
Herzog, Rudolf, Berliner Firma 358.
Hildebrand, Bruno, Nationalökonom 11.
Hill, Rowland Viscount 156.
Höhne 360.
Hofmann, August Wilhelm von, Chemiker 200.
Hohenheim, Theophrastus Bombastus Paracelsus von 85.
Holbein, Hans 249.
Hooke, Robert 105.
Huber, F. C. 163 Anm.
Humboldt, Alexander von 177.
Huxley, Thomas Henry 306.
Huygens, Christian 92, 105.

Immermann, Karl Leberecht 315.
Jablochkoff, Elektrotechniker 207.
Jeremias Gotthelf siehe Bitzius, Albert.
Johnson Erfinder 237.
Joule, James Prescott 96.

Kapp, Industrieller 164.
Kekulé von Stradonitz, Friedrich August, Chemiker 200.
König, Friedrich, Erfinder der Schnellpresse 146.
König und Bauer, Fabrik bei Würzburg 146.
Kopernikus, Nikolaus 83.
Kramer-Klett, Nürnberger Firma 243.
Kretzer, Max 477.
Krupp, Alfred 198, 234, 243 ff., 464.
Kues, Nikolaus von 76, 84.

Lagrange, Josef Louis 3, 92.
Lamprecht, Georg Friedrich von 237.
Lassalle, Ferdinand 461, 465.
Lavoisier, Antoine Laurent 93, 96.
Leibniz, Gottfried Wilhelm von 87, 91 f., 148.
Lessing, Gotthold Ephraim 78.
Levasseur, Emil 413.
Liebig, Justus von 95, 200 f., 203, 401.
List, Friedrich, Nationalökonom 10, 132.
Luther, Martin 83, 336, 355, 395; sein Wunderglaube 77.

Marconi, Guilelmo 145.
Marggraf, Andreas Siegmund, Chemiker 204.
Martin, Industrieller 198.
Marx, Karl 11, 121, 461, 464.
Maudsley, Henry 192.
Mayer, Jul. Robert von, Naturforscher 3, 96 f.
Meier, Hermann Henrich, Gründer des Norddeutschen Lloyd 137.

Melanchthon, Philipp, ſein Wunderglaube 77.
Mendelſon, Max 340 Anm.
Menzel, Adolf von 310.
Meviſſen, Induſtrieller 164.
Mill, John Stuart 79.
Mitſcherlich, Eilhard 200.
Mohl, M. 236.
Molière, Jean Baptiſte Poquelin 300.
Mommſen, Theodor 287.
Moritz, Prinz von Oranien 90.
Mulhall, Michael 163.

Nagler, Karl Ferdinand Friedrich von, preußiſcher Generalpoſtmeiſter 129.
Napoleon I., Straßenbau unter ihm 128, 280.
Newcomen 108, 119, 194.
Newton, Iſaak 3, 87, 91.
Nietzſche, Friedrich 301, 311.

Oerſted, Hans Chriſtian 94.
Ohm, Georg Simon 94 f.
Oppenheim 310.
Oswald, J. G. 274.

Papin, Denis 119, 194.
Pereire, Gebrüder 160.
Platzhoff 278.
Polenz, Wilhelm von 417, 477.
Polich, Auguſt, Leipziger Firma 358.

Raiffeiſen, Friedrich Wilhelm 399, 449.
Ranke, Leopold von 287.
Reinhold 481.
Reis, Philipp 144.
Rembrandt 462.
Reſſel, Joſef 136.
Reuleaux, Franz 353.
Riemenſchneider, Tilman 249.
Rodbertus, Johannes Karl 449.
Roſcher, Wilhelm 11, 464.
Rothſchild, Bankhaus 160.
Rümler, von 418.
Runge, Ferdinand 200.
Ruskin, John 308.

Savery, Thomas 194.
Schäffle, Albert 449.
Scheele, Karl Wilhelm, Chemiker 96.
Scheiner, Julius, Aſtrophyſiker 67.
Schichau, Ferdinand 245.
Schiller, Friedrich von 125, 173.
Schmoller, Guſtav von 11, 168, 355 Anm., 465, 489.
Schubart Edler von Kleefeld, Johann Chriſtian 191, 385.
Schultz-Lupitz, Albert 202.
Schulze-Delitzſch, Hermann 449.
Schwann, Theodor 97.
Schwarz 237.
Senefelder, Aloys 147.
Sertürner, Apotheker in Einbeck 199.
Sévigné, Marie de Rabutin-Chantal, Marquiſe de 157.
Shakeſpeare, William 299.
Siemens, Werner von 120, 133, 206; Siemens und Halske 207.
Silvius, Jakob 93.
Sloman, Robert Milos 137.
Sombart, Werner 11, 212 Anm., 214 Anm., 247 Anm., 285 Anm., 344 Anm., 360 Anm., 386, 393 Anm., 424 Anm., 455 f., 486, 503 Anm.
Spencer, Herbert 306.
Spietthoff, Arthur 224 Anm.
Stahl, Georg Ernſt, Chemiker und Arzt 96.
Steckner, Guſtav, Leipziger Firma 358.
Steffen, Guſtav 275, 298 f.
Stephan, Heinrich von 157.
Stephenſon, George 112, 126, 131.
Stevin, Simon 3, 90 f.
Stieda, Wilhelm 236 Anm.

Tacitus 29, 232, 384.
Tarde, G. 12.
Teleſio, Bernardino 84.

Thaer, Albrecht 191, 385, 400.
Thalbitzer, K. H. 454.
Thomas, Sydney Gilchrist 198.
Thukydides 466.
Tietz, Berliner Warenhaus 359.
Trevithik, Erfinder der Spurbahn 131.
Troeltsch, Walter 227 Anm., 371, 402, 409 Anm.

Verne, Jules 173.
Viktor Emanuel I. von Piemont 280.
Vinci, Lionardo da 4, 90.
Vischer, Peter 249.
Voigt, Paul 177.
Volta, Alessandro Graf 94.

Wagner, Paul, Agrikulturchemiker 418.
Wagner, Richard 310.
Wallace, Alfred Russell 306.
Watt, James 108, 119, 136, 192, 195.
Weber, Max 433.
Weber, Wilhelm Eduard, Physiker 126.
Weigel, Erhard 84.
Wertheim, Berliner Warenhaus 359.
Wilhem I., Kurfürst von Hessen 280.
Woehler, Friedrich 97, 200.
Wolf, Julius 276 Anm., 465.
Wundt, Wilhelm 99, 267.

Yessop, Erfinder der Eisenbahnschiene 130.

Zeiß, Karl 120.
Zola Emil 102, 308, 360.

B. Sachregister.

Abiturientenexamen 291.
Ackerbau, Anfänge und Mittelalter 19, 27 f., 41, 46; neuere Zeit 70.
Ackerbauschulen 448.
Adel, soziale Stellung 483 ff.
Ägypten 487.
Ärzte, Medizinmänner der Urzeit 21.
Afrika, Kultur 13.
Agenten 57, 180.
Agrikulturchemie 201 ff., 222.
Aina, Volksstamm Japans 13.
Aktiengesellschaften 264.
Akzeptkredit 160.
Albany in Nordamerika 136.
Alchymie 86, 93, 114.
Alexandrien 136.
Algier 168.
Allmende 27, 29, 31, 383, 393.
Alpenpässe 42.
Althändler 354.
Aluminiumtonerde 116.
Amsterdam 436.
Analogieschluß 74 ff.
Anhalt, Herzogtum, Landwirtschaft 202.
Ansiedelungskommission 446 f.
Antwerpen 497; Banken 160.
Anzeigen 57.
Apfelsinen 168.
Apotheker 199.
Appenzell 193.
Arbeiter 55, 236, 254, 325 ff., 409 ff. 432, 452 ff., 486.
Arbeiterbildungsvereine 335.
Arbeitgeber 408, 420.
Architektur 221, 253.
Argentinien 372.
Arnsberg 387.
Association internationale des Académies 149.

Aſtrologie 86.
Auerlicht 208.
Augsburg 42.
Auktionsgeſchäfte 358.
Außenbürger 39.
Ausſtellungen 57, 164, 240, 303.
Auſtralien, Kabel dahin 144.
Auswanderung 336, 389, 468, 487 ff., 491.
Automobile 129, 142, 145.

Baden (Großherzogtum) Landwirtſchaft 442, 447; Bevölkerung 497.
Bäckerei 338, 340, 343 f.
Bagdadbahn (Wien — Konſtantinopel—Meſopotamien) 135.
Bahnhöfe 142.
Baltiſche Provinzen, ſiehe Oſtſeeprovinzen.
Bandſägen 339.
Banken 50, 57, 150 ff., 158 ff.. 180, 224, 246 f., 450.
Banknoten 152, 158.
Barbiere 341.
Barmen 500.
Baſel 42.
Baſtgewebe 22.
Bauernbünde 451.
Bauernſtand 382 ff.
Baugewerbe 341, 344.
Baumwolle 182, 186, 188, 193, 216, 264, 324, 327, 402, 468.
Bauſchloſſer 347.
Bauunternehmer 344.
Bayern, Schiffahrt 142; Induſtrie und Gewerbe 359 f., 425; Landwirtſchaft 447; Bevölkerung 456.
Beamtentum 37.
Belgien, Bevölkerung 487 f.
Bergbau 50, 111, 130, 194, 208, 222, 265 f., 317 ff.
Bergen in Norwegen 43, 493.
Bergleute 327.
Berlin 298; Grundrente 177; Schiffahrt 139, 166; Bankweſen 160; Börſe 247; Rotherſtift 177; Gewerbe 358 ff., 423, 425; Induſtrie 240, 243, 338; Handwerk 334; Polen in Berlin 427; Bevölkerung 436, 499.
Berlin-Potsdamer Bahn 132.
Beſſemerprozeß, Beſſemerbirnen 109, 198, 202, 215, 244.
Bier (ſiehe auch Brauereien) 424, 468.
Bilder 147 f.
Bildhauer 285.
Bimetalliſten 439.
Biologie 97 ff., 113 f.
Blecharbeiter 328.
Blechbiegemaſchinen 192.
Blechinduſtrie 193.
Blei 188.
Bleicherei 201.
Blumen 168.
Bodenkreditbanken 450.
Bodenſee 136 f.
Böhmen, Adel 435.
Bönhaſen 332, 352.
Börſen 57, 144 f., 158 ff., 180, 247, 265 ff., 440.
Börſenverein der deutſchen Buchhändler 289.
Böttcher 341.
Bohrmaſchinen 109, 192, 339.
Bootsbau der Urzeit 18.
Boſton 144.
Botanik 102.
Brandenburg (Provinz) Landwirtſchaft 404, 442, 447; Polen 427.
Branntwein 203, 404, 424, 468.
Braſilien 487.
Brauereien 193, 203, 214, 344, 423 ff., 431.
Braunſchweig (Stadt) Handel 358.
Bremen, Handel und Schiffahrt 137, 141 f., 186, 188, 497; Landwirtſchaft 378.
Brennereien 193, 203, 214, 423 ff., 431 f.
Breslau 185, 387, 423, 499, 502.
Briefe 154 ff.
Briefkäſten 155.
Briefträger 155.

Bromberg 386.
Bronze 182.
Brückenbauer 347.
Brügge, Handel 126.
Brüſſel-Mechelner Bahn 132.
Buchbinder 193, 340, 346.
Buchdruck 105 f., 146.
Buchdrucker 106, 471.
Buchhandel 106, 180, 288 f.
Bürgerliches Geſetzbuch 301.
Bürgertum 59.
Bürokratie 481.
Bürſtenbinder 328.
Bund der Landwirte 451.
Burenkrieg 266.
Bußen 21.
Butter 400, 417.

Calais 144.
Calw 236.
Ceylon 13.
Chemie 3, 93 ff., 113 ff., 196 ff.
Chemnitz 500; Induſtrie 243.
Chicago 188.
Chiliſalpeter 202.
China, Straßenbau 128; Kabel dahin 144; Schrift 148.
«Commis voyageur» 358.
Compoundmaſchinen 195.
Crédit mobilier de France 160.
Crimmitſchau 500.

Damme bei Brügge 126.
Dampfhämmer 192.
Dampfmaſchinen (ſ. a. Maſchinen) 56, 108 ff., 129, 194, 211 f.
Dampfſchiffe 63, 119, 126, 134 ff.
Dampfwagen 119.
Danzig 497.
Darlehnskaſſenvereine 449.
Darmſtädter Bank 160.
Dekupierſägen 339.
Delikateſſenhandlungen 356.
Deutſche Bank 246 f.
Deventer 436.
Dichter 290.
Differentialrechnung 87 f., 91.
Donau 126, 493.
Dover 143.
Drahtloſe Telegraphie 145.
Drama 313.
Drechſler 341.
Dreifarbendruck 148.
Dreifelderwirtſchaft 368.
Dreſchgärtner 407, 431 f.
Dresden 499; Poſtkonferenzen 156.
Düſſeldorf 386, 500.
Dynamik 80, 88.
Dynamomaſchinen 196, 206, 217.

Ehrenbreitſtein 142.
Einbeck 199.
Eiſenbahnen 57, 63, 107, 115, 119, 128 ff., 246, 494, 496, 498.
Eiſenbahntarife 440.
Eiſenhandel 354, 363.
Eiſenhobelmaſchinen 192.
Eiſeninduſtrie 54, 111 f., 114, 184, 188, 192 ff., 214, 264, 266, 323, 328, 402.
Elbe 126 f., 141, 493.
Elberfeld 500.
Elektriſche Bahnen 208 f.
Elektriſches Licht 208.
Elektrizität 93 ff., 113 ff., 205 ff., 266.
Elektrotechnik 205 ff., 347.
Emiſſionsgeſchäfte 160.
Emmerich 141.
England, Handel 43, 164 f., 186, 359, 495, 499; Induſtrie 112, 127, 130, 143, 155, 191 ff., 211, 237 f., 325 ff., 402; Poſt 129, 156; Geldweſen 150, 160; Geiſtesleben 306; Landwirtſchaft 367, 369 f., 380, 382; Bevölkerung 457, 471, 477, 479, 483, 487 ff., Volkscharakter 298 f.
Engrosſortimente 360, 364.
Erbdreſcher ſiehe Dreſchgärtner.
Erlangen 95, 425.
Erz 182, 213.
Erzgebirge, Induſtrie 130, 193, 319, 324, 328.
Eſperanto 149.
Eſſen an der Ruhr, Induſtrie 243 f.

Eßsitten der Urzeit 21.
Exporthäuser 187.

Fabriken 56, 235 ff., 249, 326 ff., 338 ff., 386, 425, 453 ff.
Fachschulen 334.
Färber 236.
Färberei 201.
Fahrräder 142.
Familie 26 ff., 40.
Fayencefabriken 204.
Feigen 168.
Feilmaschinen 192.
Fernsprecher 115, 143 ff., 157.
Fichtelgebirge 328.
Fideikommisse 442 ff.
Fischerei 19, 222.
Flachs 33, 45, 381, 401.
Flaggen 148.
Flandern, Handel 43, 495; Landwirtschaft 422.
Fleischerei 338, 341, 343 f.
Fliegende Blätter 358.
Flugmaschinen 142, 145.
Fluxionslehre 87.
Fortbildungsschulen 334.
Fräsmaschinen 193, 339.
Frankfurt am Main 132, 144, 498 f.; Industrie 206; Handwerkerparlament 334.
Frankreich, Bevölkerung 487 ff.; Handel und Industrie 43, 127, 132, 140, 142 Anm., 199, 207, 211, 238, 242, 359; Postwesen 156 f.; Bankwesen 160; Landwirtschaft 369 f.; Arbeiter 457.
Frauenkauf 21.
Freizügigkeit 476.
Friesen 35.
Friesland 358.
Fulda (Fluß) 119.
Furtwangen 328.

Gärtnerei 417.
Galanteriewarenhandlungen 354.
Galizien 432 f.
Ganerben 35.
Gasbeleuchtung 104, 116, 208.
Gasmaschinen 196.
Gasthöfe 234.
Gastwirte 343 f., 354 f., 479.
Geflügelzucht 375.
Geistliche 481.
Gelbgießer 328.
Geld in der Stammeszeit 30; im späteren Mittelalter 40, 49 ff., 63; moderner Geldhandel 64, 149 ff., 182, 264.
Gemischtwarenläden 354.
Gemüsebau 375, 417.
Genfer See 136.
Genossenschaftswesen 311, 317 ff., 399, 417, 424.
Genua 495; Banken 160.
Geologie 102.
Geometrie 86.
Gerber 193, 215 f., 339 f.
Gerste 370 f., 400.
Gesang in der Urzeit 19.
Geschäftsreisende 186, 357, 363.
Geschichtswissenschaft 5, 8.
Gesellen 333.
Getreide 182, 184, 188, 203 f., 369 ff., 413, 435, 438 ff.
Gewehre 187.
Gewerbefreiheit 251, 334, 476.
Gewerbeordnungen 321, 334.
Gewerbevereine 335.
Gewerkschaften 318, 321 ff., 330, 461.
Gießen 95.
Gießer 245.
Glashandel 354, 363.
Glasindustrie 120, 180, 199, 201, 241 f.
Glasperlen 23.
Glauchau 500.
Gleichstrommaschine 133.
Göpelwerke 55, 111, 194, 235.
Gold, Goldwährung 200, 439.
Goldmacherei 114.
Gotha 358.
Grammescher Ring 206.
„Great Britain" Schraubenschiff 136.
Griechen 35.

Griechenland, Landwirtschaft 369.
Grobschmiede 41.
Groschen 150.
Großgrundbesitz 376 ff., 418 ff.
Großlichterfelde 133.
Gründungsgeschäft 160.
Grundherrschaft 32 f., 48, 376 ff.
Grundholde 377 f., 380.
Grunewald bei Berlin 177.
Grusonwerke 244.
Gürtler 328.
Gulden 40, 43, 150.
Gumbinnen 386.
Gußstahl 198.
Gutsbesitzer (s. a. Landwirtschaft und Bauernstand) 479.
Gymnasien 293.

Haarlem 436.
Hackbau 19.
Hafer 370.
Hamburg, Handel und Schiffahrt 137, 142, 166, 186, 374, 497; Bevölkerung 497, 499, 503.
Hamburg-Amerika-Linie (Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft) 137 f., 246, 304.
Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft 137.
Hammerwerke 197, 243.
Handel im Mittelalter 38, 42 ff.; neueste Zeit 111, 123 ff., 179, 250, 351 ff., 452 ff.
Handelshochschulen 292.
Handelsreisende 57.
Handelsverträge 438.
Handschuhmacherei 320, 345.
Handwerk 33, 37 f., 41, 45 ff., 235, 331 ff., 356, 479.
Hanfbau 33, 375.
Hannover (Provinz) Landwirtschaft 442.
Hannover (Stadt) 499.
Hanse 43 f., 162, 437, 495.
Hanseatische Dampfschiffahrts-Gesellschaft 137.
Hansestädte 498.
Harnischmacher 41.
Harz, Bergbau 130.
Hauderer 63.
Hausbau der Urzeit 18.
Hausgenossenschaft 27, 35.
Hausierhandel 46, 53, 59, 179, 317, 330, 351 ff., 375.
Hausindustrie 54, 236 f., 241, 317, 323, 330 ff., 386, 425, 453 ff.
Heilbronn 186.
Heilmittel 200.
Heißluftmaschinen 196.
Heisterbach im Siebengebirge 77.
Heliogravüre 148.
Hessen (Großherzogtum) Landwirtschaft 449.
Heuerlinge 406.
Hieroglyphen 148.
Hintersassen 33.
Hobelmaschinen 339.
Hochöfen 197, 213.
Höferollen 442.
Hohenheim bei Stuttgart 448.
Holländer, Papierfabrikationsmaschinen 109.
Holland siehe Niederlande.
Holzindustrie 54, 186, 193, 204 f., 319.
Holzmörser 18.
Holzschnitt 147.
Holzschnitzer 328.
Hudson, Schiffahrt 136.
Hufschmiede 41.
Hugenotten 238, 324.
Hundslauf 130.
Hungersnöte 368.
Hutmacherei 320, 345.
Hydrostatik 91.
Hypothekenbanken 450.

Ilm 493.
Ilsede in Hannover 198.
Impressionismus 308, 310.
Induktion 94.
Induktionsschluß 74 f., 79.
Industrie 54 ff., 123 ff., 190 ff., 386, 401, 452 ff., 500.
Ingenieure 243.

Insten 406 f., 432 f.
Italien, Industrie 130, 132, 207; Landwirtschaft 367, 369, 422; Bevölkerung 487 f., Handel 495

Jacquardstühle 109, 191.
Jagd 15, 19, 222.
Japan, Kultur 13; Schrift 148; Bevölkerung 487.
Jena 120.
Journalisten 285.
Juden 35, 356.
Julirevolution 239.
Jute 186.

Kabel 115, 143 f.
Kadzand in Holland 126.
Kähne der Urzeit 19.
Käse 417.
Kaffee 182, 188, 424.
Kakao 182.
Kali 202.
Kalifornien 168.
Kalisch 434.
Kammacher 345.
Kanäle 139 ff.
Kannebäckerländchen bei Koblenz 53.
Kap der guten Hoffnung 168.
Kapitalismus 50 ff.
Kartelle 65.
Kartenmacher 345.
Kartoffelanbau 368.
Kassenschrankfabrikation 347.
Katholizismus 311.
Kattowitz 500.
Kattunfabrikation 236.
Kauen (Stadt) siehe Kowno.
Kaufhäuser 187.
Kaufleute 35, 41 ff., 259 ff., 362 ff.
Kehl in Baden 498.
Kehlleistenfabriken 339.
Kehlmaschinen 339.
Kerzenzieher 345.
Kesselschmiede 245.
Kiel, Germaniawerft 244.
Kinderwagenfabrikation 346.
Kistenfabriken 339.
Klaviere 187.
Kleidermagazine 338.
Kleinasien 372.
Klempner 340.
Klingenmacher 323.
Köln (Regierungsbezirk) 387.
— (Stadt) 500; Handel und Schifffahrt 142, 186; Industrie 338.
Königsberg in Preußen (Regierungsbezirk) 387.
— (Stadt) 423, 497.
Köslin 386.
Kohlenbergbau und Kohlenindustrie 111 ff., 116, 184, 197, 213, 244, 264 f.
Kolonialwarenhändler 354 ff., 363.
Kommissionäre 57, 186 f.
Kommissionshandel 64, 182, 289, 362, 364.
Kompaß 4, 105.
Konditoren 340.
Konfektion 329, 338 f., 345, 358.
Konfektionslager 356.
Kongresse 303.
Konsortien 54.
Konstanz 42.
Konsuln 57.
Kontinentalsperre 382.
Konzerte 288.
Korbmacherei 346.
Kowno (= Kauen) in Rußland 43.
Kraftmaschinen 195.
Kramhandel 351 ff.
Kreditvereine, Kreditgenossenschaften 335, 399.
Kreditwesen 150 ff.
Krefeld 500.
Kreiselbahnen 142.
Kreissägen 339.
Küchengeschäfte 356.
Künstler 285, 290.
Kunnern in Schlesien 204.
Kunstgeschichte 6.
Kunstgewerbe 221.
Kunstschlosser 347.
Kupfer 116, 200, 264.
Kupferschmiede 245.
Kupferstich 147.

Ladengeschäfte 53, 335.
Lagerhäuser 64, 180.
Landesproduktenläden 354.
Landgüterrollen 442.
Landwirtschaft 190, 201 ff., 208, 222, 250, 366 ff.
Landwirtschaftliche Hochschulen 292, 448.
La Plata 374.
Laufen am Neckar 206.
Laurahütte in Schlesien 197.
Lawsche Zettelbank 160.
Leblancsches Verfahren 199.
Lebzelter 345.
Lederindustrie 193, 215, 339.
Le Havre 186.
Lehrer und Lehrerinnen 295.
Lehrlinge 334.
Leiden 436.
Leineweberei siehe Weberei.
Leipzig 132, 499; Messe 238; Handwerk 334; Gewerbe 358.
Leipzig—Dresdener Bahn 132.
Leitha 493.
Leuchttürme 208.
Liberalismus 251.
Licht, künstliches 207 f.
Lichtdruck 148.
Literaten 285.
Literaturgeschichte 6.
Lithographie 147 f., 345.
Liverpool 138, 186, 188, 374.
Lodzer Zeitung 434.
Lokalbahnen 115.
London 423; Schiffahrt 142; South-Kensington-Museum 112, 131; Börse 163; Ausstellungen 164, 240.
Lothringen, Bergbau 198, 498.
Ludwigshafen 500.
Lübeck, 12. und 13. Jahrhundert 42, 126.
Luftballons 142.
Luftschiffe 142, 145.
Luxemburg, Bergbau 198.

Maas 493.
Märkte 53, 180.
Magdeburg (Regierungsbezirk) 387.
Magnetismus 94.
Mailand 495.
Main 126, 495.
Maine, Fluß in Frankreich 168.
Mais 370.
Makler 180.
Maler 285, 290.
Malerei 170, 221.
Malz 370.
Mannheim 141, 186, 188, 374, 498, 500.
Manufakturen 55, 191, 237 f., 240 f.
Marienwerder 386.
Markgenossenschaften 28, 36, 39.
Marklosung 39.
Markobrunnen 178.
Martinprozeß, Martinwerke 198, 202, 244.
Maschinen 56, 107 ff., 192 ff., 243.
Maschinenbauer 245, 345.
Maschinengeschäfte 356.
Masken als Tauschobjekte 22.
Materialismus 302.
Mathematik 80 ff., 90 ff.
Maurerpoliere 344.
Mechanik 3, 80 ff., 90 ff., 194, 401.
Mechanische Werkstätten 347.
Mecklenburg, Großherzogtümer, Landwirtschaft 447.
Meerane 500.
Mehlfabrikation (s. auch Mühlen, Müllergewerbe) 344.
Mesopotamien 372.
Messen 180.
Messerschmiede 345.
Metallarbeit 53.
Metalldrehbänke 192.
Metalle 182.
Metallwarenfabrikation 245 f., 319.
Mikrophotographie 148.
Minden 387.
Minette 116, 198, 231.
Modelleure 243.
Modelltischler 245.
Möbelfabrikation 193, 340, 346.
Mörser 18 f.

Monteure 347.
Mosel, Weinbau 178.
Mühlen, Müllergewerbe (siehe auch Mehlfabrikation) 19, 193, 215, 236.
München, Bevölkerung 499; Gewerbe 360, 425.
Münzwesen 40, 150 ff.
Mule-Jenny 191, 238.
Muscheln als Tauschobjekte 22.
Musiker 285, 290.

Nadelfabrikation 215.
Nadelschmiede 345.
Nadler 328, 345.
Näherinnen 329.
Nähmaschinen 193, 338.
Nahrungsmittel 338.
„Nation", Zeitschrift 278 Anm.
Naturphilosophie 84.
Naturwissenschaften 2 f., 80 ff.
Negritos, philippinischer Volksstamm 13.
Nernstlampe 208.
Neuenburger See 136.
Neumark (Landschaft), Landwirtschaft 404.
Neuorleans 188.
Neuplatonismus 84.
Neuyork 136, 374.
Newcastle on Tyne 130.
Niederlande, Eisenbahnen 132; Kunst 170; Industrie 127, 186; Landwirtschaft 367, 369 f., 378 f.; Bevölkerung 487 f., 490.
Nil 487.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung 265, 278 Anm.
Norddeutscher Bund, Postwesen 156.
Norddeutscher Lloyd 137 f., 246.
Nordsee, Fischerei 176.
Notenschrift 148.
Nowgorod 43, 495.
Nürnberg 42, 499; Industrie und Gewerbe 105, 199, 243, 425.
Nürnberg-Fürther Bahn 132.
Nutmaschinen 339.

Oberemmel 178.
Oberhausen 500.
Oberlahnstein 142.
Obst 168, 417.
Oder 493.
Odessa 368, 374.
Österreichischer Lloyd 137.
Österreich-Ungarn, Verkehrswesen 130, 156, 173 f.; Industrie 207; Handwerk 341; die Polen in Österreich 427; Landwirtschaft 433; Geistesleben 465; Bevölkerung 488.
Offiziere 481.
Ostelbien, Kolonisation 42, 378.
Ostindien, Landwirtschaft 372 f.
Ostpreußen, Landwirtschaft 404, 447; Polen 427; Bevölkerung 497.
Ostsee, Fischerei 176; Handel 367, 380, 437.
Ostseeprovinzen, Handel 42, 52.

Pacht 32, 49, 376 ff., 430.
Palmkerne 182.
Pandynamismus 84, 86 ff.
Papierfabrikation 204 f.
Papiergeld 151 f., 158.
Pappenheim 328.
Parfümerien 200.
Paris 143, 149, 157, 388, 423.
Parkettfabriken 339.
Pelze 23, 180.
Peninsular and Oriental Steam Navigation Company 136.
Perlen 23.
Petersburg 132.
Petroleumlampen 207.
Pfahlbürger 39.
Pfalz, Industrie 328; Landwirtschaft 389.
Pfennige 150.
Pferdezucht 370.
Pfirsiche 168.
Pflügen 215.
Philadelphia 353.
Philippinen 13.
Phlogiston 96.

Photographie 102, 148, 290.
Photolithographie 148.
Phototypie 148.
Physik 2, 93 ff., 111.
Picardie 493.
Planktonforschung 176.
Plauen im Vogtlande 236.
Polen (Volk), polnische Arbeiter im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 277, 427, 472; Polen im deutschen Osten 427 f., 432 f.
Politisch-anthropologische Revue 269 Anm.
Pommern, Landwirtschaft 404, 447; Polen 427.
Portugal, Landwirtschaft 369.
Porzellan 180, 238, 354, 363.
Posamentenmacherei 320, 324.
Posen (Provinz), Landwirtschaft 404 f., 446; Polen 427 f.
Posen (Regierungsbezirk) 387.
Posen (Stadt) 185, 329.
Postverein, Deutsch-österreichischer von 1850 156.
Postwesen 129, 132, 136, 153 ff.
Presse 57.
Preußen, Entwickelung 495; Gewerbe 355; Industrie 127, 199, 456; Bergbau 322 f.; Landwirtschaft 371, 393, 400, 402, 404, 444, 446, 449; Bevölkerung 386 f., 427 ff., 456, 480, 497, 501 f.; Finanzen 480.
Psychologie 8.
Puddelprozeß, Puddelwerke 197, 215, 244.
Puddlingsbleche 198.
Pülsteriche 194.
Pumpen 194.
Pythagoräischer Lehrsatz 81.

Radierung 147.
Rahmenfabriken 339.
Raseneisenstein 231.
Realschulen 293.
Rechtswissenschaft 4 f.
Reeder 63, 137, 246.
Reformation 4, 312.
Reichenbach im Vogtlande 500.
Reichsbank 150, 167, 264.
Reichstagswahlen 461.
Reider 323.
Reis 188.
Reisen 173.
Reizsamkeit 281.
Reklamen 57, 147.
Renaissance 312.
Rentengutgesetz von 1890 446 f.
Rhein, Handel und Schiffahrt 43, 126, 137, 141, 166.
Rheinisch-westfälischer Industriebezirk 322.
Rheinlande, Industrie 116; Bevölkerung (siehe auch Polen) 497.
Riga 43.
Rindviehzucht 370, 400.
Rittergüter (siehe auch Großgrundbesitz) 381 ff., 418, 434, 484.
Riviera 168.
Roggen 369 ff., 400.
Rolltreppen und Rollwege 142.
Roßwein 328, 459.
Rotationspressen 109, 146.
Rotterdam 497.
Rübenanbau 368, 401.
Rüdesheim 178.
Ruhr, Handel 166.
Ruhrtal, Eisenbahnen 131.
Rumänien, Handel und Landwirtschaft 372 ff., 422.
Rußland, Eisenbahnen 132, 174; Finanzen 265; Handel 368 f.; Landwirtschaft 369, 371 ff., 432 f.; die Polen in Rußland 427.

Saale 493.
Saar, Weinbau 178; Landwirtschaft 449.
Saaten 180.
Sachsen (Königreich) Postwesen 154; Industrie 211 f., 238; Gewerbe 360; Finanzen 266, 467; Landwirtschaft 436; Polen in Sachsen 427; Bevölkerung 456 f., 490 f., 497.

Sachsen (Provinz), Landwirtschaft 404, 436; Polen 427.
Sachsengänger 436.
Sänger der Urzeit 21.
Salfränkisches Recht 29.
Samtweberei 191.
Sankt Gallen 193.
Sattler 193, 340.
Savannah in Amerika 138.
„Savannah", Dampfschiff 136, 138.
Schafzucht 370.
Schandau 141.
Schauspieler 285.
Schecks 152 f., 158.
Scheinwerfer 208.
Schieferarbeiter 328.
Schiffe, Schiffahrt, Schiffsbau 44, 63, 90, 105, 126, 134 ff., 244 f.
Schleifer 323 f.
Schleifmaschinen 193.
Schlesien, Industrie 116; Handel 358; Landwirtschaft 404, 432, 442; Polen 427; Bevölkerung 498.
Schleswig-Holstein, Handel 358; Landwirtschaft 442.
Schleusen 127.
Schlosser 41, 340, 345, 347.
Schmiede 41, 245, 317, 340.
Schmiedepressen 192.
Schneider 338, 340.
Schnellpresse 146.
Schokoladenfabriken 345.
Scholastik 82.
Schraubenschiffe 136.
Schreiner siehe Tischler.
Schriftsteller 290.
Schuhmacher 193, 339 f.
Schutzzölle 369, 374, 438 ff.
Schwabach 328.
Schwarzes Meer 367, 374.
Schwarzwald, Industrie 328.
Schweden (s. a. Skandinavien), Industrie 168, Bevölkerung 488.
Schweinezucht 371.
Schweiz, Industrie 207; Landwirtschaft 370, 448.
Schwertfeger 41, 345.
Seehandlung, Preußische 160.
Seide 182, 188, 236, 238, 320, 328.
Seifensieder 345.
Seilerei 340.
Selfactor 191.
Serbien, Landwirtschaft 422.
Sibirien 372.
Siebenbürgen 493.
Siemens-Martinprozeß (siehe auch Martinprozeß) 202.
Silber 43, 151 f.
Sippen 17 ff.
Skandinavien 367, 369.
Sklaven 23.
Slawen 493.
Soda 199.
Solingen 53.
Somme 493.
Sonneberg 328.
Sortimente 289.
Southampton 136.
Sozialdemokratie 461, 472.
Soziologie 8.
Spängler 41, 345.
Spanien, Landwirtschaft 369, 422.
Sparkassen 468.
Spedition 180.
Spekulationshandel 64, 182 ff.
Spiel in der Urzeit 21.
Spielwaren 54.
Spielwarenarbeiter 328.
Spinnerei 56, 108, 191, 215, 223, 237, 239, 324, 326.
Spiritus 371, 401, 425, 435.
Spitzenklöppelei 319, 324.
Sporer, Sporenmacher 41, 328.
Sprachwissenschaft 6.
Spree, Schiffahrt 141.
Städte 39, 499 ff.; Räte 48; wirtschaftliche Entwicklung 375, 422 f.; Rechtsleben 59.
Stahl 112, 114, 184, 198.
Staßfurt 202.
Statik 80.
Statistik 90.
Steine, geschliffene 54.
Stein-Hardenbergsche Reformen 381 f., 392, 430.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02437 3220